

Vergißmeinnicht

1935

[urn:nbn:de:hbz:466:1-81212](https://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:hbz:466:1-81212)

Mariannenkirche Dennis amministrat

1925



Bibliothek
Missionskloster
Heilig Blut
Bücherschrank
ST Anna



Vergißmeinnicht

Mutterhaus-Archiv
der Missionsschwestern
vom kostbaren Blut

Illustrierte Zeitschrift der
Mariannhiller Mission in
Südafrika

Dreiundfünfzigster Jahrgang

1 9 3 5

Allgemeiner
Bücherschrank

Verlag der Mariannhiller Mission, Würzburg

Inhaltsverzeichnis

Gedichte

Abvent	355	In der Osternacht v. Moos	113
Allerseelen	337	Karfreitag v. Weber	97
Altes Weihnachtslied	370	Kreuzerhöhung	201
Das neue Jahr	1	Kirche	311
Die Weisen aus dem Morgenland	3	Maria Himmelfahrt	225
Der junge Priester v. St. Seubert	81	Maria Lichtmess	33
Die Mutter v. Novalis	129	Mutter, die	129
Das Lied von Glück und Seligkeit	211	Maria Geburt	257
Der Rosenkranzönigin	289	Pfingsten	161
Der Heeresfürst v. Reinartz	174	Rorate-Lied	358
Chor der Toten v. J. Klug	321	St. Josef v. H. Brey	65
Fronleichnam	180	Winterhilfswerk	15
Fest Mariä Himmelfahrt	225	Zum Jahresabschluß	382
Heimsuchung	193		

Aufsätze erbaulichen, belehrenden und erzählenden Inhaltes

Abvent	356	Erlebnisse im Missionslande	115, 136	
Arme Seelen v. Schrönhammer	321	Eine Lourdesgrotte v. P. Albert	142	
Alles Gottes Garten	236	Ein historisches Pfingstfest	162	
Arme Heidentinder von P. Se- verin RMM.	246, 272	Eine, die Mzilizazi noch gekannt	206	
Begegnungen mit Afrikanern v. P. Otto Heberling RMM.	232, 266, 296, 328,	Ein Indier sucht Information	281	
Bruder Benno v. Naumann	242	Ein hundertjähriger Katechumene v. P. Alzivanger RMM.	305	
Bill will Missionar werden v. P. Alzivanger RMM.	305	Ein Friedhofsvergißmeinnicht	308	
Christkönigsfest im südafri. Lourdes	290	Empanderi v. P. Alzivanger RMM.	310	
Die soziale Arbeit eines deutschen Missionars	22	Heitere Kirchengeschichte aus Südaf- rika v. P. Severin RMM.	176	
Des Missionars Kummer und Freu- de v. P. Kammerlechner RMM.	23	Heilige, die durch Wien gingen v. F. Naumann	212	
Der Erteruf	34	Ich sterbe gern v. P. Holzner RMM.	258	
Die deutschen Missionen im schwe- ren Daseinskampf	40	Ihr werdet auf Mattern treten...	331	
Der schwarze Samstag	51	Lebenslauf eines Eingeb.-Christen.	146	
Der Sohn des Freimaurers v. Anna Kahser	58, 88, 124, 153, 187, 219, 250, 282, 311, 344,	Mariannhiller Nachruf	342	
Dom. M. Edmund Obrecht	379	Madonna am Wege v. Hohmann	238	
Das katholische Missionsheer	100	Mariannhiller Rundfunk von P. Heberling RMM.	6, 36, 68, 104, 133, 169, 199, 230, 264, 294, 326	360
Das erste Grab	171, 277	Mariannhiller Missionspioniere	9, 43, 74,	107
Ein Versehgang mit Hindernissen v. P. Solanus RMM.	48	Mission für alle	20, 47, 182,	203
Etwas über die Frauenfrage in der Mission v. P. Kammerlechner	56	Mariäisches aus Südafrika	130	
		Marienlied aus fernem Süß	163, 201, 226, 270, 301, 334,	376
		Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken v. P. Kammerlechner	303	
		Opera mea Regi!	66	

Seelenjagd v. P. Bonaventura.	117	Was man alles als Missionshelfer	
Stimmen aus dem Königstaal v.		tut	122
P. Kammerlechner RMM.	149,	Wie ein Wesleyaner kath. wurde	208
	184, 213	Wie man das Galgenpaterle in	
Streiflichter aus dem Missionsfeld	246	Verlegenheit bringen kann v. P.	
So kann es gehen v. P. Severin	153	Kammerlechner RMM.	240
RMM.	280	Was man vom Eichhörnchen lernen	
St. Peter in Afrika	338,	kann v. P. Kammerlechner RMM.	276
	372	Weihnachten	356
Tschakas Plätze v. P. Erasmus.	278	Weihnachtsfeier inmitten der	
Traurige Weihnacht	27	Schwarzzen	357
Unsere Liebe Frau v. kostb. Blut.	194	Weihnachtsstimmung im Symbol	
Unter siegreicher Fahne	98	des Lichtes v. H. A. Kirsch	363
Unsere Missionsaufgabe in unserer		Zulmärchen v. Br. Petrus RMM.	26
Zeit	80	Beige uns dein Reich 39, 70, 102,	
Was unsere Missionare erzählen v.		140, 168, 200, 229, 263, 300, 383,	362
P. Heberling RMM.	16,	Zahlenbild des Apost. Bifariates	
Wo ist der neugeborene König der	71	Mariannhill	82
Juden v. P. Dom. Sauerland.	2	Zahlenbild der Apost. Präfektur	
Weihnachten auf einer Missionssta-		Bulawaho	144
tion in Rhodesia	84		

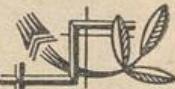
Nene

Unsere Bilder

Allendorf, Seminar	55, 121, 125,	301	Ensimbini, Außenstation		295
Allohsianum, Lohr a. M.	49, 66,	67	Feiertag auf einem Missions-		
Abt Obrecht		101	Außenposten		361
Altofahrt, schwierige		111	Flucht nach Ägypten		17
Außensation St. Magdalena		169	Franziskaner, eingeborene	52,	170
Afisi, Missionsstation		185	Fronleichnam auf dem Lande		181
Am Weihnachtsabend		374	Fußballer in Südafrika		234
Bergfriedhof		336	Frauen, heidnische		12
Bulawaho, Mission		273	Freiburg i. Schweiz		340
Bulawaho, heidnische Frauen		11	Gang zum Rorate-Amt		359
Br. Agatho Wimmer		74	Grabmal des Abtes Franz		132
Br. Dominikus Risch		77	Galgenpaterle		240
Brautpaare, eingeborene		182	Gedenk der Verstorbenen		323
Centocow		5			
Christus ist erstanden		103	Heidnische Mutter mit Kind		24
Christenmädchen, Matabele		244	Hartberger P. Romuald		173
Christi Himmelfahrt		137	Heiligstes Herz Jesu		175
Christbäume auf den Bahnsteigen		365	Hövstadt Herr		212
Christbaum vor dem Kölner Dom		369	Heiden in Südafrika		233
Die Weisen aus dem Morgenland		3	Hauskapelle des Apostolischen Prä-		
Durban, Hafen		112,	fele in Bulawaho		275
Dampfer, deutscher		143	Hundertjähriger wird unterrichtet		306
Dame, schwarz		197	Heidnische Familie		150
Das erste Grab		208			
Der dich im Himmel gekrönet hat		277	Innenes eines Missionskirchleins		367
Dinizulu, Missionsposten		226			
Eingeb. Schwestern	69, 106, 189,	325	Kevelaer		9
	267, 292,	303	Kühe eingeborene		116
Es ist vollbracht		99	Kaktus		147
Eingeborene Frauen beim Dreschen		21	Komm Heiliger Geist		162
Elektrische Girlanden in den Städten		363	Klerikernoviziat Reimlingen	176,	179
Dänemarks		36	Kreuz-Erhöhung		261
Erstkommunion in Butterworth		46	Kennst du das Land		279
Eingeborene Priesterkandidaten		265	Krönung Mariä		291
Erzeugnisse Eingeborener			Krankenpflegerin, eingeborene		307
			Korbflechterin, eingeborene		308

Lourdes, Südafrika	27	Primiz in Unterfranken	141, 145
Matabelefrau	18	Primiz in Schwaben	228
Meine Augen haben das Heil gesehen	35	Pater Birmin Klaunzler RMM.	228
Missionsseminar Schurgast	41	Pater Rubenzer RMM.	237, 259
Missionsseminar St. Joseph, Reim- lingen	45, 87, 94,	Pontifikalamt in Mariannhill	231
Missionsseminar Allohsianum, Lohr am Main	67	Postulanten	243
Missionsseminar St. Josef, Altdorf in Schweiz	315	Pater Josef Ebert	298
Missionsschwestern vom kostb. Blut	378	Petrus Canisius	239, 341
Mariannhiller Neupriester	194	Reich mir mal die Bulle her	248
Mutter Gottes-Kapellchen im Alloh- sianum	239	Refruten d. Missionshauses St. Jo- seph	332
Mulken beim	241	Spatenstich, erster in Butterworth	37
Matabelefrauen	335	Schüler von Schurgast	41, 85
Maria Ratschiz	262	Studenten in Reimlingen	42
Missionsbrüder beim Dreschen	298	St. Josef Reimlingen	42
Medizinnmänner	109	Schüler von St. Josef, Altdorf	55, 59
Mutter Gottes, Statue im Pius- Seminar	131	St. Josef, Nährvater Jesu	73
Mattenflechten	217	Sozialer Kurs	105
Matronen, vier hundertjährige	346	Schmiede in Mariannhill	163
Mutter M. Ebba, Generaloberin der Missionsschwestern v. kostb. Blut	377	Seelenspeise	167
Neupriester der Mariannhiller Mis- sion	135	Seminar, Eingeborenen	171
Noviziat der Kleriker	268,	Schwester, eingeborene	189
Ordensgemeinde von Altdorf	251	Südafrikanische Früchte	201
Priesterseminar Pius X. in Würz- burg	91	Schneiderei in Mariannhill	203
Priesterkandidaten, eingeborene	46	Studentengruppe St. Bonifaz	271, 283
Prinz Georg v. England	79	Schulfinder, eingeborene	297
		Sterbezimmer des hl. Petrus Can.	341
		Thoma, ein Matabele Krieger	207
		Tanzmeister in Bulawayo	310
		Und das Wort ist Fleisch geworden	11
		Wahrsager	109, 198
		Watussi, Dämpfer	192
		Wasserholen, beim	335
		Weihnachten	371

Vergißmeinnicht

 Illustrierte Zeitschrift der  Mariannhiller Mission

Nummer 1

Jänner 1935

53. Jahrgang

Das neue Jahr

Ein neues Samenkorn aus Gottes Land
Ward mir. Ich halt's in zager Hand,
Weiß nicht, was daraus werde.
Ob sich's im Sonnenschein erschließe,
Ob ich's mit meinen Tränen gieße
Im Schattenland der Erde.

Weiß nicht, ob es zur Blume werden soll,
Zur Ähre, goldnen Segens voll,
Ob nur ein dornig Reis.
Will's pflegen, Herr, so gut ich kann,
Sieh' gnädig meinen Willen an
Und segne meinen Fleiß.

Damit dein Engel, der dir Kränze flücht,
Nach Jahresfrist die volle Ähre bricht,
Die du, mir helfend, schufest
Für meinen Kranz, daß froh ich trage
Ihn einst am Ziele meiner Tage,
Wenn du, o Herr, mich rufest.

Wo ist der neugeborene König?

Das war der Weg der Weisen: In der Abkehr von der Welt, in der Betrachtung der ewigen Dinge, im Blicken nach oben sehen sie den Stern. Für sie war er ein Bote Gottes. — Gar viele studieren die Wunderwelt des Kosmos, den Stern sehen sie nicht. Es fehlt ihnen der demütige Glaube. — Der heilige Hieronymus meint, die Weisen seien Nachkommen des heidnischen Sehers Balaam gewesen und hätten dessen Weissagung gekannt: „Ich schaue ihn! Doch nicht nahe! Ich sehe ihn! Doch nicht jetzt! Ein Stern wird aufgehen aus Jakob, ein Szepter sich erheben aus Israel! Aus Jakob wird der Herrscher kommen!“ (Numeri 24, 17, 19.) Der heilige Leo sagt: „Gott, der ihnen das Zeichen gab, gab ihnen auch das Verständnis als sie sahen.“ — Wie immer es war, sie haben etwas Großes hinter diesem Stern gesucht, im Studium und Betrachten heiliger Dinge, erleuchtet von der Gnade und aufnahmefertig für die Gnade, gingen sie den Erlöser suchen. Und der Stern ging vor ihnen her. — Es gibt zweierlei Gottsucher: die einen suchen ihn um ihm ihre Huldigung darzubringen, die andern suchen ihn um ihn aus dem Wege zu räumen. In der sogenannten Welt wird freilich Christus gern übersehen, die Öffentlichkeit beschäftigt sich nicht gerne mit ihm, in den Kombinationen der Weltparlamente fügt er sich nicht ein, und wird er verfolgt und geheizt von den Häschern eines Herodes, dann schweigt die Weltmeinung dazu und zeigt ihnen sogar noch den Weg. Aber es gibt auch Gottsucher, die den Erlöser finden und ihn anbeten und ihm dienen. Sie sind sogar überaus zahlreich: die Priesterseelen, die Seelen, die sich dem Ordensstande weihen, die Seelen, die der Caritas verlobt sind, die unzählbaren Leidträger, die Opferseelen, die Christen, die dem Heilande anhangen in unveränderbarer Treue, durch alle Fährnisse hindurch. Die Kreuzträger aller Kontinente, aller Zonen, aller Rassen, aller Farben, aller Sprachen, jeden Geschlechtes, jeden Alters, jeden Standes, jeden Berufes. Wo fanden sie ihn? —

In Jerusalem war er nicht. In Jerusalem, wohin die Weisen ihre Schritte lenkten fanden sie ihn nicht. Sie waren an falscher Quelle. Hier herrschte Herodes, sattsam bekannt als Volks- und Gottesfeind. Die Hofgelehrten wußten wohl um die alten Prophezeiungen, wußten aber damit nichts anzufangen. Das Volk aber hatte ganz und gar darauf vergessen, es seufzte unter den Adlern Roms. Und wenn ein Sehnen wach wurde, war es der Ruf nach Freiheit und alter Salomonischer Macht und Herrlichkeit. Das war ein gegenseitiges Staunen. Die Weisen glaubten in einen Festesjubel zu geraten anlässlich der Geburt des neuen Königs. Sie waren maßlos erstaunt, verdutzte Gesichter zu sehen bei ihrer Frage. Staunen, Gleichgültigkeit, Misstrauen, Unwissenheit prägte sich auf allen Gesichtern auf. Gerüchte gingen um und die Fremden wurden mit Achselzucken zu Herodes geführt. Es gab eine Sensation allerersten Ranges. Der Tyrann, kaum durch blutige Intrigen in der Macht befestigt, sah sich einem unbekannten Rivalen gegenüber. Das Volk wurde aufmerksam, die Gesetzes- und Schriftgelehrten wurden herbei befohlen und mit heimlichen Hoffnungen und Angst vor Gewalttat öffneten sie die Bücher, suchten und fanden die Stellen und mit lauerndem Blick und boshafter Freude lasen sie dem erschrockenen Tyrannen die Messiashoffnung und frohe Kunde vor, daß aus Bethlehem, das keineswegs die geringste unter



Die Weisen aus dem Morgenland

Herr, laß auch mir den Stern der Weisen,
Der zu dir führet, leuchten, glüh'n,
Lehr' mich auf Erdenpilgerreisen
Dem Stern des Glaubens nachzuzieh'n.

Dann wird mein Denken zu dir steigen
Wie Weihrauch, wie der Duft der Myrrhen,
Ich darf der Liebe Gold dir reichen
Und ruh'n bei dir nach langem Irren.

den Fürstenstädten Judas sei, hervorgehen werde der Messias, der Retter Israels. Und Herodes erschraf und ganz Jerusalem mit ihm. Das hatte noch gefehlt. Mit Blitze schnelle durchdrang diese Neuigkeit die Stadt, die widersprechendsten Gefühle bewegten die Herzen. Es herrschte Krisenstimmung. Der König verdrossen, die Weisen ratlos. Und zu alledem war ihr wunderbarer Führer, der Stern, verschwunden. In diesem Wirrnis fand der Böse seine Stunde gekommen. Er gab Herodes den Rat zum Kindermord. Ein wahrhaft satanischer Rat, der sich in die kommenden Jahrtausende noch auswirkt. Das, nach dem Erlösermord auf Golgatha, ungeheuerlichste Verbrechen womit die Menschheit sich befleckte, der Mord am Kinde. Nein, nein, im Trubel und Strudel der Leidenschaften findet man den Heiland nicht. Der Weg ward ihnen gezeigt, den tückischen Auftrag des Herodes hatten sie erhalten. Sie verließen die Stadt — da, welche Freude, der Stern blitzte wieder auf und zog vor ihnen her. Alle Beklemmung, Angst und Sorge war verschwunden! — Nach Trübsal und Wirren den Stern wiederfinden ist eine große Gnade. Erst nachdem die Seele dem Getriebe der Welt entflieht, den Wirbeln der Sünde entflieht, aus den Umklammerungen des Materialismus sich loswindet, den Markt des Lebens meidet, fehrt Ruhe und Besinnlichkeit wieder. Darum der Ruf nach Innerlichkeit, nach Stille. Die volle Abkehr von der Sünde aber lässt neu und heller aufleuchten das Licht der Gnade. —

Und wieder leuchtet der Stern! Über der armen Behausung blieb er stehen. Über der Bedürfnislosigkeit. Eine heilige Armut gibt es, einen heiligen Reichtum nicht. In der Verwaltung zwar des Reichtums kann man arm sein und bleiben. In großartiger Armut und Einfachheit hält der König der Könige Audienz.

Da ist der neugeborene König; wo hätte er auch anders sein sollen. Alles gehört ihm ja, alles ist sein Eigentum und auf alles verzichtet er, auf Prunk und Feier, er ist König über ein herrlicheres Reich wie der Kaiser in Rom: König über die Herzen aller Menschen. So finden ihn die Gottsucher, die Weisen. Und so finden wir ihn im Glauben an die Vorsehung. — Sie opfern ihm ihre Gaben, ihren materiellen Wohlstand, das Gold, sie bringen ihm ihre Eigenliebe, ihren Stolz dar, den Weihrauch. Sie bieten ihm dar ihre Leiden und Mühsale: Myrrhen. Wir aber bieten dem König auf der Jungfrau Schoß unsere Armut, unsere unverschuldete Armut; bieten dar die Reinheit eines sittlich und religiös wohlgeordneten Lebens; unsren Gehorsam gegen die göttliche Gebote und die Gebote und Weisungen der hl. Kirche. Diese drei Edelsteine legen wir dem göttlichen Königskinde zu Füßen.

Und weiter empfängt in großer Audienz der neugeborene König die Völker dieser Erde und es umbrandet die Krippe, die sich zum hohen Kirchenpalast, zu Petri Fels verwandelt, die Huldigung der Welt und der Kirche, die Gott dient. — Es rauscht heran der Strom des pulsierenden Lebens: das Gold, das Symbol der Weisheit, Wissenschaft und Kunst in Salomons Pracht und im Petersdom verkörpert, die Welt als gute!, gegen welche die böse Welt vergeblich ringt! —

Es rauscht heran der Strom der werktätigen Liebe: Weihrauch, Symbol des mystischen Gebetslebens der Kirche als Heilsanstalt, das Ringen und Streben und Sehnen der suchenden Seelen, der Opfergeist der Caritas; die Heiligen der Nächstenliebe, sie strömen heran wie das wogende Meer: die Priester, die Missionsorden, die Lehrorden, die harmher-

zigen Brüder- und Schwesternorden, die Helfer des Laienstandes, die Nachfolger Christi, der unaufhaltsame Strom der Liebe, der durch die christlich gewordenen Seiten rauscht.

Es rauscht heran der Strom des Leidens: Myrrhen, Symbol und Vorläufer des Leidens, des körperlichen, geistigen, seelischen sich Hinschleppens durch die Jahrtausende zu Christus. Die Gnadenorte beweisen es, wo Gram, Sorge, Leid, Sünde, zerrissene Herzen, gequälte Seelen, Jammer, Enttäuschung Gnade und Frieden suchen und finden beim leidenden Heiland.

Und der Heiland-König kannte die Herzen der Weisen, kennt die Herzen aller Menschen. Er gibt seine Gnade und erleuchtet sie und weist den neuen Weg, gibt eine neue Richtung an.



Missionsstation Centocoiv: Der Hochwürdigste Herr Bischof Fleischer weiht die Schule Ejibomwini ein

Der neue Weg meidet Jerusalem! Was hätte die Weisen erwartet? Verhaftung, Kränkung, Tod, als Mitwisser des Geheimnisses um den neugeborenen König. Herodes hätte die Zeugen aus dem Wege geschafft. — Irrtum, Gewissenspein, Untergang und Hölle erwartet den, der wieder die alte Bahn zurückläuft, nachdem er das Heil gefunden, sie sollen nicht wieder zugrunde gehen die Gott gefunden, sie sollen ihn verkünden und ihn verteidigen, ihm dienen!

Als neue Menschen wandern sie der Heimat zu. Sie nehmen nach Gottes Weisung einen besseren, sicherer Weg, sie gehen auf dem Weg der Christus selbst ist, der die Wahrheit und das Leben ist.

Und so wandern die Menschen, die auf Gott vertrauen und bauen der ewigen Heimat zu, dem Himmel entgegen, von wo herab der Stern einst leuchtete und wohin er gewiesen und gerufen.

Es gibt nichts Höheres, Größeres, als den Heiland finden und sich ihm ganz anvertrauen und in ihm das Glück seines irdischen und ewigen Lebens zu besitzen. Opfern wir uns ihm! per ipsum, et cum ipso et in

ipso: durch ihn, mit ihm, in ihm! sei unser Lösungswort! Dann strecken sich die gebenedeiten Händlein des lieben Gotteskindes uns liebreich entgegen, dann dürfen wir küssen die göttlichen Füßlein und blicken in die abgrundtiefen Augen der göttlichen Liebe und das Königskind an unser Herz drücken, ja mehr ist uns vergönnt als den glücklichen Weisen, wir dürfen den König der Herrlichkeit in unser armeseliges Herz betten, wo er ruhen will wie einst auf Mariä Schoß oder im armen Krippelein. Dort ist das Heil, wo der Heiland ist! Der Wohlgeruch unseres Gnadenlebens aber wird und soll zum Himmel steigen und der Myrrhentrauß unserer Leiden die Unverweslichkeit sicher stellen.

P. Dominikus, Schriftleiter.

Mariannhiller Rundfunk: Neueste Missionsnachrichten!

Von P. Otto Heberling, RMM.

Hochherzige Tat einer Missionsschwester: Eine Missionsschwester vom kostbaren Blut, Sr. M. Konradine, CPS., die als Krankenschwester im Eingeborenen-Krankenhaus in Mariannhill tätig ist, vollbrachte eine hochherzige Tat der christlichen Nächstenliebe. Sie bot zweimal freudig ihr Blut zur Übertragung an schwerfranke, dem Tode nahe Eingeborenen-Kinder an. Beidesmal glückte dem tüchtigen Missionsarzt Dr. K. McMurtrie die Blutübertragung, sodaß die Kinder sofort besser wurden. Heute haben sie sich schon sehr gut erholt und werden jeden Tag kräftiger. Durch die herrliche Liebestat der tapferen Missionsschwester, die aus Würzburg gebürtig ist, wurden zwei junge Menschenleben gerettet. — „Was ihr dem Geringsten meiner Brüder getan, das habt ihr mir getan!“ — ist auch heute für wahre Christen kein leerer Wahn. —

Das Ende einer Stammesfehde: Kürzlich wurde endlich den fortwährenden Kämpfen und einem langjährigen Blutvergießen zweier Eingeborenen-Stämme des Embo-Distriktes in Natal Einhalt geboten. Die Stammesgenossen des Häuptlings Nkasa und des Häuptlings Timuni lagen schon seit dem Jahre 1928 miteinander in Streit. Immer und immer wieder gab es Reibereien, Streit und böse Schlägereien. Die Ergebnisse waren: blutige Köpfe, erschlagene, erstochene, vergiftete und ermordete Menschen. Die amtlichen Berichte geben 20 Tote, 700 verbrannte und zerstörte Hütten und Leid und Elend ohne Maß an. Unlängst wurde auch ein guter Katholik namens Thomas Mfize von den heidnischen Anhängern des Häuptlings Timuni überfallen. Die rachsüchtigen Männer schrien: „Wir werden jetzt diesen Christen töten!“ — Die Unmenschen hatten aber doch noch etwas menschliches Gefühl. Der Todgeweihte bat: „Laßt mich noch einmal beten!“ Sie gestanden es zu und sagten: „Bete!“ — Der Überfallene zog seinen Rosenkranz aus der Tasche und betete. Als er das erste Gesezlein vollendet hatte, wurde den blutdürstigen Menschen die Zeit aber zu lang und schrien zornig: „Er will uns nur aufhalten, er hält uns hin!“ Und bei diesen Worten durchbohrten die wilden Männer den Betenden mit Speeren. Man fand den Ermordeten auf, über und über mit Stichwunden bedeckt. Seinen Rosenkranz hatte er fest um die Hände geschlungen. — Nun war unlängst eine große öffentliche Gerichtsver-

handlung. Über 5000 Angehörige der sich befehdenden Stämme und auch viele andere Eingeborene waren zugegen. Der Regierungsvertreter befahl den beiden Häuptlingen in allem Ernst, jede Feindseligkeit einzustellen, sonst würden beide abgesetzt werden. Auch der gegenwärtige Verweser des ganzen Zulustamms, Chief Arthur Mshiyeni Ka Dinizulu trug durch eine eindringliche Rede an die ganze Versammlung viel dazu bei, daß die beiden sich feindlich gesinnten Häuptlinge und ihre Männer miteinander Frieden schlossen. Die Versöhnung wurde schließlich durch ein großes Fest, bei dem mehrere Ochsen ihr Leben lassen mußten, entsprechend gefeiert. Hoffentlich geht der Streit nicht schon bald wieder von vorne an. — Da pacem, Domine!

Tagung der örtlichen CAU. auf der Missionsstation Kewelaer: Am 6. und 7. Oktober vorigen Jahres fand auf der Missionsstation Kewelaer eine Tagung der örtlichen „Vereinigung afrikanischer Katholiken“ (CAU.) statt. An dieser Tagung nahmen 800 Katholiken der Mission von Kewelaer teil. Auch zwei Häuptlinge, Chief David Mkulisi und Chief Gabriel Memela waren erschienen. Am Samstag waren Sonderversammlungen für Lehrer und Katecheten. Am Sonntag war die Hauptversammlung für die Allgemeinheit. Als Redner hatte der Missionar von Kewelaer, P. Joseph Schwemmer, RMM. den Schriftleiter unserer Eingeborenen-Zeitung „Umafrifa“, den hochw. P. Wilhelm Kieck, RMM. gewonnen. Er sprach über: „Die Vorteile der Zusammenarbeit“ — über den „Nutzen der Zeitungslektüre“ — und vom „unermüdlichen Fleiß bei der Arbeit“.

Kirchweihe auf der Missionsstation Maria Trost: Am Christkönigsfest fand auf der Missionsstation Maria Trost die Einweihung einer neuen schönen Missionskirche statt. Die alte Kirche, welche noch ein Strohdach hatte, war schon mehrere Jahre für die vielen Christen der näheren und weiteren Umgebung zu klein geworden. An den Hauptfesten des Kirchenjahres mußte der Gottesdienst immer im Freien gehalten werden. Dieser Zustand war nicht mehr länger haltbar. So schritt man nach Überwindung vieler Schwierigkeiten zum Bau der neuen Kirche. Die schon ohnehin blühende Mission von Maria Trost wird sicher in Zukunft noch größere Bedeutung erlangen und schönere Erfolge erzielen.

Franziskus-Feier im Lehrerseminar in Mariannhill: Das schon von Abt Franz gegründete Lehrerseminar (St. Franziskus-Kolleg) von Mariannhill hatte am Feste seines Schutzpatrons, des Heiligen von Assisi, in der Aula des Kollegs eine kleine Franziskus-Feier. Dabei hielt unter anderen auch der bekannte Mariannhiller Missionsarzt, Dr. McMurtie eine zündende Rede. Darin legte er den zukünftigen Lehrern ans Herz, daß sie vor allem die Demut und Einfachheit des heiligen Franz nachahmen sollten. Auch gab er einige kleine Geschichtchen, die sich bei der Gründung des Franziskanerordens zugetragen haben, zur allgemeinen Freude zum besten. Der Prinzipal des Kollegs, der hochw. P. J. B. Sauter, RMM., dankte dem Redner zum Schlusse für seine Worte und für alles Gute, das er schon im Dienste der christlichen Nächstenliebe für die armen Schwarzen getan habe. — In diesem Monat unternimmt Dr. McMurtie, der schon mehrere Jahre ununterbrochen in seinem anstrengenden Berufe als Missionsarzt von Mariannhill tätig ist, eine Erholungsreise ins Heilige Land. Für die Zeit seiner Abwesenheit hat Dr. McMurtie schon für Ersatz gesorgt. — Wir wünschen dem tüchtigen Missionsarzt eine recht gute Erholung an den heiligen Stätten Palästinas. — Auf Wiederhören!

Zeige uns dein Reich!

XIII

Vater unser, der du bist in dem Himmel! — So betet die ganze Christenheit seit 19 Jahrhunderten. So soll die ganze Menschheit beten lernen in allen Sprachen der Völker und Zungen der Erde. Es ist das Gebet aller Menschenkinder aus dem Munde und Herzen des „einzigen Lehrmeisters aller“. So betet Jesus Christus, unser Haupt und Herr und nach seinem ausdrücklichen Wunsch und Willen sollen alle Geschlechter „also beten“!

Sein ganzes Volk rede — una voce — einstimmig mit seinem König, eines Herzens mit dem göttlichen Sohne solcherweise zum ewigen Vater. Sein gebenedeiter Name steht an der Spitze des Gebetes der ganzen Gottesfamilie. Die erste der sieben Vaterunser-Bitten enthüllt uns die Gesinnung, den ersten Gedanken und das höchste Ziel des königlichen Vorbeters. Ehre und Herrlichkeit dem Vater! in endlosem Chore und in der Tat und Wahrheit sollen die Zeitalter es ihm nachsprechen.

Die zweite Bitte offenbart uns den zweiten Hauptgedanken unseres Königs: „Zu uns komme dein Reich!“ Des Vaters Reich. Das Höchste und Beste für uns, seine Untertanen und Brüder. Die Summe aller Güter und die Quelle aller Gaben in einem Worte! Der Eigentümer und Vollbesitzer des Ganzen hat es geprägt und die umfassendste Bedeutung hineingelegt. Darum spricht er in allen heiligen Evangelien so oft von diesem Reiche.

Die Weisheit des unfehlbaren Lehrmeisters hält im Gebete für alle auch ideale Reihenfolge und vollendete Ordnung ein. Nächst dem, was seines Vaters ist, folgt das, was seiner Brüder und Schüler ist. Ihr Wohl und Glück ist seine zweite Hauptforge. Die Milliarden seiner Mitbeter sollten wichtigste Tatsachen und ernste Lehren aus der wunderbaren Anordnung der sieben Vaterunser-Bitten erkennen lernen. Aber wenige erfassen den erhabenen Aufbau des Meisterwerkes unseres zielsicheren Führers. Wenige beten das Vater unser mit klarem Verstehen und aus der Tiefe ihrer Seelen, aus vollem Herzen.

Darum hier ein schwacher Versuch, zum mindesten die zweite Bitte recht zu erfassen — auch vom Standpunkte der Weltmission, die alle Völker der Erde beten lehren soll: Zu uns komme dein Reich!

Luftaufnahme

Mariannhiller Missionspioniere

Bruder Blasius Strunk, RMM.

Unter den 40 Mann des größten Postulantenzuges nach Mariannhill ragte eine urkräftige Hünengestalt hervor: Ein Westfale von altem Schrot und Korn — und fast 2 Meter Höhe. Es war der 28 jährige Landwirt Theodor Strunk aus Schmerleke bei Lippstadt. Er wurde eingekleidet am 2. Februar 1892 und legte am 2. Februar 1897 seine ewige Profess ab und starb am 25. Juni 1932 in Reichenau. Mit 39 Ordens- und Missionskandidaten aus allen Teilen Deutschlands und Österreichs hatte er sich im Dezember 1891 auf die Afrikareise begeben. Die beiden Abte P. Franz Pfanner und der damalige Visitator von Mariannhill, Abt Franz Strunk



Südafrikanische Missionsstation Kevelaer: „Pfarrhaus“

von Olenberg standen an der Spitze dieses historischen Zuges nach dem Süden. Es hatte sich auch eine größere Abteilung von Missionsschwestern angeschlossen. Die vielförmige Reisegesellschaft landete am 5. Januar 1892 wohlbehalten in Durban. Ein Extrazug brachte sie samt Gepäck nach Pinetown. Dort stand halb Mariannhill, Patres, Brüder und eine Bläserkolonne zum Empfang bereit. Unter schmetternder Musik ging es nach dem festlich geschmückten Kloster, das eben den zehnten Geburtstag erlebte.

Der westfälische Riese an Kraft war der landwirtschaftlichen Abteilung recht willkommen. Bruder Nivard Streicher erzählte als Oberschaffner später öfters humorvoll wie der „längste Postulant der längsten Reise-Karawane“ ihm imponiert habe . . . Am ersten Arbeitstage waren eben schwere Fässer abzuladen. Der Westfale packte sie mit gewaltiger Faust und setzte sie leicht wie Tintenfässer auf den Boden — während sonst zwei Mann Mühe dazu hatten! —

Solche Pioniere waren die rechten für die schweren Arbeiten der Grün-

dungszeit. Theodor Strunk erhielt mit der Postulantenschar aus der Hand des Abtes den Novizenhabit der Konversbrüder und den Ordensnamen Bruder Blasius. Nach 15 Monaten Noviziat im werdenden Kloster sagte man ihm eines Abends kurz: Übermorgen fahren Sie mit Missionspersonal, einem neuen Wagen und vier Pferden nach Reichenau. Alles bleibt dort. Sie auch!" — Des anderen Tages wurde also die Reisegesellschaft instand gesetzt. Es war anfangs April 1893. Am folgenden Morgen ging es beim ersten Hahnenschrei auf den langen Weg nach der Neugründung am Polela.

In vier Etappen wurde die 125 Meilentour zurückgelegt. Der in Mariannhill hergestellte neue Leiterwagen war mit Missionsbrüdern und Schwestern voll besetzt. Doch mehrere hatten Bestimmung für die Bivischenstationen Emsiedeln, Mariatal und Kœvelaer. Der Rest langte mit Bruder Blasius nach mehrtägigen Reisefrapazen wohlbehalten in Reichenau an. Hier auf der Hochlandstation fand der Westfale ein angehendes „Stück Deutschland“ und fast gewohntes Heimatklima. Es wurden Felder, Gärten und Wälder nach europäischem Muster angelegt. Abt Franz leitete um jene Zeit dort vorübergehend persönlich die Wirtschaft. Bruder Blasius war seine „rechte Faust“ und hielt wacker den Pflug im Neubruch wie das Leitseil ungezähmter Afrikapferde. Mit westfälischer Zähigkeit fand er sich in die stramme Tagesordnung: Gebet und Arbeit von morgens 3 Uhr bis 8 Uhr abends in schweigender Geduld und geduldiger Pflichttreue. Damals wußte der 30jährige noch nicht, daß Reichenau seine lebenslängliche Heimat sein werde . . . Er verließ die Polelastation nur um in Mariannhill die heilige Profess abzulegen. Am 2. Februar 1894 legte er die einfache und am gleichen Tag 1897 die feierliche Ordensprofess ab. Später sah er nur einen Wechsel, wenn er als Fuhrmann oder Kutscher fungierte oder auf Nachbarstationen vorübergehend aushalf.

Volle 38 Jahre war das Polelatatal sein Arbeitsrevier. Bis zu seinem 70. Lebensjahr und 40. Jahr in der Mission hielt er am Platze wacker aus mit echt westfälischer Zähigkeit. Mit 15 Brüdern aus allen Gegenden der deutschen Heimat teilte er die Opfer und Beschwerden der Neugründung. Über 3 Jahrzehnte versah Bruder Blasius das Amt eines „Stallmeisters“, — das heißt, er pflegte und fütterte seine jungen und alten Rosse mit eigener Hand. Jeden Morgen gegen 4 Uhr kostete ihn das eine Stunde. Keiner wußte die Zug- und Leittiere so leicht zu zähmen und „meisterhaft zu erziehen“ wie unser „Issibobo“. — Diesen Namen hatte der die enorme Körpergröße an Proportion übertreffende Kopf. Er brauchte die höchste Hutnummer und so mancher Store kam in Verlegenheit, passenden Bedarf an Bekleidung zu liefern . . .

Auf den Feldern machte ihm keiner die Arbeit gleich. „Klug führt den Pflug“ setzte Bruder Blasius in die Tat um. Seine Furchen waren schnurgerade, die Feldmark nett abgegrenzt, die Saaten schön gleichmäßig. Fast 30 Jahre lang hatte der Musterfarmer als Feldschaffner die schwarzen Arbeiter unter sich. Das bedeutet auf die Dauer keine geringe Anforderung an Geduld und Umsicht. Wie oft verderben die ungeübten Naturkinder eine Arbeit, ruinieren Ackergeräte, zerbrechen Maschinen, vergessen dies und jenes oder werfen „die Hacke ins Gras“. Das braucht wahrlich oft riesige Selbstbeherrschung und endloses Korrigieren — dazu in zwei bis drei ungelerten afrikanischen Sprachen, denen alle Fachausdrücke fehlen. Denn für die meisten Dinge der Europäer haben die Eingeborenen ja keine Worte . . .

Guten Freunden gestand der geplagte Induna zuweilen seine schwere Not. Aber Bruder Blasius hieß am Posten aus als ein guter und getreuer Knecht. Die „Mission der schwieligen Hand“ betrachtete er als seinen Beruf. Besonderes Geschick bewies er in der Anlage von guten Fahrwegen und Straßen. Darauf verwendete er viele Zeit und Mühe.



Und das Wort ist Fleisch geworden

Das wurde dann aber durch vieljährige Schonung der Wagen und Zugtiere reichlich ausgeglichen. Manche Strecken der öffentlichen Straßen im Lande hätte Bruder Blasius entschieden besser angelegt als die damaligen englischen Fachleute. Nasse Felder legte er durch Entwässerungsgräben trocken. Auch hierin hatte er vorzügliche Erfahrung. Waldanlagen wendete er viel Fleiß und Aufmerksamkeit zu. Jeden Winter

besorgte der umsichtige Farmer rechtzeitig die Herstellung der nötigen Feuerlinien und bewahrte so die Anlagen und Weide vor Brandschäden. Bedurfte sein etwas langsames Temperament auch mehr Arbeitszeit, irgend etwas fertigzustellen, so war die Leistung aber auch gut und dauerhaft. Das ist sicher besser als das Umgkehrte.

Im Haus und Hof hielt er musterhafte Ordnung und behandelte die vielen landwirtschaftlichen Geräte sorgfältig, wie St. Benediktus mahnt: „Alles Geräte und Eigentum des Klosters halte der Schaffner heilig wie Altargeräte!“ — Hierin gab Bruder Blasius allen Amtsgenossen das beste Beispiel. Nach vollendeter Arbeit wurde jeglich Ding an seinen Platz und möglichst unter Dach sorgfältig aufbewahrt. Es fand sich folcherweise aber auch das ökonomische Sprüchlein glänzend bestätigt: „Lerne Ordnung, übe sie — Es erspart dir Zeit und Müh!“



Bulawayo-Mission: Heidnische Frauen und Mädchen ziehen zum Hacken des Feldes aus

Im Frühjahr und Herbst war Bruder Blasius ein unermüdlicher Sämann. Viele Jahre hindurch besorgte er das Samenausstreuen mit eigener Hand, bis endlich eine Sämaschine angeschafft werden konnte. In der Ernte mähte er fast alles Getreide und blieb nicht selten bis in die Nacht auf der Maschine. Letztere wollte er keinem Schwarzen anvertrauen — und sie hielt denn auch Jahrzehnte lang in brauchbarem Zustande aus.

Scheuer und Dreschmaschine standen unter seiner persönlichen Aufsicht. Letztere bediente er zum Teil selbst und harrete an die 30 Jahre lang bei der vielen staubigen Arbeit an der Häckselmaschine aus. Seine Lunge war mit der Zeit dadurch stark angegriffen. Es kam vor, daß Bruder Blasius wie ohnmächtig dabei zu Boden sank . . . In älteren Jahren beschäftigte man ihn mehr mit Gartenarbeiten, Obstbaumpflege und Fenzmachen. Aber bei seinen lieben Pferden hielt er aus bis ans Ende. Jeden Morgen vor 4 Uhr war der fast 70jährige noch im Stalle tätig und weckte dann um 4.30 Uhr die Gemeinde durch Läuten der Kirchenglocke. „Der Letzte am Abend und der Erste am Morgen — das macht Vergnügen und scheucht viele Sorgen“, dachte die gute Seele.

Zweimal gab es eine kurze Unterbrechung in seinem Poleladienst. Bruder Blasius versah 1921 vorübergehend den Schaffnerposten in der landwirtschaftlichen Filiale Josephsheim und 1930 im 12 Stunden entfernten Telgte. Aber „ein gnädiges Geschick führte ihn immer bald wieder an den gewohnten Heimatort zurück“, den er nicht leicht vergessen konnte.

Als Ordensmann bewies Bruder Blasius Strunk erbaulichen Eifer und strebsamen Geist. Dienstwillig, bescheiden und gehorsam bis in den Tod, gab er allen ein gutes Beispiel. Im Umgange gemütlich und humorvoll, kam jeder gut mit ihm aus. Doch war ihm das Stillschweigen lieber als weltliche Unterhaltung. In den Sonntagsfreitunden interessierte er sich z. B. für Kartenspiel und dergleichen wenig. Aber für einen kleinen Spaziergang, ein gutes Wort und frohen Scherz war er immer zu haben. In den letzten 10 Jahren wechselte er viele Briefe mit seiner westfälischen Heimat und schrieb den Verwandten und Bekannten dort viel Nützliches und Erbauliches aus Afrika. Mit der Zeit bekam er hierin gute Übung und entwickelte ein gemütlich-humoristisches Erzählungstalent. Die Nachmittage der Sonn- und Feiertage verwendete er gern auf dieses stille Nebenapostolat der Feder und trug dazu bei, daß seine Verwandten religiös aufgefrischt und für die Mission interessiert wurden. Manche wandten sich in der Folge dem Ordensstande zu. Eine Nichte wollte Mariannhiller Missionsschwester werden. Einer seiner Brüder war Priester in Amerika.

Durch fleißiges Lesen war Bruder Blasius in religiösen und weltlichen Dingen gut bewandert. Die Schriften seiner Landesgenossin, der seligen Katharina Emerick, unweit seiner engeren Heimat schätzte er besonders. Von Zeitschriften nannte er den Herz-Jesu-Sendboten „am schönsten“. Nebenbei verschmähte er auch profane Lektüre nicht ganz und erklärte die „Schönere Zukunft“ als sein Lieblingsblatt.

Auf die neuesten Nachrichten von Europa war auch der Hochbejahrte immer noch gespannt. Trotzdem konnte er gerade hierin große Zurückhaltung üben. Ein fast heroischer Zug sei der Nachwelt zur Erbauung und Nachahmung mitgeteilt. Wenn längst mit Spannung erwartete Briefe für Bruder Blasius eiliefen, brachte er es aus Abtötung und religiösem Opfersinn über sich, die Briefe tagelang uneröffnet liegen zu lassen. — Erst am nächsten Sonntag nach dem Gottesdienst könnte er sich den Hochgenuß, ihren Inhalt zu verkosten. Diese keineswegs leichte Selbstüberwindung machte ihm nicht bald jemand nach. — Andere ähnliche Punkte könnten noch angeführt werden, die von großer Selbstbeherrschung und Geistesdisziplin zeugen.

Nach dem 60. Lebensjahr hatte Bruder Blasius durch fortgesetzte anstrengende Arbeit viel von seiner Kraft und Gestalt verloren. Ein Farmer aus der Nachbarschaft, wo der Westfale ob seiner rastlosen Feldarbeitsleistungen respektiert war, scherzte einst bei einem Besuche: „Der jetzige Induna ist ein ganz anderer als der frühere. Vor 30 Jahren fürchtete ich mich vor dem Riesen. Heute nähme es jeder mit ihm auf. . .“ Ja, auch des kräftigsten Menschen Leben ist kurz und hinfällig. Es kommen „die Tage von denen es heißt, sie gefallen mir nicht.“ — Dennoch lebte Bruder Blasius glücklich in seiner Gartenzelle zu Reichenau. Das war ein 5 Quadratmeter großes strohgedecktes Häuschen im Obstgarten und unweit des Bienenstandes, seinen fleißigen Nachbarn. Ohne nennenswerten Wechsel verfloss der Rest seines Lebens in Arbeit und Gebet bis Mitte Juni 1932. — Am 20. Juni war auf der Station „Aussezung-

tag" wie alljährlich. In anscheinend noch guter Gesundheit kniete der Siebzigjährige während seiner Anbetungsstunde am Altare. Es sollte seine Abschiedsstunde vom Gotteshause sein, worin er über 30 Jahre lang gebetet und trostreiche Tage genossen hatte. Noch einmal sah er die Vergangenheit im Geiste vorüberziehen. Wie er in der Vollkraft seiner Jugend an diesen Ort gekommen und sich in den Dienst der Mission hingegeben hatte. Wie zum Bau dieser Kirche, hatte er auch zum ganzen Werden und Bestehen der Polelastation das Seinige getreulich beigetragen. Nicht minder zum Kranze der 10 Außenstationen der Mission in weitem Umkreis. Wie oft war er nach St. Emanuel gefahren, nach St. Joseph, St. Salvator usw. um dies und jenes dort zu besorgen und zu arbeiten. — Wieviel hundertmal hatte er den Missionaren das Pferd gesattelt oder das Fuhrwerk zurecht gemacht, wenn sie ihre Missionsreisen antraten! Wieviele eingeborene Arbeiter hat er geschult und sie zu brauchbaren Landwirtschaftsgehilfen herangebildet. Wieviel Sommerhitze und rauhe Winter hat er im Polel als mitgemacht. Über 14 000 gute und böse Tage lagen nun hinter ihm seitdem er in diese seine afrikanische Heimat gekommen! Mit Dank und Freude legte Bruder Blasius wohl alles dort am Altare dem Herrn zu Füßen, der aus der kerzenumstrahlten Monstranz seinen Diener segnete, an dieser heiligen Stätte — zum letztenmal! Nun entläßest du, Herr deinen Diener in Frieden, denn die Stunde der Vergeltung ist gekommen . . .

Um nächsten Morgen, 21. Juni, Dienstag, konnte Bruder Blasius nicht aufstehen. Umsonst scharrten und stampften die Pferde vor 4 Uhr in Erwartung der gewohnten Fütterung. Die ganze Stationsgemeinde verschloß, denn niemand gab das Glockenzeichen zur rechten Zeit. Alles blieb still. . . .

Endlich traten andere dafür ein. Man fand den Erkrankten schwach und appetitlos in der Gartenzelle. Es schien aber nur ein vorübergehendes Unwohlsein zu sein. Auch der Arzt glaubte noch nicht an ein so nahes Ende. Am dritten Tage machte der Bruder selbst Scherz und meinte, die Krankheit sei nicht zum Tode — Unkraut verderbe nicht so schnell. . . .

Aber der Umgebung schien dreitägige Nahrungslosigkeit bedenklich. Am vierten Tag verjagte ihn der Hausobere mit den letzten hl. Sakramenten. Noch hoffte man auf Wiedergesundung, aber mitten in der Nacht vom Freitag auf Samstag rief ihn der Herr des Lebens schon ins bessere Jenseits. . . .

In der still-friedlichen Abendstunde des Muttergottestages, Samstag den 25. Juni 1932 fand die Begräbnisfeier statt. Auf dem zypressenumschatteten Gottesacker in gerader Linie hinter der Reichenauer Missionskirche war die Stationsbevölkerung und auch viele Eingeborene versammelt. Unter gemeinsamem Gebet und Gesang und den Segnungen der Kirche wurde der Heimgegangene zur letzten Ruhe gebettet. Zwischen den Grabhügeln von 14 Missionaren und Missionsschwestern, die seit 1890 in die Ewigkeit vorausgegangen, erwartet er den Tag der Auferstehung. Ein schlichtes Kreuz schmückt auch seinen Hügel, von Rosen und südafrikanischen Blumen umrankt. Nebenam das Weihwassergefäß für die Seelen, wenn sie noch im Reinigungsorte harren. — Wer das Leben dieses getreuen Missionsbruders gekannt, denkt beim Besuch dieser geweihten Stätte an das Wort der Schrift: „Selig die Toten die im Herrn sterben, denn ihre Werke folgen ihnen nach!“

Zum Winterhilfswerk

Gott will es! Alle Mann an Bord;
Gebt Überfluß und mehr noch fort —
An sie, die nichts besitzen!
In kalter Stube friert das Kind,
Die Mutter weint am leeren Spind,
Der Wind pfeift durch die Rägen.

Gott will, daß weichen Weh und Leid,
Und das verfärbte dünne Kleid
Der Reiche soll ersetzen.
Die heilig-hehre Liebestat
Gibt auch der Armut, die nicht hat —
Und ohne zu verlezen.

In Zeiten bitter-tiefer Not
Quoll stets der Güte Rosen-Rot;
So soll erneut es werden;
Die Liebe wallt durch's deutsche Land —
Und wo die Freude ward verbannt,
Bringt wieder sie der Erden.

Gott will's! Drum auf zum Kreuzeszug,
Ihm nach, der uns're Lasten trug
Aus Liebe ohne Ende!
Nehmt Hunger weg und Bitterkeit;
Denkt groß, seid opferfroh bereit —
Und füllt der Armen Hände!

W. L. Heermann

Was unsere Missionare erzählen . . .

Von P. Otto Heberling, RMM.

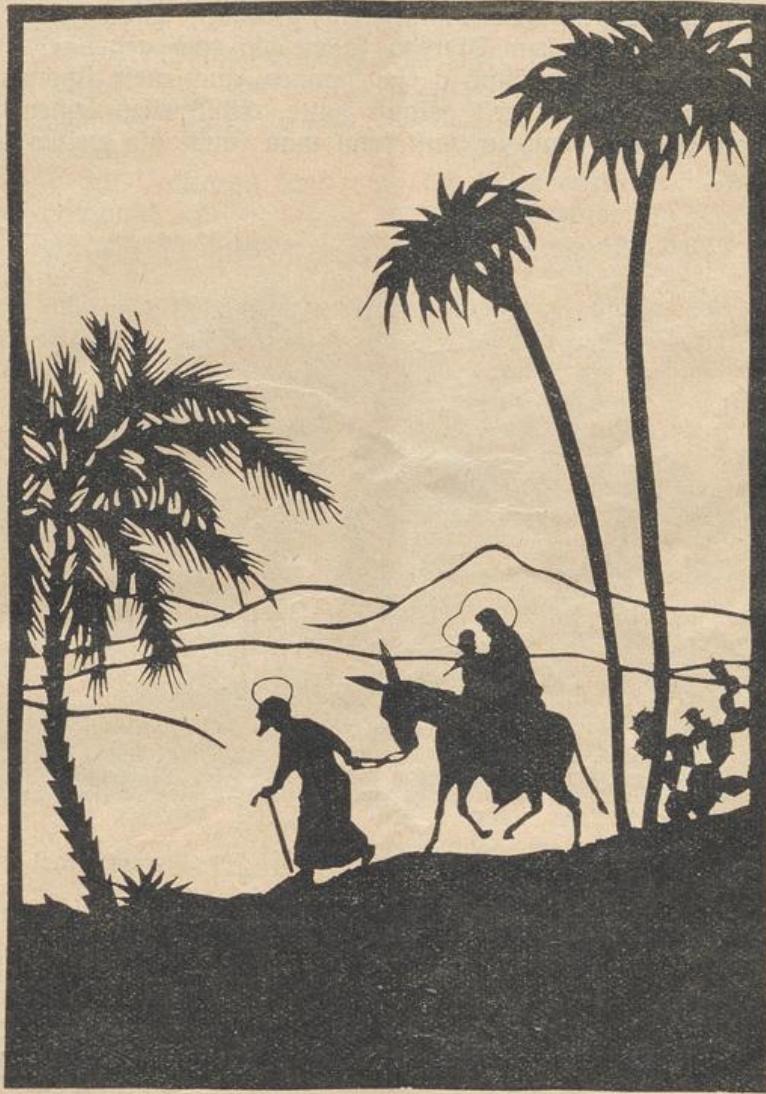
Nach langer Pause soll das Erzählerstübchen unserer Missionare wieder geöffnet werden. Die schlichten Briefe der pflichteifrigen Männer an der Missionsfront werden überall gerne gelesen und wecken allenthalben größere Missionsbegeisterung und besseres Verständnis für den opfervollen Beruf der Missionare und Kulturpioniere. Schon mancher Jungmann, dem durch Gottes Fügung eines schönen Tages eine Nummer des „Bergiße mein nicht“ in die Hände kam, und der dann las, was gerade wieder ein Missionar erzählte, ist dem Ruf der Gnade, die in diesem Augenblicke an sein Herz pochte, gefolgt, hat seine schöne Heimat und alle seine Lieben verlassen, und ist mit Gottes Beistand ein guter seelen-eifriger Missionspriester, oder ein opferfreudiger und hochherziger Missionsbruder geworden. Noch immer sind es zu wenig Arbeiter im Weinberge des Herrn. Die Ernte ist überreif und harrt der Schnitter! Wer wird dem Ruf des Königs der Könige folgen? — Wer will einmal Missionar und Soldat auf dem Schlachtfelde Gottes werden? — Doch — lassen wir nun einen Missionar zu Worte kommen. Pater Xaver Brunner schreibt an seine zwei leiblichen Brüder, die ihm ebenfalls bald nach Südafrika folgen wollen also:

Lange schon ist's her, daß ich Euch nicht mehr geschrieben habe, aber keineswegs habe ich Euch beide vergessen; denn täglich gedenke ich Euer im heiligen Opfer. Gerne möchte ich Euch beide hier unten im sonnigen Süden als tüchtige Missionsbrüder sehen. Seit Ostern bin ich ganz allein als Priester hier, da P. Mansuet auf die Nachbarstation übergesiedelt ist, um da seinen Lebensabend zu verbringen. Ein riesiges Gebiet ist mir somit anvertraut, wo noch sehr viele Heiden wohnen, viele, die noch nicht einmal einen Weizzen gesehen haben. So kam ich vor einiger Zeit in so ein verstecktes Loch, wo die Kinder herbeieilten und meine Kleider antrührten, um sich zu überzeugen, daß ich nicht ein Geist, sondern ein wirklicher Mensch bin. Und erst, als ich mit ihnen sprach, da konnten sie nicht genug tun mit dem seltsamen Besuch. Nun habe ich dort eine Nachtschule eröffnet und habe bereits 20 Buben und 10 Mädchen. Die heidnischen Eltern wollen nicht erlauben, daß die Kinder in die Tagesschule gehen und doch wollen die Kinder lernen und etwas von Gott hören.

Am letzten Sonntag begann ich mit 8 Mädchen eine Jungfrauen-Kongregation. Zuerst wollte ich nicht recht anpacken, aber die Mädchen ließen mir keine Ruhe mehr und so vertraute ich sie vorerst zur Probe dem Schutze der Himmelskönigin an. Sie wollen den vielen heidnischen Mädchen ein gutes Beispiel geben. Eine schwarze Schwester hat die Führung. Jetzt sind sie sehr stolz auf ihre schöne Kongregations-Medaille. Auch haben sich alle weiße Kleider machen lassen. Auch die Eltern der Mädchen kamen und dankten mir. Doch muß viel für die Mädchen gebetet werden, denn die Gefahren für deren Seelen sind hier in diesem heidnischen Lande sehr groß.

Vor einigen Tagen wurde ich zu einem ganz alten Mann gerufen, der schwer krank war und dabei noch nie etwas vom lieben Gott gehört hatte. Seine Frau und seine Kinder sind ebenfalls noch heidnisch. Ich unterrichtete ihn im Allernotwendigsten, und da er sehr willig war, taufte ich ihn. Am anderen Tage kam ich in die Nähe und da begegneten mir

Leute, die von seiner Beerdigung heimgingen. Er hatte sicherlich eine herrliche Himmelfahrt sofort nach der heiligen Taufe. — In der Nähe einer Außenstation ist ein Aussätziger. Dieser Bursche ist der einzige Katholik unter vielen Protestanten, er hat für sich eine Hütte und ist da sehr vergnügt. Durch seine Krankheit hat er bereits Hände und Füße verloren. Bei meinem letzten Besuch traf ich seinen Vater in der Hütte an, einen alten Mann, der 3 Frauen hat, wie er mir sagte, und jetzt noch eine dazu



Flucht nach Ägypten

nehmen will, weil er schon wieder so viele Ochsen beisammen hat, daß er sich eine leisten kann. Von einer Befehlung ist natürlich keine Rede. Der Teufel hat noch viel Gewalt. Oft kommen Leute und erzählen mir, wie sie vom bösen Feind gequält werden, wenn sie in die Kirche gehen wollen. Eine Frau, die bisher als Wahrsagerin für den Teufel arbeitete und seit einiger Zeit lernt, sagte mir, daß sie nachts oftmals auf die Schultern geschlagen wird und sonst auch noch vieles zu leiden hat, aber um keinen Preis will sie ihr früheres Teufelshandwerk mehr treiben, sondern

ein wahres Gotteskind werden. In der letzten Zeit habe ich auch einige Ehen geschlossen, bei der sich der eine Teil der andersgläubig war, befürte. Es ist aber leichter einen Heiden zu bekehren als einen Andersgläubigen. Andersgläubige haben bei einer Hochzeit ihren Katecheten so geschlagen, daß er nicht mehr heimgehen konnte. Bei diesen Hochzeiten geht es eben furchtbar wild her.

Wir bekommen eine ziemlich gute Maisernte. Zum Glück blieben wir von der Heuschreckenplage verschont. Eine gräßliche Pferdesseuche wütet. Tausende von den schönsten Pferden fallen hin und gehen ein wie die Fliegen. Auf unserer Farm sind 6 eingegangen, auch mein schönes, liebes Pferd, das ich kurz zuvor erst gekauft hatte. Einstweilen leihen mir die Eingeborenen Pferde, denn zu Fuß kann man kaum die weitesten Strecken zurücklegen.



Aus unserer Bulawayo-Mission: Ein typischer Matabelekraal

Ich bin sehr gerne hier, die Missionsarbeit macht mir sehr viel Freude, und Schwierigkeiten, die man hat, werden reichlich belohnt durch die sichtbare Gnadenhilfe von oben. Wenn mehr Leute und Mittel da wären, könnte man noch viel mehr tun, denn die Leute sind gut und willig, wenn sie nur unterrichtet werden. Und nun Schluß mit treuem Missionsgruß.

Euer P. Xaver.

Ein anderer Missionar, der wünscht, daß sein Name nicht genannt wird, schreibt unter anderem:

Lufizi (Elend) ist der Name eines Burschen, den ich am 13. Januar im heimatlichen Kraal taufte. Damit sein neuer Name mir unvergeßlich bliebe, wählte ich für ihn den Namen Ludwig, weil er mit dem alten Namen Lufizi Ähnlichkeit hat. Ludwig war damals zirka 22 Jahre alt. Sein erster Name hätte nicht besser gewählt werden können, weil er Elend bedeutet. Ja, ein Haufen Elend war Ludwig.

Zunächst hat er nie sein väterliches Haus verlassen können, weil er an einer Seite völlig gelähmt war. Er konnte sich nur auf Händen und Füßen, und zwar den Rücken nach unten fortbewegen, oder rutschen. Sodann hatte er eine schwere Zunge, er stammelte. Das dritte Übel das ihn plagte, waren häufige Anfälle von Epilepsie. Ein anderes Übel, das Ludwig wohl sehr quälen mußte, war seine Behandlung. Begreiflicherweise war er zu Hause bloß geduldet, und ich wundere mich nicht wenig, daß er so lange geduldet wurde. Bedenfalls hat die Mutterliebe manches verhindert, was Ludwig den Tod hätte bringen können. Der Vater war ein gefühlloser Mensch und hatte nichts für ihn übrig, nicht einmal ein Hemd oder eine Decke. Wenn Ludwig so glücklich war, diese beiden Sachen zu besitzen, so war es durch das Mitleid des Missionars oder des Nachbars.

In Bezug auf Nahrung kann man sich leicht vorstellen, wie der arme Junge da manchmal darben mußte, wenn es irgendwo ein Bier gab, und alle Kraalsassen, die Mutter nicht ausgenommen, ihn den ganzen Tag allein ließen.

In den häufigen epileptischen Anfällen war er zweifelsohne meistens allein. Es war ja etwas Alltägliches. Ich habe den armen Schelm seit seiner Taufe jeden Monat besucht, und ich konnte öfter bei meinem Besuch nichts machen, weil Ludwig schon am frühen Morgen wieder einen Anfall gehabt hatte. Einmal kam ich gerade dazu, wie er wieder einen Anfall hatte, allein in der Hütte liegend.

Und trotz allem Elend war Ludwig immer aufgeräumt, zufrieden, ja glücklich. Die letzten Jahre hat er bloß kommuniziert, nicht gebeichtet. Er lebte so gewissenhaft, daß, wenn ich ihn fragte, ob er beichten wolle, er regelmäßig mit lächelndem Antlitz sagte: „Mein Vater, mein Herz ist noch weiß.“ Und wenn ich ihn fragte ob er auch Stoßgebete bete, antwortete er: „O ja, gar sehr viel.“ Ich ermahnte ihn in letzter Zeit öfter, um eine glückliche Sterbestunde zu beten, und jedesmal versprach er es. Aber zuletzt war er es, der davon sprach, daß er den lieben Heiland bitte, ihn zu holen. Und wirklich, am 15. März dieses Jahres ist er zu seinem geliebten Jesus gegangen. Es war mir natürlich sehr darum zu tun, die Leiche meines Freundes auf unserem Friedhof zu haben. Es hatte aber seine Schwierigkeiten, erstens wegen des langen, beschwerlichen Weges, und zweitens, weil der Vater sagte, er habe kein Geld um einen Sarg kaufen zu können. Aber glücklicherweise ging alles gut, und ich kann, was mir Herzenssache ist, für die Instandhaltung seines Grabes sorgen. — Selig die Toten, die im Herrn sterben!

In der katholischen Weltmission schlägt das katholische Herz. Dieser Herzschlag gilt Gott und Christus, der Kirche und den Seelen. Es ist der heilige Herzschlag, der gepocht hat im Herzen Jesu, der weiter pocht in den Herzen der Apostel, der weiter pocht in den Herzen der Sendboten des katholischen Volkes.

Mission ist Wachstum. Missionskraft ist Lebenskraft. Missionsgeist ist Glaubensgeist. Missionsliebe ist Gottesliebe, ist Christenliebe, ist Seelenliebe. Die Kraft aber muß wirken, der Geist muß streben, die Liebe muß tätig sein. Die Weltmission ist der Lebensatem der Kirche.

Die Mission für Alle

IV.

2. Opfer

An erster Stelle die besondere Aufopferung des hl. Messopfers für die Bekehrung der Heiden und Förderung aller Missionen in der Welt. Ebenso die öftere Aufopferung der hl. Kommunion in der gleichen Meinung. Nach derselben eine ganz spezielle, dringende Bitte an den König der Herzen in der eigenen Seele, er wolle doch allen Ungläubigen, Unwissenden und noch von ihm Getrennten das Licht der Wahrheit und die Gnade des heiligen Glaubens verleihen!

Das sind die beiden wirksamsten Opfer im Missionsdienste. Sodann jedes andere, persönliche Opfer: eine Entzagung, eine Selbstüberwindung, ein kleines Bußwerk, vor allem das geduldige Tragen aller gottgesandten Leiden und Widervärtigkeiten in der Meinung: Für die Mission! — Der Eifer hierin wird mit der Zeit einer Menge von Heiden die Gnade der Herzensbekehrung verdienen helfen. Missionsberufe zu wecken oder bedrängte aufrecht zu erhalten. . . . Das war die beständige Übung und Meinung der kleinen heiligen Theresia. Gleich ihr wird jeder Opfernde mit Staunen die Früchte schauen und den Lohn genießen!

Um den Eifer rege zu erhalten, ist es sehr dienlich, die Meinung auf bestimmte Missionsziele oder Länder eigens hinzurichten. Für die Bekehrung der Afrikaner! Für die Katholisierung Japans! Für China! Für Indien! Für die allmonatlich von Rom aus veröffentlichten besonderen Missionssanlagen. Daz feiner ohne die heilige Taufe sterbe und noch die Gnade einer vollkommenen Reue erlange. . . . Oder wozu der Einzelne sich immer angetrieben fühlen mag. Wer das beständig tut, steht in den ersten Reihen der Missionsarmee, obgleich er nie ein Missionsland oder eine Frucht seiner Opferarten sehen mag.

Diese beiden „Werke der Missionsbarmherzigkeit“ haben den großen Vorzug, daß alle sie reichlich üben können. Vom Schulkinde bis zum sterbenden Greis auf dem Schmerzenslager, vom ärmsten Tagelöhner bis zum Millionär. Der Analphabet wie die gefeierte Intelligenz: für alle zumal ist diese Mission ebenso leicht ausführbar als kostbar in ihren Erfolgen.

3. Persönliche Propaganda

Hierin macht vor allem „die Liebe erfinderisch“. Wer lebendigen Glaubensgeist und echten Religionseifer in sich trägt, findet 100 Mittel und Wege, das Werk der Glaubensverbreitung zu fördern. Eine Fülle von Beispielen beweist es. Männer reden in Versammlungen, Vereinen, bei Besuchen und jeder passenden Gelegenheit zugunsten der katholischen Mission. Frauen tun das Gleiche und arbeiten mit ihren Familienangehörigen und Töchtern überdies für die Mission. Sie fertigen Paramente, Kirchenausstattungen, Kleidungsstücke für arme Neubefehlte. Andere sammeln solche Gegenstände und senden sie in die armen Länder. Durch großzügige Briefmarkensammlungen hat mancher Priester und Laie ganz Erstaunliches geleistet. Eine lange Reihe von Missionsstationen in allen

Teilen der Erde verdanken ihr Entstehen oder ihre geistliche Fortentwicklung der persönlichen Propaganda. Das leuchtendste Vorbild ist eine ebenso hochgebildete als glaubensstarke Gräfin, die eine ganze Hilfsarmee für Afrika allein ins Leben gerufen hat und selbst bis zum letzten Atemzuge dafür tätig war. Nämlich die selige Maria Theresia Ledochowski, General-Leiterin der jetzt weltbekannten St. Petrus Claver-Sodalität. Volle 40 Jahre hat dieses hervorragende Missionswerk nun schon in ganz Afrika unermesslichen Segen verbreitet und volle 12 Jahre genießt seine heiligmäßige Gründerin bereits den ewigen Lohn ihres apostolischen Eifers. Wieviele Gerettete aus Afrika mögen im Himmel mit ihr die Freuden der Glorie teilen! Wie ihr Bruder, Kardinal Ledochowski als Präfekt der Propaganda in Rom vorstand, so leitete die Schwester eine Propaganda speziell für Afrika ein. Damit hatte die große Seele einen



Aus unserer Bulawayo-Mission: Eingeborene Frauen beim Dreschen

herrlichen Lebensberuf gefunden, dessen heroische Ausübung sie zur Heiligen machte. Heute rufen viele Afrikaner und Europäer schon — privatim — ihre Fürbitte an und die Zahl der Gebetserhörungen wächst mit jedem Monat.

Personale Missions-Propaganda in kleinem Maßstab können alle Erwachsenen in der einen oder anderen Art ausüben. Der Eifer findet Mittel und Wege.

4. Eigene Hingabe

Wir kommen zum wertvollsten Barmherzigkeitswerk im Dienste der Weltmission: lebenslängliche Hingabe der eigenen Person als aktiver Missionar, Missionsbruder — oder Missionsschwester! Wem Gott diesen erhabenen Beruf in die Wiege und ins Herz gelegt hat, möge ihm entschlossen und starkmütig Folge leisten bis in den Tod! Je mehr Anstrengung und Opfer er fordert, desto besser! Es ist wohl die ausgezeichnetste Nachfolge Christi des Guten Hirten, der den verlorenen

und in der Wüste irrenden Schafen nachgeht und sein Leben für sie hingibt. Viele Tausende sind bisher diesen Opfergang im Drange ihres Herzens geeilt und haben den überaus großen Lohn als Preis erlangt. Noch nie standen gleichzeitig so viele Missionsarbeiter im Neubruch der Heidenländer als in unseren Tagen, aber die Ernte wird immer größer, es braucht eine Million mehr! Keiner versage die bereitwillige Selbsthingabe, wenn der König des Seelenreiches ruft. Es ist heroische Christusliebe und heldenmütige Nächstenliebe zugleich!

Die soziale Arbeit eines deutschen Missionars in Afrika

Der Mariannhiller Missionar P. Bernard Huß ist in ganz Südafrika als hervorragender Führer und Organisator in sozialwirtschaftlichen Fragen angesehen. Er hat sich die gesellschaftliche und wirtschaftliche Hebung der Einheimischen zur Lebensaufgabe gemacht. Zahllose Kurse hielt er ab und schuf Selbsthilfeorganisationen (Raiffeisenkassen, Kreditgenossenschaften usw.). Die Regierung sandte ihm sogar Negerführer zwecks Unterweisung zu. Unterschiedslos saßen in den Sozialkursen Katholiken und Andersgläubige zu Füßen dieses katholischen Missionars. Im vergangenen Jahr hat nun auch die Universität Johannesburg seine Hilfe erbeten, um den völlig verarmten Eingeborenen einer größeren Siedlung (Potchefstroom) zu einer Besserung ihrer wirtschaftlichen Lage zu verhelfen. Kaum hatte P. Huß unter Heranziehung der umwohnenden weißen Siedler an der Schaffung einer neuen wirtschaftlichen Organisation der Neger erfolgreich gearbeitet, als Bischof Meissing von Kimberley seine Hilfe erbat. Es handelte sich um die Errichtung einer landwirtschaftlichen Schule in Betschuanaland. Dort haben die Häuptlinge, erbittert über den ewigen Sektenstreit, bestimmt, daß nur eine einzige Sekte in ihrem Schutzbereich arbeiten darf. Die katholische Kirche, die sich hier noch nicht durchgesetzt hatte, kam zu spät und wurde so im Betschuanaland von der Wirksamkeit ausgeschlossen. Züngst hat nun Bischof Meissing eine Farm gekauft und hofft auf dem Wege über die Errichtung einer Landwirtschaftsschule in Betschuanaland dem Missionswerk Eingang zu verschaffen. Die Regierung steht dem Plan wohlwollend gegenüber. Aufgabe des P. Huß wird es sein, die neue Farmsschule in Gang zu setzen. In Johannesburg sprach der südafrikanische Sozialreformer vor verschiedenen Gruppen gebildeter Eingeborener über Wirtschaftsfragen und die Bildung von Selbsthilfeorganisationen. In Transkei schuf Huß in den Jahren 1926—1931 ein System einheimischer Banken, und zwar im Auftrage der Regierung. Jetzt hat der verdiente Missionar sogar aus Uganda Briefe erhalten, in denen sein Rat zwecks Gründung landwirtschaftlicher Schulen gewünscht wird. In Belgisch-Kongo wünscht man Auskunft über die Tätigkeit der von P. Huß mitbegründeten Katholischen Afrikanischen Union, einer katholischen Gegenorganisation gegen die kommunistischen Arbeitersyndikate. Huß wurde eingeladen, auf Missionskonferenzen in Süd-Rhodesia und in Natal zu sprechen. Einige seiner Schriften werden heute schon in Belgisch-Kongo verbreitet. Es ist bei Lage der Dinge selbstverständlich, daß der

südafrikanische Kommunismus die Person und das Werk des P. Huß unausgesetzt verdächtigt.

Des Missionars Kummer und Freuden

Von P. Joseph Kammerlechner, RMM.

Es ist ganz natürlich, daß selbst die gewandteste Feder vertrocknet, wenn man lange am selben Platz ist, es fällt einem nichts mehr auf, man sieht nichts Neues und Interessantes mehr, was einem zum Schreiben anregen würde. Dann kommt schließlich über Nacht die Versezung und am neuen Platz ist alles wieder neu und scheint wieder beschreibenswert. So hat auch der Empandianer seine ausgedehnten Jagdgründe verlassen und ist nach St. Patrick gezogen, der Eingeborenen-Mission in der Hauptstadt des Landes Bulaivaho.

In Bulaivaho war der Königsraal des grausamen und mächtigen Lobengula, des letzten großen Matebelekönigs. Wie ein Kaiser Karl und Kaiser Rotbart, so ist auch er nicht gestorben, sondern die alten Krieger warten schließlich immer noch, daß er kommen wird um die verhafteten Weißen zu vertreiben und sich selbst in die herrlichen Bauten hineinzusetzen, die sie ihm gebaut an Stelle seines Königsraals. Sie werden allerdings umsonst warten, wie sie auch beim letzten Aufstand umsonst gewartet haben, obwohl sie gerade für ihn, damit er eine schöne Residenz bekomme, die Stadt, die in ihren Händen war, vor jeder Zerstörung schonten. Allerdings haben die Matabele den Deutschen das voraus in ihrer Hoffnung, daß man tatsächlich nicht weiß, ob Lobengula überhaupt gestorben ist. Als sie mit den Engländern Frieden machten, war Lobengula verschwunden, ob tot oder lebend weiß niemand zu vermelden. Nun aber haben die Weißen die größte Stadt, ganz im modernen Stil auf diesem so historischen Platz erbaut, der einst Lobengulas Königsherrlichkeit gesehen und die Eingeborenen, sein Volk, darf nicht einmal wohnen an der Stätte ihres toten Königs, sondern man hat ihnen außerhalb einen Platz angewiesen, wo sich nun das Eingeborenenviertel von Bulaivaho ausdehnt und am Rande des Eingeborenenviertels sind alle möglichen Religionsbekennnisse in ihren Schulen und Schülchen vertreten, aber der eigentliche Missionar ist trotzdem der Pfarrer von St. Patrick; denn er ist der einzige europäische Missionar, der direkt hier seine Wohnung aufgeschlagen hat. Daß man aber gerade keine erhebenden Seelsorgsfreuden hier erlebt, brauche ich wohl meinen Lesern nicht zu schildern. Es ist Großstadtcharakter mit all den vielen Gelegenheiten zur Unsitthlichkeit.

Aus dem kindlichen Spiel kann man gelegentlich erfahren, wie es in den Familien hergeht und kann auf den Geist im Eingeborenenviertel schließen. Natürlich sind sie mehr beeinflußt wie Eingeborene auf dem Lande, aber leider auch im unguten Sinne.

Habe ich da neulich Mädchen beobachten können bei ihrem kindlichen Spiel. Sie kamen zu mir zum Sakramentsunterricht und da natürlich nicht alle pünktlich kommen, mußten sie etwas warten. Nun, Eingeborenen-Kinder sind eben auch Kinder und ein kleiner Sandhügel ist für sie nicht weniger einladend zum Spiel als in der Heimat. So vertrieben sie sich die Zeit indem sie Vater und Mutter spielten. Im Gegensatz zu europäischen



Heidnische Mutter mit Kind

heftig nasenblutend und zwar begann das schon in der Nacht; überall waren Blutlachen in der Hütte und diese Sache ist bei den Eingeborenen gar nicht so harmlos. Sie verbluten sich dabei sehr leicht. Ihre Schwester, die mich gerufen, stand neben mir und wir betrachteten so die Kranke, wie sie sich des Nasenblutens kaum erwehren konnte. „Was tun“ — meinte ich zur Schwester — „wenn ich sie jetzt tauße und sie wird wieder gesund, dann vergißt sie doch bald, daß sie ein Kind Gottes sein soll“. „O nein, da forge ich schon dafür; ich unterrichte sie schon gut“. „Woher das nur kommen mag“ — meinte ich — „so schrecklich bluten?“ Und da kam nun die Antwort, die mich ganz eigenartig berührte. „Das ist Gott, der opfert nun sein Kind.“ Opferlamm in der Hand Gottes, des gütigen Vaters, was für eine schöne Auffassung, was könnten wir einem schiver Erkrankten besseres wünschen, als daß er sich als Opferlamm dem lieben Gott anbiete.

Kindern aber spielten sie nicht Vater und Mutter, sondern Mann und Frau. (Sehr bezeichnend für die Denkweise des Eingeborenen, der Materialist ist.) Das eine Mädchen fungierte als Frau und war gerade daran an der Hütte zu bauen. Der Mann mußte anfangs helfen Baumaterial herbeischaffen; dann war es für ihn schließlich Zeit zur Arbeit zu gehen um etwas zu verdienen. Der Tag wurde als Zahltag gerechnet. Nun kam der Mann wieder zurück mit dem Geld (kleine Steinchen). „Was hast du mir alles gekauft? Ein Kleid, Eßwaren usw.?“ „Hier ist dein Kleid und da hast du Geld“. „Ist das alles?“ „Nun, ich muß doch auch in die Kantine gehen zum Bier.“ Nun ging ein gut nachgemachtes Gezeter los und schließlich machten die Buben dem Spiel der Mädchen ein Ende, wie es nun einmal die rohe Art der Buben ist. O kindliches Spiel, du sagst uns so viel, ja nur zu viel. Wie viel Sünde schreit wohl jede Nacht empor zum Himmel von diesem Fleckchen Erde, auch Location genannt, das Eingeborenenviertel Bula-waho.

Aber nicht nur lauter Elend, sondern manchmal gar sehr erbauliche Dinge erlebt der Missionar in St. Patrick. Es war neulich auf der Pasipas-Schule ungefähr 12 Meilen außerhalb der Stadt. Eine der besten Christinnen meldete nach dem Gottesdienst ihre noch heidnische Schwester als in Todesgefahr befindlich. Da ich durch den Lehrer erfuhr, daß sie sogar eifrig zum Unterricht komme, zögerte ich nicht mehr, sie zu besuchen. Als ich nun hinkam, fand ich die Kranke

Da die Kranke auch ziemlich gut vorbereitet war, habe ich nicht mehr die geringsten Bedenken gehabt, ihr die Nottaufe zu spenden, und wie froh war ihre Schwester darüber. Alle ihre Angst war wie weggeblasen, weil sie nun getauft war, jetzt konnte sie ruhig sterben, nur darum bangte sie, nicht um ihr Leben, sie hatte eine so entsetzliche Nacht hinter sich, immer die Angst, ihre Schwester könnte sterben, ohne die hl. Taufe empfangen zu haben. Nun, der Monika geht es jetzt wieder besser, er hat sein Opferlamm noch nicht gewollt. Muß man da nicht an die Worte des Heilandes denken von den Kleinen, die Dinge erfassen, die den Weisen verborgen sind.

Zum täglichen Wirkungskreis des Missionars gehört auch das Krankenhaus. Es wird natürlich der kalte Eingeborene dort in seinem leiblichen Elend betreut, aber um sein seelisches kümmert sich niemand. Man kann darum mit bestem Willen nicht viel tun und zudem darf man auch nicht voreilig taufen; denn sobald die Eingeborenen gesund werden, ist alles wieder vergessen. Es kommt aber so selten vor, daß einer wirklich um die Taufe bittet, obwohl man fast täglich sie besucht, sie um ihren Gesundheitszustand fragt und mit ihnen sich unterhält; auch einmal fragt, ob er schon gelernt hat usw. Trotzdem erlebte ich letzthin einen ganz eigenen Fall, sodß ich der Überzeugung bin, es mit einem außerordentlichen Gnadenfall zu tun gehabt zu haben. Gleich als ich ihn das erstmal fragte, ob er schon getauft sei, bat er sofort ohne irgend eine Anregung von meiner Seite um die heilige Taufe. Der arme Bursche war wirklich schwer krank. Aber ich überlegte es mir noch, ob ich ihn taufen solle oder nicht und so sagte ich ihm: „Morgen komme ich ja wieder“. Am nächsten Tag nun bat er wieder inständig um die hl. Taufe und da er schon einiges in einer fremden Schule gelernt hatte, aber noch nicht getauft worden war, so fragte ich ihn ein wenig aus und konnte mit Befriedigung feststellen, daß er so einigermaßen die Hauptwahrheiten des Glaubens wußte. Nun machte ich ihn noch ernst darauf aufmerksam, daß es ein großer Unterschied sei, ob er von einem katholischen Priester getauft werde oder in einer andersgläubigen Schule. Aber freudigst versprach er, er wolle Katholik werden und so bald er wieder gesund werde, werde er auch auf die anderen hl. Sakamente lernen, ich sollte ihn nur ruhig taufen, da wäre gar keine Gefahr. „Ja, aber dann hernach, ihr Burschen, ihr wollt dann nichts mehr wissen von Religion und unserm Herrgott und treibt dann die schlechtesten Sachen“, meinte ich. Da aber kam ich schlecht bei ihm an und als Antwort legte er mir ein so demütiges Geständnis ab, daß ich tief gerührt wurde. „Nein Vater“, sagte er, „wenn ich getauft bin tue ich sicher nichts Schlechtes mehr. Freilich, bis jetzt war ich nicht brav, habe die schlechtesten Sachen getrieben“ und dabei legte er mir ein Geständnis ab, daß er es auch in der hl. Beicht einmal nicht besser zu machen braucht. „Ja“, so fuhr er weiter, „ich habe alles Schlechte getrieben, aber jetzt will ich dann nur noch Gott lieben und ihm nie mehr wehe tun“. Gerührt spendete ich ihm dann die hl. Taufe auf den Namen Paul. Wo er sein Wissen nur her hatte? Soviele lagen um ihn herum, viele nicht ungefährlicher als er, viele haben mich schon so oft gesehen und so oft gesprochen und noch niemals ist in ihnen das Verlangen wach geworden, mich um Ausübung meiner Priesterewalt zu bitten. Und Paul, für den ich noch ein Fremdling war? Obwohl bei Andersgläubigen in der Schule, hat er praktisch die ganze Kraft und den ganzen Trost des Bußsakramentes gefühlt in einer Zeit, wo er es noch gar nicht notwendig hatte; denn wenige Minuten hernach hat ihn das hl. Taufwasser von all seinen Sünden

gereinigt und Jesus hat seine treue Knabenseele wohl mit unendlicher Erlöserliebe umarmt. O Gott, wie unendlich gut bist du und wie wunderbar sind die Wege deiner Barmherzigkeit.

Zulmärchen

Von Br. Petrus, RMM.

Untreue schlägt den eigenen Herrn

Zwei Brüder verließen einmal ihre Heimat um ihr Glück in der Fremde zu suchen. Auf ihrer Wanderschaft kamen sie zu einem Zauberer und frugen ihn, was sie tun müßten, um reich zu werden. Der Zauberer sagte ihnen, sie sollten immer nach Osten gehen, bis sie an einen großen Wald kämen. Dort sollten sie Bäume fällen und aus jedem gefällten Baume würde ein Ochs herauspringen. Die Brüder folgten dem Rate und fanden den Wald. Der Jüngere fing gleich an Bäume zu fällen und ruhte nicht eher, als bis er eine schöne Herde beisammen hatte. Der Ältere aber war faul und legte sich im Schatten schlafen, weil es ihm zu heiß war um zu arbeiten. Am nächsten Tage trieb der Jüngere seine Herde heim und der Ältere ging mit ohne Bäume gefällt zu haben. Auf dem Heimwege verirrten sich die beiden Brüder und litten großen Durst. Endlich fanden sie Wasser, aber es war tief in einer Schlucht drunter, so daß sie es nicht erreichen konnten. Da sagte der Ältere zum Jüngeren, er wolle ihn mit einem Strick hinunterlassen und er möge Wasser für ihn und das Vieh schöpfen. Wie gesagt, so getan. Als der Jüngere aber genug Wasser für ihn und das Vieh geschöpft hatte, zog ihn dieser nicht mehr hinauf, sondern ging mit der Herde heim. Daheim wurde er von seinen Verwandten mit Freuden aufgenommen und als sie fragten, wo sein jüngerer Bruder sei, sagte er, sie hätten Streit gehabt und sich getrennt und er wisse nicht, wohin jener gegangen sei. Aber als er betrunknen war, verriet er sich und seine Verwandten schlugen ihn und trieben ihn fort. Dann gingen sie hin, zogen den Jüngeren aus der Schlucht heraus und führten ihn heim.

Das Christentum muß als Weltreligion in seinem wesentlichen Merkmal katholisch, das heißt allgemein sein. Weltweit wie die Erde, weltweit wie die Menschheit, weltweit wie Gottes Borsehung muß die Religion sein, die Gottes Weisheit und Gottes Güte den Menschen geoffenbart hat. Das Christentum ist die Religion der menschlichen Seele, die unbedingte Religion, die Weltreligion.

Nicht als Millionäre, sondern als Missionare werden die Jünger von ihrem göttlichen Meister hinausgesandt bis zu den äußersten Grenzen der Erde. Sie sollen herrschen im Reiche der Seelen. Wenn auch die Welt die Krone verachtet, die sie tragen, weil sie gar zu oft an die Dornenkrone Jesu erinnert, so ist es doch eine Königskrone, deren segnende Strahlen das Angesicht der Seele erneuern.

J. Weiler

Traurige Weihnacht

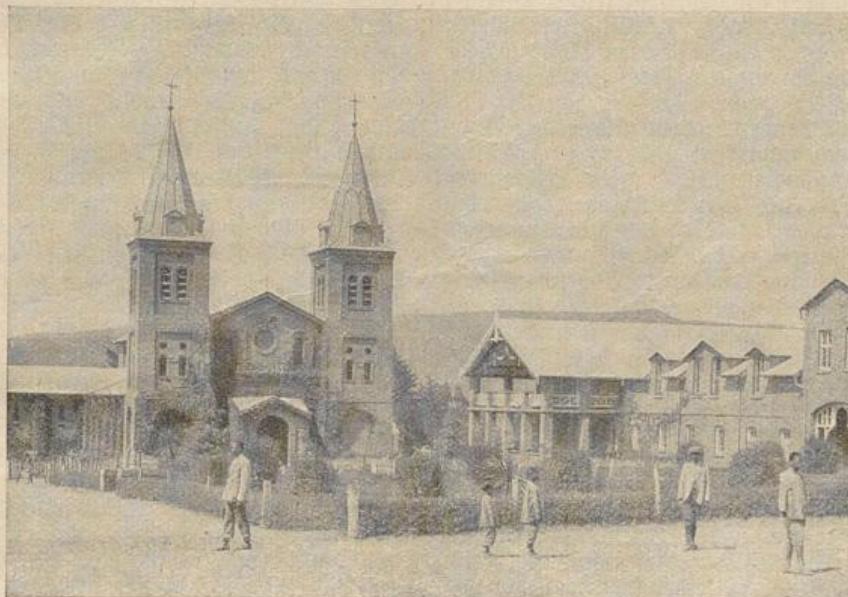
Nach dem Englischen. Aus „Wolken und Sonnenschein“. Von P. J. Spilmann.
Nachdruck verboten! (Schluß)

„Ja, ich habe wieder getrunken, und werde morgen wieder trinken und übermorgen auch, und solang ich will und soviel ich will — hast du mich verstanden? Weshalb sollte ich nicht trinken, wenn es mir einmal Spaß macht? Wer will es mir wehren — das möchte ich wissen! Du nicht mit all deinem Greinen und Heulen, und er auch nicht, der miserable, kaltblütige Schuft! Ich sagte ihm, er werde es

Roderich wird dich ganz gewiß wieder aufnehmen, wenn du nur ein bißchen solider sein willst.“

„Ha, mich wieder aufnehmen!“ schrie Lader mit heißerer Stimme. „Und wenn sie auf ihren Knien zu mir herrschen, ich gehe ihnen nicht mehr in das verfluchte Loch. Die Pest sollen sie alle kriegen!“

Mit diesem Fluche statt eines Abendgebetes warf sich der Betrunkene in seinen



Südafrikanische Missionsstation Lourdes

bereuen, daß er mich fortgejagt, und so soll er denn, so wahr —“.

„Hat der junge Herr Roderich dich entlassen, Martin?“ fragte sein Weib, der eine schreckliche Ahnung aufdämmerte.

„Ja!“ schrie der Trunkenbold, „er warf mich hinaus wie einen Hund. Er sagte, ich sei ein Schandfleck seiner ehlichen Werkstatt, und drohte, mich der Polizei zu übergeben, wenn ich mich wieder zeigen würde. Ha, den möchte ich sehen, der mir Handschellen anlegen wollte! Aber er muß es mir mit seinem Leben büßen, so wahr ich Martin Lader heiße!“

„Du bist wieder in der Gesellschaft von Robert Merzer gewesen, Martin“, sagte sie mit einem Seufzer. „Aber rede jetzt kein Wort mehr davon; du bist heute Abend aufgereggt; morgen wird sich dir alles in einem anderen Lichte zeigen. Herr

Kleidern auf das Lager und fiel bald in einen schweren Schlaf. Sein unglückliches Weib aber konnte während dieser Nacht keine Ruhe finden. Eine unaussprechliche Angst, der Mann möchte die Drohung vollstreden, die seine trunkenen Lippen soeben ausgesprochen, quälte sie. Mord! Und wer sollte das Opfer des blutigen Verbrechens sein? Der Bräutigam ihrer lieben, glücklichen Schwester! Der Gedanke war zu schrecklich. Sie kniete nieder und betete mit der ganzen Inbrunst ihres Herzens, daß Gott in seiner Barmherzigkeit die fürchterliche Tat abwenden wolle.

Endlich verscheuchte der Morgen diese düsteren Bilder. Marie stand auf, betete inbrünstig, kleidete ihre Kinder, verrichtete auch mit denselben ein eifriges Morgengebet und bereitete das spärliche Frühstück. Der späte Wintertag schaute schon

voll durch das Fenster herein, als der Trunkenbold endlich erwachte. Natürlich quälte brennender Durst seine Kehle, seine Augen glühten und unaussprechlicher Kopfschmerz folterte sein Gehirn. Aber das war er seit Monaten gewohnt; einen erquickenden Schlaf kannte er schon längst nicht mehr. Als er das Bewußtsein wieder völlig gewonnen hatte, stand sein treues Weib am Bette und reichte ihm eine Tasse starken Kaffee.

„Was ist das? Kaffee?“ brummte er. „Ich mag das schlappe Gewäsch nicht. Geh und hole mir einen Schoppen Bier, wenn du Geld hast.“

„Ich habe kein Geld“, antwortete die Frau entschieden. „Und wenn ich Geld hätte, würde ich doch jetzt keinen Pfennig für dich auf Bier verwenden. Trink diesen Kaffee; er wird dir deinen Kopf klären; ich habe ein ernstes Wort mit dir zu reden.“

Marie war mit dem Mute der Verzweiflung gewaffnet und fest entschlossen, alles aufzubieten, um ihren mißleiteten Mann in der letzten Stunde noch vom Rande des Verderbens zurückzuholen. Lader starre sein Weib verwundert an; noch nie hatte das sanfte Wesen in einem so entschiedenen Tone zu ihm gesprochen. Er nahm die Tasse in seine zitternde Hand und begann sie auszuschütteln. Im anstossenden Verschlage hustete der frakte Hans und weinte das kleine Kind, welches Marthä wiegte und beschwichtigte.

Frau Lader setzte sich neben das Bett zu ihrem Manne und hob mit ernstem Tone an: „Martin, ich hätte dir schon lange einiges gesagt; aber, die Wahrheit zu gestehen, ich wagte es nicht. Du weißt wohl, daß du in letzter Zeit mit mir und den Kindern nicht sonderlich freundlich warst. Ich fürchtete Schläge, wenn ich sprechen würde. Aber heute fürchte ich nicht mehr für mich, sondern einzig für dich, und du mußt mich jetzt anhören, Martin!“

Der Mann sagte ärgerlich: „Nun denn, in Kuckucks Namen, wozu diese lange Einleitung? Sage, was du zu sagen hast! Aber nimm dich in acht!“

„Bevor ich dich heiratete“, fuhr die Frau ruhig fort, „hat ein anderer um meine Hand geworben. Ich konnte den Mann nicht ausstehen; er hatte keine Religion und lief in die Wirtshäuser. Der Mann geriet in heftigen Zorn, als ich ihm einen Korb gab, und verschwörte sich, er wolle Unglück über mich und meine Kinder bringen, wenn ich je einen andern eheliche. Ich lachte über diese Drohung und dachte, er werde mich bald vergessen haben und ein anderes Mädchen heiraten. Aber er heiratete nicht. Doch während der ersten Jahre unserer Ehe, als wir so glücklich

waren — erinnerst du dich nicht mehr, Martin? — vergaß ich den Mann und seine Drohung; er war auch in eine andere Stadt gereist. Da auf einmal kam er zurück.“

„Und?“ fragte Martin.

„Und hat sein Drohwort erfüllt. Der Mann ist Robert Merzer.“

Für einen Augenblick schwieg Lader verblüfft. Dann sagte er: „Du schwähest Blödsinn, Weib! Robert ist der beste meiner Freunde.“

„Robert Merzer ist der größte unserer Feinde“, wiederholte Frau Lader auf das bestimmteste. „Wer hat dich — es sind jetzt fast vier Jahre her — daran gewöhnt, jeden Augenblick bald in dieses, bald in jenes Wirtshaus einzufahren? Wer spottete beständig über unsere heilige Religion und suchte es dahin zu bringen, daß du dich deines katholischen Glaubens schämtest? Wer brachte es endlich nach und nach dahin, daß du seit Jahr und Tag keine Kirche mehr besuchtest? Wer ist nun seit Monaten jede Nacht in deiner Gesellschaft und gibt nicht Ruh noch Rast, bis du betrunken bist und bis dein Arbeitslohn, mit dem du die Nahrung und Kleidung der Kinder bestreiten solltest, durch die Kehle gejagt ist? Wer gab dir den guten Rat, alles, was nicht niet- und nagelfest ist, samt meiner Nähmaschine, mit der ich die Kinder bis dahin vor dem Hunger bewahrte, zu verkaufen und den Erlös ins Wirtshaus zu tragen? Du weißt es so gut wie ich; das alles hat Robert Merzer getan.“

Martin gab keine Antwort, und seine Frau fuhr alsbald fort: „Dieser Mann war die Ursache all unseres Unheils. Er hat dich wie ein kleines Kind in seiner Hand und mißbraucht dich zu allem nach Lust und Laune. Er hat es auch zutage gebracht, daß dich Herr Roderich entließ.“

Die Erwähnung dieses Namens entzündete ein unheimliches Feuer in den Augen des Mannes. Mit einem Fluche stellte er die Kaffeetasse hin.

„Gestern abend war meine Schwester Anna hier. Sie sagte mir, sie sei verlobt und werde sich bald verheiraten, und ich bin überzeugt, du wirst nie mehr solche Reden führen wie diese Nacht, wenn du erfährst, wer ihr Bräutigam ist.“

„Und wer ist es?“

„Herr Jakob Roderich.“

„Zum Henker mit ihm!“ schrie Lader und sprang vom Bette auf. Beschwichtigend ergriff die Frau seinen Arm und sagte: „Denke doch, welches Glück für Anna, eine so vorzügliche Partie! Du selbst sprachst immer mit dem größten Lobe von Roderich, und ich weiß bestimmt, niemand anders als Merzer hat diesen Zorn gegen ihn in deinem Herzen geschürt.“

„Lasse mir Robert aus dem Spiele, Marie! Ich werde zu meinen Freunden wählen, wen ich will. Meinst du denn, ich sei nicht mein eigener Herr und Meister?“

„Nein, leider, das bist du nicht, sobald du getrunken hast! Und deshalb verlange ich von dir das Versprechen, den Umgang mit Merzer aufzugeben. Er hat dich immer tiefer und tiefer ins Elend gebracht, seit du dich mit ihm einließest, und wer weiß, welches der nächste Schritt ist, zu dem er dich versüßt, wenn du wieder getrunken hast. Die ganze Nacht träumte ich vom Galgen und sah, wie sein Schatten dich verfolgte. Ich kann nicht sagen, was ich um dich ausgestanden habe.“

„Pah, Träume sind Schäume! Wie kannst du nur so kindisch sein, Marie?“

Das Auge seines Weibes gewahrte den heilsamen Eindruck ihrer Worte, und mit der glühenden Überzeugung ihres Herzens voll Mutterliebe und Glaubenstreue fuhr sie fort: „Es gibt auch Träume, die Gott zur Warnung schickt, Martin. Läßt den schrecklichen Traum nicht wahr werden, und damit er nicht wahr werde, meide Merzer! Schau, Martin, es ist heute der Vorabend des heiligen Weihnachtstages; laß uns diese Weihnachten besser zubringen als die verflossenen drei! Wir wollen zusammen den Gottesdienst besuchen; wir wollen den Kindern ein ordentliches Mittagsmahl geben und uns im häuslichen Kreise miteinander freuen wie vormals in unfern glücklichen Tagen.“

Die zugänglichste Seite des durch die Leidenschaft verdorbenen Herzens Laders war noch seine Abhängigkeit an die Kinder. Er ging in die kleine Schlafkammer und nahm Hans in seine Arme. Schon lange war der Vater dem kranken, reizbaren Kinde nur ein Gegenstand der Furcht. So begann das arme Kind heftig zu weinen; die Aufregung veranlaßte einen krampfartigen Hustenanfall, welcher dasselbe schrecklich schlüttelte und quälte. Er legte den Knaben in die Arme der Mutter und verließ dann, ohne ein Wort zu sagen, hastig das Haus.

Was dachte ihr Mann, während er langsam durch die schneebedeckten Straßen ging, des eisigen Windes nicht achtend, der durch seine schlechten Kleider blies? Ein stumpfes Gefühl seines Unrechtes war doch in ihm erwacht, sein Gewissen war nicht ganz erstorben. Die Worte seines Weibes tönten noch in seinen Ohren. Sie hatte die Wahrheit gesagt: keine Silbe konnte er leugnen. Er war in der Tat ein gefühlloser Mensch — nein, das ist nicht das rechte Wort —, er war geradezu ein brutaler, verkommener Taugenichts geworden. Er hatte sein Weib und seine Kleinen um das tägliche Brot be-

stohlen; es war zu niederträchtig! Ja, das hatte er getan, und jetzt fing er doch an, sich vor sich selbst zu schämen.

Martin war in seinen Gedanken eben zu diesem glücklichen Ergebnis gekommen und drehte sich gerade um, in der Absicht, rasch nach Hause zu gehen und sein braves Weib um Verzeihung zu bitten und Befreiung zu versprechen, als sich eine Hand auf seine Schulter legte. Er schaute auf, und da er die Hand erkannte, stieß er die Hand unwillig von sich.

„Ho, ho, was ist los? Mit dem linken Beine aufgestanden? Was für eine Laus ist dir über die Leber gekrochen, Martin?“ rief ein kleiner, untersezter Mann von offenbar großer Muskelkraft.

Zum erstenmal fühlte Lader Widerwillen gegen seinen Bechgesellen. Es fiel ihm auf, daß doch eigentlich das Urbild eines echten Landstreichers vor ihm stehe. Ja, hätte Merzer so ausgesehen, als er ihn vor Jahren zum erstenmal ins Wirtshaus einlud, er hätte ihn voll Verachtung stehen lassen; aber damals arbeitete der Mann noch und kleidete sich anständig. Erst nach und nach war derselbe so herabgesunken und lebte nun — man wußte eigentlich nicht, wovon, aber man kannte verschiedenes. Wie gesagt, an jenem Morgen wurde er von Lader nicht freundlich aufgenommen: doch das störte Merzer wenig; er hing sich ohne viel Umstände an Laders Arm.

„Ich gehe nach Hause, Merzer“, sagte Lader und beschleunigte seine Schritte.

„Das wird nicht halb so pressieren! Geschwind, alter Junge, komm da in die Schenke mit mir und trink einen Schnaps. Es ist ein verflucht kalter Morgen.“

„Ich habe keine Zeit; ich muß heim!“

„Unsinn, Mann! Ein einziges Glaschen, das tut dir gut; höre, nur einen Schluck!“

„Nun denn, meinetwegen — aber nur ein einziges, hörst du, Merzer.“

Es war die alte Schlinge. — Den ganzen Tag harrte Frau Lader auf die Rückkehr ihres Mannes.

Es wurde Mittag und Abend und Nacht, und er kam nicht.

Die Entscheidung

Es ging auf Mitternacht. Der Schnee fiel in dichten Flocken und bedeckte die Straßen mit einer frischen, weißen Lage. In einem abgelegenen Stadtteil schritten zwei Männer durch enge, menschenleere Gäßchen. Der eine war offenbar völlig betrunken; er hatte sich in den Arm seines Gefährten gehängt und schlief da hin, von Zeit zu Zeit Flüche und Verwünschungen lallend. Der andere hatte seine Augen offen und schaute scharf um

sich, als ob er jemand erwartete. Jetzt nahten Schritte der Stelle, wo die beiden Männer weilten, der eine in fast bewußtlosem Zustande, der andere aber seiner Sinne völlig mächtig. Merzer hatte nicht viel getrunken, während er seinem Gefährten rasch Glas um Glas eingeschenkt hatte; er wußte, daß er zu seinem Vorhaben großer Umsicht und falter Überlegung bedurfte.

Der Fußgänger kam näher, und Merzer zog den Betrunkenen mit sich in den tiefen Schatten eines vorspringenden Pfeilers. Jetzt fiel das Licht einer Gaslatern auf den näherkommenden Mann; es war der junge Roderich. Arglos und in Gedanken an seine Braut voll froher Hoffnung schritt er daher, nicht ahnend, daß ein Mörder seiner harre.

Jetzt hatte er den Pfeiler erreicht, da stürzte eine dunkle Gestalt aus dem Schatten und warf sich wie ein wildes Tier auf den Wehrlosen. Ein dumpfer halbverstürtzter Schrei, ein verzweifeltes Ringen, dann ein schwerer Fall — und Robert Merzer leerte die Taschen seines unglücklichen Opfers und floh.

Halb bewußtlos lehnte Lader an der Mauer des Hauses und war Zeuge der verübten Bluttat. Als der Mörder verschwunden war, wannte der Betrunkene mit ungewissen Schritten zu dem Manne hin, der auf dem Boden lag. Was hatte sein Gefährte getan? Hatte er nicht diesen Fremden erschlagen und ausgeräubt? War derselbe wirklich tot? Lader beugte sich über den wahrscheinlich ermordeten hin und kehrte dessen bleiches Antlitz dem Lichte der Laterne zu.

Ein Ruf des Entsetzens entrang sich seiner Brust, als er die Züge des Mannes erkannte, dem er in den letzten Stunden so oft den Tod geschworen. Ja, es war kein Zweifel, Jakob Roderich lag regungslos zu seinen Füßen. Lader war durch den plötzlichen Schrecken so weit ernstlichtert, daß er, nun genügend bei Sinnen, zitternd den Rock des jungen Mannes aufknöpfte, um zu fühlen, ob das Herz noch schlage; aber mit einem Mark und Bein durchdringenden Schrei zog er plötzlich die Hand zurück — die Kleider Roderichs waren mit Blut getränkt, und ein dunkler Strom färbte den Schnee.

Jetzt nahten Leute; Lader hörte ihre Stimmen. Da durchzuckte ihn der Gedanke: wenn sie ihn bei der Leiche fänden, so würden sie sagen, er sei der Mörder. Er mußte fliehen, fliehen, so lieb ihm sein Leben war, fort von dieser schrecklichen Stelle, von diesem blutigen Leichname. Fliehen! Das war sein einziger Gedanke, den er in dieser Todesangst noch fassen konnte. Planlos eilte er fort, durch Gassen und Gäßchen, durch Straßen und Plätze, nur

fort, fort von dem Schauplatze der Bluttat.

Seine Füße wannten nicht mehr; aber es hing sich doch wie ein Bleigewicht an ihn. In seiner Angst hielt er beinahe sich selber für den Mörder; hatte er dem Manne nicht den Tod geschworen? War er nicht ein Mörder in Gedanken wenigstens, wenn nicht in der Tat? Das Schuldbewußtsein überwältigte ihn so, daß er fast kraftlos zusammengebrochen wäre. Aber immer wieder peitschte ihn die Furcht vor dem rächenden Atem der Gerechtigkeit voran. Er erinnerte sich an den Traum seines Weibes, und jedes Schattenbild, das die Gaslaternen über den Schnee hin waren, verwandelte sich in den Schatten des Galgens, der ihn verfolgte.

Lader hemmte seinen verzweifelten Lauf, da er jetzt in eine breite, hellerleuchtete Straße einbog, in welcher viele Leute ruhig und schweigend auf eine Kirche zuschritten. Der Flüchtling schaute sich verwundert um; er fand sich dem Hause gegenüber, das er in den glücklichen Jahren seiner Ehe bewohnt hatte, und darunter die Kirche — wie oft hatte er in ihr mit seinem Weibe den göttlichen Heiland empfangen!

Die Kirche war offen; er sah die Leute eintreten. Auf einmal kam ihm der Gedanke: es ist ja Weihnachten und Zeit zur Mitternachtmesse! Sofort entschloß er sich, gleichfalls die Kirche zu betreten. Da war er in Sicherheit; wenn die Polizei seine Spur verfolgte, so suchte sie ihn am wenigsten in der Kirche. Die helle Todesangst trieb ihn also wieder in die Kirche, nachdem er jahrelang keinen Fuß in ein Gotteshaus gesetzt hatte. Es war nicht Neue und auch nicht ein frommer Gedanke, der den Verirrten leitete; nur das Gefühl: da werde ich vor meinen Verfolgern sicher sein. Derselbe Instinkt trieb ihn auch möglichst weit von den Türen weg nach den Altären hin, bis er das Ende eines Seitenschiffes erreicht hatte.

Eben begann die heilige Messe. Die freudenreichen Klänge der Weihnachtslieder tönten, von leisem Orgelspiele begleitet, durch die Gewölbe. Der Flüchtling blickte erschrocken um. Niemand beachtete ihn, und mit einem Seufzer der Erleichterung kniete er sich hin, gleich den übrigen.

Unmittelbar vor dem Unglücklichen stand die Krippe, eine geschmackvolle Nachahmung des Stalles von Bethlehem. Überaus milde und lieblich knieete die seligste Jungfrau mit dem heiligen Joseph neben dem göttlichen Kinde. Wie leuchteten die Augen des Jesusknaben, wie breiteten sich die kleinen Arme aus, als ob er ausriefe: „Kommet alle zu mir, die ihr mit Sünden und mit Elend beladen

feid, verzaget nicht! Um eure Willen liege ich hier auf dem Stroh! Wenn ihr nur guten Willens seid, so will ich euch den Frieden bringen."

Der Anblick drang dem tiegefassenen Manne zu Herzen; Tränen traten in seine Augen. Die mahnen Worte, die sein Weib am Morgen zu ihm gesprochen, und die er in der Schenke übertäubt hatte, tönten wieder in seinen Ohren. O wäre er ihnen doch gefolgt! Aber jetzt — konnte nicht noch alles gut werden? In Angst und Verwirrung stammelten seine Lippen seit langer Zeit wiederum ein Gebet, und er wurde ruhiger.

Da auf einmal fiel sein Blick auf seine blutbefleckten Hände; beinahe wäre ihm ein Schrei des Entsetzens entflossen. Blut, das Blut eines gemordeten Menschen an seiner Hand! Und so war er in das Gotteshaus eingetreten und kniete nun mit diesem schrecklichen Male gezeichnet an der Krippe des Heilandes! Namenloses Weh ergriff die Seele des unglücklichen Menschen; es war, als hätten diese roten Flecken ein Licht in sein sündenvolles Herz geworfen und zeigten ihm die eigene Verworfensheit, in welche ihn seine Trunksucht gestürzt hatte. Welche Reihe von Sünden und Lastern bis zu diesem Blutmale!

Seine blinde Furcht war nun verflogen. Er dachte nicht mehr an Flucht, sondern nur daran, ob es ihm vergönnt sein werde, gutzumachen, was er an Weib und Kind gefrevelt hatte, oder ob das Ereignis dieser Nacht rächend mit ihm die Unschuldigen treffen werde. Als die Messe zu Ende war, verließ er ruhig die Kirche, bereit, die Folgen seines Lebenswandels zu tragen. Rasch ging er seinem Hause zu; es drängte ihn, seiner Frau die Entschlüsse mitzuteilen, welche der teuflische Versucher noch einmal durchkreuzt hatte. Wie oft hatte er im Laufe des Tages die Schenke verlassen und seine Frau aufzusuchen wollen, und immer war es Merzer wieder gelungen, den Widerstreben festzuhalten! Jetzt dämmerte in seinem Kopfe dunkel der Gedanke, was der Verführer bezweckt habe und wozu er ihn missbrauchen wollte.

Lader hatte seine Wohnung erreicht und setzte eben den Fuß auf die Haustreppe, als er sich plötzlich von einer eisernen Faust gefaßt fühlte. Er stutzte — ja, er hatte sich nicht getäuscht, er schaute in das Angesicht zweier Polizeisoldaten und sagte mit viel Ruhe: „Ich habe ihn nicht erschlagen.“

„Na, Ihr wißt doch recht wohl, worum es sich handelt“, sagte der eine der Polizisten, indem er seinem Gefährten einen Wink gab. „Kommt jetzt mit uns! Das ist

eine saubere Geschichte; erschlagen freilich habt Ihr ihn nicht. Aber das ist wahrlich nicht Eure Schuld; denn Ihr habt das mögliche getan und ihm einen tüchtigen Stich verzeift.“

„Er lebt also?“ fragte Lader eifrig.

„Ja, er lebt, und wenn er mit dem Leben davonkommt, so ist das ein Glück für Euch.“

„Gott sei Dank, daß er nicht tot ist! Gott sei tausendmal gedankt!“

Lader sagte diese Worte mit großer Wärme und hielt dann ohne Widerstand seine kräftigen Arme hin, daß man ihm die Handschellen anlege. Die Polizisten, denen seine Muskelkraft wohl bekannt war, wunderten sich nicht wenig. Der Mann dauerste sie; sie kannten sein brav Weib und seine braven Kinder.

„Sollen wir Eurer Frau ein Wort sagen?“ fragte der eine.

„Nicht jetzt. Sie wird es früh genug erfahren. Laßt uns gehen.“

„Es ist das heilose Trinken, das Euch so weit gebracht hat, Lader!“ sagte der andere Polizist, als sie mit dem Gefangenen durch die Straßen gingen.

„Ja, das Trinken! Ihr habt recht, das ist am allem schuld. Gleichwohl habe ich ihn nicht gestochen. Der Gedanke lag mir nahe, und ich war einmal dazu entschlossen, aber getan hab' ich es nicht.“

„Was hilft leugnen?“ sagte der Polizist. „Ihr würdet besser schweigen; man fand ja Euer Messer neben ihm.“

„Mein Messer? Was für ein Messer?“ fragte Lader erschrocken.

„Geht, geht, Lader!“ sagte der Polizist ungeduldig. „Versucht es nicht, uns einen blauen Dunst vorzumachen. Was für ein Messer! Nun, es hat eine breite, starke Klinge, und auf dem Heft ist Euer Name eingraviert; Ihr kennt es gut genug!“

„Bei Gott im Himmel! Nie in meinem Leben hatte ich ein solches Messer.“

Die Polizisten betrachteten diese Antwort als eine handgreifliche Lüge, und die Ruhe, mit welcher der Gefangene sie aussprach, ärgerte die Diener der Gerechtigkeit nicht wenig. Sie gaben keine Antwort; schweigend führten sie ihn durch die Straßen.

Das Morgengrauen des gnadenreichen Christfestes traf Lader im Gefängnisse. Sein Bericht über die Bluttat hatte keinen Glauben gefunden; es sprach zu vieles gegen ihn. Ein ebenso starker Schuldbeweis, wie das mit seinem Namen bezeichnete Messer waren die Blutflecken an seinen Händen und an seinen Kleidern. Er erzählte zwar, wie er diese erhalten habe. Aber wenn seine Aussage die Wahrheit enthielt, weshalb er denn so sinnlos ge-

flöhen? Er konnte keine genügende Erklärung seiner Angst beibringen; das Gefühl der Schuld mußte ihn überwältigt haben. Er sollte gestehen und angeben, wo er die goldene Uhr und die Börse Roderichs hingebraucht habe; das sei der einzige Weg zu einer Strafminderung, sagte man dem Gefangenen.

Welch traurige Weihnacht! Die arme Frau des Trinkers hörte am frühen Morgen schon gerüchteweise, was vorgefallen, und bald bestätigte sich die schreckliche Nachricht. Sie zweifelte kaum an der Schuld ihres Mannes; hatte sie doch seinen Racheschwur gehört. Aber ebenso ausgemacht war es ihr, daß Merzer die Hauptschuld trage. Ganz gewiß hatte er auch die entsetzliche Bluttat geplant und herbeigeführt. Die arme Frau meinte, sie komme von Sinnen. Es drängte sie, den Mann im Gefängnisse aufzusuchen; aber sie konnte die Kinder nicht allein lassen. Der kleine frakte Hans verlangte beständige Pflege.

Vor dem Abende kam ihre treue Schwester Anna. Frau Lader schraf zurück und bedeckte ihr bleiches, abgehärmtes Antlitz mit beiden Händen.

„O sage mir nichts über das Schreckliche, Anna!“ stöhnte sie. „Ich kann es nicht ertragen, es bringt mich unter den Boden. Es ist gewiß furchterlich für dich; aber es ist noch viel furchterlicher für mich, da mein Mann den Streich führte.“

Anna ergriff tröstend die Hand der Schwester und sagte: „Höre, Marie. Ich bin bei meinem Bräutigam gewesen; seine Wunde ist nicht so gefährlich, als man zuerst meinte. Er ist jetzt imstande zusprechen und erklärt, er sei ganz sicher, daß nicht Martin Lader ihn gestochen habe. Es sei ein kurzer, untersezter Bursche mit einem schwarzen Stoppelbart gewesen.“

„Merzer!“ rief Frau Lader und saß mit gefalteten Händen auf ihre Knie nieder, um Gott zu danken, daß die Blutschuld nicht auf dem Herzen ihres Mannes laste.

So war denn Martin Lader von der schlimmsten Anklage gereinigt; aber es gelang ihm zunächst nicht, sich von der Teilnahme an dem Verbrechen rein zu waschen. Gleichwohl veranlaßte nach wenigen Tagen ein unerwartetes Ereignis seine Freilassung. Merzer, den die Polizei auf das eifrigste verfolgte, war in einer benachbarten Stadt ergriffen worden.

Ein heftiges Fieber hatte den fast zu Tode geheizten Mann darniedergeworfen, und nun machte er in der Meinung, sterben zu müssen, ein volles Geständnis seiner Tat. Marias Ahnung bestätigte sich: Rache hatte den gewissenlosen Menschen auch zu diesem letzten Verbrechen bewogen, welches darauf berechnet war, Laders Familie in das äußerste Elend zu stürzen. Aber die Todesangst erpreßte dem Bösewicht ein offenes Bekennen seiner verworfenen Pläne und Taten. Alles war nun entdeckt, und Lader wurde den Seinigen wieder geschenkt.

Gleichwohl starb der Bösewicht nicht; unter den Kettengesangnen blüßt er gegenwärtig sein Verbrechen.

Ein Jahr ist seit dieser traurigen Weihnacht verflossen. Die klare Wintersonne zaubert Diamanten an die mit Reif besetzten Zweige der Bäume und auf die Dächer und Straßen weit und breit. Ihre schrägen Strahlen blicken vergnügt in ein wohnliches Zimmer und sehen daselbst eine fröhliche Gesellschaft um einen reich mit Weihnachtsgaben beladenen Tisch versammelt. Da sitzt Martin Lader im Kreise seiner Lieben, und zu den Gästen zählt auch Herr Jakob Roderich und dessen schöne junge Frau. Herr Roderich hatte seinem ersten Aufseher, der seit dem Ereignisse der letzten Weihnacht wieder ein Muster von Fleiß und tadeloser Aufführung geworden, die Einladung zu diesem Familienfeste nicht abschlagen können. Es war das zu gleicher Zeit eine feierliche Erklärung, daß alles vergeben und vergessen sei. Frau Lader war so glücklich und ihre Kinder so voll Freude und Jubel.

„Wer hätte das vor einem Jahre gedacht, Martin?“ rief sie ganz überwältigt ihrem Manne zu.

„Ja, da schaute es freilich anders aus“, sagte dieser, und eine Träne trat in sein Auge. „Das liebe Christkind hat in seiner Barmherzigkeit an uns gehandelt. Wer weiß, ob ich mich jemals wieder zu Gott hingewendet, wenn mich nicht die helle Todesangst in jene Mitternachtsmesse getrieben hätte. Damals fühlte ich den Vorsatz, mit einer guten Beichte ein neues Leben zu beginnen, und Gottes Barmherzigkeit sei es gedankt, er gab mir die Gnade, meinen Vorsatz zu halten!“

„Friede den Menschen, die eines guten Willens sind!“

Bereichsmemnicht

Illustrierte Zeitschrift der
Mariannhiller Mission

Nummer 2

Februar 1935

53. Jahrgang

Mariä Lichtmeß

Hymnus: Noctis caligo transiit
13. Jahrhundert

Vorbei die schauervolle Nacht,
Zum Licht der neue Tag erwacht:
Du Mutter wahren Licht's uns sei,
Steh' deinen Dienern immer bei.

Der Seele Finsternis vertreib,
Daß frei von Sündenschmutz sie bleib;
Mach klar die Sinne, daß sie nun
Des Lichtes Werke gerne tun.

Der Zunge gib Bescheidenheit,
Das Herz für Einsicht mach' bereit,
Die Ohren zügle, das Gesicht,
Daß Sinnenlust sie fess'le nicht.

Flöß Sündenhaß der Seele ein,
Daß sie nach Tugend streb' allein
Und lenke uns're Schritte dann
Für immer auf des Friedens Bahn.

Für deine Treuen bitte gern
Vor ihrem Richter, unserm Herrn,
Daß beim Gericht am jüngsten Tag
Verdammnis sie nicht treffen mag.

(Nach dem latein. Text von P. Dominikus).

Der Ernteruf!

„Die Ernte ist groß, aber der Arbeiter sind wenige. Bittet darum den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende! (Mth. 9, 37, 38.)

Der Ernteschnitt der katholischen Weltmission beträgt 305 Millionen Seelen. Es ist die Erntefrucht, bereit zur Einfahrt.

Die ganze große Heidenwelt aber, 1043 Millionen ist Erntefrucht, die noch auf dem Halse steht und auf die Erntesichel wartet.

Erntearbeit kann nur geschehen, wenn jeder im Hause zugreift. Die Kirche kann die Ernte nur einbringen, wenn alle Hände sich regen. Greift zu bei der Erntearbeit der katholischen Weltmission! Die Ernte wartet. Keiner von uns darf müßig dastehen den ganzen Lebenstag. Ein jeder kann bei der Missionsernte helfen: durch Missionsgebet, durch Missionsopfer, durch persönliche Missionsarbeit.

Die Ernte wartet. An die Arbeit, ehe sie verdirbt! An die Arbeit, ehe sie unmöglich geworden ist!

Die Ernte wartet. Wem der Herr sagt: Geh auch du! Der muß zur persönlichen Missionsarbeit gehen. Der Beruf zur Mission ist der Beruf zur Schnitterarbeit auf dem Erntefelde.

Geh auch Du! Das ist Gottes Ruf voll Eindringlichkeit und Bevorzugung. Auch Du! — Nicht alle: aber Du!

Wer die Gnade ruft im Knabenalter, der komme! Wer den Ruf vernimmt im reiferen Knabenalter oder wer ihn als Jungmann deutlich hört, der komme! Will er Missionspriester werden, steht ihm die Pforte eines unserer Missionsseminare offen.

Für Knaben von 11 Jahren und Gymnasiasten ist es: Alohsianum, Lohr a. Main, Unterfranken, Bayern.

Für reifere Knaben und Jungmänner, die noch keine Gymnasialstudien betrieben haben, ist es für West- und Süddeutschland: Missionsseminar St. Josef, Reimlingen, bahr. Schwaben.

Für ebensolche Bewerber aus Nord- und Ostdeutschland: Missionsseminar St. Bonifaz, Schurgast, Schlesien.

Für die Schweiz besteht das Missionstolleg St. Josef in Altendorf, Kanton Uri.

Werktätige Jungmänner, die ihre fachlichen Kenntnisse in den Dienst der Missionsache stellen wollen, finden Auskunft und Aufnahme durch die Mariannhiller Missionshäuser.

St. Paul, bei Walbeck, Niederrhein.

St. Joseph, Reimlingen, bahr. Schwaben.

St. Joseph, Altendorf, Kt. Uri, Schweiz.

In allen Berufsanliegen wende man sich an den Hochw. Obern des betreffenden Hauses.

Der hochwürdige Klerus wolle gerne geeignete Kandidaten auf unsere Mission aufmerksam machen.

Solange unser katholischer Glaube die Leucht- und Triebkraft des Missionseifers besitzt, so lange wird die heilige Flamme des Glaubens in uns nicht auslöschen.



„Meine Augen haben das Heil gesehen!“

Mariannhiller Rundfunk: Neueste Missions-nachrichten!

Am Mikrophon: P. Otto Heberling RMM.

Festtage in Butterworth: Ende Oktober stattete der apostolische Präfekt von Umtata, Monsignore G. Hanisch RMM. der kleinen katholischen Gemeinde in Butterworth seinen ersten offiziellen Besuch ab. Die Katholiken des kleinen Landstädtchens und aus der näheren Umgebung bereiteten ihrem Oberhirten einen würdigen und herzlichen Empfang, für den der getreue Hirt tiefbewegt dankte. Da gleichzeitig auch 14 Personen die hl. Firmung empfangen sollten, die kleine Notkapelle die Menge der Gläubigen aber nicht fassen konnte, fand das Pontifikalamt im Freien statt. Der



Erfommunion in Christus König-Butterworth
Apostol. Präfekt Msgr. Hanisch und P. Otto Grimm RMM.

Altar wurde auf der Veranda der Missionarswohnung aufgerichtet. Die Festgemeinde kniete unter schattigen Bäumen. Der Festgottesdienst verlief, dank der hervorragenden Leistung des Kirchenchores aufs erhebenste und würdigste. Auch der starke Wind und das plötzliche Erscheinen einer Schlange konnte die Feststimmung in keiner Weise trüben. — Am Nachmittag fand unter dem Vorsitz des apost. Präfekten in der Missionarswohnung eine Zusammenkunft des Ausschusses für den Kirchen-Neubau statt. Dabei wurde einstimmig beschlossen, daß sofort mit dem Bau einer neuen Kirche begonnen werden solle. Am Christkönigsfest nahm dann P. Otto Grimm RMM., der Pfarrer und Missionar von Butterworth, auf dem Baugrund die feierliche Handlung der Segnung des Baugrundes, des ersten Spatenstiches und der Errichtung eines Kreuzes vor. Die zu bauende neue Missionskirche soll Christus dem König geweiht werden. Wir wünschen dem unternehmungsfreudigen Missionar viel Glück zu

seinem neuen Unternehmen, damit er das Haus des höchsten Königs so schnell vollende, wie die Kirche zu Ehren der heiligsten Dreifaltigkeit in Statatiele. —

- ✗ Hohe königliche Auszeichnung für eine Missionsschwester: Für hingebende opferfreudige Arbeit im Dienste der Armen und verlassenen Kranken hat Seine Majestät, der König von England einer katholischen Ordensfrau, und zwar der Schwester Friedberta aus der Kongregation der Missionsschwestern vom kostbaren Blut, die ehrenwerte Mitgliedschaft des Ordens des Britischen Kaiserreiches (Order of the British Empire) verliehen. Die also ausgezeichnete Missionsschwester wirkt gegenwärtig in der Mission von Zanzibar. Schon 20 Jahre arbeitete die tapfere deutsche Schwester unermüdlich auf ihrem Posten. Niemals hatte oder nahm sie Urlaub. Als eine Frau der Umsicht und Tapferkeit hat sie

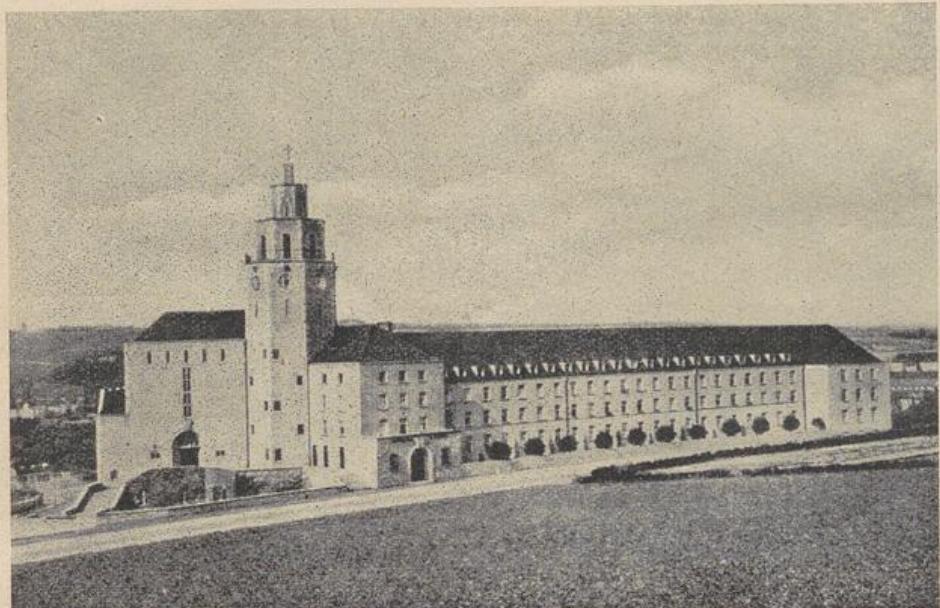


P. Otto Grimm RMM. segnet den Bauplatz für die neue Kirche Christus König in Butterworth und tut den ersten Spatenstich am Christkönigsfeste

keine Arbeit gescheut, die sie glaubte unternehmen zu können. Vor kurzem erwarb sie sich sogar noch den Kraftwagen-Führerschein, um das Missionsauto, wenn der Führer einmal krank oder ermüdet ist, selbst lenken und leiten zu können. Die große Ehre, die dieser unermüdlichen Missionsschwester und sozialen Arbeiterin zuteil wurde, hat alle Bewohner Zanzibars mit großer Freude erfüllt. Wir wünschen der guten Schwester von Herzen Glück zu der hohen Auszeichnung! — Welche Jungfrau hat Lust, sich ebenfalls dem lieben Gott zu schenken und sich dem Dienste der armen Heiden zu widmen! Die Kongregation der Missionsschwestern vom kostbaren Blut hat weite, herrliche Arbeitsfelder. Wer reiht sich ein in die Schar der tapferen Missionarinnen? (Anmeldungen: Missionskloster Heilig Blut P. Beek en Donk by Helmond, Holland; oder Missionshaus von der hl. Familie, Neuenbeken bei Paderborn, Westfalen.) ✗

Häuptlingsbetehrungen: Die Leser dieser Zeilen werden sich noch gut erinnern, daß an dieser Stelle einmal die Bitte ausgesprochen wurde,

doch im besonderen auch um die Bekehrung der Stammeshäuptlinge in Südafrika zu beten und Opfer zu bringen. Ich bin überzeugt, daß dieser Bitte von vielen hochherzigen Seelen im reichsten Maße entsprochen wurde. — Gott sei Dank! — Das Gebet wurde nicht umsonst verrichtet, die Opfer nicht vergebens gebracht! Im Gebiet der Missionsstation Kewelaer wurde unlängst der Häuptling Mandadhla Mkulise durch die hl. Taufe ein Kind Gottes und ein guter katholischer Christ. Vor seiner Taufe hat der Häuptling, der nun den Namen David trägt, 5 Nebenfrauen entlassen und lebt jetzt nur mit seiner rechtmäßigen katholischen Frau in Eintracht und christlicher Liebe zusammen. Der Mission von Kewelaer hat der Neubekehrte kürzlich ein schönes Stück Land geschenkt, damit der Missionar darauf eine Außenstation errichte. Auch eine schöne Hütte ließ er dem Missionar schon bauen, damit dieser auf dem Weg



Mariannhill Priester-Seminar Pius X., Würzburg

zu einer entfernteren Außenstation eine Übernachtungsstelle hat. — Der Häuptling Ohlidhli, der ebenfalls noch im Missionsgebiet von Kewelaer seine Stammesbesitzungen hatte, erhielt vor seinem kürzlich erfolgten Tode ebenso die Gnade der Bekehrung. Er ließ sich taufen und empfing dann auch noch die letzte Ölung. — Beten wir weiter recht eifrig und beharrlich um die Bekehrung der Stammeshäuptlinge. Gott wird dieses Gebet sicher gerne erhören. —

Firmung auf der Missionsstation Eiteaur: Ende Oktober letzten Jahres spendete seine Exzellenz, der hochwst. Herr Bischof A. Fleischer RMM, auf der Missionsstation Eiteaur 70 Personen das hl. Sakrament der Firmung. Die ganze Christengemeinde nahm an der Feier herzlichsten Anteil und freute sich überaus, ihren Oberhirten wieder einmal in ihrer Mitte weilen zu sehen. — Auf Wiederhören!

Zeige uns dein Reich!

XIV.

„Das Vaterunser meine Politik!“ Einer der größten Lehrmeister nach dem Herzen unseres Königs Jesus Christus lebte und handelte nach diesem Weltprogramm. Der heilige Johannes Bosco kam damit viel weiter als allzu viele Menschen von heute, die das Vater unser weder beten noch — leben! Sein weit verzweigtes Doppelwerk dient der wirklichen Wohlfahrt von Millionen, weil es ein tatgewordenes Vater unser ist!

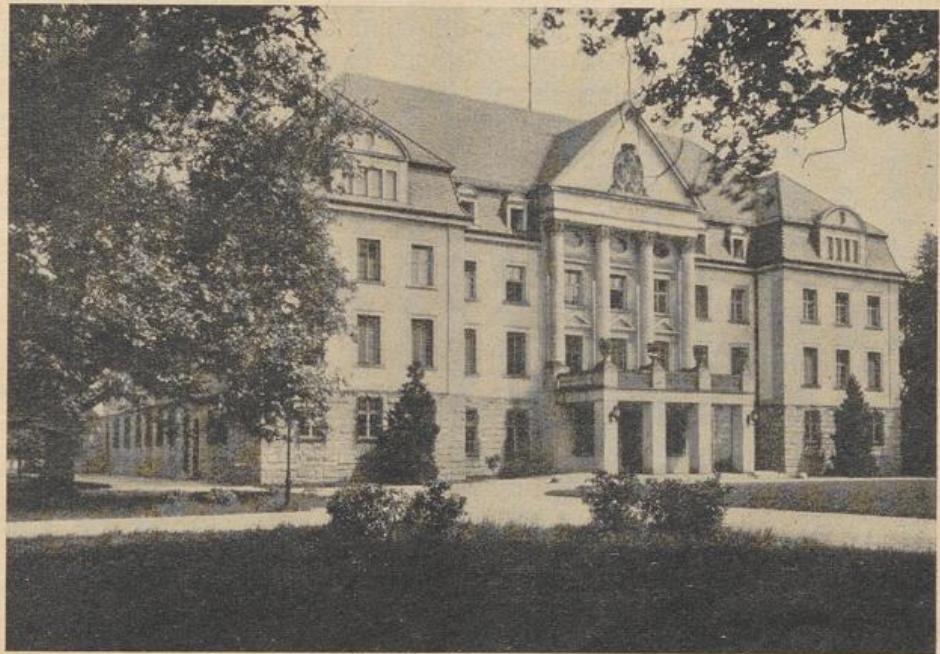
„Das Kreuz meine Politik!“ Der beste der Hirten auf Petri Stuhl am Beginn unseres Jahrhunderts lenkte seine Herde nach diesem Grundsatz und schritt selbst mit dem Stabe vom Lebensbaum auf Golgatha den Seinen voran. So erneuerte er alles in Christus, was sich umwandeln ließ und bereitete Millionen den Weg zum einzigen Friedensreiche für alle unter dem Szepter Christi.

„Das Christ-Königreich mein alles!“ So lautet das Weltprogramm der Gegenwart und Zukunft. Die Tagesparole für jeden, der im vollen Wort Sinn „auf der Höhe der Zeit lebt“. Darin ist die Politik und Weisheit des Kreuzes und des Vater unsers vollkommen enthalten. Beide Leitsterne vereinen sich zu einem dritten, dem Papste, der Kirche und Menschheit voranleuchtend. Diesem Drei-Königs-Stern wollen wir folgen bis nach dem Jerusalem des Friedens und dem Bethlehem der Geburt einer neuen, besseren Zeit.

Zu uns komme dein Reich, o wahrer Friedensfürst aller Völker! Du allein bist der unfehlbare Führer aller Nationen, der unverlöschbare Fixstern am Firmamente der Ewigkeit! Menschliche Führer mögen geniale Politiker sein, edle Ansichten haben, große Ziele verfolgen und erreichen. Doch sie alle sind nur Wandelsterne und gleichen oft einem verschwindenden Kometen. Wie viele schon gingen in der Nacht der Vergangenheit unter . . . Wir aber folgen dem großen Tagesgesirn am Himmel des Gottesreiches, dem unveränderlichen Licht der Welt: Jesus Christus, gestern, heute und in Ewigkeit! Christi Reich ist ein ewiges Reich! Es steht über allem in der Welt! Über allem in der Zeit! Es altert niemals und seine Macht und Herrlichkeit zerfällt in Ewigkeit nicht! — Wie leicht aber vergessen wir Eintagsmenschen diese uralte Wahrheit. — Darum hier jeden Monat ein kleines „Reich-Christi-Bergischmeinnicht“.

Die deutschen Missionen in schwerem Daseinskampf

Bei den großen heimatlichen Missionsorganisationen laufen alarmierende Nachrichten über die schwere wirtschaftliche Lage der deutschen Missionen ein. In einem Brief aus dem Innern Chinas klagt der Apost. Vikar von Tsingchow, Bischof Walleiser, über den dauernden Rückgang der Beihilfen aus der Heimat und die Erschöpfung der Reserven: „Wir sind hier im Innern Chinas ganz auf die Unterstützung von auswärts und besonders auf die Hilfe von Deutschland angewiesen. Bleibt diese aus, so müssen wir entweder verhungern oder mit dem letzten Rest unserer Bartschaft die Reise in die Heimat antreten.“ Aus der benachbarten Steyler Kansu-Mission kommt ein Notruf Bischof Buddenbrocks: „Unsere Stellung erleidet durch die gegenwärtige furchtbare finanzielle Lage eine arge Erschütterung, die bei längerem Anhalten zur Katastrophe führen muß.“ Der Bischof führt Stellen aus Briefen seiner Missionare an. Einer bittet um etwas Geld, damit er sich „auch wieder ein Stücklein Fleisch leisten kann“. Ein anderer möchte „sich doch gern wieder einmal fett essen“. Ein Missionar aus den Bergen klagt seine Not: „Ich friere schon tüchtig, denn ich kann mir keine Kohlen kaufen“. Die Missionsarbeit ist durch die Geldnot in Kansu zum Stillstand gekommen. „Ob es nun so weit kommen wird, daß wir schließlich die Mission aufgeben müssen, ist noch nicht vorauszusehen. Es wäre für uns das größte Opfer. Freilich würde wohl eine andere Nation dann die verwaiste Mission übernehmen.“ Bischof Henninghaus von Yenchowfu erklärt in einem Schreiben: „Wie die Lage der Mission sich gestalten mag, wenn sich die Verhältnisse nicht zum Besseren wenden, ist noch nicht vorauszusehen. jedenfalls ist die Existenzmöglichkeit sehr gefährdet.“ Übereinstimmend berichten die Missionsbischöfe, daß die früheren Geld- und Wertgeschenke aus der Heimat immer seltener werden. Die Schwierigkeiten des Devisentransfers tragen zur Erschwerung der Lage bei. Die deutsche Salvatorianer-Mission in Tschow ist in Schulden geraten, ähnlich das von dem deutschen Oblatenbischof geleitete Vikariat Kimberley in Südafrika. „Mit banger Sorge“, so schreibt Bischof Meysing, „sehe ich in die Zukunft. Barmittel sind nicht mehr vorhanden. Die Geldquellen im eigenen Lande sind zum Teil versiegelt oder fließen nur spärlich. Wir stehen vor einer schicksals schweren Krise, die für uns ein Aufgeben unserer mit viel Mühe und Opferbegeisterung aufgebauten Werke bedeuten könnte. Sollte das der Fall sein, dann müßten mit uns all die deutschen Katholiken trauern um den Verfall des Guten, was mit ihrer Hilfe zum Besten der deutschen Kultur im Auslande geschaffen worden ist. Verlassen wir die Mission, so geht sie an nichtdeutsche Kräfte über.“ Der Provikar von Eshoive (Südafrika) schreibt: „Unsere Lage ist, mit menschlichen Augen gesehen, geradezu trostlos. Die immer weiter zurückgehenden Einnahmen und die beständig steigenden Ausgaben tragen dazu bei . . . Die Zuwendungen aus unserer deutschen Heimat stehen im letzten Jahr um etwa 30 Prozent hinter denen des Vorjahres zurück.“ Der Apost. Präfekt von Umtata, (Mariannhill), Msgr. Hanisch, schreibt: „Wohl nur wenige in der Heimat ahnen unsere Not. Nächst der Hilfe Gottes ist es wohl nur der zähen Energie unserer deutschen Missionare zu verdanken, daß wir überhaupt noch existieren. Auf die Länge der Zeit werden wir unsere Stellung



Missionsseminar St. Bonifaz, Schurgast, Schlesien



Schüler des Missionsseminars St. Bonifaz, Schlesien

faum behaupten können . . . Wir sind bereit, auf unserem Posten auszuhalten, solange es nur geht und wir noch eine Hoffnung haben, daß es auch wieder besser wird. Sollten wir aber genötigt werden, nach Deutschland zurückzukehren, so würde das sicher nicht nur zum Nachteil unserer hl. Religion sein, sondern auch zum Nachteil unseres Vaterlandes." — Die deutsche Mission Rabaul in der Südsee berichtet, die von außen kommenden Zuwendungen seien seit 3 Jahren derartig zurückgegangen, daß sie für den Unterhalt der Missionen überhaupt keine praktische Bedeutung mehr besitzen. Von jeher hat freilich diese Mission sich die materielle Grundlage durch Anlage von Pflanzungen und eines



Studenten bei einem Ausflug. Missionsseminar St. Joseph, Reimslingen

Sägewerkes sich zu sichern gewußt. Aber die Einnahmen aus den Kokosplantagen sanken seit 1929 um 75 Prozent, die aus dem Sägewerk um 33 Prozent. „Sollte“, so schreibt Bischof Besters, „die Mission sich zum Abbau gezwungen sehen, dann müßte das große, von jedermann bewunderte Werk dem Abbröckeln und dem allmählichen Zusammenbruch verfallen.“ Nach einem Bericht aus der Stehler Philippinen-Mission, steht die Missionsarbeit auf den Philippinen infolge mangelnder Zuwendungen aus der deutschen Heimat vor dem Ruin, nachdem das in 25 Jahren aufgebaute Werk in den letzten Jahren schon dauernd zerstückelt wurde. — Vor 2 Jahren übernahmen die deutschen Weißen Väter die Mission in Tukuhu in Ostafrika in der sicheren Hoffnung, daß Deutschland diese erste nur von deutschen Kräften verwaltete Mission des Ordens nicht im Stiche lassen würde. Die Hoffnung trog infofern nicht, als das Gründungskapital auffam. Aber nun fließen die Mittel

immer spärlicher. „Es wäre tieftraurig“, so schreibt der Missionsober P. Donders, „wenn wir genötigt wären, nach Deutschland zurückzufahren und das Ansehen Deutschland müßte dabei einen verhängnisvollen Stoß erleiden.“

Wir dürfen nicht vergessen, welche Dienste gerade die oben angeführten und bedrohten Missionen dem Deutschtum im Ausland leisten, welchen schweren Schaden für unsere deutsche kulturelle und wirtschaftliche Bedeutung gerade das Aufgeben dieser Missionen bedeute. Das Auswärtige Amt hat schon Ende 1933 in einem Schreiben an eine große evangelische Missionsgesellschaft (Berliner Mission) betont: „Die Aufrechterhaltung der Missionsgesellschaften liegt im eminenten kulturellen Interesse Deutschlands. Besonders in unseren ehemaligen Kolonien ist die Berliner Mission ein stärkster Aktivposten des Deutschtums.“ Wir werden und müssen zeigen, daß die katholischen Missionen eine ähnliche Bedeutung haben.

Mariannhiller Missionspioniere

Die Brüder Nigg

Zu diesen gehörten drei Mariannhiller Brüder, sämtlich Maurer, bekannt durch ihren Fleiß, ihre Frömmigkeit und wahren Ordensgeist; dann Sr. Polycarpa, Schwester vom kostbaren Blut, die im September 1908 starb; endlich Br. Theodor SJ., der am 10. August 1891 in Keilands im Rufe der Heiligkeit starb und dessen sterbliche Hülle im dortigen Friedhof mit P. Fraser SJ. und Br. Simon Wechselberger RMM. ruht. Die Mariannhiller Nigg waren Br. German, gestorben am 12. Januar 1890, Br. Gregor, gestorben am 26. November 1886 und Br. Cornelius, gestorben zu Mariatal am 11. Juni 1914. Sie stammten aus Friesen bei Vaduz im Fürstentum Liechtenstein.

Über Br. German wurde mir von Br. Simon, der mit ihm zusammen arbeitete, folgendes erzählt:

Eines Tages, als sie mit dem Bauen einer Missionskirche beschäftigt waren, lehnte Br. German in sitzender Stellung an der Leiter. Br. Nivard kam herbei und wunderte sich, den Bruder bei der Arbeit sitzend anzutreffen, da er das noch niemals an ihm gesehen hatte. Er fragte den Bruder, ob er etwa krank sei. Br. German antwortete lächelnd: „Da ist ein großer Stein herabgefallen und hat mir den einen Fuß abgeschlagen.“ Man brachte ihn ins Krankenhaus, und es zeigte sich, daß der Fuß amputiert werden mußte. Als die Wunde nicht heilen wollte, erklärte der Arzt, es sei erforderlich, daß Menschenhaut übertragen werde. Chrw. Vater Franz Pfanner zeigte auf Br. Nivard und sagte: „Da ist der rechte, von dem können sie schon was herauschneiden.“ Br. Nivard erklärte sich lachend bereit dazu, und so mußte er sich neben den Bruder auf ein Bett legen. Der Arzt schnitt ihm dann vom Oberarm und den Schultern stückweise Hautteile heraus, die er mit der Pinzette zunächst etwas hochzog, um sie dann mit einer Scheere in der Größe von einem Sixpence-Stück abzuschneiden und auf das Wunde Glied zu übertragen. Br. Nivard hielt sich tapfer, obwohl er, wie er uns persönlich sagte, kräftig die Zähne übereinanderbeißen mußte. Nachher mußten die beiden Brüder im Krankenzimmer für einige Zeit neben-

einander bleiben. Es war eine „lustige“ Zeit, und der gute Humor ging ihnen nicht aus. Einmal meinte Br. German, wie es wohl sein würde, wenn er bei der Auferstehung des Fleisches mit einer falschen Haut erscheine und Br. Nivard seine eigene über dem Fußstummel von Br. German finde.

Br. German starb bald darauf, und Br. Nivard war einer der Träger der Bahre. Zufällig war er an der Seite des Sarges, wo der Fuß amputiert war. Da sagte Br. Nivard später: „Nun, wenn Br. German noch hätte reden können, so hätte er sicher gesagt: Jetzt schaut mir einmal diesen schlauen Bruder an! Da trägt er gar meinen Leichnam da, wo ich keinen Fuß mehr habe, um es bequemer zu haben. — Das war die gute alte Zeit unter den Trappisten.“

Und jetzt noch etwas Schönes von Br. Theodor SJ., auch ein Nigg. Die Einzelheiten davon wurden mir von Bischof Hugh MacSherry, von den Dominikanerinnen und von Mutter Vitaria, Sr. Natalia, der Schwestern vom kostbaren Blut, mitgeteilt. Sie beruhen auf Tatsachen.

Lange bevor Br. Theodor Nigg nach Keilands kam, hatte er eine Vision. Er sah die Mutter Gottes auf einem Hügel, wo sie ihm einen Platz zeigte, an dem er ihr zu Ehren eine Kapelle bauen sollte. Bruder Theodor wurde dann mit einem Ochsenfuhrwerk von Grahamstown nach Mashonaland geschickt; das war dortmals eine überaus beschwerliche und zudem gefährliche Reise, die mehrere Monat in Anspruch nahm. Er hielt unterwegs überall fleißig Ausschau nach dem erwähnten Hügel, doch ohne Erfolg. Dann brachte ihn P. Fraser 1889 mit nach Keilands. Und siehe da, da war ganz deutlich der Hügel hinter dem Priesterhaus, den der Bruder in seiner Vision gesehen hatte. Er erhielt die Erlaubnis, am bezeichneten Platze eine Kapelle zu bauen. Leider war es ihm jedoch nicht vergönnt, diesen Bau zu vollenden; denn als noch kaum die nackten Mauern standen, wurde er vom Tode überrascht. P. Horning SJ., dortmals Rektor von Keilands, vollendete später, den letzten Willen des sterbenden Bruders ehrend, den Bau und stellte ein schönes Bild L. Lb. Frau vom guten Rate zur Verehrung auf. Diese Kapelle hat etwas ungemein Anheimelndes; auch befindet sich ein kleiner Altar darin, auf dem gelegentlich sowohl von den Jesuiten, als auch von uns, die hl. Messe gelesen wurde.

In der Chronik von Keilands, die ich im Jahre 1908 angefangen und Ende 1927 beendet habe, finde ich von meinem Nachfolger in der Weiterführung derselben folgenden Bericht über „die Geschichte des Marienheiligtums“ eingetragen, dem ich nicht ganz beistimme:

„Br. Nigg, Jesuitenbruder, hatte einst eine Erscheinung. Ob im Traum, ob wach, weiß ich nicht. Er hörte das Rauschen gewaltiger Wasser, und die Himmelsmutter zeigte ihm auf einem Hügel einen Platz, wo er ihr ein Kapellchen bauen sollte . . . Als er hier ankam, rief er aus: Hier ist der Ort, den ich geschaut habe; hier muß ich der Gottesmutter ein Kapellchen bauen. Aber das Rauschen des Wassers höre ich nicht. Doch, sagte P. Horning zu ihm: Warte nur ab! — Und als der Regen kam und der Rei an schwoll, da umtobte auch das Rauschen des Wassers den heiligen Berg. Br. Nigg teilte alles seinen Obern mit und begann sein frommes Werk. Doch bald rief ihn der Tod von dannen, und ein anderer vollendete sein Werk. Das Kapellchen weihte man der Mutter vom guten Rate, und eine kleine Statue schmückte den Altar.“

Manchesmal wurde in diesem Heiligtum Messe gefeiert. Doch scheinbar ging die Liebe des Gründers zu diesem Werke mit ihm ins Grab. — Als die Söhne Pallottis das Erbe übernahmen, da waren die Pforten des Kirchleins geschlossen, die Fensterhöhlen kahl — kein Beter wollte mehr nach dort, — nur an Fronleichnam sah es eine Schar von Betern dort. Als Br. Guntermann 1931 nach Keilands kam, hörte er die Sage von diesen Plätzchen, und die Liebe zur Gottesmutter, die er aus der Heimat als Sohn Pallotti's mitgebracht hatte, erweckte in ihm den Plan, das Werk zu verschönern und zu vollenden. Schon damals errichtete er vor dem Heiligtum einige Säulen. Erst jetzt, 1932, erlaubte ihm Msgr. Vogel längere Zeit hier zu bleiben und das Tor zu vergrößern und der Mutter ein schönes Heiligtum zu errichten. Mit ihm arbeitet Br. Viez in eifrigem Fleiße in Liebe zur Mutter. Möge Maria nun bald ihren



Missionsseminar St. Joseph, Reimlingen, bahr. Schwaben

Thron hier aufzuschlagen und unsere Farmmutter werden. Das ist unser aller Wunsch. Und unsere Marienfinder sollen die Hüter und Wächter sein. In den Grundstein des Altares legten wir eine Urkunde hinein, welche die Renovierung der Kapelle enthält, sowie die Geschichte des Heiligtums. Außerdem legten wir einen pennh hinein und einige Medaillen.“

Dazu habe ich folgendes zu bemerken: der Ausdruck, daß „scheinbar die Liebe des Gründers zu diesem Werke mit ihm ins Grab ging“, kann ich nicht anerkennen, weil unrichtig und bedeutet für uns alte Keiländer einen Vorwurf. Wir haben nämlich für diese Kapelle sehr viel getan. Immerhin fragten wir uns oft, warum wohl die Mutter Gottes dort speziell eine Kapelle gewünscht haben sollte, um so mehr, da das Keilandsvolk im allgemeinen überaus indifferent war und es heute noch genau so ist betreffs der Betätigung ihres Glaubens.*)

Im Jahre 1917 machte Br. Simon eine schöne Straße rund um den

*) Anmerkung der Redaktion: Das erscheint dies nicht befremdend in Anbetracht der Entstehung großer Marienheiligtümer.

Hügel herum, und von hinten herein eine breite, die zur Kapelle führte. Es war dies von jeher unser Prozessionsweg, und oft sind wir ihn gegangen, um um Regen zu beten. Ich renovierte persönlich das Innere der Kapelle zu wiederholten Malen. Nur wollten wir am Bau selbst aus Pietätsgründen gegen Br. Nigg nichts Wesentliches ändern. Unsere Schwestern, Dominikanerinnen sowohl, als die vom kostbaren Blut pilgerten oft dahin. Besonders nachdem am Rosenkranzfest 1919 unter unsäglichen Bemühungen und Enttäuschungen von mir der Jungfrauenbund eingeführt war, gingen die Mitglieder desselben regelmäßig jeden

Sonntag nachmittag unter Gesängen und Gebeten dorthin wallfahren und hielten dort ihre Versammlungen ab. Wie oft bin ich selbst dabei gewesen. Auch andere Christen von Keilands schlossen sich ihnen an. Auch schmückten sie die Bilder mit Blumen und Kränzen; denn es befanden sich außer dem oben erwähnten Muttergottesbild auch noch verschiedene andere darin.

Ja, zu gewissen Zeiten war sie verschlossen und ohne unsere Erlaubnis und Kontrolle nicht jedem zugänglich, einfach aus dem Grunde, da wir dort unseren Dynamit (!) verwahrten, den wir nicht in der unmittelbaren Nähe der Stationsgebäulichkeiten unterbringen durften.

So verhielten sich die Sachen, als ich am 15. November 1927 Keilands verlassen habe. Ich habe das Erbe des Br. Theodor Nigg meinen Nachfolgern tadellos hinterlassen.

Die Keilands-Mission wurde bekanntlich von den Mariannhiller Missionaren an die Pallottiner abgetreten. X



Eingeb. Priesterkandidat
Mariannhiller Mission

Gerade weil wir in der Heimat Leute und Mittel nötig haben, ist es nach meiner Überzeugung unsere Pflicht, Leute und Mittel in den Dienst der Heidenmission zu stellen. Genau in dem Maße, wie wir freiwillig geben, was wir umsonst erhalten haben, werden sich auch unsere Werke in der Heimat entwickeln und unsere Priester an Zahl und Eifer zunehmen. Das ist Merkmal und Gradmesser des katholischen Lebens in der Heimat.

Kardinal Manning

Wie freue ich mich, wenn opferbereite Scharen mutiger Glaubensboten ihre Bekämpfungsfahrten zu den Ungläubigen antreten, gefolgt von ganzen Reihen deiner zarten und unerschrockenen Bräute! Wie jubelt mein Herz, wenn diese Glaubensboten melden können, daß sie deiner Kirche und deinem Herzen neue Kinder zugeführt haben!

Erzbischof Pasquale Morganti

Die Mission für Alle

V

Das fünfte Werk der Barmherzigkeit im Dienste der Weltmission ist
Allmosen

Beten, Fasten und Allmosen geben nennt die hl. Schrift und der Katechismus gewöhnlich als vorzüglichste der allgemeinen guten Werke, womit wir unsere Sündenschulden bezahlen und den Himmel erringen können. Viele Tausende sind darin ewig gerettet, weil sie die Karitas gegen den Nächsten übten, welche Christus, der König und Richter, als ihm selbst erwiesen annimmt!

Was immer in heiliger Absicht den Missionen gespendet wird, trägt überdies den Charakter eines Zugendwerkes im direkten Dienste der Religion, eines Liebesopfers für den hl. Glauben, die Kirche und Christi Erlösungswerk. Es ist positive Teilnahme an der Rettungstat des Heilandes der Welt! In diesem Lichte sind irgendwelche Missionsallmosen in Geld oder Gegenständen vor Gott doppelt verdienstlich und werden dem Spender hundertfach vergolten. Damit erweist er seiner eignen Seele den einträglichsten Dienst für Zeit und Ewigkeit.

In gegenwärtiger Notlage verlangt und erwartet niemand unmögliche Liebesgaben. Die Missionen tragen mit der ganzen Welt das Kreuz der Armut gern und warten geduldig auf bessere Zeiten . . . Andererseits ist die Not nicht immer so groß als sie geschildert wird. Wenn offizielle Statistiken z. B. den Jahresverbrauch an Alkohol, Tabak, Spor- und Genussmitteln auf viele Milliarden feststellt, so entfallen auf die ganze Weltmission nur — „Brotsamen vom Tische“. Die „Schönere Zukunft“ teilte u. a. vor einiger Zeit mit, daß allein der Import eines Landes an — Lippenstiften der Damenwelt 9 Millionen Mark kostete!! — Umso kostbarer bleibt der Heller der Witwe in den Opferstock . . .

6. Förderung der Missionsberufe

Das geht insbesondere die Eltern, Hausgenossen und Verwandten an. Wenn ihre Kinder oder Geschwister Liebe und Fähigkeiten zum Missionsberufe zeigen, möge doch niemand sie daran hindern. Vielmehr helfe man ihnen in jeder Weise, daß sie das erhabene Ziel erreichen . . . Bischöfe, Seelsorger, Lehrer und Erzieher können sehr viel dazu beitragen, daß mehr Missionare, Missionsbrüder und Schwestern in die Heidenländer ziehen. Wer immer wesentlichen Anteil daran nimmt, hat auch teil an allen Früchten und Erfolgen, die daraus hervorgehen! Die Missionsfortschritte, die Bekanntungen der Heiden und die Ausbreitung des Gottesreiches sind auch für jeden Förderer ein unvergänglicher, reicher Schatz.

7. Unterstützung der Missionspresse

Dieser letzte kann unter Umständen der wichtigste und folgenreichste Dienst an der heiligen Sache sein. Die Missionszeitschriften vollbringen nämlich eine doppelte und dreifache Mission. Sie wecken das Interesse am Werke der Glaubensverbreitung und fördern wesentlich alle oben genannten 6 Dienste in der ganzen Christenheit. Sie zeigen in Wort und Bild das Wachstum des Gottesreiches, den Triumph der Kirche und den

Eifer der neubefehrten Völker. Das alles wirkt zurück auf die vielen Tausend, ja Millionen Leser daheim. Es stärkt den Glauben, entfacht die Liebe, den Mut, das ganze Religionsleben ... Der Inhalt der Missionspresse ist an sich schon meistens ebenso interessant als lehrreich und nützlich, somit ein kostbares Schutzmittel gegen die profane, schändliche und schlechte Presse. Diese immer frischen Nachrichten, Tatsachen, Anregungen und Beispiele aus den Missionsländern üben namentlich auf die jüngere Leserwelt allseitig heilsamen Einfluß aus. —

Damit erfüllt also die Presse ihre drei Sendungen für die Zeit und Ewigkeit, für die Nähe und Ferne, die Weisen, Farbigen und Schwarzen. Wer immer durch Abonnement, Empfehlung, Verbreitung, Finanzierung, Mitarbeit oder irgendwie die Missionspresse dauernd unterstützt, ist dreifach Missionar. Überdies wächst die Bedeutung und Macht der Presse beständig. Man vergesse nicht, was die — Gegenmission in der ganzen Welt alles unternimmt und zustandebringt! Außer der protestantischen und sektiererischen Missionsliteratur, den Werbeschriften der Loge, des Judentums und des Islam gibt es jetzt eine direkte Gottlosenpropaganda in fast allen Ländern der Erde. Diese Gesandtschaft der Hölle entwickelt einen ganz anderen Rekordfeifer im Pressedienst als wir alle zumal. Statistische Gegenüberstellung der Leistungen auf diesem Gebiete sollte jedermann die Augen öffnen und die säumigen Aktionäre des Himmels — beschämen. Auf! zum einmütigen Pressedienst des Gottesreiches in allen Weltteilen! —

Ein Versehgang mit Hindernissen

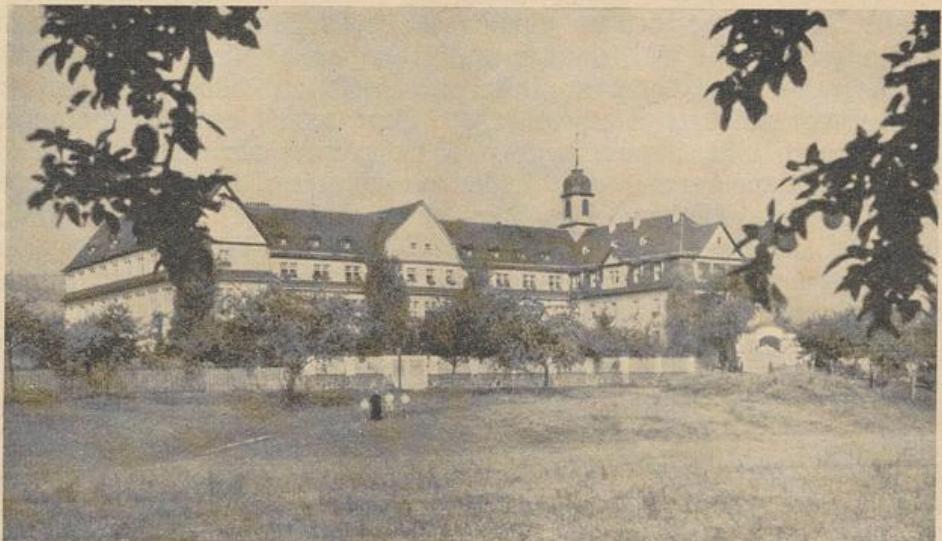
Von P. Solanus Peterei RMM.

Starker Morgentau, der Teufelssdorn oder das Böcklein

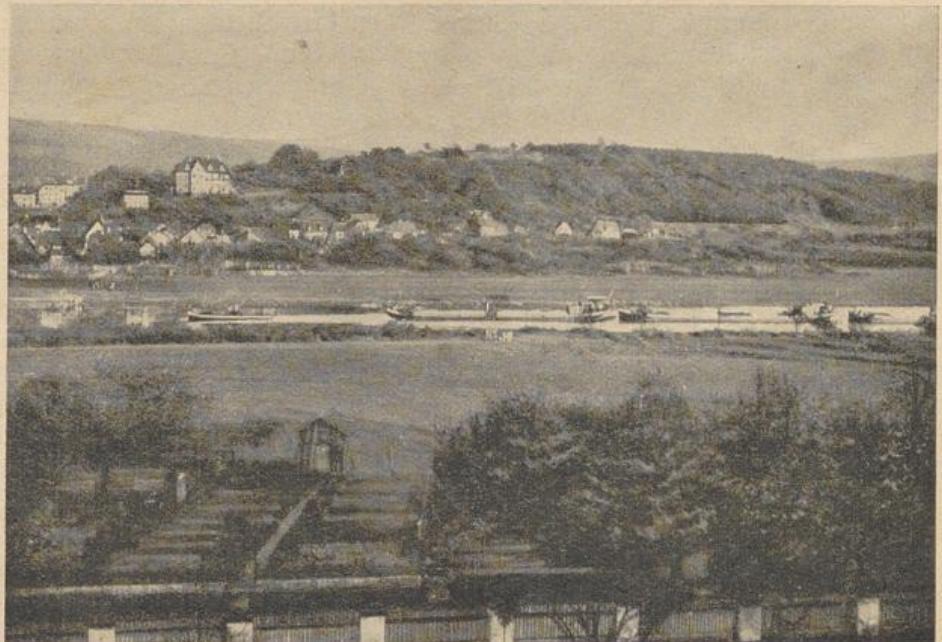
Mai ist und die Ernte hat hier in Südafrika begonnen. Die reifen Maisfelder wimmeln von Schwarzen, die unter Aufsicht der Farmer die Maiskolben von den Stengeln abdrehen und in den nachgeschleppten Sack werfen.

Heuer, wo es zwar spät, aber viel geregnet hat, sind die Kolben riesenhaft groß geworden, eine halbe Armeslänge lang und voll von dicken, mehligen Körnern. In so einem ausgewachsenen Maiskolben zählte ich unlängst 420 Körner und jener Maisstengel trug drei Kolben. Die Wohnungen der Schwarzen, Kraale genannt, liegen nicht an der Straße, sondern mitten im Gras oder mitten im Maisfeld und nur Fußwege führen dahin.

Dieses Jahr ist das Gras sehr hoch gewachsen. Das lange dichte Gras legt sich über den Fußweg, sodaß derselbe unsichtbar wird. Die Nächte im Herbst und im Winter sind hier sternhell und ein gewaltiger Tau macht das Gras völlig naß. Nun muß man durch dieses nasse Gras gehen und wird bis zur Brust matschnaß, außer man zieht einen Regenmantel an, aber dazu ist es hier wieder zu heiß. In Schuhen und Strümpfen in diesem Gras zu gehen, hat keinen Zweck, denn schon nach einer Minute des Gehens wären Schuhe und Strümpfe voll Wasser. Ich für meinen Teil ziehe Schuhe und Strümpfe aus und hänge sie an meinem Gehstock über die Schulter. Vorne an der Brust ist dann der göttliche Heiland,



Missionsseminar Alohsianum, Lohr a. Main. Ansicht von der Mainseite



Alohsianum, Lohr a. Main. Blick vom Studiersaal auf den Main
Im Hintergrund das Sanatorium der Franziskanerinnen v. Dillingen

hinten am Rücken baumeln Schuhe und Strümpfe. Und so wird weitermarschiert, bis daß man ins Maisfeld kommt, wo der Teufelsdorn dem Missionar den Weg sauer macht.

Dieser Teufelsdorn, den die Engländer Devils Thorn und die Schwarzen inkunzana d. h. Böcklein nennen, ist ein am Boden rankendes Unkraut, besetzt mit unzählbaren Dornen. Jeder Dorn bildet einen erbsengroßen Stern mit drei Stacheln besetzt. Mag man diesen Stern drehen, wie man auch will, immer steht ein Stachel nach oben und verwundet einen, wenn man darauf tritt. Felder mit schwerem, fruchtbarem Boden sind von diesem Unkraut, das über einen Fuß tiefe Wurzeln schlägt, ganz bedeckt. Nun muß der Missionar über diese Felder schreiten und bald hat er einen Dorn im Fuß stecken. Nun heißt es stehen bleiben, wie der langbeinige Storch einen Fuß heben und den Stachel herausziehen. Das geht ziemlich leicht, da der Stachel nicht abbricht, sondern mit dem ganzen Stern im Fleische stecken bleibt. Kaum hat man dann ein paar Schritte getan, da ist schon wieder ein Dorn im Fuße. Also wieder stehen bleiben auf einem Fuße und balancieren, damit man nicht umkippt, den Dorn herausziehen und das alles hübsch ruhig, denn fluchen, schimpfen und böse werden darf man nicht, man hat ja die hl. Hostie auf der Brust. Das ist mal so ein Gang, barfuß und im Regen durch diese teufelsdornenvollen Maisfelder. Gern hätte ich meinen Herrn Kaplan gesehen, was der für ein Gesicht geschnitten hätte auf so einem Versehgang; leider ist der gute Herr schon längst von hier weg und in Matatiele, wohin er zur Vertretung eines erkrankten Missionars berufen wurde. —

Auch dieses Mal mußte ich über den Fluß gehen, wo die Springsteine gelegt worden waren. Da das Wasser über die Steine floß, war von einem Springen keine Rede. Ich mußte durch das Wasser waten, das eiskalt war, da es vergangene Woche auf den hohen Bergen geschneit hatte. Das Wasser ging bis über die Knie. Solches kaltes Wasser erzeugt bei alten Leuten leicht Krämpfe. Ich kam ohne Krämpfe durch, was ich der Abhärtung in der Jugend zu verdanken habe, wo ich oft mutwillig über Eisschollen sprang, ins Schneewasser fiel und mit nassen Stiefeln und nassen Hosen heimkam. Die guten Eltern haben mich dann jedesmal verprügelt. Das hat zwar wehe getan, hat mich aber nicht umgebracht. Dieses Eisschollenspringen hat mich abgehärtet und heute noch, mit 73 Jahren auf dem Buckel, zehre ich davon und bekomme keine Krämpfe. Schlimmer als dieses eiskalte Winterwasser war die Masse runder, kopfgroßer Steine, die im Flüßbett lagen. Diese waren so glatt wie ein Alal. Man konnte nicht sicher darauf stehen und mußte dieselben mit dem Fuße wegziehen, um einen klaren und sicheren Boden unter dem Fuß zu bekommen, sonst war die Gefahr da, daß man ausgleitet und fällt mitsamt dem Allerheiligsten.

Was muß sich doch der göttliche Heiland hier in der Mission nicht alles gefallen lassen; — und doch tut er es gern, weil er die Seelen liebt. Ihm sei Dank und Lob und Ehre von Ewigkeit zu Ewigkeit! —

„Diejenigen, welche durch die Gnade des barmherzigen Gottes des wahren Glaubens teilschaftig geworden sind und die unzähligen Wohltaten genießen, die daraus fließen, die mögen wohl beachten, welche heilige Pflicht sie haben.

Benedikt XV.

Der „schwarze“ Samstag

Die Sache fing ganz harmlos an. Ich hatte nur zur Post zu fahren, so etwa 40 Kilometer von hier.

Als ich und Lorri morgens früh starten wollten, versagt der Starter. Das kann passieren. Dann ist die Batterie leer oder der Starter bekommt keinen Kontakt. Die Hupe sagte mir, daß die Batterie leer war. Und die wird sich ja unter der Fahrt schon wieder einigermaßen füllen. So drehte ich mir mit der Kurbel meinen Wagen an und fuhr in Gottes Namen los.

Vor mir war schon ein Pater mit dem Motorrad losgefahren, den ich kaum eine Meile vom Haus auf meiner Straße antraf mit stillstehendem Motor.

Zusammen probierten wir ihn und suchten ihn in Bewegung zu setzen. Das Luder lief 3 bis 4 Takte und stand immer wieder still. Hier war also die Bezinzuhr nicht in Ordnung. Aber mach' das mal auf der Straße, bezw. im Busch, wo das Werkzeug nicht alles zur Hand ist. Und ich hatte es auch eilig. Es war Samstag. Und Samstags schließen im ganzen Land Punkt ein Uhr sämtliche Behörden, also auch meine Post und alle Geschäftsleute ihre Shops, ihre Geschäfte.

Bis einhalb 11 Uhr hatten wir probiert, dann hatten wir nicht länger Zeit. Der Pater mußte seine Tour aufgeben und ich verlud mit ihm und unseren schwarzen Begleitern das Vehikel auf meine Lorri, um noch in P., der Poststation zum Reparateur zu kommen. Ich konnte dann ja in einem auch nach meiner Batterie schauen lassen.

Eilmarsch nach P. Unterwegs kamen nur noch drei Negerfrauen mit einem Kind und baten, mitgenommen zu werden, da sie denselben Weg hatten. Wofür ist man etwas Missionar? Das wurde natürlich getan. Auch kamen auf dem weiteren Weg noch zwei weiße Jungen hinzu mit ihren Fahrrädern. Dagegen ist alles nichts zu sagen, der Brauch wird immer geübt. Aber ich hatte in P. an der Bahn ohnehin noch 30 Str. zu laden und jetzt hatte ich schon 10 Mann Besatzung und 2 Fahrräder, die Wert darauf legten, auch wieder abends mitgenommen zu werden. Ich merkte schon, daß mir was bevorstand.

Denn: Am Bahnhof kamen abends mit dem Tageszug (es kommen nur 3 Züge an in der Woche) noch 2 Schwestern von unserer Station vom Hospital, so etwa 100 Meilen weit und die mußte ich auch noch mitnehmen. Und wenn 2 Schwestern mal in der Stadt sind, kann man totsicher darauf rechnen, daß sie eine Menge Einkäufe gemacht haben und richtig, sie kamen vom Zug so mit einigen Zentnern, Koffer, Säcke und Pakete. Alles ganz klar und nichts dagegen zu sagen.

In P. waren wir so etwa einhalb 1 Uhr, da unsere Zeit mit der Postzeit um eine halbe Stunde differiert.

Der Reparateur behob den Fehler am Motorrad und dieses ging ab. Damit es sicher war, daß alles richtig gemacht wurde, blieb ich bei dem Motorrad und mein Pater ging unterdessen mit meiner Lorri, (er hat auch Führerschein) und erledigte einige Sachen, die er gerade erledigen konnte, damit er nächstens nicht extra zur Poststation brauchte. Dann ging er mit seinem inzwischen reparierten Benzine sel ab.

Kann man nun an alles Denken?

Ich hatte mit meiner Batterie ja auch Trubel und ließ sie prüfen. Erfolg: Verschlossen. Neue nicht vorrätig. Ich konnte sie aber nächstes Mal haben. Na, das ist man in diesem Lande schon gewöhnt. Hier braucht alles Zeit. Aber von da an wußte ich, daß ich eine schwierige Nachtfahrt bekam. Denn mit verschlossener Batterie und einem Wagen voll Zeug, wo der Motor ordentlich ziehen muß, wird für die Lichtspeisung wohl wenig übrig bleiben.

Der Shop schließt, da es schon über 1 Uhr ist und überläßt mich meinem Schicksal.



Eingebr. Franziskaner
Mariannhiller Mission
(Südafrika)

Es sind nur ein paar Schritte zur Post, die laufe ich zu Fuß und erwische noch den Postmeister beim Abschluß und damit meine Post.

An der Bahn ist man so freundlich, mir alles draußen ins Freie zu legen, sodaß ich später alles aufladen kann.

Nun kann ich mir meine Lorrry holen und Aufladen. Aber — —, als ich daran gehe, merke ich, daß ich keine Schlüssel habe, die hat mein Pater vergessen mir zurückzugeben und ist damit schon meilenweit weg.

Wenn ich Glück habe, merkt er es und kommt zurück. Man wartet also mal mit afrikanischer Ruhe eine Stunde. Mein Pater kommt aber nicht. Er erzählt mir anderen Tags, er habe die Schlüssel abends beim Zubettgehen gefunden und er hätte mir sicher anderen Tages einen Jungen mit demselben geschickt. Warum ich denn nicht gewartet hätte. So sind die Leute hier. Ich hätte ja in der Lorrry schlafen können. Und die Schwestern, frage ich: Na, die hätten eben zu einem Katholiken gehen können. Und die anderen: Die schlagen sich schon eine Nacht um die Ohren. Das Letztere ist wahr. Die

Neger schlafen überall. Diewickeln sich in ihren Sack und sind in zwei Minuten weg, total eingeschlafen.

Ich bin aber noch nicht so ruhig. Ich habe an meiner Lorrry herumgebastelt und mir die 2 Drähte gesucht, die den Strom zur Maschine leiten und glücklich alles so bewerkstelligt, daß ich wieder fahren konnte ohne Schlüssel und habe dann alle meine sieben Sachen aufgeladen. Ich habe dann auf die Schwestern gewartet bis abends und habe mein Gedicht, „Es möcht' wieder Weihnacht sein!“ zu Papier gebracht, meinen Rosenkranz gebetet, etwas mitgenommenes gegeben und dann kam nach einiger Zeit der Zug mit den Schwestern.

Um auf das Gedicht zurückzukommen: Ihr seht, es braucht da keine langen Vorbereitungen und Stille. Um mich war Betrieb genug. 10 Mann, die nur warten, erzählen sich was, lachen und machen Unfug. Stören mich noch oft genug mit einer Frage oder einem Wunsch usw. und so entstehen diese Dinge meist. Auch war ich ruhig und zufrieden im schönsten Trubel. Ich freue mich darüber und bewertete das als ein

Zeichen, daß ich innerlich ruhig sein muß und schon viel von der afrikani-
schen Ruhe angenommen habe.

Als nun die Schwestern da waren, ging die Sortiererei los auf meiner
Lorry.

Jeder hatte Gepäck. Meine Ladung wurde verbunden und dann suchte
sich jeder einen Platz und auch Platz für sein Gepäck, wobei ich den
Schiedsrichter machte und auf einmal saß doch alles und nun hätten wir
losfahren können.

Hätten —, denn die Lorry wollte nicht.

Kinder, was haben wir gefürbelt. Mir ist heute der Arm noch lahm.
Ich habe das und jenes und noch was anderes probiert. Auf einmal
hatte ich das Richtige erwischt und mein Dämpfer sprang an.

Nun gings in die Nacht hinaus. Licht hatte ich soviel wie von einer
Stallaterne und dann diesen Haufen Leute und noch die sonstige Ladung,
das versprach mir etwas.

Nun sind hier die Wege beileibe keine europäischen Asphaltstraßen.
Der Weg ist gerade so angelegt, wie die Natur ihn gibt, die Bäume ab-
geschnitten, vielleicht der Boden ein wenig planiert. Vielleicht! Aber oft
genug auch das nicht und Felsbrocken liegen genug auf ihm oder stehen
aus dem Boden heraus. Dazu habe ich 3 bis 4 Flüsse zu überqueren, die
jetzt in der Trockenzeit voll metertiefem Sand sind. An den Ufern muß
man senkrecht herunterfahren und an der anderen Seite ebenso
wieder heraus und das alles trotzdem mit einer gewissen Geschwindigkeit,
wenn man nicht im Sande stecken will.

Ich war also losgefahren. Mit dem Licht wie von einer Stallaterne
sah ich gerade soviel, daß ich das Argste verhüten konnte: Abrutschen in
in einen Graben, hervorstehende Felsbrocken, abgehauene Baumstümpfe
im Weg und ähnliche Kleinigkeiten.

Beiweilen gabs doch ordentliche Erschütterungen, wenn ich ein kleineres
Loch zu spät bemerkte und so richtig hineinschlidderte, daß hinten alles
einen halben Meter hochflog. Darüber regt sich aber niemand auf, das
passiert immer wieder. Dafür sind der Schwierigkeiten zuviel auf dem
Weg. Und wenn man sie glücklich vermeidet und etwas zu scharf an
den Rand der Straße fährt, dann werden die Passagiere hinten von den
von den Bäumen herabhängenden Zweigen geohrfeigt. Die Passagiere
ziehen also den Sprung durch ein Loch diesem vor.

Nun kam der erste Fluß. Alle männlichen Begleiter mußten herunter
vom Wagen und wurden im Flusse aufgestellt, damit sie die Lorry
schieben konnten, wenn der Sand uns hemmen sollte. Ich fahre dann
mit dem zweiten Gang den Abhang hinunter und durch den Sand; dann
mit einem extra eingebauten ganz kleinen Gang die andere Seite hinauf,
während meine Mannschaft aus Leibeskräften mitschiebt. Drüben nimmt
alles wieder auf dem Wagen Platz und in Gottes Namen geht's weiter.

Kurz danach kommt eine steile Anhöhe. Ich nehme sie mit einem kleinen
Gang. Die Maschine geht so recht und schlecht, als ich merke, daß meine
Drahtverbindung aufgewackelt ist und es nur so funkelt um mich. Der Kenner
weiß, was das heißt.

Meine Maschine steht. Ich reiße die Handbremse. Die packt nicht genug,
der Wagen rollt rückwärts ab. Ein schneller Blick lehrt mich, daß er
in einen Graben rutschen wird. Ich trete die Fußbremse, der Wagen hält.
Gott sei Dank!

Aber wie repariert man mit einer Hand an der Handbremse und den Fuß, so fest es geht, auf der Fußbremse, den Verbindungsdrähtfehler? Ich rufe nach hinten und veranlasse, daß Steine unter die hinteren Reifen gelegt werden. Dann repariere ich den Draht, kurble an und fahre ohne Licht die Anhöhe hinauf, weil die Maschine nicht soviel erzeugt, um außer Fahrernergie auch noch Licht zu haben. Auf der Anhöhe kam wieder etwas Licht und so fuhren wir unter den üblichen Schwierigkeiten in der Nacht dahin.

Nach und nach hatte ich herausbekommen, wie die Geschwindigkeit zu bemessen war, daß ich einigermaßen Licht hatte. Aber immer wieder mußte ich neu probieren; denn vor Schwierigkeiten im Weg schaltet man ja um und dann verließ mich gewöhnlich das Licht, weil ja die Maschine weniger Touren machte. Doch gerade da, wo Schwierigkeiten zu umschiffen waren, hätte ich gutes Licht notwendig brauchen können. Bei glatter Fahrt, wie man das hier nennt: Metertiefer Sand gibt glatte Fahrt, reichte es gerade aus; aber an schwierigen Stellen verschwand es fast ganz.

Ergendwo im Busche mußte ich abbiegen, um den Weg nach Hause zu nehmen. Mein Zeichen sind zwei abgehauene dürre Bäume, die knapp am Wege liegen. Mein Licht ließ sich wieder nicht sehen und die Baumstämme wollten auch nicht kommen und sie mußten doch fällig sein nach meiner Meinung.

Zu meinem Begleiter, einem Pater unserer Station, sagte ich, er solle mit aufpassen. Der Pater war aber nur selten diesen Weg gegangen und war auch heute eigentlich nur mitgefahren, um einmal auszuspannen. Er nannte die Tour Vergnügungsreise. Er wird aber wohl noch lange an diese Vergnügungsreise denken. Also, der Pater paßt auch auf, findet aber die Bäume so wenig wie ich.

Da bemerkte ich auf einmal im Sand 2 Motorradreifenspuren und wie froh war ich, denn ich dachte mir: Das ist das Motorrad, das ich heute Morgen aufgeladen hatte, also kommst du auch jetzt nach Hause. Ich fahre und fahre und auf einmal wird uns an einem Kennzeichen klar, daß wir auf dem falschen Weg und zwar zu einer Nachbarstation unterwegs sind.

Wir fragten einen unserer Schwarzen. „Ja“, sagt der, „hier ist der Weg nach E.“ Wir schimpfen ihn, weil er nichts gesagt hatte. Aber der arme Bursche war unschuldig, denn wir hätten ja zuerst einmal dorthinwollen können und dann hätten wir ihm wahrscheinlich bedeutet, er solle sich um seine Sachen kümmern.

Es blieb nichts anderes übrig, als zunächst diese Station anzufahren und von da den Heimweg anzutreten.

Eine oder zwei Meilen weiter trafen wir einen Bruder von dieser Station mit einem Motorrad an, der auch kein Licht hatte, neben einem entzweigegangenen Ochsenfuhrwerk.

Das also war die Motorradspur gewesen, die mich irregeführt hatte. Sie war also von dem Bruder, nicht von meinem Pater, der, wie sich's nachher herausstellte, einen ganz anderen Weg gefahren war.

Es war also Glück im Unglück, daß wir hier erschienen. Helfen konnten wir nicht. Aber es war tröstlich für die Unglückswürmer, daß sich mal jemand in der Nacht sehen ließ. Nach guten Ratschlägen fuhren wir wieder ab. Wir fuhren nochmals verkehrt, fanden aber bald wieder den richtigen Weg, haben hier drei ganz besonders schwierige Flußübergänge

glücklich genommen und waren mit 2 Stunden Verspätung nachts kurz vor 1 Uhr daheim.

Mittagessen und Abendessen waren schon ausgefallen. Nur Brot und Käse hatten wir etwas mitgebracht. Ich war durch und durch müde und hungrig. Mein Vater ebenfalls. Der mußte aber anderen Morgens Messseelen und durfte nichts mehr genießen. Ich wollte, wie immer, kommunizieren und mußte deshalb auch auf alles verzichten. Wir haben unseren Begleitern das Essen besorgt und zugeschaut, wie es ihnen schmeckte, wobei uns das Wasser im Munde zusammenlief. Nachdem alle anderen schlafen gegangen waren, konnten auch wir zu einem kurzen Schlummer kommen; denn es war fast 2 Uhr geworden und um 6 Uhr war hl. Messe.



Missionsseminar St. Josef, Altendorf (Schweiz). Oft tummeln sich hier unsere Studenten, wo die Reuß sich in den Vierwaldstättersee ergießt

Das ist ein Ausschnitt aus der Missionstätigkeit eines Missionshelfers. Es ist nicht immer so toll, aber immer strapaziös genug. Und wer nun noch nicht die Lust verloren hat, nachzufolgen, kann kommen. Es werden noch genug Kräfte benötigt.

Hier unten wird er genug „Schwarze Samstage“ erleben, aber ich hoffe zuversichtlich, da oben auch einen ewigen goldenen Sonntag!

W. B., Embattive-Mission. X

Das Missionswerk ist der Kampf für Gottes Reich und Recht, die Arbeit für Christi Herrschaft, die Ausbreitung des wahren Glaubens zum Heil und Segen der Menschheit. 1726 Millionen Menschen und 1043 Millionen Nichtchristen; 683 Millionen Christen und 378 Millionen Nichtkatholiken, das sind Zahlen, die ernst und eindringlich zu unserm Gewissen reden.

Etwas über die Frauenfrage in der Mission

Von P. Josef Kammerlechner RMM., Missionar in Bulawayo

In seinem ausgezeichneten Buch über die Eingeborenen-Frage mit dem Titel „The Bantu are coming“, hat ein protestantischer Missionar sein Kapitel über die Frauenfrage bei den Eingeborenen mit folgendem Erlebnis eines seiner Mitbrüder eingeleitet, das die Stellung der Frau im Heidentum drastisch genug zum Ausdruck bringt.

Einmal traf dieser einen Heiden auf dem Wege mit einer seiner Frauen. Der Heide marschierte daher, stolz wie ein Spanier, einen Gehstock geschultert, die Frau aber war schwer beladen und hatte dazu noch einen Säugling zu betreuen. Das war dem Missionar nun doch zu viel und er schritt auf den Heiden zu und machte ihn darauf aufmerksam, daß seine Frau nun doch wohl etwas gar zu viel zu tragen habe, worauf er die äußerst geistreiche Antwort bekam: „Ja, wenn meine Frau nun die Last nicht tragen soll, wessen Frau soll es denn dann tun?“

Also der Gedanke, daß auch er etwas von der Last auf seine „königliche“ Schulter laden könnte, war ihm etwas ganz Unmögliches, Unfaßbares. Ja, das ist die Frau im Heidentum, nicht recht viel mehr als sein kostbarstes „Hausgerät“, das er sich um eine beträchtliche Anzahl Ochsen kaufen mußte. Sie ist zur Arbeit da und zum Bedienen ihres Herrn; denn „Mann“ kann man einen solchen heidnischen Ehegatten nicht nennen. Arbeiten und Kindergebären, das ist der ganze Inhalt des Lebens der heidnischen Frau. Sobald der Schöpfer ihr weiter Kinder versagt, kauft sich der Heide eben ein zweites, junges Weib. Wenn die Arbeit auf dem Felde oder im Kraal zuviel wird für sein Weib oder seine Weiber, nimmt er sich eben noch einmal eine, sodaß sie die Arbeit bewältigen können. Ein Lebensgefährte ist ihr der Mann nie, sie ist sein Weib und seine Magd, beides im strengsten Sinne des Wortes. Diese Auffassung ist nun so in das ganze Denken der Eingeborenen übergegangen, daß es selbst christlichen Frauen schwer fällt, es zu bejahen, daß sie durch das Christentum zur ebenbürtigen Gefährtin des Mannes emporgehoben werden. Viele christliche Frauen, die wollen nicht auf den Höhen christlichen Frauentums wohnen, sie ziehen die Niederungen heidnischer Rechtslosigkeit vor.

So ist es unserem Br. Algidius passiert, daß ihm eine christliche Frau in allem Ernst sagte, sie sei mit ihrem Manne nicht zufrieden, weil er sich nicht entschließen könnte, ein junges Mädchen als zweite Frau zu nehmen. Es wäre endlich an der Zeit, sie mehr zu schonen und ihr die schwerste Arbeit abzunehmen.

Ja, wird sich der Leser vielleicht denken, wenn eben die Arbeit zu viel ist, so soll er eben eine Magd einstellen. Aber das ist es eben gerade, was für den Eingeborenen etwas Undenkbare ist. Eine Frauensperson, die in seinem Kraal lebt, die soll er nicht auch zugleich als sein Weib im allerengsten Sinn des Wortes betrachten dürfen? Niemand bezahlen für die Arbeit, die man bei ihm verrichtet? Nein, das kann er nicht! Wenn eben ein Christ kein zweites Weib nehmen kann, müssen die erwachsenen Töchter der alternden Mutter helfen und so will der Vater oft nicht seine Einwilligung zur Heirat geben und duldet lieber das größte Ärgernis in seinem eigenen Kraal, als seiner ältesten Tochter die Heirat zu bewilligen.

Nun aber hat die Arbeitsmöglichkeit in den Städten und Bergwerken eine gewaltige Änderung der Dinge mit sich gebracht. Daß ein Eingeborener mit einem enthaltsamen Leben, einem Leben ohne Weib, auf die Dauer sich nicht abfinden kann, ist für jeden Missionar eine feststehende Tatsache. So ist es gut, wenn der Eingeborene-Arbeiter sein Weib mit in die Stadt, mit auf seinen Arbeitsplatz nimmt. Bleibt sein Weib aber daheim, so gibt es in der Stadt genug Ersatz dafür.

In der Stadt nun sinkt die „Eingeborenen-Frau“ vom Arbeitsklaven zum Lustsklaven, zur Dirn herab. In der Stadt verlernt die Frau das Arbeiten, das daheim im Kraal ihr tägliches Brot war. Felder gibt es keine, auch das Kochen macht nicht viel Arbeit, man kauft das Mehl und braucht nicht lange zu mahlen oder zu stampfen, alles ist viel einfacher hier, so weit es die Arbeit betrifft. Dagegen werden die Bedürfnisse größer. Sie will jetzt auch schöne Kleider haben, Tee trinken, Kuchen essen. Da reicht das Geld des Mannes nicht aus und — o furchtbares sittliches Elend — durch die Sünde ist so leicht und schnell ein Sümmchen verdient. So hat erst kürzlich sogar ein halbweißes Mädchen unserm Pater Michael ins Gesicht gesagt: „Ich sehe nicht ein, warum ich arbeiten soll, ich kann doch so leicht ein sorgenloses, schönes Leben haben.“ Ja, gleichsam an allen Ecken und Enden lockt hier in der Stadt die Sünde Frauen und Mädchen mit ihrem leichten, guten materiellen Gewinn. Ist es da ein Wunder, wenn selbst christliche Frauen und Mädchen nicht standhalten und nach dem Becher der Freude greifen, selbst um den Preis, hinabgezogen zu werden in den Sumpf der Sünde und vollkommener moralischer Verkommenheit.

Wer ist da noch imstande, der Flut von Schmutz und Verkommenheit einen Damm zu setzen? Wenn überhaupt noch etwas das zuwege bringt, dann ist es unsere hl. Mutter, die Kirche. Wenn überhaupt noch etwas helfen kann, dann ist es das Liebesmahl der feuschen Seelen, der Blutbräutigam im hlst. Sakrament, bei dessen Liebesumarmung die Seele hl. Opfergeist hineintrinkt.. Wenn überhaupt noch etwas helfen soll, dann ist es der Geist christlicher Ehegemeinschaft, das Abbild der bräutlichen Verbindung des Erlösers mit seiner hl. Kirche. Das Bewußtsein, daß die christliche Ehe der Weg helfender Liebe zum ewigen Leben ist und nicht unbegrenzter Lustgewinnung auf Erden. Ja, nirgends in der Welt steht die Frau so frei, so ehrfurchtgebietend da, als unter dem Schutzmantel der treuen Hüterin der Frauenrechte und Frauenwürde, der hl. kathol. Kirche.

Daß doch alle Frauen auf der ganzen Welt das einsehen möchten. Sobald sie die katholische Kirche aufgeben, haben sie die treueste Beschützerin ihrer Würde und Rechte aufgegeben. Die Kirche versucht selbst, die heidnische Frau herauszuheben aus ihrem heidnischen Sklaventum, sie zu bewahren vor dem modernen Dirnentum und wenn überhaupt, so wird es nur ihr und ihr allein gelingen, diese sehr schwierige Aufgabe zu lösen. Mögen alle Mädchen und Frauen, die diese Zeilen lesen, ihrer hl. Mutter, der Kirche, aus innigster Dankbarkeit einen unverbrüchlichen Treuschwur leisten; treu zu ihr zu stehen bis zum Tode.

Der Sohn des Freimaurers

Von Anna Kahser — Nachdruck verboten!

Es war Frühjahr, Junimitte, mit langen, sonnentrunkenen Tagen und kurzen, lauen Nächten, die in heimeligen Zaubergräten Märchen wecken, in verwunschenen Einsamkeiten blaue Blumen sprühen lassen . . . und doch voll weher Bangnis über Menschen liegen können . . .

Die Natur hatte ihr Brautkleid abgestreift. Die Schönheit erster Reise lag auf ihrem ernster gewordenen Antlitz.

Aus einer einsamen Buschgrotte des Alleganderparfes kamen die innigen Klänge eines letzten Nachtwallendes. Da nahmen Schritte von Spaziergängern, und das schwermütige Lied verstummte.

Von den Türmen und Türmchen Münchens schwangen feierlich die Angelusglocken.

Herbert Werner blieb an einer Blutbuchengruppe stehen, nahm den Hut ab und betete den Gruß des Engels. Hans Reinert stand etwas abseits und sah nachdenklich dem leuchtenden Abschiednehmen der Sonne zu. Obwohl ihn das feierliche Wettspiel der Abendglocken immer sehr ergriff, war er zum Beten heute nicht aufgelegt.

Sie gingen weiter. Die Falte zwischen Reinerts Augen grub sich tiefer. Er ertrug's nicht mehr. Werner tat, als ob er ihn und die ganze „Burgundia“ samt ihrer frohen Tochter „Fidelitas“ vergessen habe.

Grimmig hieb er mit seinem Spazierstock den schlafenden Wildprimeln und Butterblumen die Köpfe ab. Dann blieb er stehen und legte Herbert Werner die Hand auf den Arm.

„Ich bin aber noch bei dir!“ sprach er mit tragischem Nachdruck. „Damit du's weißt und mich nicht etwa wieder in die Mitternachtskapelle der Bonifatiusbrüder schleppst, wie weiland am letzten Karneval. Es war ja nur ein Irrtum, ja, nur ein Irrlaufen, für das du guter Junge nichts konntest. Ja, ein Verschen war's, und nur die schlimme Macht der Gewohnheit war schuld.“

Reinert lachte gezwungen und sah Werner von der Seite an.

„Ja, Hans, ich weiß es selber, ich bin ein schlechter Gesellschafter heute,“ gab Herbert zurück. Er blieb stehen und setzte sich auf die Stufen, die zum Allegandrum hinaufführten. Reinert setzte sich zu ihm.

„Nun, so geh halt mit, damit du aus einem miserablen ein lustiger Gesellschafter wirst. Ich meine, so überraschend, ja abnorm Freund Helmuths Schritt auch ist, so brauchst du das doch nicht unsere brave „Fidelitas“ büßen zu lassen. Noch dazu

an unserm allerlebsten Studententage. Das ist abscheuliche Abtrünnigkeit.“

„Wie tragisch!“ lächelte Werner. „Und das steht dir doch gar nicht, mein Freund Immerfroh. Unsere Examina feierten wir doch gestern zur Genüge. Ergo! Ich muß heim. Die Meinen erwarten mich schon gestern. Vielleicht gelingt es mir auch, Helmuth noch zu erwischen, ehe er die Klosterpforte hinter sich zwirft.“

„Dieser Heimlichstuer! Weißt du, ich stehe immer noch vor einem Berge von Rätseln und kann nicht darüber. So ein Liebling der Götter, Klassenprimus von Sora an, mit Chancen auf alle und jede Lebensförmlichkeiten, macht am zweiten Meilensteine fehrt und wirft all die Herrlichkeiten unserer schönen Welt wie wertlosen Plunder über die Hecke und — steigt in die Kutte! Sag' ehrlich, gehört denn so etwas nicht ins Reich des Übermenschlichen?“

Er sah Werner in tiefem Forschen an. Der blickte sinnend zum westlichen Horizont und sah der Sonne nach, die eben von der tagesmüden Erde schied und in eine fremde, geheimnisvolle Lichtwelt sank.

„Vielleicht gibt es fern hinter jenen Bergen noch eine ganze Welt voller Ideale und Glücksmöglichkeiten, die wir nicht ahnen, noch nie ergründet haben und deshalb nicht begreifen,“ sprach er langsam. „Der Große von Tarsus spricht ja auch von einem Ideal, das nicht alle fassen. Helmuth war immer ein Ersteiger der Höhen und Erforscher der Tiefen.“

„Wie du! Ihr beiden zoget ja immer an einer Deichsel. Wie oft seid ihr uns ausgerissen an der „Fidelitas“ fidelsten Tagen! Wo ihr dann immer steckt? Die hochwürdigen Kuttenträger von Andechs und Ettal mögen es wissen.“

Werner lächelte und sah einer Schwalbe nach, die in tänchelndem Fluge dem hochgelegenen Neste an der Mauer über ihnen zustrebte.

„Hatte Helmuth nicht eine bigotte oder doch sehr religiöse Mutter?“ fuhr Reinert fort, als Herbert schwieg. „Oder vielleicht Pech in puncto Liebe? Es ist ja nur pure Vermutung, die ich in Hinsicht auf Helmuths Art augenblicklich bereuen sollte. Aber man sucht eben eine Erklärung auf natürlichem Wege, da man auf den Hochsärgen der Übernatur ein Fremdling ist.“

Werner schüttelte den Kopf. „Helmuth war immer ein Mensch freier Entschlüsse und wird es doppelt sein, wo es den Kurs fürs Leben gilt. Ich habe seine Mutter noch gekannt. Fromm war sie. Aber diese

Frömmigkeit war von einer herzerquicken-
den Gesundheit. Sie war eine geprüfte
Frau, der der Himmel viel gab, aber mehr
wieder nahm. Sie gehörte zu den Men-
schen, die lächelnd nehmen und lächelnd
verzichten. Im Hause Helmuth gab es nur
frohe Menschen. Helmuth mag in etwa
erblich belastet oder bedacht sein. Kuttens
und Tonsur haben seit Generationen Hei-
matrecht in seiner Familie. Manchem wird
es von daheim aus schwerer gemacht . . ."

Das letzte kam verhalten heraus.

„Hast du eigentlich um sein Vorhaben
gewußt?“

„Nein. Er sprach nie darüber. Ich ha-

Schwingen eines kleinen Glöckchens durch
die Stille.

„Was bedeutet das?“ fragte Reinert.
„Das Abendläuten ist doch vorbei.“

„Das Glöcklein ruft die Töchter Sankt
Benedikts zur Amtsbetung.“ Werner war
unwillkürlich stehen geblieben und schaute
zu dem grauen Hause hinüber, das ihn
anmutete wie ein Döhl des Friedens im
Weltmeerbranden.

„Unbegreiflich!“ murmelte Reinert.

„Was?“

„Das sollen Menschen sein wie wir, da
hinter den todgrauen Mauern? Menschen
von Fleisch und Blut? Junge Menschen-



Missionsseminar St. Josef, Altdorf (Schweiz). Beim Kirchgang

be wohl hie und da gehaht, daß er be-
sondere Ziele hatte.“

„Es hat sie alle gepackt, die Bundes-
brüder, vom dicken Uhl bis zum kleinen
Edeling. Es war ungehörig still beim
Frühstück, als Parling es erzählte.
Er hatte es per Zufall erfahren. Es war,
als wenn in einen Tanzsaal plötzlich
Weihrauch weht.“

Herbert Werner gab keine Antwort
mehr. Sie standen auf und schlenderten
langsam durch die Straßen. Sie kamen
an einem alten grauen Hause vorbei, das
wie ein friedlicher Traum inmitten eines
großen, eingezäunten Gartens lag. Aus
zwei kleinen Fenstern kam der warme, röt-
liche Schein eines gedämpften Lichtes.
Als sie vorüberkamen, drang wie ein
Klang aus einer un wirklichen Welt das

finden, die die Sonne haben könnten, sie
sollten sich ins Dunkel, in solch ein leben-
diges Grab verkriechen?“

„Vielleicht scheint auch da drinnen ir-
gendeine Sonne, die ihnen das Grab helle
macht. Ich habe sie gespürt, als ich einmal
mit Mutter und Ruth einer Einsiedlung
und später einer Mette beiswohnte. Aber
— nicht alle fassen es.“

„Hu, ich kriege Gänsehaut. Sieh da
oben, Gitter, wahrhaftige Gitter! Mich
weht Kerkerlust an. Welch eine mysteriöse
Welt! Ein Asyl für Weltmüde, Lebens-
satte, Enttäuschte, scheint mir. Ich fenne
eine solche. Ein Sonnenkind ist sie gewe-
sen. Alles hatte sie genossen, was Leben
und Welt nur irgend boten. Als sie sich
satt genossen und satt getrunken hatte hier
draußen, da band sie den Nonnenschleier

um und ward nicht mehr gesehen. Mit zusammengebrochenen Rädern landete sie vor Klostermauern."

„Um vielleicht noch eine Heilige zu werden, wie Augustinus zum Beispiel. Ich aber habe einen Menschen gekannt, du auch, dem hier draußen tausend Quellen sprangen, tausend Täfeln gedeckt waren und der doch nicht ein einzigmals aß und trank und erst satt wurde an farger Klosterstafel. War der auch ein Enttäuschter, Alribert, der junge Graf von Flandern?"

„Laß uns heimgehen. Mir wird ganz jämmerlich. Ich bin nun mal ein Spaz, und ihr seid ganz unbegreifliche Herrgottsgewächse, Adler meinetwegen. Komm!"

Aus Nachtfokalen und heimkehrenden Flusßflüglerkolonnen drang dann und wann Lärm und Singen hinüber in die einsamen Alleen und Anlagen.

„Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht . . ."

„Man fühlt sich förmlich erdrückt von solchen Gegensätzen," sagte Reinert, als gedämpfter Psalmengesang aus dem grauen Hause drang.

Als sie heimkamen, war das Dunkel vollends über die schöne Stadt der Künste gesunken, und das rauschende Leben der Nacht begann.

Herbert Werner konnte in der Enge seines Studentenheims noch keine Ruhe finden. Er hatte zu Vieles und Großes erlebt. Helmuth, ihm seit Jahren vertraut wie ein Bruder, wollte ins Kloster, wollte Ordensmann werden! Er war gegangen, ohne irgend jemand, auch nicht ihm, ein Wort zu sagen. Das legte tat ihm weh. Was er dabei gehabt hatte? Er begriff den Freund nicht. Sie wußten es einer vom andern, daß sie Sucher waren, Sucher nach irgendeinem Biele, nach einem Ideale, das abseits von den begangenen Straßen lag, das sie längst schon in seinen Bann geschlagen hatte, ehe sie es selbst begriffen. Helmuth hatte es jetzt wohl erfaßt, hatte das große Licht gefunden.

Er aß ein wenig zu Abend, ging eine Weile auf und ab, löschte das Licht aus und setzte sich grübelnd in seinen Sessel. Aber lange ertrug er es nicht, er griff wieder nach Hut und Mantel. Für das Stirnen und Gären in seinem Innern war jede Weite zu eng. Er fühlte sich wie ein Menschen, dem eine ganze altgewohnte Welt zusammenbricht, und der sich in einer neuen unsicherer Schritte und halbverbundenen Auges noch nicht zurechtfinden kann.

Planlos ging er dahin, den Strom entlang. Das gleichmäßige Rauschen der Isarwellen tat ihm wohl. Ehe er sich's versah, lag das Haus des Gebetes wieder vor ihm. Er blieb stehen und nahm das

warme Leuchten, das durch die Fenster drang, in sich auf.

Er fühlte es tief, eine Friedensstatt war dieses Haus, die Stätte eines geheimnisvollen, verschwiegenen Glücks. Nicht Menschen wohnten drinnen, die müßig auf den Lorbeeren eines großen Meisters ausruhten, nein, Kämpfer, die einen immerwachen Feind überwanden, nicht zwar mit blanken, blutigen Klingen, aber mit der demütigen Waffe des Gebetes, des Verzichtes, der Buße, des Gehorsams.

Und diese Kämpfer waren schwache Frauen.

Soll er sich von ihnen beschämen lassen? Was sie können, was Ungezählte vor und mit ihnen kommen und können, was Helmuth können wird, warum soll er es nicht können?

In diesen Tagen ist er's inne geworden, daß der Zug nach einem Ideale oder Biele außerhalb der großen Straßen in ihm war seit der Knabenzeit, wo er daheim dem alten Pater Wendelin in heimlicher Frühe, wenn der Vater noch schlief, die Messe diente, bis in die jüngste Studentenzeit, wo eine Vesper oder eine zwanglose Plauderstunde bei den Ettaler Mönchen ihm oft und oft lieber waren als der fidelste Kommers der „Fidelitas“. Er selbst hat geglaubt, daß nur die herrlichen benediktinischen Choräle und die persönliche Wertschätzung des einen oder andern Mönches ihn immer wieder, allein oder mit Freund Helmuth, die einsamen Bergwege zur alten Abtei getrieben hätten.

Sein Zukunftswege hatte stets so klar und selbstverständlich in alten sicheren, von Generationen ausgetretenen Bahnen vor ihm gelegen, daß sich auch nicht ein Gedanke je herangewagt hatte, er, als einziger Wernersprosse, könne sich einmal aus dem traditionellen Gleichschritt herauswagen und sich eigene Bahn brechen.

Ihn hatte es mehr zum Lehrfach hingezogen als zur Juristerei, deren starre Formen sein Herz und Gemüt darben ließen. Aber weil alle Werners von jehher Juristen waren, hatte er in der langen Reihe die Hand des Vaters nicht loslassen wollen. Der hofft nun, daß er die seine weiterreiche — den Kommenden.

Einzelne späte Spaziergänger kamen vorüber und sahen verwundert nach dem Grübler hin, der, seinen Stock quer über die Knie gespannt, an einen alten Baum der Ahornallee gelehnt stand und über das alte graue Haus hinweg in eine unbestimmte Ferne schaute.

Da ging Herbert weiter, den Fluß hinab. Der war an dieser Stelle sehr breit und still und führte seine Wasser fast unbewegt. Dicht am Ufer glitt eine Gondel dahin, ein niedlich Spielzeug, weißblau

gestrichen, just so wie die daheim am See, die Ruth zum sechzehnten Geburtstage vom Vater bekommen hatte.

Zwei Menschen saßen darin. Sie hatten die Ruder eingelegt und ließen das Fahrzeug lautlos treiben. Sie sprachen nicht. Nur hier und da kam ein kleiner Lautenton herüber. Dann hub das junge Mädchen im weißen Kleide zag zu singen an:

„ . . . und immer hör' ich's ra-auschen
. . . du fä-ändest Ku-u-he dort . . .“

Ein heimlich Weh löschte die Stimme bald wieder aus, und ohne Laut glitt die Gondel weiter.

Herbert Werner schritt rascher aus unter den alten Bäumen und ließ den Kahn bald hinter sich. Ein merkwürdiges Weh hatte sich in ihm festgeflammert. Das graue Haus mit seinen stillen Bewohnerinnen hatte er vergessen. Immer sah er noch die weißblaue Gondel. Aber nicht durch die Isarwellen glitt sie, sondern daheim durch den stillen blauen See, und er und Ruth saßen darin, über ihnen der sonnige Himmel oder die stillen Abendsterne. Zwischen ihnen dasselbe Schweigen wie eben zwischen den beiden jungen Menschen, das Stummsein, das doch so berechtigt ist von seligem Unausgesprochenem. Am Ufer saßen dann die Eltern und beuften für sich und die Kinder das Haus der Zukunft . . .

Herbert blieb stehen, weil ihm der Atem in der Brust schwer wurde unter der Erinnerung.

Was war denn eigentlich geschehen? Was ist es für eine geheimnisvolle Macht, die sein Schifflein nun so ganz aus dem geruhigen Kurs zu werfen droht? Morgen geht's heim ins Vaterhaus am See, heim zu Vater und Mutter und — zu Ruth. Dann werden sie wieder auf dem See segeln nach Herzenslust.

Oder nicht? Wird er nie wieder neben Ruth in der weiß-blauen Gondel sitzen, wenn die Abendglocken die Herden zu Tal läuteten, wenn an den Weinhängen die Winzerinnen singen und im Park die Nachtigall dem kurzen Maien nachschluchzt? Soll nie wieder Ruth beim goldenen Sonnenscheiden ihm das kleine Liedchen zur Laute singen, das er so liebt, das Lied vom Schäferkind, das einen stillen Hirtenknaben lieb hatte? Den ihr dann ein großer König raubte. Dem es dann Ihre Liebe nachsingend mußte Tag und Nacht und Nacht und Tag, bis die Laute zersprang und ihr Herz dazu und über die zersprungenen Saiten ein rotes Brümlein rann. Da war das Schäferkind tot. Und der Hirtenknabe im fernen Königsdienst sah zur selben Stunde ein weißes Täublein ins Abendrot fliegen. Und er war gar nicht traurig, war froh und selig. Und das weiße Täubchen saß auf seines

Königs Stirn und sang wundersame Lieder.

Herbert raffte sich gewaltsam aus dem Zauber, der ihn mit den weichen Armen der Sommernacht umfangen wollte.

Er schritt planlos weiter, bis er merkte, daß er aus der Stadt heraus in ganz einsame Bezirke kam. Nur hier und da standen einzelne Häuser, aus altem Gemäuer geisterten Unkenrufe, um eine halbzerfallene Kapelle standen, vom weißen Mondlicht tröstend umleuchtet, schiefe Kreuze auf verfallenen Gräften.

Darüber aber, auf überragendem Felsipfel, stand ein Kreuz, vor dem Kreuze ein kleines Licht. Ob ein nächtlicher Wanderer dort rastete? Oder sollte das Lichtlein den Kreuzheiland da oben in seiner einsamen Nacht trösten?

Herbert mußte ein Weilchen hinschauen. Dieses Schauen auf das Lichtlein vor dem Kreuze unter den ewigen Sternen machte ihn ruhiger. Ihm war, als hätte er dieses Licht immer gesehen, weit auf fernen Bergen. Aber nie, wenn er mit den andern auf lauten Straßen ging, immer nur, wenn er allein auf einsamen Höhen stand. Manchmal war es wie ein Scheinwerfer gewesen und hatte ihm ein fremdes, unbegreifliches Land unter fremder Sonne gezeigt, dann im Wachen, dann im Träumen. Aber ehe er begriff, war es wieder in Dunkel gesunken.

Manchmal, wenn ihm die Alltagssonne so hell schien, dann hatte er das merkwürdige Licht vergessen.

Dann aber war es eine Stimme, die in ihm, um ihn raunte und warb und drängte, gerade in Stunden frohester Geselligkeit. Dann kam es wohl, daß er, unter den Kommitonen der Fröhlichsten einer, jäh still wurde, daß ihm das Glas mit dem schäumenden Trunk aus der Hand sank. Dann neckten ihn die andern, ob er plötzlich von einem Almorpfeil verwundet worden sei. Er hatte es selber nicht gewußt.

Da er der nächtlichen Stadt zuschrift, stand der letzte Fasching wieder in seiner Erinnerung auf. Er hatte die Tage einmal in der alten Abtei zu Ettal verleben wollen. Er brauchte ein Alusspannen nach dem anstrengenden Winterstudium. Da hatten sich die Eltern mit Ruth ange sagt. Ruth sollte einmal das Leben in der Münzenstadt kennenlernen. Vielleicht hatten sie heimliche Sorge gehabt, daß ihm im lustigen Fastnachtstreiben ein anderes Bild das der ernsten Ruth verdrängen könnte.

Auf dem Ball der „Burgundia“ war dann Ruth sehr umfeiert worden. Es war, als wenn in einer großen Rosen schau ein einziger Edelweiß in feuscher Seltenheit steht — und alles der Rosen vergißt und nach dem Alpenteil greift.

Als da immer wieder Hans Reinert Ruth zum Tanz holte, da hat ihn irgend ein Weh gewürgt, er hat's sich selber kaum gestanden. Als er dann aber sah, wie Ruth, wenn sie im Arm der andern an ihm vorüber schwebte, immer sehnsüchtig nach ihm ausschaute, da war er sorglos geworden.

Als sie dann zu ihm zurückkam und ferner den andern jeden Tanz absagte, da ist ihm innerlich eine Beslemmung aufgekommen. Er ist ernst geworden, keinen einzigen Tanz hat er Ruth angeboten, ob er auch sah, wie sie darauf wartete, und wie sie immer trauriger wurde. Da sind die raunenden Stimmen wieder in ihm gewesen und haben ihn aus steigender Karnevals lust fortgelockt von Ruths Seite, hinaus, auf Umwegen in die Kapelle der Bonifatiusbrüder, in der eben die süßen Mette der Mitternacht begonnen hatte.

Am andern Morgen hat er noch die Trauer in Ruths Gesicht gesehen. Er hat ihr seine Rücksichtslosigkeit abgegeben. Sie hat ihm verziehen — und ist in derselben Stunde über sein verlebendes Stummsein traurig gewesen.

Und nun — soll er für immer von ihr fortgehen, und immer soll sie traurig sein? Wie sie es war an dem letzten Abend, ehe sie mit den Eltern wieder heimfuhr. Er fühlte, daß sie auf das bis dahin immer noch Unausgesprochene wartete, als sie noch einen letzten weiten Spaziergang zusammemachten.

Herbert blieb plötzlich stehen. Dieses selben Weges sind sie da gewandert, derselbe blaugestirnte Himmel ist über ihnen gewesen. Sie haben kaum ein Wort gesprochen, er hat nur gefühlt, wie Ruth ihn wohl mal von der Seite anfah. Als sie dann an der Pension, wo sie wohnten, ankamen, war's ihm, als wäre ein Schleier vor ihrem Blicke. So hatte er sie heimfahren lassen. Ihr Mund hatte gebebt, als sie ihm zuletzt die Hand reichte. Sie hatte wohl wenig Freude gehabt vom Fasching der Kunststadt.

Über ihm rauschten wissend die alten Bäume. Hier und da gurte ein schlafend Vöglein auf. Aus dem langen Grase zur Seite huschten ein paar Eidechsen.

In den Zentren der Stadt begann das Nachtleben langsam zu vibrieren. Da schritt Herbert eilig aus. Ihm war, als ob ein wüstesthaftes lebenslanges Allein- und Verlassensein schon jetzt über ihn sinken wolle. Er sehnte sich nach irgendeinem Daheimsein, und sei es nur in seinen engen Wänden.

Von den Türmen der Stadt schlug die erste Stunde. Wieder, feierlicher, inniger noch als zu andern Stunden klang das Glöcklein der Abtei. Herbert Werner schien das bereite Klingen das Rufen

eines großen Meisters. Er fühlte, für ihn gab es nur eine Antwort. Er seufzte schwer. Würde er sie ihm geben können?

Als er heimkam, griff er, wie allabendlich, zu seinem „Thomas von Kempen“. Sicher wußte dieser Freund den Rat, den er brauchte. Immer hatte er ihn gewußt.

Er schlug aufs Geratewohl auf.

„Wer mir nachfolgt, wandelt nicht im Finstern.“

Er schloß das Buch. Was er gelesen, war genug, ein Leben lang davon zu zehren. Genug, jeden Kampf mit Sieg zu frönen.

In seiner Seele war es heller geworden. Er legte sich zur Ruhe und schlief fest und traumlos bis zum Morgen. —

Frau Klingeis, seine Hausthirtin, brachte gerade den Morgencaffee, als er aus der Siebenuhrmesse in der Hoffkirche kam. In ihren Augen funkelte Sensationsgier. Forschend sah sie ihren Herrn Studio an. Er hielt die Zeitung in der Hand, ruhig wie immer.

„War das ein Unwelt heut nacht um zwölf herum!“ platzte sie heraus. „All die Herren Studenten in den schönen Mützen! Und so lustig alle, rein zum Tollachen war's. Einer hatte zwei Bühinder über einander gesteckt, einer den Rock auf die verkehrte Seite. Einer hatte sich 'nen Sack übern Kopf gestülpt, und die meisten hatten sie umgefaßt wie Liebesleute. Und Krüge mit Bier drin, hatten sie alle in der Hand. Wollten um die heile Not noch nauf zu Ihnen. Und ich hatte ne doch schon gesagt gehabt, daß Sie nit da wären. Wohin, das wußte ich auch nit. Wär' nit der alte Däming aus seiner Portiersstube rausgekommen, die zehn hätten noch was angestellt. Dafür hat dann der mit den langen Beinen, den sie 'Reim' nennen, ganz unjammig mit dem alten Manne en Walzer getanzt, draußen auf dem Steig. Aber schön war's. Wir haben unweis gelacht, auch die Mirzese, die Alte vom Däming.“

„Nun, da muß ich mich ja noch ganz besonders bei dem guten Däming bedanken, daß er das Unheil abwandelte,“ entgegnete Werner lächelnd und schlug ein Kreuz zum Tischgebet, um sich vor einem weiteren Redeschwall zu retten.

Frau Klingeis zog enttäuscht ab. Ein Merkwürdiger war doch dieser ihr Miets herr! Nüchtern und solide zum Langweilen. Kein einziger galanter Zwischenfall, wie ihre Intimen, die Höntgen und Brausewald, sie zu Dutzenden von ihren „Herrn“ zu vergeben wußten. Dieser Herr Werner, ein rechter Philister ist er doch! Alle jungen Damen im Umkreis recken die Hälse nach ihrem Studio. Und er tut, als merke er nichts, geht daher wie ein

Siegfried, dem nicht Spieß noch Speer beikommen kann.

Kaum war Herbert wieder allein, da flog die Türe auf, und herein stürmte — Hans Reinert. Griff ihn bei beiden Schultern und sah ihn grimmig an:

„Bist mir ein netter Freund, du! Bringt da den Hans, den braven Kerl, artig nach Haus und betreibt seine Sternguckereien nachher alleine. Im Namen der „Fidelitas“ begehre ich zu wissen, was eigentlich mit dir los ist. Es wird da so allerhand gemunkelt. Gestern der Helmuth — heute du! Hätte ich mich nicht so gewaltig für dich ins Zeug gelegt, die Bande hätte dich ins düsterste Kloster verdächtigt. Also komm' nit und nimm den schwarzen Verdacht vor dir.“

„Wohin?“

„Zum Hofbräu. Die „Fidelitas“ hat einen ganz feudalen Frühschoppen arrangiert, und ich habe geschworen, dich lebend oder tot heranzuschleppen. Anders läufst du Gefahr, daß dir die ganze Horde auf die Bude rückt.“

„Nun, dieser Katastrophe wären wir auch noch gewachsen. Frau Klingeis hat noch ein volles Fäßlein im Keller.“

„Läß es ihr. Und verdirb deinen Freuen nicht ihren letzten Studentenspaß. Komm mit.“

„Es geht wirklich nicht, Hans. Ich muß heim.“

„Muß heim? Ausflüchte, nichts anderes. Derselbe Prozeß wie bei Helmuth. O, ihr Götter, ich ahne Furchtbares: Kutsche und Strick — und Tonsur und Aschemasch. Und höre schon den strengen Tere-mias die gottlose „Fidelitas“ zu Sack und Asche rufen.“

Mit tragischer Gebärde griff der lustige Hans sich in die Haare und begann mit Armsündermiene das „Miserere“ zu stammeln.

Werner hielt ihm lachend den Mund zu.

„Spottvogel! Na, der Herrgott wird dir diesmal nichts drum tun, weil du es bist.“

„Aber dir, um dein Heimlichtun. Das eine sage ich dir: Treffe ich dich eines guten Tages oder Jahres irgendwo in Kutsche und Sandalen, ich fordere dich auf Pistolen oder, wenn du willst, auf eine gute Klinge, mögen wir nun beide Mensur und Duell hassen oder nicht. Ja, das tue ich. — Aber heute geh mit, Herbert, ein letztesmal.“

„Es geht wirklich nicht. Ein andermal. Heute läß mich. Das Münchener wird euch auch ohne mich schmeiden.“

Reinert wurde plötzlich ernst. Ein Zug aus Werners innerster Seele entwelt möchte ihn gestreift haben. Er war ein Immer-froh. Aber zuzeiten konnte er Tiefen verraten, besonders im Verkehr mit Helmuth und Herbert. Doch das waren Seltenhei-

ten. Im großen ganzen steckte er noch bis über die Ohren in der lustigen Studentenhaut.

Er trat dicht an Herbert heran und nahm seine Hand.

„Du weichst mir aus. Ob du mich ganz und gar nicht für qualifiziert hältst zu einer Schau in dein Intendiges? Denkst wohl, so Allerweltsware wie ich hätte nur Sinn für Karbol und Sezermesser?! Glaub' nur, auch so ein Massenmensch wie ich muß dem Ideal seinen Tribut zollen, ob er sich auch tunlichst drum herumdrückt. Dieses erhabene Wesen soll nämlich auf höchsten Firnen wohnen. Wir im Zwanten aber lieben ebene Straße. Meine Reverenz jedem, der jenen Kleiterstieg wagt.“

Herbert staunte. War das Hans Reinert, der diese Weisheit vergab? Nun würde er ihm noch lieber. Aber nun mußte geschieden werden. „Wer immer den rechten Zauberstab fände, aus eines jeden Menschen Seelenschlacht würde irgend eine verborgene Quelle auffspüren.“ dachte er und sah Reinert tief in die Augen.

„Du kennst die Wünsche der Meinigen,“ wisch er dennoch aus.

„Und die deinen?“

Herbert sah ihn nur schweigend an und blickte dann hinaus in den morgen hellen Tag.

Reinert waren Spott und Scherz längst vergangen. Er fühlte es mit Gewißheit, und es tat ihm weh, Herbert war im Begriffe, sich von ihren Sphären loszulösen, wie Helmut es getan. Eine niegekannte wehmütige Stimmung kam über ihn. Die durfte nicht hochkommen. Schweigend reichte er Werner die Hand und wandte sich zum Gehen.

Auch Herbert war bewegt. Reinert war ihm der Vertreter der Welt, der Sphäre, die bisher auch die seine gewesen. Mit ihm nahm er auch von dieser Abschied.

Er erwiderte herzlich seinen Händedruck.

„Gott mit dir! Und grüß' unsre „Bur-gundia!“, die „Fidelitas“ besonders.“

Reinert ging rasch hinaus. „Verdammte Schlappeheit!“ murmelte er, als er die Haustür hinter sich zuschlug. „Da hätte ich beinahe . . . Schäm dich, Hans! . . . Weibermanier? . . . Das müßte ich der Bande im Hofbräu erzählen . . . Aber beim Schwange des Zeus . . . dieser Werner . . . mordmäßig Edelgewächs!“

Er versuchte, ein Kommersliedchen zu pfeifen und die ungewohnte Bewegung abzuschütteln. Es gelang ihm nicht. Im Begriffe, zum Bräuhaus abzubiegen, befaßt er sich plötzlich und macht kehrt. Mochten die Freunde über die Ausbleiber schimpfen, ihm war heute alles wurscht. Biellos schlenderte er durch die Straßen. Das bunte Getöhl langweilte ihn mit

einem Male unsagbar. Er hatte einen scheuen Blick ins Land höchster Ideale getan. Da schien ihm alle Alltagswelt fade. Aber was kann's ihm nützen, daß er den Hals recht nach jenen Wollenseglern und am eigenen Wege die Meilensteine einrennt. Die Welt, in der er festen Fußes steht, ist die Welt seiner Ziele und Pläne. Und darum — basta! Mögen andere tun und lassen, was sie wollen. Er wird nur fliegen, so hoch ihn seine Flügel tragen. „Der Spaz bleibt allein ein Straßenjunge. Was kümmern ihn die Adler?“ tröstete er sich. Ging heim, packte seine Sachen und fuhr mit dem nächsten Buge heim zu seiner Mutter.

— — — — —
Wie ein kleines Eden liegt die Villa des Justizrats Werner inmitten eines lauschigen Parkes an einem der träumenden Seen, an denen das südliche Deutschland so reich ist.

Eine zierliche weißblaue Gondel gleitet um die neunte Morgenstunde über die stille Flut. Die junge Lenkerin hat die Ruder eingezogen und läßt den Blick versonnen über das sommerschwere Land schweifen. Ein ungewöhnlicher Ernst liegt ihr um Mund und Stirn und gibt ihrem Wesen eine herbeusche Prägung.

Ruth Heltorf ist zwanzig Jahre alt und dem Wernerschen Hause großväterlicherseits verwandt. Ihr Vater, ein angesehener Chirurg, ist während einer Lungenseuche an einer Infektion gestorben, und die Mutter, eine ätherisch-zarte Frau, ist ihm bald nachgegangen. Im Hause der mehr noch befreundeten Werners hatte die dreijährige Ruth Heimat und Elternliebe wiedergefunden.

Und Geschwisterliebe.

Herbert, der große Bruder und Kamerad! Ein tiefes Leuchten geht in Ruths Augen. Gestern ist er heimgekommen. Das Staatsexamen liegt hinter ihm. Wird es nun wieder werden, wie es früher war, als sie zusammen Fangball warfen oder Ritter und Burgfrau spielten und auf dem See gondelten?

Und dann — —?

„Herbert!“

Unbewußt gleitet der geliebte Name über ihre Lippen, und ein freudiger Schreck fährt durch ihre Glieder. Am Ufer unter den Akazien steht er, der ihr ganzes Sein und Sinnen erfüllt.

„Guten Morgen, Kusinchen!“ Sie greift nach den Rude.n, ein paar fröhliche Schläge, und die Gondel legt an.

Herbert hilft ihr beim Aussteigen, be-

festigt das Fahrzeug und geht an ihrer Seite dem Hause zu.

„Sport schon am frühen Morgen?“ fragt er lächelnd.

„Allerdings, als Tante Sendbotin. Du kennst doch den alten Holzerfranz drüben am Steinweg. Beim Eichenfallen ist ihm so ein Ungetüm aufs linke Bein gefallen. Seitdem sitzt er lahmk, und seine Frau und sechs Kinder haben schmale Backen. Das kann Tante Mathilde nicht mitansehen. Und darum . . .“ Sie zeigte auf den leeren Korb an ihrem Arm.

„Kleine Samariterin! — Aber was ich sagen wollte, gehst du mit zur Waldkapelle? Wir waren lange nicht mehr oben. Doch nun wirst du müde sein.“

„Keine Spur. Geht Tante auch mit?“

„Ich glaube nicht. Sie flagte über Kopfschmerzen.“

„Warte einen Augenblick. Ich hole eben meinen Hut. Die Sonne meint's schon allzugut am frühen Morgen.“

Ruth blieb ein paar Atemzüge lang oben auf der Treppe stehen und ließ den pochenden Herzschlag wieder still werden. Fast ist's ihr wieder wie damals beim Abschied in München, als er ihre Hand in der seinen preßte und sie doch so fern, wie von einem inneren Beherrschten gehalten, angesehen hat. Das heimliche wehe Bangen von damals fühlt sie auch jetzt wieder.

Sie gehen durch's Städtchen, biegen in den Waldpfad ab und sind bald an der Kapelle. Ein Schatten liegt auf Ruths Gesicht. Wie hat sie sich auf das Wiedersehen gefreut! Und nun tut er, als ob sie gar nicht da sei. Mechanisch zerflükt sie die Rose, die sie im Gürtel trug, und spricht sinnend eine alte Zauberformel.

„Sagtest du etwas, Ruth?“ wandte Herbert sich plötzlich zu ihr.

„Nein, nichts. Nichts Besonderes.“

Sie setzten sich auf eine alte Bank an der Giebelwand der Kapelle und genossen den herrlichen Ausblick. Über den stillen See drunten glitten lautlos weiße Schwäne. An beiden Ufern lagen, wie verstreute Juwelen, reizende Villen, in Grün und Blumen eingebettet. Ernteschwere Felder, dunkle Tannenforste, dazwischen grüne Matten mit schellenfliegendem Weidevieh und in weiter Ferne, wo Erd' und Himmel sich vermählen, die lange Kette der bairischen Voralpen.

(Fortsetzung folgt)

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Abreinkunft gerne gestattet.
Verantwortl. Redakteur P. D. Sauerland; Mariannhiller Mission, Würzburg, Pleicherring 3
Druck der Missionsdruckerei St. Joseph, Neimlingen, Bayr.-Schwaben

Berehmeinnicht

 Illustrierte Zeitschrift der  Mariannhiller Mission

Nummer 3

März 1935

53. Jahrgang

Sankt Joseph

Wo war ein Herz wie deines treu,
Wie deins an heil'ger Liebe reich!
So rein wie frischgefall'ner Schnee,
So demutvoll, so still und weich.

Und war auch arm dein kleines Haus
Und hieltst du schwer die Not nur fern —
Es barg des Reichtums Fülle doch:
Mit ihrem Kind die Braut des Herrn!

Wie strahlte hell dein Auge auf,
Wenn „Vater“ sprach das süße Kind!
Wie bebte dir dein Herz vor Glück,
Wenn es sich an dich schmiegte kind!

In harter Arbeit regtest du
Die fleiß'gen Hände ohne Rast
Und trugst geduldig Jahr um Jahr
Der grauen Alltagssorgen Last.

Und als dann heim der Herr dich rief,
Als treu dein Lebenswerk vollbracht:
In seinen Armen hast du still
Die müden Augen zugemacht. — —

O Joseph, bitte du für mich,
Dass treu mein Herz und still und rein,
Dass ich wie du in letzter Not
In Jesu Armen schlafe ein.

Henriette Brey

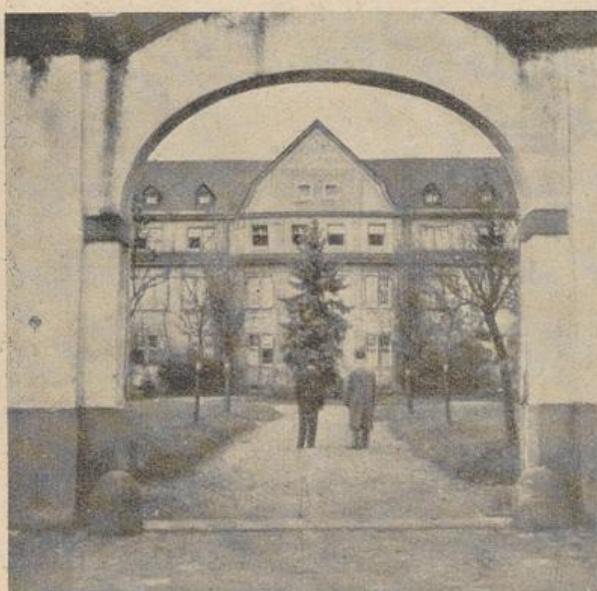
Opera mea Regi! Mein Lebenswerk gehört dem König!

Katholische Jugend — Christusjugend! Katholischer Junge — Bannenträger Christi! Merk auf!

Hast Du schon gelesen von den Märtyrerhelden unserer Tage? Gewiß kennst Du viele Märtyrer der ersten christlichen Jahrhunderte. Du hast gehört vom hl. Tarsius. Er ließ sich lieber zu Tode steinigen, als den Heiland zu verraten, den er auf der Brust trug. Du hast gehört von den christlichen Soldaten der Thebäischen Legion. Die ließen sich — es waren über 6000 Mann — lieber niederhauen, als den Göttern zu opfern und dadurch Christus, ihrem König, den Fahneneid der hl. Taufe zu brechen. In Deinem Herzen sprach dann leise eine Stimme: „So hätte ich es auch gemacht wie der hl. Tarsius, wie diese tapferen christlichen Soldaten, wenn ich damals gelebt hätte, vor vielen hundert Jahren, als noch Märtyrerblut floß!“

Höre, katholischer Junge! Auch heute noch fließt Märtyrerblut! Kennst Du die beiden großen katholischen Wochenblätter „Junge Front“ und „Der Katholik“? Darin stehen so oft Schilderungen von den Blutzeugen in Spanien. Da kennst Du lesen, wie junge Seminaristen zu Tode gemartert wurden und bis zum letzten Atemzuge riefen: „Es lebe Christus, der König!“ Katholischer Junge! Brächtest Du das auch fertig?

Gott sei Dank! Echte, katholische Jugend in Deutschland ist froh und stolz ob ihres heiligen Glaubens. Der hl. Vater in Rom weiß das und freut sich dessen. An Weihnachten sagte er zum Bischof von Berlin: „Ganz besonders grüße und segne ich die katholische Jugend, die so treu zu Christus und zur Kirche steht!“



Missionsseminar Alloysianum Lohr am Main.
Durch diese Pforte zieht am Ferienende die
muntere Schar der Missionsstudenten

In diesem großen Heer begeisterter Christusjugend gibt es aber noch eine kleinere Zahl von besonders Aluserwählten. Diese machen zunächst nicht viel von sich reden. Sie leben still und in treuer Kameradschaft in den Priester- und Missionsseminarien. Auf ihrer Fahne steht geschrieben: „Opera mea Regi!“ — „Mein ganzes Lebenswerk gehört Christus, dem König!“ Frontkämpfer wollen sie werden, eine Eroberungsarmee für Gottes Reich. Sind die langen Jahre des Studiums vorbei, dann ziehen sie hinaus ins ferne, weite Heidenland. Was in der Heimat

trotz aller Anstrengung der Bischöfe und Priester durch das neue Heidentum verloren geht, das gewinnen sie mehrfach wieder in Afrika und Asien, in Indien und auf den fernen Inseln der Südsee.

Eine herrliche Lebensausgabe! Ein kostbarer Beruf! Glücklich der Junge, den Christus, der König, zu seinem Frontoffizier ernennt! Zum Helden ist er bestimmt! Zwar nicht gemächlich und bequem und idisch-vergnüglich ist sein Leben. Schon die Ausbildung im Seminar fordert manches Opfer und manchen Verzicht von ihm und von seinen Eltern. Wenn aber Christkönig selber ruft und um die Opfer bittet, wer vermöchte dann zu sagen: „Nein, ich mag nicht!“

Katholischer Junge! Hast Du diesen Ruf gehört in Deiner Seele? Bieht es Dich hin zum Dienste Gottes? Zum Altar des Herrn? Zu Gebet und Opfer? Zur katholischen Missionsfront im Heidenland?

Katholischer Junge! Möchtest Du ein Held werden wie die Marthrer unserer Tage in Spanien und Mexiko? Biebst Du ein Leben der Kämpfe und Siege für Christus und seine Kirche jedem anderen Leben vor?

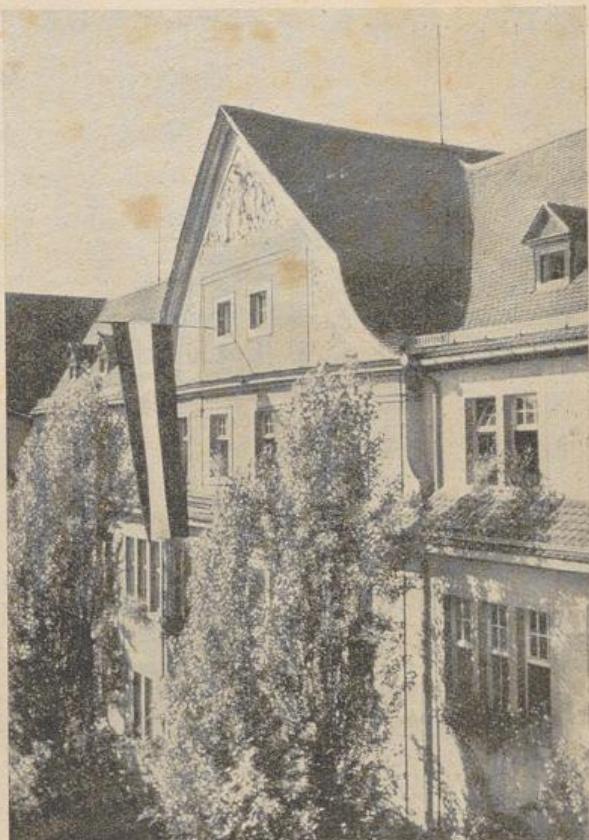
Katholischer Junge! Willsst Du Priester und Missionar werden? Und willst Du das in Mariannhill, von dem diese Zeitschrift Dir soviel Schönes zu erzählen weiß?

Dann komm, ich erwarte Dich!

Ostern beginnt im Alloysianum zu Lohr am Main ein neues Schuljahr für Gymnasiasten. Bist Du für das Gymnasium schon zu alt, dann wende Dich an das Missionsseminar St. Josef in Reimlingen, Schwaben, oder an das Missionshaus St. Bonifaz in Schurgast O. S.; oder an das Missionshaus St. Josef in Altdorf, Schweiz.

Hast Du aber das 13. Lebensjahr noch nicht überschritten oder bist Du bereits Schüler eines Gymnasiums, dann schreibe getrost einen Brief an

P. Direktor, Missionsseminar Alloysianum,
Lohr a. Main, Unterfranken.



Missionsseminar Alloysianum, Lohr a. Main

Mariannhiller Rundfunk: Neueste Missionsnachrichten!

Am Mikrophon: P. Otto Heberling RMM.

Tauffeierlichkeiten: 1. Auf der Missionsstation Mariazell: Auf der am Fuße der majestätischen Drakensberge gelegenen schönen Missionsstation Mariazell fand Ende letzten Jahres eine große Tauffeierlichkeit statt. Der Missionar, P. Georg Eder RMM. spendete 80 Katechumenen, Kindern und Erwachsenen, die hl. Taufe.

2. Auf der Missionsstation Kewelaer: Am Sonntag, den 2. Dezember 1934, tauftete der Missionar von Kewelaer, P. Josef Schwemmer RMM., 50 glückliche braune Naturkinder. Am gleichen Tage empfingen 67 eingeborene Christen ihre erste hl. Kommunion.

3. Auf einer Außenstation v. Mariannhill — Mtschingwane: Auch auf einer Außenstation von Mariannhill, Mtschingwane, wurden, nachdem in Mariannhill selbst sehr viele durch das Bad der Wiedergeburt Kinder Gottes geworden waren, von P. Felix Seger RMM. 21 Katechumenen getauft. — Beten wir für diese Neuchristen, damit alle ihren Taufgelübden treu bleiben und auch halten, was sie versprochen haben. *Erfin*

Eingeborenen-Priesterseminar, Mariatal: Im Eingeborenen-Priesterseminar unweit der Missionsstation Mariatal erhielten von Seiner Erzellenz, dem hochwürdigsten Herrn Bischof Adalbero Fleischer RMM. am 5. Dezember 1934 wieder 2 eingeborene Priesteramtskandidaten die Konfir. Am 6. Dezember spendete der hohe Herr 4 Kandidaten die niederer Weihen. — Wir beten für sie: Herr, mache aus ihnen würdige Diener und Priester der Heiligtums! — *X*

Kirchweihe auf der Missionsstation Himmelberg: Schon lange war die Kirche auf der Missionsstation Himmelberg zu klein geworden. Nun ist dem unhaltbaren Missstand abgeholfen. Himmelberg erhielt eine neue geräumige Kirche. Auf das Fest Maria-Lichtmeß fand die feierliche Kirchweihe statt. *Erfin*

Furchtbare Wirkungen einzelner Blitzeschläge: Vor kurzem wurden bei Newcastle in Natal ein weißer Farmer mit 2 Schwarzen und einem Ochsengespann von 6 Ochsen beim Pflügen von einem Gewitter überrascht. Ein Blitzstrahl tötete den Farmer, einen Eingeborenen und 5 Ochsen. — Eine wahrscheinlich noch nie gehörte Wirkung hatte aber ein Blitzstrahl in der Nähe von Umtata. Beim Ausbruch eines schweren Gewitters hatten 66 Eingeborene Zuflucht in einer sehr großen Hütte gesucht. Ein Blitz fuhr in die Hütte und tötete unbarmherzig alle im Kraal versammelten Menschen.

Immer noch Heuschreckenplage in Südafrika: Schon ein ganzes Jahr richteten ungeheuere Heuschreckenschwärme in Südafrika unermeßlichen Schaden an. Noch immer dauert die Plage an. Stets neue Schwärme überziehen das Land und wo sie sich niederlassen, wird alles mit Stumpf und Stiel kahl gefressen, werden die Hoffnungen der Menschen vernichtet. Es ist schon bald kein Fleckchen Erde in ganz Südafrika mehr sicher vor den unheimlichen Fliegern, Hüpfern und Fressern. Überall werden die Plagegeister mit den schärfsten Mitteln bekämpft. Durch die viele Gift-

spritzerei wurde aber auch schon dem Vieh auf der Weide, das vergiftetes Gras fraß, unermesslicher Schaden zugefügt. Ein Farmer verlor allein an einem Tage 62 Stück Ochsen und Kühe.

Typhus-Epidemie: Gegen Ende des letzten Jahres traten erneut schwere Typhus-Erkrankungen im Gebiet der Missionsstationen Mariazell und Mariasindeln auf. Der Missionar und Rektor von Mariazell, der oben erwähnte P. Georg Eder, besuchte solange die vielen Kranken und Sterbenden und versah sie mit den Tröstungen unserer hl. Religion, bis er selbst angesteckt wurde, und in größte Lebensgefahr kam. Während er dem Tode nahe war, ließen die Gläubigen von Mariazell mehr als 20 hl. Messen für ihn lesen. Sein priesterlicher Mitbruder auf der Nachbarstation mußte in der Zwischenzeit die Missionsarbeit auf beiden Stationen



Eingeborenen-Schwestern auf einem von Heuschrecken verwüsteten Maisfeld

bewältigen. Es ist fast ein Wunder, daß er sich bei der übermenschlichen Anstrengung im Dienste der vielen Kranken nicht aufrieb. X

12. Sozialer Kurs und Generalversammlung der CAU.: Vom 30. Dezember 1934 bis 6. Januar 1935 fand in Johannesburg (Village Main) der 12. soziale Kurs und General-Kongreß der „Union katholischer Afrikaner“ statt. Schon bei der Eröffnung der Tagung ergriff eine Reihe hoher Persönlichkeiten das Wort. Es sprachen: Se. Erzellenz, der apostolische Delegat für Südafrika, der hochwürdigste Herr Erzbischof Gijsselsvijf OP., der Bürgermeister von Johannesburg, Se. Erzellenz, der hochwürdigste Herr Bischof von Johannesburg, Monsignore O'Leary OMI., der hochwürdigste apostolische Präfekt von Umtata, Monsignore E. Hanisch RMM., ferner P. Bernard Huß RMM., P. J. Kerautret, P. L. Muldoon OMI. und der Präsident der CAU. von Transvaal. Nächstens werden wir nähere Einzelheiten über diese Tagung berichten. — Auf Wiederhören!

„Missionsangelegenheit ist keine Angelegenheit für einzelne Glieder der Kirche: sie ist eine allgemeine Angelegenheit, eine katholische Angelegenheit.“
Benedikt XV.

Zeige uns dein Reich!

XV.

Die Weltmission der katholischen Kirche hat vor allem die Aufgabe, Christi Gnadenreich über die ganze Erde auszubreiten. Eine ihrer ersten Sorgen bei Eröffnung einer Missionsstation im Heidenlande ist es, das Zeichen der Erlösung, das hl. Kreuz aufzupflanzen und den angehenden Christen das hl. Vater unser zu lehren. Sobald die Heiden und Katechumenen vor dem Kreuze knien und mit den Missionaren beten: Zu uns komme dein Reich! ist bereits ein guter Anfang gemacht. Schon beginnt das Gnadenreich Christi sein erhabenes Werk der inneren Umgestaltung. Mit den Vaterunserworten aus dem Herzen und Munde des Erlösers zieht sein Reich allmählich in die Seelen ein. Sie ahnen etwas von dem Größten, was der Mensch werden und sein soll: ein Kind Gottes und Bruder Christi!

Darin besteht das Wesen der unermesslichen Gnadenwelt. Das ist das Missionswerk der Menschwerdung. Indem Gottes Sohn menschliche Gestalt annimmt, wird er unser Bruder in der Gemeinschaft mit unserer Natur. Und indem er diese zu seiner göttlichen Höhe emporhebt, macht er uns Menschen zu Gotteskindern. Also sind wir in doppelter Wirklichkeit Brüder Christi. Als solche aber auch Mitbesitzer seines Gesamtreiches, der Zusammenfassung aller erschaffenen Güter in der Zeit und Ewigkeit.

Christus erfüllt das Gesetz der vollendeten Liebe an uns: Was mein ist, ist dein. Eines Wesens mit dem Vater und dem Heiligen Geiste wünscht und gibt uns sein Herz die Summe und Fülle alles Guten, eben dieses Reich, das er als Gott mit dem Vater und dem Heiligen Geiste ins Dasein gerufen hat — für uns! — „Alles ist euer“ — wenn ihr Christi Eigentum seid in Liebe . . .

Christi Reich ist also das Geschenk der heiligsten Dreifaltigkeit an die Menschheit, an alle Völker auf Erden, an jede einzelne Seele. Und die katholische Mission hat eben die Sendung und große Aufgabe, jedem Menschen, jedem Lande und der ganzen Welt das Reich-Christi-Geschenk zu übermitteln. Alle durch Christi Blut Erlösten in die Erkenntnis, in die Liebe und in den Besitz der unermesslichen Gotteserbschaft einzuführen. Durch die Mission naht sich Christus seinen Brüdern — und sie finden alles in ihm!

Was unsere Missionare erzählen . . .

Von P. Otto Heberling RMM.

Zu meiner eigenen Freude und sicher auch zur Freude der lieben Ver-
gissmeinnicht-Leser bin ich heute wieder in der Lage, einige, mir zuge-
gangene interessante Missionarsbriefe zu veröffentlichen. Ein Rhodesia-
Missionar schreibt vom Sambesi:

„Wir haben hier einen harten Boden zu bebauen: so viele Sprachen,
so harte Herzen! Was vermögen wir hier unter diesen Heiden? Nichts
ohne die Gnade. Im besten Fall, daß wir noch selbst schwach werden,
wenn wir nicht feststehen und das Gebet nicht das Erste ist. — Alles
noch Heiden! Drei Tauffandidate haben jetzt zu lernen begonnen. Es
ist noch wenig; aber auf dem geistigen Gebiet läßt sich nichts erzwingen.
Wir merken es hier: Was wir sind, sind wir durch die Gnade und unser
ganzes Wirken hängt von der göttlichen Gnade ab. Wir beten und ver-
trauen. — Borerst röden wir die Bäume aus, um diesen Wilden eine
andere Kultur zu zeigen. Orangen, Bananen, Popos, Feigen, Reben habe
ich bereits gepflanzt. Ein Weinberg soll hier angelegt werden, aber es
gibt noch so viel Schwierigkeiten. — Die Hölzer mußte ich alle in Kisten
pflanzen, wegen der weißen Almeisen und alles in Säcke einbinden wegen
der Heuschrecken und Grashopper. Die Tomaten müssen wir grün pflücken,
daß wir sie selbst kaum essen können. Vom Fluß her (Sambesi) kommt
die „königliche Sau“ (Nilpferd) und frisbt uns alle Kürbisse und Mel-
lonen. Den Rest holen die Alffen. Die Heuschrecken fressen sogar die
Rinde an den Orangenbäumen.“

Tagen und Fischen können wir hier tüchtig. Aber am Abend geht man
auch lieber schlafen unter das Nez wegen der vielen Moskitos.

Doch trotz allem: selbst am Sambesi findet man eine schöne Heimat
und hat keine Sehnsucht nach vergangenen Tagen. Wenn ich wieder zu
wählen hätte, ich würde kein anderes Gebiet wählen als Rhodesia und
das sagt jeder Rhodesia-Missionar. Das brüderliche Verhältnis unter
uns macht das Leben hier so angenehm.“

In einem anderen Briefe schreibt derselbe Missionar:

„Den Schwarzen gegenüber braucht man viel Geduld oder muß sie erst
lernen. Lärmen und Schreien tun sie genug und haben wenig Empfinden
für Edles und für Ordnung. Wie St. Paulus leben wir hier auf heid-
nischem Boden und haben die gleichen Laster zu bekämpfen. (Gal. 5, 19.)
Ihm ging es auch nicht besser wie uns und umgekehrt. Wir verzagen des-
halb nicht und freuen uns jeden Tag mit der goldenen Sonne am Himmel.
Oder könnten wir traurig sein, wenn die leblose Sonne sich freut? . . .
Arbeit haben wir genug. 5 Sprachen für den Beichtstuhl ist eine an-
strengende Sache, auch wenn man die Sprachen beherrscht.“

Einige protestantische Sekten umkreisen uns, als ob sie uns verdrängen
wollten; ja, wenn sie könnten!

Wir vertrauen auf die Barmherzigkeit und Gnade Gottes, ohne die
wir ja nichts vermögen und sind. Wir tun unsere Pflicht und hoffen
auch auf der Gläubigen Gebet.“ — —

P. Valentin Faulhaber RMM. schreibt mir von der Missionsstation
Kiva St. Joseph in Natal: „ . . . Wie ich Ihnen schon früher mitteilte,
habe ich unsern Nachbar, Gazi, auf den Namen Pius getauft. Die ganze

Fastenzeit lag er da und konnte sich kaum regen vor Schmerz. Doch „Gott ist gut!“ beteuerte er auch in den größten Schmerzen. Wie bedauerte ich, daß es nicht gelingen wollte, ihn für die hl. Kommunion vorzubereiten. Canisius (Katechet) meinte, er habe auch alles versucht. Aber es sei aussichtslos. Am Palmsonntag war ich wieder bei ihm, hörte seine Beichte und gab ihm nochmals die Generalabsolution. Er konnte nur noch mit großer Mühe reden. Am andern Morgen, als ich aus der Schule kam, stand seine Schwester da und bat, ich möchte zu Pius kommen. Er wolle mich haben, sie würde auch nicht verstehen, was er wolle. So ging ich denn gleich hin. Unruhig schaute er umher. Schon glaubte ich, er sei irre. — Doch ging ich ganz nahe zu ihm, um zu hören, was er wolle. Ich verstand: Sie sollen ihm sein neues Hemd anziehen und die Kiste hinstellen! — Auch wolle er beten. Er begann selbst gleich mit dem Kreuzzeichen. — So betete ich eine Zeitlang mit ihm. Dann sagte ich ihm, jetzt sei alles gut, er solle essen; denn er hatte sich geweigert, Essen zu sich zu nehmen. — Doch jetzt rückte er heraus: Er wolle mein Essen haben, das Essen der Engel, inhama henhliziyo, Gott wolle er haben, mit Gott wolle er dann gehen. Gut, ich werde dir das Essen der Seele holen, bald bin ich wieder da. — Ruhe und Frieden leuchteten jetzt aus dem Antlitz des Mannes, der vorher noch so unruhig umhergeblickt hatte, weil er nicht verstanden worden war. Ruhig und friedlich lag er noch da, als ich nach kurzer Zeit mit dem heiligsten Sakramente kam. Ehrerbietig empfing er den Leib des Herrn, das Brot der Engel als Wegzehrung für die weite Reise. Es war seine erste und letzte hl. Kommunion. Am Karfreitag, als ich nach dem Gottesdienst aus der Kirche kam, erhielt ich die Nachricht: Pius ist soeben gestorben! — Fürwahr, Gott hat es gut gemeint mit diesem Manne. —

Die erste Osterbotschaft war dieses Jahr eine Hiobspost. In aller Frühe kamen die Buben gerannt mit der Nachricht: ihashi lisiye. (Das Pferd ist verendet). Der gute „Poney“ mußte also auch ins Gras beißen. „Fiat“ (sein und mein stärkeres, früheres Reitpferd) hatte schon einige Wochen vorher dran glauben müssen. Sie können sich denken, wie es mir zu Mute war. — Doch ich hatte glücklicherweise gar keine Zeit zum Trübsal blasen. 95 glückliche Gesichter strahlten mir entgegen. Der Auferstandene sollte ja heute zum erstenmal Gastmahl mit ihnen halten in der hl. Kommunion. Die meisten erglänzten noch im Kleide der Taufunschuld, das sie tags vorher bei der feierlichen Taufe empfangen hatten. Sehr viele Christen und Heiden waren zur Feier erschienen. Eine Woche später spendete ich schon einem dieser Glücklichen die hl. Kommunion als Wegzehrung. Während in der Heimat der Weiße Sonntag begangen wurde, ging dieses Kind im weißen Kleide der Taufunschuld in die ewige Heimat ein. Benedic habe ich sie fast, diese kleine Agnes.

Am 29. April hatten wir wiederum einen großen Festtag. 285 Streiter Christi wurden ausgerüstet mit der Kraft von oben durch das hl. Sakrament der Firmung. Eine solche Menge Christen, Heiden und Protestanten hatte ich vorher noch nie in Kiva St. Joseph gesehen, wie an diesem Tage. In den darauf folgenden Wochen hatte ich das Glück, mit Erlaubnis des hochwürdigsten Herrn Bischofs, noch weiteren 7 Christen, die Krankheitshalber nicht mehr in die Kirche kommen können, daheim im Kraal die hl. Firmung zu spenden. Einer von denen, dem ich den Charakter eines Streiters Christi aufprägen durfte, ist bald danach heimgegangen. Es ist Anton Sabela von der Schule Gropo. Auch seine Schwester

Severina ist zur selben Zeit gestorben. Die Mutter Anna tat mir ja leid. Sie hat in kurzer Zeit 3 große Kinder verloren. Doch sie erträgt alles mit christlicher Ergebung. — So gäbe es noch manches Schöne und Tröstliche zu sagen von unserer Christengemeinde. — In den Schulen geht's ganz gut voran. Im Juli ist Silvestra Mtschengu eines schönen Todes gestorben. — Mit dem Verein der Burschen und Männer geht es sehr langsam voran. Zusammen sind es erst 5 Sodalen. Die Frauen vom



St. Joseph, Vorbild aller Tugenden

Mütterverein sind noch sehr eifrig. Sie wollen auch marianisch werden. — Ein Pferdchen habe ich, Gott sei Dank, auch wieder. Freilich kann das bei weitem nicht an den „Poneh“ heran. Der gute „Poneh“ wird heute noch allgemein von den Eingeborenen betrauert.

Das neue Kloster ist etwas über die Hälfte fertig. Es ist ein großer, einstöckiger Bau in Quadratform. In die Mitte des Quadrates ist Küche, Speisesaal und Bäckerei als ein eigenes Gebäude gestellt. Wenn alles

gut geht, wird im Dezember 1935 eingezogen werden. Lege Ihnen einige Photo bei. Hab' leider vorläufig noch keine schöneren.

Von Zeit zu Zeit besuchen uns hier in der Einöde die Heuschrecken. Zum Glück haben sie noch keinen besonderen Schaden angerichtet.

Im Januar machen Br. Joseph, Br. Franzis, Br. Anton, so Gott will, ewige Profess.

Die Brüder, sowie Canisius, die Schulkinder und viele Christen grüßen Sie vielmals . . ."

Mariannhiller Missionspioniere

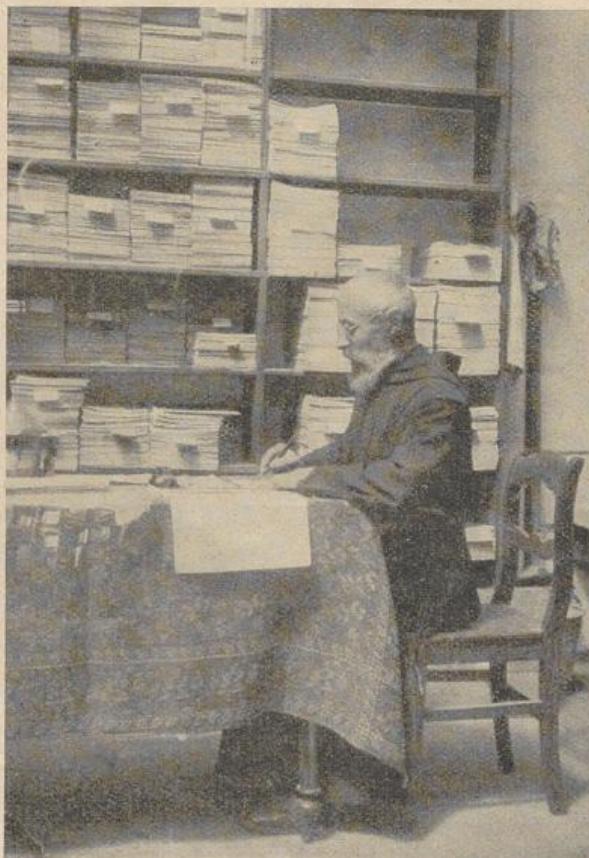
† Dom Almandus Schölzig, der zweite Abt von Mariannhill

Nachdem eine Lebensgeschichte des sel. Gründers von Mariannhill, Abt Franz Pfanner, erschienen ist und der Öffentlichkeit übergeben wurde, gebührt wohl zunächst seinem hochsel. Nachfolger, Abt Almandus Schölzig, auch ein Vergleichsmeinnicht.

Hier nur ein kleiner Beitrag zu dieser lohnenden Arbeit pietätvoller Erinnerung und bleibender Dankesschuld gegenüber dem unvergesslichen zweiten Abt und heilig-mäzigen Ordensvater.

Gleich der grundlegende erste Initiator des Mariannhiller Werkes in mancher Hinsicht einem „starken Wind und brennenden Feuer“, so war sein Nachfolger wie das Säuseln der Luft, in welchem „der Herr ist!“ Vater Almandus hatte sich den hl. Franz von Sales zum Vorbild und Muster gewählt. Milde und gütig von Natur, hatte er sich in vielseitiger Askese einen hohen Grad von Abgeklärtheit, Ruhe und Sanftmut erworben. Er führte ein stets gesammeltes Innenleben und übte im Leben und Beispiel, was er im Worte und Amte lehrte.

Der ehemalige gelehrte Professor der orientalischen Sprachen in Kloster-Neuburg war einem besonderen Gnadenrufe zum Trappistenleben der



† Chri. Br. Agatho Wimmer, der langjährige Pförtner der Missionsvertretung in Köln a. Rh.

Buße, des Gebetes und der Arbeit in stiller Zurückgezogenheit gefolgt. Einzig Gott und die Ewigkeit wollte er in Armut und demütigem Gehorsam dienen. So verließ er einen ehrenvollen Posten und vertauschte den Ruf eines Fachgelehrten mit der anspruchslosen Verborgenheit eines Trappisten.

Abt Franz nahm ihn 1890 persönlich in Mariannhill auf — und ließ es in der Folge an Gelegenheiten zu heroischen Tugendübungen nicht fehlen. Der Schreiber sah den Ordenskandidaten noch im Postulantenkleid und Novizenhabit, wie er eine der armseligen Barraken jener Zeit bewohnte, mit den Jüngsten die Kirche reinigte, Zimmer fegte, Geschirre wusch und alle Übungen eines Trappistennovizen mitmachte. Trotz etwas zarter, schwächlicher Konstitution, erschien Pater Almandus als einer der ersten im nächtlichen Chor, ging mit Schaufel und Hacke zur Straßen- und Feldarbeit, mit Segeltuchschürze umgürtet zur alltäglichen Kleiderwäsche . . .

Wer das Vorleben dieses bescheidenen Novizen und nachmaligen Professpriesters kannte, ward von solchem Anblieke ergriffen. Die Macht des Beispiele wirkte auf Europäer und Afrikaner noch mehr als die gediegenen Predigten und Unterrichte des musterhaften Ordensmannes. Noch vor Ablegung seiner Profess versah Pater Almandus das Amt des Novizenmeisters der Chorreligiosen und angehenden Missionare von Mariannhill. (Die heute noch Lebenden könnten wohl aus persönlicher Erfahrung weit mehr als der Laienschreiber berichten . . .)

Bald nach den einfachen Gelübden wurde Novizenmeister Almandus vom Klosterrat in wichtigen Angelegenheiten nach Rom gesandt und von dort kehrte er als bestellter Administrator des Klosters und der Mission zurück. In großer Bescheidenheit und zarter Rücksicht auf den resignierenden Abt hielt er die Tatsache möglichst lange geheim. Niemand hatte weniger als er daran gedacht, Nachfolger des Gründers zu werden. Lebenslänglich wollte Pater Almandus als der Letzte im Hause allen dienen. Dieser Gesinnung gab er später als Abt in seinem Wahlspruch „Ich bin nicht gekommen, um bedient zu werden, sondern um zu dienen“, dauernden Ausdruck. Seine Vorstellungen und Bitten in Rom blieben erfolglos. Schon anfangs 1894 mußte der demütige Administrator von Mariannhill die Würde und Bürde übernehmen und sich zum Abtei weihen lassen. Bischof Polivet vollzog den feierlichen Akt im Auftrage des Apostolischen Stuhles und des General-Abtes OCR., Augustin Marre, im April desselben Jahres. —

Abt Almandus war fortan nach dem Beispiele seines auserwählten Vorbildes, des hl. Bischofs von Genf, in großer Sanftmut und Geduld noch mehr bemüht, allen alles zu werden, um alle für Christus zu gewinnen!

Im Vertrauen auf Gott allein widmete er sich dem verantwortungsvollen Posten an der Spitze des Doppelwerkes. Mit der wachsenden Gemeinde und Mission stieg auch das Gewicht des Amtes und die Last der Arbeit. Der gewissenhafte Ordensvorsteher und Missionsverwalter nahm jede seiner Obliegenheiten ernst. Meht durch vorgelebtes Beispiel wollte er belehren als durch Worte und Führer sein durch eigene Tat.

Danach handelte der mit Stab, Ring und Mitra ausgezeichnete Abt. Mit dem einfachen Kreuze auf seiner Brust hatte er als Nachfolger des Gefreuzigten den Opfergang seiner letzten Lebensjahre angetreten . . .

„Ich bin nicht gekommen, mich bedienen zu lassen, sondern um zu dienen!“ Zu dienen der heiligen Sache Gottes, der gedeihlichen Fortentwicklung des Werkes meines Vorgängers, dem Orden, dem Kloster, den Stationen, der Mission und dem Seelenheile der Eingeborenen von ganz Mariannhill!

Das war sein Ziel und Vorsatz. Er führte ihn nach bestem Wissen und Können aus. Der zweite Abt schlug seinen Sitz in der „zweiten Abtei“ von Mariannhill, dem Ziegelhäuschen neben der Klosterkirche auf. Es blieb noch lange die „kleinste Abtei der Welt“. Vier kleine Zimmerchen zu ebener Erde und zwei im Obergeschoß. Eines von diesen letzteren war der Arbeits- und Empfangsraum des ehrwürdigen Vater Almandus. Am Eingang über der Tür brachte er das Bildnis seines Lieblingsheiligen an, des hl. Franz von Sales . . . Das Innere des mehr als bescheidenen Raumes machte er zum Doppelheiligtum des Gebetes und der väterlichen Sorge für die vielen der Seinen im weißen und braunen Habit, im Kloster und über das ganze Land verteilt. Auch für die Missionsschwestern im roten Habit, für die Kirchen, Kapellen, Schulen, die heranwachsenden Christengemeinden, die Katechumenen, Protestanten und Heiden . . . Die Abtszelle war eine kleine Zentrale von eben so großer Bedeutung als Ausdehnung. Sie war vor allem ein lebendiger Mittelpunkt der segensvollen Einheit des Gesamtwerkes. Ein Mittelpunkt des geistigen Lebens seiner vierfachen Familie. Nächst dem Tabernakel das wichtigste Plätzchen von ganz Mariannhill . . .

Hier kniete der Vater in Gebet versunken und rang um Licht und Stärke von oben für sich und seine Kinder. Hier saß der Abt und Verwalter des Herrn, überlegte, beschloß, dirigierte, inspirierte und kontrollierte . . . Hier empfing er die Mitbeamten, die Priester, Missionare, Religiösen, Brüder und wer immer ein großes oder kleines Anliegen hatte mit stets gleicher Sanftmut, Güte, Liebe und Geduld. Hier legten die Stationsvorsteher ihre Sorgen und die geistl. Söhne ihre monatliche „Gewissensrechnung“ nieder. (Auf diese Praxis legte Abt Almandus viel Gewicht). Hier saß der treue Generalverwalter des Ganzen abends nach der Komplet bis 10, 11 Uhr, zuweilen bis Mitternacht und schrieb, schrieb, schrieb! Jede Post brachte eine Menge Briefe und der Adressat besorgte fast alle Korrespondenz eigenhändig. Seine klare, zierliche Handschrift füllte mit den Jahren wohl Tausende von Briefseiten. Der Verkehr mit den wachsenden Gemeinden in Afrika, mit Europa, Rom usw. stieg ja beständig. Der Abt opferte seine Nachtruhe, sein Augenlicht, seine Gesundheit. — Die Nachstunden waren eben die einzige Zeit, wo er sich ungestört schriftlichen Arbeiten widmen konnte. Während des Tages belagerten Besuche die Abtei. Jeden Augenblick klopft es an der Tür der Zentrale, oben — und auch unten, wo ein Sprechzimmer für Fremde, Schwestern und Schwarze war . . .

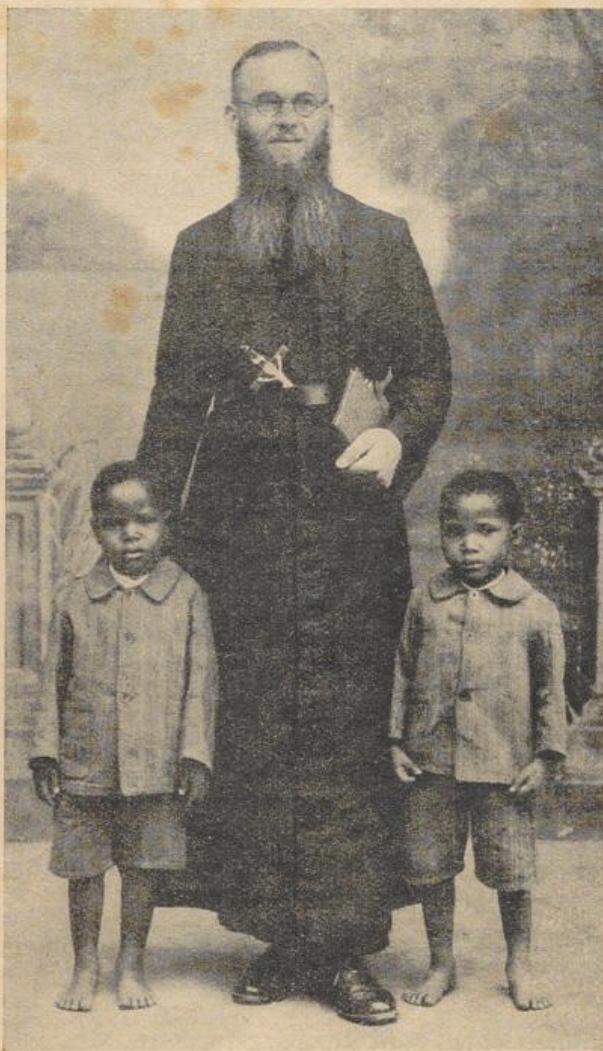
Nach solch' ermüdender Tages- und Nachtarbeit wird der körperlich durchaus nicht Starke wohl des nötigen Schlafes bis in die späten Morgenstunden genossen haben? — Keineswegs! Einer der Ersten, die allnächtlich zum Chorgebet und der Betrachtung sich in der Klosterkirche versammelten, war der Ehrwürdige Vater. Auch hier wollte er durch Tat und Beispiel nach der Regel des hl. Benediktus lehren, daß dem göttlichen Offizium nichts vorgezogen werden soll. — Des Vaters Vorbild war den Kindern eine immerwährende Predigt. Dieser fügte er auch die mündliche oft und eindringlich hinzu. Doch so einfach und bescheiden war seine

Rede, so faszinierend und praktisch sein Unterricht, daß alle des Vaters Wort verstanden und im täglichen Leben anwenden und ausführen konnten.

Der Schreiber hörte sehr viele der Kapitelaufsprachen und bedauerte nur, keine davon wörtlich notiert zu haben. Er stand auch im Briefverkehr mit Abt Almandus, nachdem er im August 1893 vom damaligen Administrator noch auf die Stationen beordert worden. Von ihm erhielt er die Zustimmung zur Ablegung der ewigen Gelübde im März 1896 und zur feierlichen Ordensprofess nach drei Jahren. Am 19. März 1899 durfte er im Kapitelsaal zu Mariannhill knien und in die Hände des Ehrwürdigen Vaters Almandus sein Professversprechen niedergelegen: Ehrwürdiger Vater, ich verspreche Ihnen Gehorsam in allem Guten bis in den Tod! — „Und ich verspreche dir das ewige Leben!“ bestätigte die unvergeßliche Antwort des Abtes . . .

Niemand von der ganzen versammelten Gemeinde ahnte damals im März 1899, daß wir so bald den geliebten Vater verlieren sollten. — Er opferte seine geringen Kräfte in angedeuteter Weise allzu rasch dahin. Dazu die erstaunliche Mäßigkeit in Speise und Trank. Mehr Sorgen und Kummerisse als Umeingekehrte vermuten konnten. Auch Enttäuschungen, Verdruß und kränkende Erfahrungen blieben ihm nicht erspart . . .

Abt Franz hatte 11 Jahre seinem Gründungsarbeiten in Südafrika vorgestanden; von 1882 bis 1893. Obwohl aus „älteren Jahrgängen“, bekannte er sich doch mehr zum modernen Fortschritt als sein jüngerer Nachfolger. Die Druckerei am Umhlatuzane wollte er mit den neuesten Maschinen ausstatten. Auf den Stationen Papier- und Tuchfabriken usw. anlegen. — 1893 rüstete er ganz Mariannhill mit einem Telephonnetz aus. Von der kleinen Abtei liefen die Drähte in die Geschäftsabteilungen



Br. Dominikus Risch mit kleinen Christenbüblein in Mariannhill

gen, Werkstätten, Konvent und ein unterirdisches Kabel zur Mühle. Der Abt mit der Devise: „Currite ut apprehendatis“ und: Schnell wie der Blitz, das ist der Witz... wollte das ganze Werk von seinem Arbeitsstilche aus dirigieren. Gewiß ein fortschrittlicher und praktischer Gedanke.

— Für die rasche Entwicklung der Mission war das wohl zu loben. Abt Almandus hingegen war die Hauptzorge die Hebung des Geisteslebens seiner Gemeinde. Freilich war es keineswegs leicht, zwischen beiden Polen hier in allem die rechte Mitte zu treffen. Zedenfalls handelte der zweite Oberleiter Mariannhills im besten Glauben, wenn er der äußeren und zeittechnischen Entwicklung langsameres Tempo gebot.

Pater Almandus war 1 Jahr Administrator und nicht ganz 6 Jahre Abt. In diesen sieben Amts Jahren geschah viel für den Fortgang der Mission. Die großen Stationen Ratschitz und Mariazell wurden ausgebaut und die Missionsarbeit dort in vollen Angriff genommen. Expeditionen gingen nach Mashonaland und Ostafrika, wo größere Plätze besetzt wurden. Auch in Natal und Kapkolonie kamen weitere Stationen ins Leben. Kirchen und Schulen entstanden auf den älteren Filialen. Die Bautätigkeit war in „full swing“ und der türlige Baumeister, Br. Nivard, keine Stunde arbeitslos. Im Mutterkloster und überall ging es voran trotz der sehr schweren Jahre: 1896 große Dürre und Eingeborenenaufstände im Land. 1896—97 allgemeine Heuschreckenplage und Rinderpest usw.

Mit aller Rücksicht kam er dem resignierten Abt Franz entgegen. Hierin hätte der Gründer keinen besseren Nachfolger haben können. Mit seinem Takt löste Abt Almandus die Frage und schuf ideales Verhältnis zwischen Einst und jetzt. Das wohlgerichtete Großvaterheim Emaus war Zeuge dafür.

Solange die schwächliche Gesundheit es immer gestattete, besuchte der Missionsobere von Zeit zu Zeit die alten und neuen Stationen. Damals gab es noch kein Auto und wenige vollendete Bahnstrecken. Der 60jährige reiste lange Tage im Wagen auf holprigsten Straßen. Unzugängliche Plätze besuchte er zu Fuß oder schwang sich zuweilen sogar in den Sattel, wie der Schreiber selbst gesehen. Der Besuch der weitentfernten Missionen erforderte viel Zeit und Opfer. Der pflichteifrige Leiter des Ganzen brachte sie mit heroischer Ausdauer, zumal gegen Ende seines Lebens bei schwankender Gesundheit.

Wie eingehend Pater Almandus sich um alle und alles annahm, bezeugen seine vielen amtlichen, geschäftlichen und privaten Briefe, die er fast jedesmal wörtlich schloß: Ihr wohlwollender Fr. Almandus. — Einige dieser Briefe sind glücklicherweise noch aufbewahrt.

Wenn der Allverehrte und Beliebte eine Schwäche hatte, so war es die, „daß er zu gut war und in ungenügender Menschenkenntnis manchem zu viel Vertrauen schenkte, das zuweilen mißbraucht wurde“. Aber er befolgte den Grundsatz seines erwählten Vorbildes, des hl. Franz von Sales: Ich will lieber für zu große Güte als Härte bestraft werden. —

Als Fachgelehrter im Sprachengebiet und langjähriger Professor der orientalischen Idiome interessierte ihn auch die Eingeborensprache. Obwohl er aus Zeitmangel keine Bantusprache sich aneignete, erklärte er z. B. das Bulu in seinem Aufbau als „Wunderwerk des Schöpfers“.

Mit der Oberleitung des Ordens und der Mission in Rom stand Abt Almandus in bestem Einvernehmen. Er hielt sich möglichst an die Weisungen der Propaganda. Ebenso gut war das Verhältnis zum Diözesanbischof Solivet. Sie waren sich gegenseitig väterliche Freunde

und eiferten Hand in Hand für die Interessen Gottes und der hl. Kirche bis zum Anbruch des neuen Jahrhunderts, den beide nur wenig Tage überleben sollten.

Dem guten und treuen Verwalter des Mariannhiller Hauses lag das geistige Wohl seiner Untergebenen am meisten am Herzen. In den zahlreichen Unterweisungen und allsonntäglichen Kapitelansprachen pflegte Abt Almandus vor allem das innere Leben echter Herzensfrömmigkeit und die praktischen Tugenden des Ordenslebens in meisterhafter Einfachheit. Der lebendige Glaube, das kindliche Vertrauen und die werktätige Liebe zum himmlischen Vater, göttlichen Heilanden und seinen Brüdern, unserem Nächsten, ist das Erste, Wichtigste und Notwendigste für jeden Christen, weit mehr also für uns Ordensleute! Vor allem



Prinz Georg von England besucht Mariannhill.
Begrüßung durch den Hochwst. Apostol. Vikar, Bischof Fleischer

lasset uns das sein, was wir heißen und unsere Hauptpflicht erfüllen: innerlich mit Gott vereint, auch nach außen alles für ihn tun! Zu er ist das Ora, an zweiter Stelle das Labora! An Hand der Regel des hl. Benedikt ward der heiligmäßige Vater nicht müde, seinen Kindern die klösterliche Vollkommenheit durch Wort und Beispiel zu lehren. Wie weit, zum Exempel, seine eigene Regularität ging zeigt die Tatsache, daß der Abt sogar nur im gemeinschaftlichen Dormitorium auf gewöhnlichem armen Trappistenlager ruhte wie der letzte Mönch — bloß mit dem Unterschiede, daß er die halbe Nacht tätig blieb. —

Um das Gebetsleben zu heben und die Herzensfrömmigkeit mit den vielen Arbeitsanforderungen in Kloster und Mission zu vereinen, stellte Vater Almandus als besonderer großer Verehrer der deutschen Heiligen Mechtildis diese als Muster und Patronin vor. Er ließ eigens ein inhaltsreiches Büchlein vom Leben, Wirken, den Offenbarungen und Lehren der Heiligen drucken und gab es jedem Mariannhiller in die Hand. Ihr Festtag wurde durch feierlichen Gottesdienst im Kloster und

allen Filialen ausgezeichnet. Die Missionare als Männer hätten zwar lieber einen hl. Bernard oder Bonifatius zum Patrone gewünscht — doch die Idee und Absicht des Oberleiters war eben die tiefgehende Wiedergeburt des inneren Menschen; bloß äußere Tätigkeit aber zeitigt nur materielle Scheinerfolge. Wir müssen erst selbst voll des Glaubens sein, um ihn verbreiten zu können.

So dachte und handelte der Meister auf dem Abtsstuhle, um so mehr, je näher er sich selbst der Ewigkeit fühlte. Schon 1898—99 meldete sich die Krankheit, welche zur Ursache seines Todes wurde. Seit Jahren magenschwach, bildete sich das Übel zum — Magenkrebs aus. Trotz strenger Diät nahm es unaufhaltsam zu. Auf Bitten des Arztes und der Klosterverwaltung ließ der Kranke sich in das Marienburger Sanatorium bringen. Unter der sorgfältigen Pflege der Schwestern hoffte man wenigstens Milderung der Schmerzen. Diese aber wuchsen derart, daß sogar der geduldig Leidende sie als hart empfand und sich Wiedergenesung wünschte. Gott aber nahm ihn nach dem Reinigungsfeuer dieser Krankheit am 28. Januar 1900 zu sich ins eigentliche, bessere Leben. Im Reiche der ewigen Liebe wird sein Lohn und seine Krone herrlich sein.

Sein sterblicher Teil aber erwartet an der Seite des Gründers, dem er jedoch um 9 Jahre vorausging, seit 1909 mit ihm vereint, den großen Tag der Auferstehung. — R. I. P. —

Unsere Missionsaufgabe in unserer Zeit

Unser Volk und damit auch wir Katholiken stehen im Zeichen des Umbaues. In solchen Zeiten ist man abgelenkt durch das Klopfen und Hämmern der Handwerker, durch das Kommen und Gehen der Arbeiter. So ein Umbau bringt allerhand Ungemütlichkeit. Man vergisst die Briefe an seine Lieben in der Ferne, die Besuche bei den Freunden, kurz, man ist eben mit dem Umbau beschäftigt.

Denkt ihr aber auch daran, daß ihr in den verflossenen 14 Notjahren mitgearbeitet habt an einem grandiosen Werk, das bisher von eurem Interesse, eurer Wohltätigkeit lebte, das als Zeugnis eures katholischen Glaubens und eurer religiösen Lebenskraft vor den Völkern der Welt leuchtete?; das ihr jetzt nicht vergessen dürft, wenn auch unmittelbar in eurer Nähe alles umgeformt wird und so euer Interesse abgelenkt ist? Ich meine das deutsche Missionsfeld! Weißt du, daß es heute über 50 große deutsche Missionsfelder in der katholischen Apostolatsfront gibt, die auch als deutsche Kulturträger eine große Bedeutung haben? Die auch für unseren Außenhandel wichtige Kunden sind?

In diesen Missionsgebieten wirken 1000 Missionspriester, 700 Brüder, 2000 Schwestern unter mehr als 750 000 Getauften und 126 144 Taufbewerbern. 100 Millionen Heiden in diesen Gebieten sollen wir Deutsche zu Christen machen.

In Deutschland gibt es 24 Priestergenossenschaften, die sich dem Missionswerk widmen. Sie besitzen 114 deutsche Missionsschulen in Deutschland und im christlichen Ausland. 26 335 deutsche Landsleute männlichen Geschlechts stehen irgendwie als Missionare, Fratres, Brüder oder Schüler mit dem Missionswerk in Verbindung.

Der junge Priester*)

Morgen, morgen klingen Glocken
Zubelndes Geläut.
Künden mir mit mächt'gen Tönen:
Gott bin ich geweiht!

Vor dem Kreuze leg' ich nieder,
Alles ird'sche Glück.
Ew'ge Liebe, ew'ge Freude
Gibt mir Gott zurück.

Alles Wünschen leg' ich nieder
Nur das eine nicht:
Kraft zu haben, wie die Helden,
In dem Kampf ums Licht.

Alles weißt du, Herr, was wogend
Mir vor'm Herzen steht.
Morgen, morgen klingen Glocken —
Höre mein Gebet!

Stefanie Seubert

Von den deutschen Missionen liegen die meisten in Asien, und hier wieder in China. Dann folgt Afrika, dessen unter britischer Regierung stehender Süden fast ganz deutschen Missionaren anvertraut ist. Auch in Amerika, in Australien und in der Südsee gibt es deutsche Missionsgebiete.

Das gesamte deutsche Missionsgebiet ist der Fläche nach 15—20 mal größer als das Deutsche Reich. Noch immer werden neue Missionen deutschen Kräften anvertraut, so noch jüngst zwei Gebiete in Afrika sowie eines in Mittelindien.

Zu diesen oben genannten Missionsgebieten treten noch alle jene Bezirke, wo deutsche Missionare unter fremder Leitung oder vereinzelt arbeiten: in Indonesien, in Südafrika, am Amazonas, auf den Salomonen, in der Indianer- und Negermission Amerikas. Es ist kaum möglich, die Zahl der in den Missionsgebieten der ganzen Welt zerstreuten oder in Gruppen arbeitenden deutschen Priester, Brüder und Schwestern zu bestimmen. Es kann jedoch mit genügender Sicherheit gesagt werden, daß Deutschland, Priester, Brüder und Schwestern zusammengezählt, in der Arbeit für die Missionen die zweite Stelle unter den katholischen Völkern einnimmt und nur von Frankreich übertroffen wird.

Können wir es verantworten, dieses großartige Missionswerk durch Interesselosigkeit zu gefährden, dieses Missionswerk, an dem wir in den Jahren tiefster Volksnot mit unermüdlicher Bähigkeit arbeiteten, das unsere Ehre und unser Stolz wurde, das unsere Gleichberechtigung und Gleichwertigung in der christlichen Völkerfamilie so eindrucksvoll und unaufdringlich betonte, das einer der Rammflöze war, mit dem wir den eisernen Ring der Lüge und der Verleumdung sprengten, den man im Kriege um unser Volk gezogen hatte?

Nein! Deshalb möchten wir uns den jüngst gemachten hoffnungsvollen Ausführungen eines Missionsbischofes anschließen, der schreibt:

*) Am 24. Februar erhielten wieder eine Reihe Mariannhiller Kleriker die hl. Priestertweihe in Würzburg.

Es ist klar, daß der gewaltige Umschwung, der sich im vorvergangenen Frühjahr in unserem deutschen Vaterlande vollzogen hat, seine Wirkungen auch allüberall dorthin erstrecken muß, wo sich Deutsche in der Welt befinden. Wird im neuen Deutschland noch Platz, noch Interesse sein für die Verbreitung des Reiches Christi im Heidenland? Ist der mit Recht so gerühmte Missionssinn der deutschen Katholiken mit dem alten Staate untergegangen? War diese Missionsbegeisterung vielleicht etwas Un-deutschs, mit wahrer Vaterlandsliebe Unvereinbares? Nein, niemals! Das neue Deutschland ist bewußt christlich; und christlich sein schließt den Willen ein, für Christi geistiges Universalreich zu arbeiten und zu opfern. Das neue Deutschland wendet sein Interesse in besonderer Weise seinen Söhnen zu, die im Auslande auf vorgeschobenem Posten stehen und sich seit dem unglücklichen Kriegsende um ihr Dasein bemühen. Gehören zu diesen Ausländern deutschen nicht auch die zahlreichen Missionare und Missionsschwestern, die Jahr für Jahr scharenweise die Heimat verlassen, nicht um sie zu vergessen, sondern die sich unbeschadet ihrer geistlichen Aufgabe zeitlebens als deutsche Volksgenossen fühlen; die durch ihre Arbeit für andere, ihre Hingabe und ihr ferndeutsches Wesen mittelbar wenigstens zum Ruhm ihres Vaterlandes beitragen? Die Geschichte der Missionsländer preist mit den Ruhmestaten der Missionare auch den Ruhm jenes Landes, aus dem diese Pioniere des Christentums hervorgegangen sind.

Zahlenbild des Apostol. Vikariates Mariannhill

Vom 1. Juli 1933 bis 30. Juni 1934

Das Vikariat hat eine Größe von annähernd 33000 Quadratkilometern. Es ist also so groß wie Württemberg und Baden zusammengenommen. Politisch umfaßt es einen Teil der Provinz Natal und der Kapkolonie, die beide zur Südafrikanischen Union gehören. Es weist eine Gesamtbevölkerung von ungefähr 811 000 Seelen auf. Davon sind rund 420 000 Heiden, 75 000 Katholiken, 10 000 Buddhisten und Brahmanen und 6000 Mohammedaner.

Apostolischer Vikar ist Se. Erzellenz Bischof Adalbero Fleischer RMM., Mariannhill, Natal, Südafrika.

Kathol. Schulen:

Volkschulen:

	Schulen	Knaben	Mädchen
Für Europäer	4	114	159
Für Mischlinge	6	207	218
Für Indianer	2	124	38
Für Schwarze	163	3731	6185
Im Ganzen:	175	4176	6600

Mittelschulen:

	Schulen	Knaben	Mädchen
Für Mischlinge	2	5	15
Für Indianer	1	11	5
Für Schwarze	9	133	185
Im Ganzen:	12	149	205

Höhere Schulen:

	Schulen	Knaben	Mädchen
Für Europäer	2	20	24
Für Schwarze	1	38	29
Im Ganzen:	3	58	53

Unter den vorstehenden Schulen sind auch folgende Schulen mitgezählt:

1. Schulen mit voller Pension:

	Schulen	Knaben	Mädchen
Für Europäer	2	37	85
Für Mischlinge	2	33	62
Für Schwarze	21	525	684
Im Ganzen:	25	595	831

2. Schulen für Katholiken und Nichtkatholiken:

(Dies sind keine sogen. Simultanschulen.)

Schulen Kathol. Nichtkath.		
Für Europäer	4	ca. 100
Für Mischlinge	6	300

Im Ganzen:	10	367
------------	----	-----

Handwerkerschulen	7
Knaben	31
Mädchen	74
Katechetenschulen	1
Schüler	5
Lehrerseminarien	1
Knaben	64
Mädchen	71
Landwirtschaftliche Schulen	1
Schüler	23

Kathol. Schulen:

Regional-Priesterseminar für die Apost.	
Delegatur Südafrika	
Alumnen im Großen Seminar	10
Studenten im Kleinen Seminar	25

Lehrpersonal:

Katechisten, männl.	81
Katechisten, weibl.	42
Europ. Schwestern	78
Eingeb. Lehrer	78
Eingeb. Lehrerinnen	154

Kultstätten:

Kirchen	40
Kapellen	140
Friedhöfe	40

Karitative Anstalten und Personen:

Hospitäler	6
Patienten im abgelaufenen Jahre:	
Männer	ca. 300
Frauen	ca. 320
Apotheken	15
Patienten	ca. 50 000
Waisenhäuser	2
Knaben	16
Mädchen	11
Witwen- und Mädchenheime	30
Insassen	ca. 300
Heime für Burschen und Männer	6
Insassen	ca. 70
Missionsärzte	3
Krankenpflegerinnen, eingeb.	5
Kindergärten für Weiße	2
Kinder	75

Werkstätten:

Werkstätten für verschiedene Handwerke:	
für Knaben	29
für Mädchen	16

Predigten und Exerzitien:

Predigten für die Gläubigen	ca. 5200
Predigten für die Heiden	ca. 2000
Befehlungen Irrgläubiger	493
Exerzitien für Priester	2
Exerzitien f. Brüder u. Schwestern	31
Exerzitien für eingeb. Männer	1
Exerzitien für eingeb. Frauen	5

Taufen:

Erwachsene in Todesgefahr	702
Erwachsene außer Todesgefahr	1490

Kinder:

Kinder von Heiden	424
Kinder von Christen	2502

Von Heiden- und Christenkindern	
wurden in Todesgefahr getauft	1043

Katechumenen:

Männer	1000
Frauen	3500

Andere hl. Sakramente:

Firmungen	2 294
Osterbeichten	ca. 22 600
Andachtsbeichten	ca. 306 000
Osterkommunionen	ca. 24 500
Andachtskommunionen	ca. 867 538
Letzte Ölung	ca. 1 000
Heiraten: unter Katholiken	428
gemischte Ehen	16

Katholiken:

Schwarze	
Mischlinge	
Weiße	
Todesfälle	
Letzte Nummer d. Taufregisters	115 436
Letzte Nummer d. Totenregisters	36 130
Letzte Nummer d. Heiratsregisters	7 022
Letzte Nummer d. Firmregisters	35 076

Kirchl. Bruderschaften usw.

Rosenkranz-Bruderschaft	
Stapulier-Bruderschaft	
Herz Jesu-Bruderschaft	
Bruderschaft vom kostb. Blut	
Ehrentwache und Gebetsapostolat	
Marianische Kongregation	
Das päpstl. Werk zur Verbreitung des Glaubens (Franziskus-Faberius Missionsverein)	
Das päpstl. Werk der hl. Kindheit	
Der christl. Mütterverein	
Der Dritte Orden v. hl. Franziskus	

Katholische Aktion:

Der Kath. Afrika-Verein (Zur Förderung der wahren Wohlfahrt der afrik. Rasse)	
Der Kath. Lehrer-Verein	
Der Kath. Bauern-Verein	

Der Abstinenten-Bund Zulu-Zeitung: „Ulm-Alfrida“	Professen Novizen	4 6	
Priester:			
Mariannhiller Patres	61	Missionsschwestern v. kostb. Blut	285
Franziskaner Patres (München)	4	Kreuzschwestern von Menzingen-Altötting	39
Weltpriester	5	Franz. Missionarinnen Mariens	16
Eingeb. Weltpriester	1	Dominikanerinnen von New Castle (Natal)	50
Eingeb. Kongregation: „Franziskaner Familiaren v. hl. Joseph“:		Kapuzinerinnen v. d. Ewigen Anbetung, Pfaffendorf, Rhld.	10
Profesß-Frater	7	Solanus-Schwestern von Landshut	9
Brüder:			
Mariannhiller Brüder	136	Eingeb. „Töchter des hl. Franziskus von Assisi“:	
Franziskaner (München)	2	Professen	61
Franziskaner von Waldbreitbach	17	Novizen	23
Eingeb. Franziskaner Familiaren v. hl. Joseph“:		Kandidatinnen	46

Weihnachten auf einer Missionsstation in Süd-Rhodesia

Von P. T. R.

Für den Eingeborenen ist Weihnachten ein Volksfest, das mit Sang und Klang, mit Tanz und Musik gefeiert wird. Die Hauptursache davon liegt wohl in den ländlichen Verhältnissen; denn die Eingeborenen wohnen so weit zerstreut und fern von der Missionsstation, daß es für viele unmöglich oder doch wenigstens ein großes Opfer ist, den sonntäglichen Gottesdienst zu besuchen und doch kommen viele schwarze Christen 3—4 Stunden weit her regelmäßig an Sonntagen zur hl. Messe und den hl. Sakramenten. Wie eifrig und gewissenhaft es manche Eingeborene mit dem Kirchgange nehmen, davon gab ein alter Chief, der 5—6 Meilen von der Station entfernt wohnte, ein gar erbaulich Beispiel. Er war in schwerer Krankheit getauft worden. Nach seiner Genesung regelte er seine häuslichen Angelegenheiten und erfüllte seine Sonntagspflicht pünktlich und gewissenhaft. Fehlte er einmal beim Gottesdienst, dann kam er sicher am folgenden Sonntag zur Schwestern Oberin, die bei ihm wohl deshalb als Hauptperson galt, weil sie in der Kirche Ordnung hielt, indem sie den Bequemen die richtige Körperhaltung beibrachte, und entschuldigte sich mit den Worten: „Sister Almah (Schwestern Oberin), ich konnte nicht kommen, meine Beine wollten nicht mehr laufen.“ Entließ ihn die Schwestern mit einigen freundlichen Worten, dann humpelte der alte Chief freudestrahlend davon und versprach, nächsten Sonntag bestimmt zu kommen. Allerdings sind nicht alle Christen so eifrig, aber auf die hohen Festtage, besonders auf Weihnachten, da kommen alle zur Station. Da es gilt als größte Buße und Schande, würde einer an diesem Tage vom Umfundisi wegen einer Moswa (Schuld) von den Sakramenten ausgeschlossen. Wenn irgend eine Moswa vorliegt, auf Weihnachten wird sie wenn nur irgend wie möglich sicher geregelt. —

Am Tage vor Weihnachten kommen alle die nur laufen können, Kinder wie Erwachsene zur Station. Wer von den Kindern unterwegs schlapp wird, wird von der Mutter oder von den besorgten Geschwistern

getragen, der Herr Vater findet es allerdings unter seiner Würde als Reitpferd zu dienen. So kommen die Natives anmarschiert, nicht funterbund durcheinander, sondern unter Anführung des Lehrers in Reihe und Glied.

Als erster im Zuge marschiert der Fähnrich, stolz erhobenen Hauptes trägt er die Fahne, von der man manchmal gerade nicht erraten kann, welcher Nation die Farben angehören. Aber das ist ihm einerlei, für ihn ist es die Fahne seiner Schule und wäre es nur ein ungewöhnlich großes Schnupftuch, der Ehre ist er sich doch bewußt, daß er der Fähnrich der Schule ist. Hinter dem Fahnenträger folgen 4 Trommler, die in Ohren betäubender Weise ihre Trommeln „verprügeln“, denn anders könnte man die Art kaum nennen, wie sie ihre Instrumente bearbeiten, aber Takt halten sie genau. Hinter den Trommlern folgen die jungen Burschen und dann die Männer, alle in Reihe und Glied und begleiten die Trommler mit ihrem Gesang. Auf die Männer folgen die Jungfrauen



Kapelle des Missionsseminars St. Bonifaz, Schurgast, Oberschlesien

und Frauen, große Bündel und Körbe mit Kleider, Decken und Nahrungsmitte auf dem Kopf und die kleineren Kinder auf dem Rücken tragend. Die Kinder, Knaben und Mädchen, tanzen in ihrem besten Fest-Aufpuß neben dem Zuge her. So marschiert der ganze Zug auf der Missionsstation ein, erst an den Wohnungen vorbei, dann 2—3 mal um die Kirche herum. Auf Kommando des Lehrers tritt Ruhe ein und alle gehen in die Kirche. Nachher geht der ganze Zug mit dem Lehrer zum Missionar, sie wünschen ihm „gnadenreiche Weihnachten“ und bitten ihn um seinen Segen. Der Umlaufdienst entläßt die Leute mit freundlichen Worten. Nun sehen sich die Männer um Quartiere um, alle unter Dach zu bringen ist unmöglich, darum wohnen die meisten bei „Mutter Grün“ und verstauen nur ihre Vorräte unter Aufsicht der Schwestern in der Schule. Lange dauert die Ruhepause jedoch nicht, denn einige Tanzlustige haben sich um die Trommeln gesammelt und stampfen und hüpfen aus Leibeskräften. Der süße Zauber der Trommeln übt bald seinen Einfluß auf die Säumigen aus und bald sind alle um die Musikanten versammelt und tanzen mit. Kommt eine andere „Schule“ anmarschiert, so ziehen alle Anwesenden ihr entgegen und mit vereinten Kräften und unter unheimlich verstärktem Singen und Trommeln marschieren sie auf der Station ein.

So geht es fort, bis alle Schulen angekommen sind.
Ermüdung kennt der Schwarze dabei nicht.

Da der Missionar Beichtgelegenheit gibt, muß in der Nähe der Kirche Ruhe herrschen. Doch das bringt die Leute nicht in Verlegenheit. Sie suchen einen anderen Platz und dann wird weiter getanzt.

Die Frauen und Mädchen können ihre Tanzwut noch nicht austoben, denn sie müssen Wasser holen, Holz sammeln, Essen kochen usw. Aber sie trösten sich damit, daß sie morgen und übermorgen Zeit genug haben werden, um nach Herzensus zu tanzen. Manche von ihnen lacht sich still vergnügt ins Fäustchen, hat sie doch wieder eine „Erfindung“ gemacht, um den Tanz zu verschönern.

Nach dem „Angelus“ hörte der Tanz auf und die Männer gingen nachschauen, was die Mutter gekocht hat. Nach der Mahlzeit legten sich die Eingeborenen zur Ruhe. Natürlich waren die Weiberleut die letzten, mußten sie doch noch aufräumen.

Um Mitternacht rief die Glocke zur Mette und eilig eilten die Leute herbei. Andächtig und gesammelt wohnten sie der Mette bei und alle Christen gehn zur hl. Kommunion. Da kommt es manchmal vor, daß Katechumenen oder gar „Grüne“ in ihrem Nachahmungstrieb sich zur hl. Kommunion drängen, aber sie werden vom Lehrer zurückgehalten. Nach gemeinschaftlich verrichteter Danksgung, begeben sich die Leute wieder zur Ruhe.

Um 6 Uhr am Weihnachtsmorgen rief die Glocke zur hl. Messe und andächtig wohnte man ihr bei. Nach der hl. Messe nahmen die Schwarzen ihr Frühstück ein und nun erst kam richtiges Leben in die Leute. Alle rüsteten sich zum Tanze. Heute galt es sein Bestes herzugeben, denn es war der Ehrgeiz jeder Schule in der Art des Tanzes und Pantomimespiels alle Konkurrenten aus dem Felde zu schlagen. Die Brüder mischten sich unter die Leute, um Ordnung zu halten. Und es war manchmal sehr notwendig; denn es gibt auch unter den Schwarzen solche Hitzköpfe, die das „Aus-dem-Felde-schlagen“ auf eigene Art verstehen und „Händel“ anfangen; doch wurde die Eintracht nicht gestört. Wie sollte auch ein Wortwechsel entstehen können, wenn die „Musik“ andauernd „Fortissimo“ spielte, daß man kaum sein eigenes Wort hörte.

Um einhalb 9 Uhr war das Hochamt und hernach war das Allerheiligste den ganzen Tag ausgesetzt. Erbäulich war der Eifer und die Andacht der Eingeborenen, die Gruppenweise zur Anbetung kamen, trotz des verlockenden Zaubers der Trommeln. Natürlich war auch heute der Tanzplatz abseits von der Kirche gewählt worden, um die Andächtigen nicht zu stören.

Der Tanz der Eingeborenen ist ja eigentlich nur ein Hüpfen und Füßestampfen, wozu sie im Takte zur Trommel in die Hände klatschen und dazu je nach der Stärke ihrer Stimmänder und Lunge singen. Während des Tanzes sind Männer, Burschen, Weiber und Mädchen streng getrennt. Meist bilden sie einen großen Kreis um die Trommler und einzelne Gruppen, die als Meistertänzer gelten, treten in den Kreis und zeigen ihre Kunst. Machen sie ihre Sache gut, so wird von den Umstehenden begeisterter Beifall geklatscht; geht's schief, dann fehlt es ihnen auch nicht an Spott. Diese Weihnachten errangen zwei Eingeborene, die mit Axt einen Scheinkampf aufführten, ohne Zweifel den heißumstrittenen Meisterstitel. Auch die Mädchen beteiligen sich natürlich an den Wett-Tänzen, allerdings nicht mit Speer und Axt, sondern mit einfacheren Verschönen.

rungsmitteln. So hatte eine Gruppe Mädchen kleine hohle Kürbisse mit Steinchen gefüllt an die Füße gebunden. In den Händen schwangen sie an Stöcke befestigte Konservendosen, welche ebenfalls mit Steinchen gefüllt waren. Sie tanzten und hüpfen und vollführten einen Lärm, als schleife man Ketten über ein Blechdach. Doch haben sie mit ihrer Erfindung eine gewaltige Sensation gemacht und werden bald viele Nachahmer finden. Auch die Weiber tanzen mit, ihnen sind scheinbar ihre kleinen Kinder, die sie auf den Rücken gebunden tragen, gar kein Hindernis. Man meint unwillkürlich, die Kleinen müßten bei dem Hüpfen und Stampfen ihrer Mütter die Seefrankheit bekommen. Ach woher! Die kleinen Kerle sind quitsch-fidel dabei und quittieren jeden Luftsprung ihrer Mamma mit lautem Gefrähe. Sogar die Kinder werden von der allgemeinen Tanzwut angesteckt, die vom Zuschauen allein nicht befriedigt



Reimlinger Missionsstudenten besetzten die Stadttore von Nördlingen bei der Grinnerungsfeier der Schlacht bei Nördlingen (1634)

ist. Sie bilden eigene Gruppen, strampeln, hüpfen und schneiden Grimassen.

So geht es zu, bis es am Abend zum Segen läutet, dem alle beiwohnen. Nachher herrscht Ruhe. Die in der Nähe Wohnenden gehen heim, die anderen beziehen wieder ihre Quartiere bei Mutter Grün. Am folgenden Morgen gehen alle zur hl. Messe und Kommunion. Nach dem Frühstück geht der Tanz wieder an, doch nicht alle beteiligten sich daran; denn die weit entfernt wohnenden „Schulen“ rüsten sich zum Abmarsch und nachdem sie sich beim Missionar den Segen geholt haben, ziehen sie in Reih' und Glied, unter Gesang und Trommelschlag, heim.

So zieht eine Gruppe nach der andern davon und man atmet erleichtert auf, wenn am Nachmittag endlich die letzten abmarschieren und der Lärm der Trommeln verstummt. Der Schwarze hat natürlich eine ganz andere Ansicht, er hat von dem „Lärme“ nichts gehört. Auf lange Zeit dreht sich das Tagesgespräch in den Kraals um das schön verlaufene Weihnachtsfest. Jeder röhmt sich seiner Tanzkunst und lobt die Trommler; denn was tätte man ohne sie! Ja! — Musik verschönt das Leben!

Der Sohn des Freimaurers

Von Anna Kahser — Nachdruck verboten!

(Fortsetzung)

Herbert sah nur wie im Traum das schöne Bild. Vor seiner Seele stand die ernste Gestalt der längst verstorbenen und vergessenen Burgfrau, die in den Schlossruinen drüben lebte, als diese noch eine trügige Feste waren. Hier, wo die Kapelle steht, so erzählten alte Kirchenarchive, hatte die junge Edeltraut von Sturzfelds herzwehen Abschied von ihrem in den Sarazenenkampf ziehenden Ehemahl genommen. Hier hatte sie mit ihrem kleinen Sohne gestanden und ihm nachgeschaut. Hier fanden die Burginsassen den weinenden Knaben im Schoß der toten Mutter. Die lag mit leid gebrochenem Herzen vor der Kreuzigungsgrotte zu Füßen der Schmerzensmutter. Hier, an dieser schmerzgeweihten Stätte, hatte der heimkehrende Burg Herr der edlen Gattin ein Denkmal gesetzt, die Kapelle „von den sieben Schmerzen“. Hatte das Schwert von sich getan und war zu den Minderbrüdern gegangen.

Herbert fühlte, daß Ruth ihn ansah. Er wandte sich zu ihr. Sie wurde verlegen und senkte den Blick.

„Ich wollte nur mal sehen, ob du auch noch da bist,“ sagte sie, und ein leiser Vorwurf glitt durch ihre Stimme.

Er atmete tief auf, wie einer, der aus fremdem Traumlande heimkehrt.

„Verzeih, ich mußte gerade so lebhaft an irgend etwas denken, das dich aber interessieren dürfte. Ich glaube selbst, ich bin heute ein schlechter Kamerad. Aber ich will mich bessern.“

Er griff ein Angstgefühl ans Herz. Manche Jung-Mädchen-Schönheit möchte ihm draußen in der frohlebigen Museustadt begegnet sein, mit der sie sich nicht im entferntesten messen könnte. Wenn er ein anderes Bild im Herzen trüge . . .

„Ruth!“ Sie erschrak, da er sie so schwer beim Namen nannte, und gab keine Antwort.

„Ruth!“ sagte er noch einmal. „Wirst du mich verstehen und — mir gut bleiben, was ich dir auch sagen mag?“

Die Angst bestimmt ihr den Atem. Nun wird es kommen, was sie dunkel ahnt . . . Daß sie fort könnte, damit er ihr Weh nicht sähe! Und sie nicht von dem Glück der andern hören müßte.

„Warum sagst du nichts, Ruth?“ fragte er.

„Was hast du denn eigentlich? Du bist so merkwürdig, so ganz anders als früher.“

„Ich glaube es selber, Ruth.“

„Warum nur? Bist du nicht gerne heimgekommen?“

Sie fragte es kaum hörbar und sah ihn scheu an. Da fühlte sie, wie fern sie ihm war, trotzdem ihr helles Kleid seinen Rocksaum berührte.

„Ich bin nie so gern nach Haus gekommen als dieses Mal, Ruht, glaubst du das? Ich habe sogar den ‚Fidelitas‘-Abschiedstrunk nicht mitgetan und sah bei Freund Reinert deshalb tief in Ungnade.“

„Und doch bist du nicht gerne hier. Ich sehe es dir an,“ beharrte sie.

„Muß ich's beeiden, daß ich noch viel lieber daheim bin als früher? Hier, bitte!“ Er legte die Rechte auf die linke Seite und sah sie lächelnd und herausfordernd an.

Da versuchte Ruth ein Lächeln, aber es gelang ihr nur halb.

Sie hatte schon in den Münchener Tagen die Kluft zwischen ihr und ihm gefühlt. Die wurde, einmal aufgerissen, nun immer weiter und war voll Rätsel. Die flemmten sie so, daß sie unbewußt rasch atmete und alles Blut ihr zum Herzen drängte.

Da sie seinen forschenden Blick fühlte, nahm sie hastig die halbzerpflückte Rose vom Schoß und steckte sie vorn im Kleid ausschnitt fest. Er sah, wie rasch die Rose beim Atemholen auf und nieder ging. Da wurde er ernst und sagte unvermittelt:

„Du kennst doch noch meinen Freund Helmuth, Ruth. Rate, was mit ihm ist.“

„Wie soll ich? Verlobt?“

„I — wo.“

„Verheiratet?“

„Muteist du ihm das zu?“ lachte er.

„Warum nicht? Wäre denn das so was Schlimmes oder Minderwertiges? Helmuth war doch ein Sonnenfroher, allerdings merkwürdig fromm. Man wußte nicht recht, wie man mit ihm dran war. Ein männlich ‚Kräutlein Rühr-mich-nicht-an.‘“

„Ah, du pirshest dich langsam heran an die Sache.“

Unter einem plötzlichen Einfall wandte sich Ruth zu ihm: „Er will doch nicht etwa . . .“

„In die Kutte will er, ja wohl! Aber ist denn das so was Schlimmes oder Minderwertiges, daß du so entsezt bist?“

Er sagte es schaltig, aber sie blieb todenst. Mit weiten Augen und halboffenem Munde sah sie über ihn weg, in jedem Zug ein banges Läuschen wie auf ein fernes leises Wetterrollen, von dem sie noch nicht wußte, ob es sich auf fremdem Grund entladen oder näher ziehen und ihren eigenen Garten zerschlagen würde.

„Sezt, wo ich vor der geschehenen Tat-

sache stehe, wundere ich mich, daß ich mich gewundert habe," sagte Herbert wieder. „Das ist ganz Helmuth. Er wird ein immerfroher Sonnenbruder werden wie sein Odm Willibald. Er wird einmal lachend sein Stück Brot in den Bergquell tunken, wie weiland Bruder Franz in den umbrischen Gauen, oder wird es einem Rehlein geben und sich selbst von der Schwester Sonne sattrinken. Ich glaube, ich könnte es ihm nicht nachmachen."

„Wirklich nicht?"

Wie ein verhaltener Jauchzer entfuhr es Ruth. Da war das ferne schwarze Wölkchen mit einem Male versunken. Aber warum saß Herbert denn doch da mit einem Gesicht, wie ein ganzes Gewölk von Schicksal?

„Nein, Minderbruder werde ich wohl nicht werden. Dafür bin ich, glaube ich, nicht fromm und demütig genug."

„Hast du wirklich nicht ein wenig anderes zu erzählen, Herbert?" Sie hustete ein paarmal, um das Beben in ihrer Stimme zu verleugnen. „Es ist ja ganz gut, was dein Freund tut, und ich freue mich, daß es in unserer Zeit noch solche Helden gibt, aber . . ."

„Ah Helden!?" unterbrach er sie, und um seinen Mund und in seinen Augen war wieder das eigene Lächeln, in das der tiefste Ernst sie gerne flüchtet. „Da wirst du sicher auch vor mir ein klein wenig Respekt haben, wenn ich es mit solch einem Heldenuntersuchung, Ruth?"

„Her—bert!"

Das war schon helle Angst, die in dem Ruf debte.

Die Wolke kam näher.

„Ich glaube, du hast mich heute nur mitgenommen, um mich — zu quälen."

„Sag, Ruth, wäre denn das nicht schön?" — Er stocchte, stemmte seinen weißen Spazierstock in die Sanderde und legte die Hände und das Kinn darauf. „Der schwarze Tilling geht auch hinüber in die Urwälder und bringt den Schwarzen unsere weiße Kulter. Aber die diesseitige. Da habe ich gedacht, warum soll ich es nicht einmal mit der jenseitigen wagen?"

Er hatte es ganz ruhig gesagt und blieb auch jetzt ruhig, als habe er das Ungeheuerliche von einem ganz Fremden erzählt.

Ruth sah eine Weile mit starrem Blick und ohne Atem zu ihm hin. Sie meinte, jetzt müsse es kommen, wie sonst so oft wenn er ihr einen Schabernack gespielt oder sie mit irgendeiner Gaunerpost garnarrt hatte. Jetzt müsse er auffringen und loslachen und sie ausfoppen: „O, kleines Ruthmädchen, lauf doch weg! Ein Bär mit sieben Zähnen hat dich erwischt!"

Aber nein, diesmal lachte er sie nicht aus, ließ er sie unter der düsteren Wolke,

die näher und näher kam und ihr schon die ganze Sonne dunkel machte. Sie wollte etwas sagen, wollte fragen, aber sie bebte vor seiner Antwort. Und im Halse und in der Brust war's ihr so enge und so heiß.

Und er saß immer noch ruhig da. Mit einem Male hob er den Kopf, ließ den Stock fallen, verschränkte die Arme und schaute verloren ins Land hinaus: „Weißt du noch, Ruth, wie wir als Kinder unten am Seeufer saßen und Zukunftspläne machten?"

Sie nickte verloren, und ein jähres Rot stieg ihr ins Gesicht. Gewiß wußte sie's noch. In jener alten Burgruine wollten sie wohnen, er der tapfere Ritter, sie die Burgherrin. Ganz schön wollten sie sie wieder aufbauen, mit einem hohen, stolzen Turm. Und wenn dann wieder ein Kreuzzug ins Heidenland ginge, dann wollte sie ihn tapfer ziehen lassen, gar nicht weinen wollte sie wie die Ritterfrau Edeltraut. Oder sie wollte mit ihm ziehen und mit ihm sterben für den Heiland, der in jenem heiligen Lande gelebt hatte.

Sie sah Herbert scheu von der Seite an. Ob er das meinte?

Nein das meinte er nicht. Er würde doch sonst einmal zu ihr hinsehen. Da begann er wieder:

Als der P. Gerhard drunten im Kloster zum erstenmal aus der Mission kam und von den schwarzen Heiden, den großen und kleinen, erzählte, weißt du's noch, Ruth, wie wir wochenlang nichts anderes gesprochen haben? Und nichts gespielt als Missionar und Missionsschwester?"

Jetzt sah er sie an mit einem Lächeln aus einem vergessenen Einst.

„Deine Puppe, die schwarze Ira, weißt du noch, Ruth, wie ich sie unter viel Zeremonien „Lilli“ getauft habe und du Mama und Patin zugleich warst? Als Lilli in dem allzu nassen Bade ihren schwarzen Wollschopf verlor und uns mit weißer Glaze anstarnte, dachten wir es uns als Zeichen, daß sie rein sei, und sie bekam ein weißes Kleid und einen neuen blonden Schopf von Tante Mathilde. — Und als wir dann, als P. Gerhard wieder abreiste, absolut mit ihm wollten, weißt du's noch, Ruth, wie du Onkel und Tante um eine Gondel quältest, daß wir übers Meer zu den Heidenkindern fahren könnten? All deine Puppen sollten mit für die kleinen Negermädchen."

Er schwieg ein paar Atemzüge lang, weil Ruths lautloses Stillsein ihn unsicher mache. So war es auch gestern abend bei der Mutter gewesen. Aber jetzt sie geworden war, um so ungestümer hatte es aus ihm herausgedrängt, was heraus mußte. Aber das war eben sein kleines Heldenmütterchen, das aufrecht

unter einem schweren Lebenskreuze ging. Geweint hatte sie wohl und gezittert, wie vor einem nahenden Orkan Baum und Busch erzittern. Aber dann war sie wieder die starke Frau, in Natur und Übernatürlichkeit gleicherweise verwurzelt. Sie gab ihn hin, um ihn zu gewinnen. Herbert fühlte — er sträubte sich gegen diese Erkenntnis —, daß ihm das entscheidende Wort Ruth gegenüber schwerer wurde als das gestern abend. Sprach er es heute nicht, — ob er es morgen noch können würde?

Er räffte sich innerlich zusammen, trat das, was ihn von innen heraus so warm und weh und mit wirrer Gewalt überfluten wollte, mit gebieterischem Wollen niedert und rettete sich in den vorigen leichten Ton:

„Was meinst du, Ruth, — ist der Herr jetzt wohl groß und stark und mächtig genug, solch eine Fahrt zu wagen? Allerdings — deine Gondel wird ein wenig zu zart und zu schade sein. Aber auf so einem flotten Bremer Dampfer . . .“

Er brach ab. Er fühlte mehr, als er es sah, daß Ruth ihn ganz verstanden hatte, und daß sie sich ihm zuwandte mit starren Blick, ein so großes Unverstehen, Nichtfassenkönnen in den erschrockenen Augen, als sei soeben eine ungeheuerliche Botschaft an ihrem Ohr vorbeigeglitten, die sie ganz und gar nichts angehen konnte, weil sie zu unmöglich, zu schrecklich war. In ihrem Auge lag eine einzige, beßhwörende Bitte: „Sag, daß es nicht wahr ist, daß du mich nur erschrecken wolltest.“

Als sie ihn so ansah, scheu, im Blick ihr ganzes banges, zitterndes Herz, da erlosch ihr auch das letzte Hoffnungsslicht. Die Wolke war nun ganz über ihr, sank über sie, sank über einen ganzen wundigen Lenzgarten und seine morgentrunkenen Blüten. Und sie stand hilflos in dem Dunkel und wußte nicht, wohin tasten nach einem Halt oder einem Fünfchen Licht. In ihrer Hilflosigkeit wußte sie nicht, wohin sie blicken, wo sie ihr Weh verbergen sollte. Ein Zucken ging über ihr Gesicht. Und dann — ein erschütterndes Weinen. Es war, als brächen drinnen jähre Wellen auf, heiß und erstickend, und sie konnte nichts tun, sie zu dämmen. Wie ein Bäumchen unterm ersten Aprilsturm durchschütterte sie dies würgende Weinen.

Da sprang Herbert auf und zog ihr die Hände vom Gesicht.

„Ruth, liebe Ruth, — was habe ich getan? Ich war ungestüm! Ich wußte nicht, daß . . . Komm, sei wieder gut! Laß uns heute nicht mehr davon sprechen.“

In herbem Mädchenstolz sprang sie auf und trocknete hastig ihre Tränen. Und zwang ihre Stimme zur Festigkeit:

„Laß! Es war — der Eltern wegen. Wie kannst du ihnen . . . das nur antun? Wissen sie es denn schon?“

„Mit der Mutter sprach ich gestern. Sie ist wohl traurig, aber sie wird mir helfen. Doch der Vater, . . . ich fürchte, das wird schwer werden.“

Aber an den Vater dachte er kaum in dieser Stunde. In seinem Herzen stritten Schmerz und Seligkeit. Wurde es ihm doch erst in diesem Augenblicke ganz zur Gewissheit, was Ruth in herbjungfräulicher Art ihn nur hatte ahnen lassen, — daß er ihr mehr als Bruder und Kamerad geworden war. Früher hätte ihn diese Gewissheit mit tiefem Glück erfüllt, jetzt beklommene und verwirrte sie ihn und sein Denken und Wollen und Entschließen. Einen Sturm beschwore sie ihm herauf, der ihn in kurzen Augenblicken in Höhen und Tiefen riß, seine Sinne in einen süßen Taumel hüllte, in dem all sein schöner Starfmut, das Bewußtsein unbegrenzter Opferfähigkeit, das er am Morgen aus Messe und Kommunion mitgebracht, zu schlaffen Nebelschemen wurden.

Er kannte Ruths Eigenart und wußte, wie tief eine solche Enttäuschung sie treffen mußte. Sie war kein Schmetterling, der heute von dieser, morgen von jener Blume nippt, sondern einer jener ernsten Menschen, die vom Leben entweder ein einziges himmelweites Glück oder ein strenges, unabänderliches Entfagen empfangen.

Er saß halb abgewandt. Und heftiger begann es in ihm zu stürmen. Dieser Kampf rührte an die feinsten Saiten seiner Seele, verwirrte mehr und mehr sein zielsicheres Denken. Warum nur soll er die liebsten Menschen in Weh und Einsamkeit senken? Was ist das für eine Macht, die mit so absoluter Gewalt sich ihm in den Weg stellt? Ihn auf diesen Weg voll Dornen zwingt, wo er nach der lieblichsten Blume nur die Hand auszustrecken braucht? Ein Wort: „Ich bleibe!“ würde das junge, traurige Menschenkind an seiner Seite mit jubelndem Glück erfüllen. Warum spricht er es nicht?

Lockende Glücksbilder stiegen betörend auf, drohten ihm Herz und Sinne zu verwirren.

Mit heftiger Bewegung wandte er sich ab. Er durfte nicht hinsehen, sollte er nicht seiner Seele besten Teil an Menschen verlieren, wo er Gott bereits verschrieben war.

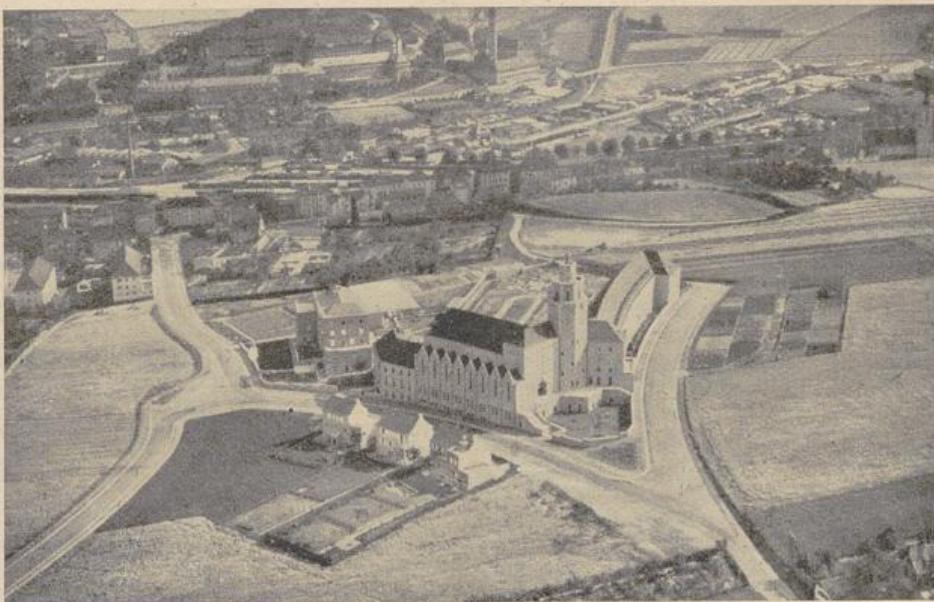
Ruth war aufgestanden und lehnte mit abgewandtem Gesicht am Stamm einer Buche. Müde sah sie ins Land und sah doch nichts. Ihr war, als sei bei jenem verhängnis schwerem Worte etwas in ihr zerbrochen, was für immer zerbrochen bleiben würde. In der Knospe war ihr kaum bewußtes Glück dahin.

Herbert stand auf, raffte sich mit Gewalt aus der Wirrnis, die ihn ganz umfingen wollte, und griff nach ihrer Hand. „Ruth,“ sprach er bittend, „hast du denn kein gutes Wort für mich? Es tut mir ja auch so leid, daß es so kommen muß, aber ich darf nicht anders handeln. Ich hab's ja selbst kaum gewußt, was es eigentlich war, was mich seit Jahren, ich glaube seit der Knabenzeit, hin und her zieht. Der Herrgott selbst ist's gewesen, der mir nachstellte. Ich habe ihn nur nicht erkannt. Erst durch Helmuth riß er mir ganz die Binde von den Augen. Nun

ihres Lebens schon begonnen und sie ginge allein durch eine Wüste ohne Ende.

Iß denn das dieselbe schöne Gotteswelt, die sie noch vor Stunden so entzückte? Da trillerte hoch im Altherblau glückstrunken die Lerche, und nun steht die Sonne hinter den Wolken — die Lerche sank zu Tale, und nur die Nachtigall schluchzt im Gebüsch über den kurzen Erdensenz. Und der eben so munter sprudelnde Bergquell murmelt jetzt immer nur sein Heimwehlied: „Weißt du noch . . . ?“

Sie schrak plötzlich auf und griff nach Herberts Arm. Ein Geräusch wie von



Mariannhiller Priester-Seminar, Würzburg. Flugbild: Kirche und Seminar

muß ich wohl dem Königsruf folgen. Und — ich will es auch.“

Er schwieg eine Weile. Dann fuhr er fort, indem er ihre Hand, die sie ihm entzog, fallen ließ: „Laß uns stark sein, Ruth. Auch ich hatte einmal gedacht, . . . hatte gehofft . . .“ Er sah sie an in verhaltener Bärtslichkeit . . . „Gott will es anders; laß es uns fragen wie gute Kameraden, gelt?“

Sie nickte, sah ihn aber nicht an. Zu sprechen war ihr unmöglich, wollte sie nicht aufzuweinen. Mit dem Starkmut schwergetroffenen Frauenstolzes beherrschte sie sich.

„Laß uns gehen. Onkel und Tante werden mit dem Essen warten,“ bat sie leise. Sie schob ihren Strohhut an den Arm und wandte sich zum Gehen. Still ging sie neben ihm her. Kaum, daß sie wußte, daß er noch bei ihr war. Ihr war, als hätte die hoffnungslose Einsamkeit

brechenden Alten und rollendem Gestein kam durch die Stille. Aus dem Buschwerk brach in jagendem Lauf ein Reh, ein verfolgtes, wundes. Blutspuren zeichneten seine Bahn. Als es die beiden Menschen sah, prallte es zurück. Dann war es, als wollte das angstgeheizte Tier Schutz bei ihnen suchen. Ein Blick traf Ruth aus den braunen, brechenden Augen, daß sie im Mitleid auffschluchzend den Kopf an Herberts Schulter lehnte. Aus dem Gehölz gellte das Kläffen der beutehunggrigen Rüden. Im letzten Aufzäumen der Todesangst stürmte das Reh ins nahe Dickicht, um an einem heimlichen Plätzchen zu sterben.

Ruth fühlte Todesweh. Und doch, daß Reh durfte seine Wunde in der Dunkelheit bergen, durfte ungesehen daran verbluten. Sie aber muß ihren Schmerz unter die Menschen tragen, und keiner darf darum wissen. Auch er nicht . . .

„Das arme Tier! Die grausamen Menschen! . . . Sich an solcher Todesnot zu weiden!“

Herbert nickte traurig. „Im Paradiese war es nicht so. Da wohnte der Löwe friedlich beim Lamm, und das Reh kannte keine Wunde . . . Auch die Menschen nicht!“

Sie schwiegen und waren, ehe sie sich's versahen, am Parktor der heimischen Villa angekommen.

Da hielt Herbert Ruth noch einen Augenblick auf. „Ruth, was ich dich bitten wollte; wirfst du beim Vater nicht gegen mich sein?“

Sie sah ihn an und nickte: „Nein.“ Dann gingen sie hinein. Ruth lief die Treppe hinauf und warf sich auf ihrem Zimmer weinend vor ihrem Bette hin. Hier brauchte sie ihren Schmerz nicht zurückzudrängen. Dieser Raum hier war ihr eigenstes Heiligtum, das all ihr friedliches Kinderglück und seliges Mädchenträumen miterlebt hatte.

Wäre nur erst alles vorüber . . . und er schon fort!

Ihm wintt ein neues, hohes Glück. Er darf seinem Ideal, ob es auch noch auf fernen Bergen liegt, zustürmen wie ein führner Feldherr. Ob er dabei all die zarten Blümlein, die eine reine Mädchenliebe ihm auf den Weg gestreut, zertritt, was wird's ihn kümmern? All die heilige Glut, die sie drinnen in unentweibter Grotte für ihn bewahrt und gehütet hat, wie eine Vestalin ihr geweihtes Feuer, was wird es ihn an seinen fühlten Altären einmal anfechten, wenn sie, niemandem zunüze, verglimmt wie Kerzen in Gräften?

Er wird seine Liebe zu einem fremden, wilden Volke tragen, das ihn nichts angeht, das doch solch ein ungeheures Opfer weder erfassen kann noch zu schäzen weiß.

Ruth erschauert, da sie an die Strapazen und Greuel denkt, von denen Pater Gerhard der Tante und ihr unlängst aus seinen „wilden Jahren“ erzählt hat. Solch ein Leben will Herbert wählen, die Bequemlichkeiten und den Komfort des Elternhauses mit einem Nomadenleben im dunkeln Erdteil vertauschen. Sie selbst hat stets mit unbegrenzter Verehrung zu der ernsten Alsatengestalt Pater Gerhards aufgeblickt, hat sein unbegreifliches Opferleben bewundert, aber nie ganz begriffen. Ihr schaudert, wenn sie sich Herbert in der rauhen Kutte denkt.

Bitter und fassungslos weinend lag Ruth eine ganze Weile auf den Knien. Bis nach und nach ruhigeres Denken gegen den Sturm aufzustehen wagten:

Ist Herbert denn vornehmer als der hochgeborene Fürstensohn von Gonzaga, der das Prinzenkleid gegen das arme Ge-

wand eines Jesuitennovizen vertauschte und mit dem Bettelsacke durch die Straßen Roms zog?

Ist der Geist, der Herbert drängt, der selbe, der jenen zu solcher Opferat drängte, dann, ja dann tut sie ja Unrecht, wenn sie sich gegen eines Höheren Gesetz sträubt. Darf sie Herbert den Kampf noch schwerer machen? Ist es nicht Selbstsucht, ihr Glück in den Vordergrund zu stellen? Darf sie noch ihre Wünsche auf ein Gut richten, darauf Gott selbst die Hand gelegt hat? Wenn sie ihn einer irdischen Rivalin hätte abtreten müssen, dann, ja dann würde sie stolz — und sei es mit brechendem Herzen — den Weg freigegeben haben. Ist nun ihr Schmerz nicht ungleich milder, da sie ihn von Gott empfangen hat und ihn zu jeder Stunde wieder zu ihm bringen darf!

Sie sprang auf und zwang die wirren Geister der Erregung zur Ruhe. Kühlte die brennenden Augen und trat zum Fenster, um sich zu sammeln. Unten mußte man sie bereits vermissen, und es sollte doch keiner merken, welcher Sturm ihr Innerstes in seinen Tiefen durchbraust hatte.

Sie sah in den Park hinab. Auf Busch und Baum und Blüte lag die sengende Glut des Hochsommers. Unten sah sie Herbert unter schattigen Akazien gehen. Mit starkem Willen wandte sie sich ab. Er durfte ihr das nicht mehr sein, was er ihr war. Es dunkte sie wie Gottesraub.

Sie trat vor den Spiegel, um zu prüfen, ob kein Gesichtszug ihre Seelenstimmung widerspiele. Überrascht sah sie auf ihr Bild. Sie erkannte sich kaum wieder. War sie denn in Stunden um Jahre älter geworden?

Sie erschrak vor dem strengen Ernst, der ihr aus den eigenen Augen entgegenschauete.

Kindheit und Jugend hatten einen jähren Abschluß gefunden. Ein Sturm hatte des Maien ganze Blüten weggefegt und nichts gelassen als einen Sommer ohne Ernte.

Sie ging hinunter. An der Tür des Wohnzimmers trat ihr die Tante entgegen. Wieder begann es um Ruths Mundwinkel zu zucken. Frau Werner sah es und nahm sie in die Arme.

„Kind, wein' dich aus. Du bist bei deiner Mutter!“

Ruth machte sich los und preßte einen Augenblick die Hand an die Augen.

„Wir müssen ihm helfen, Tante,“ jagte sie leise mit einer Festigkeit, über die sie selber staunte. Ihr Mädchenstolz möchte ihr zu Hilfe kommen. Nicht einmal die Tante sollte wissen . . .

Frau Mathilde sah überrascht Ruths gefasstes Wesen. Wie war das nur mög-

lich? Sollte sie sich über ihre Gefühle getäuscht haben?

„Ich hatte gedacht, Ruth . . . Weißt du denn nicht . . .?“

„Ich weiß alles. Aber — darf ich behrnen, was Gott gehört?“

Frau Mathilde staunte. War dieses junge, verwöhnte Kind, dem noch auf seinem Wege das Leid begegnet war, in Stunden zum starken Weibe geworden?

Da hörten sie draußen einen Schritt — Herbert.

Ruth drückte einen Kuß auf der Tante Stirn und preßte einen Augenblick unter dem neuauftreitenden Weh ihre Hand. Dann gingen sie zusammen ins Esszimmer, wo der Hausherr bereits auf die Damen wartete.

Justizrat Werner stand, lebhaft redend, mit Herbert an einem Seitentische. Vor ihnen lagen Pläne, Zeichnungen: das Projekt zu einer reizenden Gartenvilla — seine Gratulation für Herbert zum Staats-examen.

Der Justizrat war enttäuscht, daß sein Sohn für seine Überraschung so wenig Freude zeigte.

„Schau her, Ruth, das reinste Feenschlößchen! Und der Doktor Werner jun. steht daneben, als wäre ihm ein schlechter Streich gespielt.“

„Mitnichten, Vater. Der Plan ist herrlich. Aber . . . für wen hast du dir das ausgedacht? Ich meine, unser Haus hat Raum in Fülle. Du hast es zu gut mit mir vor, aber . . . ich bin wirklich nicht so anspruchsvoll.“

„Na, aus dir spricht ja plötzlich der besonnene Jurist. Aber das sollst du erst an zweiter Stelle sein. Erst Mensch, der dem Leben das Schönste abgewinnt. Dein Vater macht dir die Wege eben.“

Als keiner ein Wort sagte, fuhr der Justizrat fort: „Ist es nicht prächtig? Hier die Borderfront auf den See hinaus, mit Erker, Balkon und einer breiten Terrasse. Nach der Südseite der Wintergarten und anschließend ein langer Weinlaubengang, der das Schloßchen mit unserm Heim verbindet. Nach Osten der Eichen- und Tannenforst. Kinder hätten die Götter einen herrlicheren Plan erdenken können?“

„Sicher nicht, Vater. Aber . . .“

Herbert stand auf glühenden Kohlen. Da machte der Vater arglos Pläne. Und er . . .? Ist es nicht wie ein Schlag ins Gesicht, was er ihm schon in den nächsten Stunden antun will?

Frau Werner macht sich am Esstisch zu schaffen. Ruth schaute auf die Zeichnungen und sah nichts als Nebel.

„Zum Donnerwetter, was ist los, Kinder? Ich glaube, ihr habt euch gezankt. Ist ja, als gingen die Leichenbitter im Hause um.“

„Komm, Kurt, laß uns essen und gleich weiter projettieren. Die Hitze erschläfft die Lebensgeister,“ kam Frau Werner vermittelnd dazwischen.

„Meinetwegen. Das Examen mag dem jungen Herrn noch in den Gliedern sitzen.“

Aber auch beim Essen lag es wie ein Alp auf der kleinen Gesellschaft. Herbert fühlte das Damoklesschwert über seinem Kopfe. Immer wieder mußte er den Vater ansehen. Wie lange würde er ihm noch ein liebvoller Vater sein? Wie lange ihn noch „seinen Jungen“ nennen?

Ruth würgte schweigend ein wenig hinunter. Wie im Traume hörte sie Herbert vom Examen, von seinen Freunden, vom Leben in der Residenz und in den Zirkeln erzählen. Der Justizrat interessierte sich für alles. Man sah ihm an, wie stolz er auf seinen Sohn war.

Ruth war erlöst, als sie in ihre vier Wände entfliehen durfte. Herbert sah ihr mit einem Blick ins Gesicht und staunte über den fremden Ausdruck.

„Sie hat rasch überwunden,“ dachte er in ehrlicher Selbstunterschätzung. „Wäre ich nur auch erst so weit!“

Er hatte vorgehabt, noch ein paar Tage zu warten, ehe er den Vater in sein Vorhaben einweihte. Aber er fühlte, diese Hochspannung ertrug er nicht länger. Er mußte sich mit dem Vater klar werden, bald.

* * *

Es war Nachmittag. Justizrat Werner saß in seinem Arbeitszimmer und dachte angestrengt über einen komplizierten Rechtsfall nach, als sein Sohn hereintrat.

Frau Werner hatte den Gatten vorbereiten wollen. Herbert hatte lächelnd abgewehrt: „Der erste Sturm soll über mein Haupt allein kommen.“

„Störe ich, Vater?“ begann Herbert.

„Du störst mich nie, mein Junge. Kommst mir gerade recht. Ich habe da einen Fall . . . Aber warum so offiziell?“

Mit Vaterstolz betrachtete er seinen einzigen und wünschte sich im stillen Glück zu solch einem Sohne. Nur seine Einstellung in bezug auf Religion, Kirche und der gleichen blöde Überflüssigkeiten will ihm immer weniger passen für einen Mann seiner Stellung und seines Namens. Aber das wird sich geben, wenn er mal die Augen gründlich aufmacht. Er ist nun mal Idealist und ein wenig Schwärmer. Das hat er von der Mutter. Es steht ihm diese

Eigenart ja eigentlich nicht schlecht, sie paßt zu ihm . . .

Schweigend saß Herbert dem Vater gegenüber.

Der sah ihn forschend und besorgt an:

„Was hast du nur mein Sohn! Machst Augen wie sieben Wochen Advent. Bist mir so ganz anders heimgekommen, als ich's gedacht.“

„Hast du ein wenig Zeit für mich, Vater?“

„Das weißt du doch. Bin froh, daß ich dich mal wieder habe.“

„Ich wollte einmal mit dir über eine Sache sprechen, Vater, die — meine Zukunft angeht. Das Examen liegt nun hinter mir . . . und ich möchte . . .“

Eine zielsichere Entschlossenheit war über Herbert gekommen, als der Alp von seiner Seele war.

Nun aber brach das Unwetter über ihn herein. Mit vor ungeheurer Erregung heiserer Stimme fuhr Werner auf, noch mühsam beherrscht:

„Hast du den Verstand verloren, — oder habe ich nicht recht gehört?“

„Es ist mir Ernst, lieber Vater, ich möchte wirklich Priester — Missionar werden und bitte dich um deine Erlaubnis.“

„Missi — o — nar?“ donnerte Werner, wie von einem Wetterstrahl getroffen, und warf den Stuhl, worauf er saß, polternd zurück. „Missi — o — nar? Ich frage noch einmal, bist du toll geworden? Oder



Missionsseminar St. Joseph Reimlingen, bähr. Schwaben

Er stockte, weil ihm die Stimme heißer wurde. Unruhig stand er auf und stellte sich mit dem Rücken gegen das Fenster.

„Zum Donnerwetter, was ist denn in dich gefahren? Bist doch wohl nicht bange vor deinem Vater. Hast du ein Duell . . . oder Schulden? Oder willst gar heiraten? . . . Eine Primadonna aus dem Münchener Hoftheater vielleicht?“

Werner lachte belustigt über seinen größten Einfall. Dann aber wurde er unruhig. Sollte der Junge wirklich anderweitig Feuer gesangen haben und die Rücksicht auf Ruth ihn behindern . . .? Nun da gab's doch Aluswege, so leid es ihm selbst täte.

Herbert gab sich einen Ruck und sprach fest:

„Vater, ich möchte Priester werden.“

Die Würfel waren gefallen.

Totenstille — unheimlich. Es war, als sei der Justizrat für Sekunden der Alten aus. Mit vorgebeugtem Oberkörper starrte er zu seinem Sohne hinüber.

willst du dir einen greulichen Scherz mit mir erlauben?“

„Ich bitte dich, Vater . . .“

„Nichts zu bitten! Mein Einziger, mein Stolz, mein Erbe, für den ich seit Jahrzehnten arbeite . . . Kuttchenmönch?“

Er lachte, ein hartes, unheimliches Lachen. „Und dafür willst du meinen Segen? Köstliche Idee! Wo du die nur her hast?“

„Von Gott,“ entgegnete Herbert mit ernster Bestimmtheit.

Seine Ruhe, obwohl sie nur äußerlich war, machte den Vater noch aufgebrachter.

„Vater, ich bitte dich, höre meine Gründe. Gott ruft mich. Es ist mein Beruf, und . . .“

„Kein Wort mehr!“ rief der Justizrat in maßlosem Zorn. „Glaubst du, wenn du verrückt geworden bist, sei ich es auch? Gott? — Hirnprodukt! Beruf? — Was du willst und erstrebst und erreichst, das ist dein Beruf und dein Gott. Wenn diese Idee nicht so absurd wäre, sollte man darüber lachen. Aber ich sage dir: Wenn du Eltern und Heimat behalten willst,

dann räumst du augenblicklich auf mit diesen Narrheiten!"

"Wenn du mich nur einmal ruhig anhören wolltest, Vater. Es ist eine Notwendigkeit in mir . . . Es tut auch mir leid, euch Hoffnungen zerstören zu müssen."

"So, es tut dir leid?" Scharfe Ironie lag in Werners Stimme. "Nur, daß dir die Käffern und Kannibalen und der gleichen Gewürm lieber sind als deine Eltern, denen du alles bist," — seine Stimme schwankte einen Augenblick — „und auch lieber als die Liebe eines jungen, vertrauenden Menschenkindes."

Verhalten hatte er das letzte gesprochen. Durchdringend sah er seinen Sohn an, um die Wirkung zu erforschen.

Herbert fühlte einen harten Schmerz, als er den Vater so schwer getroffen sah. Ein heftiges Verlangen packte ihn, zu ihm zu gehen und ihn zu beschwören: "Vergeß, was ich sagte! Es ist nicht wahr! Sei wieder gut."

Aber nur jetzt nicht schwach werden. Sonst war alles verloren. Und so preßte er die Bähne zusammen und sah dem Vater ruhig ins Auge. Konnte es aber nicht hindern, daß seine Stimme zitterte:

"Auch das darf mich nicht halten, Vater. Glaub' es mir, ihr alle seid mir teurer gewesen als jetzt. Auch ich habe schwer gerungen, bis ich zur Klarheit gekommen bin, . . . tue es noch. Aber wenn Gott ruft, müssen alle andern Stimmen schweigen . . . auch die der Natur."

"So—o? Ist das euer Christentum der Liebe? Ist das die Nutzniwendung aus dem sogenannten vierten Gebot? Aber das ist so recht Pfaffenart. Über gebrochene Herzen, ja über Leichen geht ihr Weg einer eingebildeten Pflicht, die brutal jedem Menschengefühl Hohn spricht . . . Armer Junge, bist den Kuttin in die Hände gefallen. Bist ihnen ein dankbares Objekt mit deiner Schwärmernatur und—deines Vaters Bankkonto."

Herbert wollte auffahren bei dieser Verdächtigung. Aber er bezwang sich. Er konnte den Schmerz des Vaters nur zu gut verstehen. Der Schlag war zu unzähllich gekommen, und die ungeheure Erregung machte ihn hart.

"Gott weiß, kein Wort sprach ich bisher mit einem Welt- oder Ordenspriester über die Sache. Es hat immer in mir gelegen, ich habe es nur nicht erkannt. Erst als Karl Helmuth — du kennst ihn ja von unserem Lichterfest am See — er ist Missionar geworden."

"Wa—as? Helmuth mit seinem glänzenden Rednertalent — in der Kutte? Kostbar! Ein Stück dunkeln Mittelalters

hat sich doch in unsere helle Zeit hineingerettet. Es ist eine Schande! Wie gesagt, das Käffern haben diese Maulwürfe von jeher verstanden. Und die Besten sind ihnen immer gut genug."

"Ja Vater, da hast du recht. Die Kirchengeschichte beweist es. Aber warum sind es meistens die Besten? Das sieht doch voraus, daß es das höchste Ideal ist, das sie erwählen. Die Natur im Menschen drängt nicht auf solche Wege."

"Bleib mit mit solch abgeernteten Argumenten vom Halse," fuhr Werner auf. "Jeder Narr wird seine Vorheiten mit solchen begründen wollen. Bedenke, auch dein Vater hat Ideale gehabt und erreicht, aber sein Weg ging nicht über zertrümmerte Herzen und zerbrochene Hoffnungen. Das vierte Gebot aber hat er auch ohne Pfaffenmoral besser gehandhabt als du."

"Vater!"

"Ich will nichts mehr hören!"

Eine furchtbare Gewißheit stieg in Herbert auf. Sollte der Vater doch zu jenem unheiligen Geheimbunde gehören, der in radikalster Form die Vernichtung jedes geöffneten Christentums auf seine Fahnen geschrieben hat . . . ?

Beckannte der Vater sich in irgend einer Form zu dieser Gemeinschaft, dann war an eine Verständigung nicht zu denken. Logenmitglied und der Sohn Ordenspriester, das vertrüge sich wie Gott und Lucifer. Dann durfte der Vater ja nicht einmal nachgeben, oder schwere Konflikte, vielleicht sogar Bohkott seitens der Loge drohten ihm. Herbert kannte die unbeugbare Konsequenz des Bundes.

Ein Seufzer stieß in ihm hoch. Sein herrlicher Vater, trotz seiner antichristlichen Gesinnung für ihn die Verkörperung edler Männlichkeit, dessen Gerechtigkeit und Gerechtigkeitsinn allbekannt waren, — Freimaurer?!

Seit seinen Kindertagen hat er ein dunkles Empfinden, als ob trotz äußerer besten Einvernehmens zwischen den Eltern etwas nicht stimme. Woher sonst die merkwürdige Schwermut, die stets auf der Mutter lag? An seinem Erstkommuniontage hatte sie verweinte Augen. Der Vater hatte eine dringende Abhaltung vorgesetzt, hatte wohl an dem häuslichen Festmahl, aber nicht an dem kirchlichen Liebesmahl teilgenommen.

Und als er ins Jesuitenkolleg gewollt hatte, welch einen Sturm hatte es abgezeigt! Der Vater war Sieger geblieben. Und als Ruth nach Valkenburg zu den Ursulinen ging, war's dasselbe. Da aber hatte die Mutter gesiegt.

Auch des finsternen Gesichtes erinnerte sich Herbert, als er dem Vater seinen Beitritt zur „Burgundia“ mitgeteilt hatte.

„Warum denn zu denen?“ hatte er ärgerlich geäußert. „Fürchtest du eine Schramme?“

„Das nicht, Vater, aber die Mensur widerstrebt mir, schon darum, weil sie gegen die kirchliche Auffassung ist.“

„Du großes Kind!“ Unendlich ironisch hatte der Vater es gesagt.

Und dann der intime Verkehr mit dem schwarzen Campalla, dem italienischen Vetter, der die „blaue Villa“ in der Nähe bewohnte! Solange Herbert denken konnte, war ihm der Romane mit dem nachtdüsteren Blick und dem glatten, immer lächelnden Wesen unheimlich. Die Verkörperung eines Dämons schien er ihm. Trotz der verwandtschaftlichen Beziehungen kam er nur selten ins Werner-sche Haus, aber Herbert wußte, daß er und der Vater sich oft außerhalb trafen und dann und wann gemeinsame Reisen im In- und Auslande machten. Über diesen Reisen lag etwas Geheimnisvolles. Weder die Mutter noch Ruth erwähnten sie je, und er aus einer gewissen unbehaglichen Scheu heraus auch nicht.

Dann die geheimen Zusammenkünfte, die in gewissen Abständen in der blauen Villa stattfanden! Einige Male war Herbert um Mitternacht in der Nähe umhergestreift. Eine unerklärliche Angst um den Vater hatte ihn hinausgetrieben und auch die Unraust und leidvolle Sorge, die er an solchen Tagen an der Mutter merkte. Aber nie hatte er den Vater den Weg zur blauen Villa hin- noch zurückgehen sehen. Nie hatte er ergründen können, ob er jenem dunklen Bunde wirklich und wahrhaftig sein „Kredo“ zugeschworen hatte.

In diesen letzten Augenblicken, wo, wie nie zuvor, der Haß gegen alles Christliche jeden Nerv und jede Miene des Vaters vulkanartig durchbebt, wurde der jahrelange Verdacht ihm zur Gewißheit.

Herbert strich sich über die Stirn, die quälenden Gedanken zu verscheuchen.

Der Justizrat saß finster da, den Kopf in die Hand gestützt, wie einer, der ganz zerschmettert ist.

„Vater!“

Werner fuhr herum. „Nun, hast du dich zur Vernunft besonnen?“

„Ich bitte dich, Vater lasst uns morgen ruhig darüber sprechen. Es ist dir zu unerwartet gekommen.“

„Ich habe mein letztes Wort gespro-

chen,“ stieß er aus, sprang auf und stürzte hinaus.

Herbert stand noch einige Augenblicke und lauschte ihm nach. Ihm war, als schwebte er halt- und heimatlos zwischen zwei Welten, entwurzelt aus der einen und halbfremd noch in der andern. Die Stille um ihn war, wie sie nach grossenden Wetterschlägen lautlos und unheimlich über Menschen kommt. Er hatte das Gefühl, als hätte er schon jetzt kein Recht mehr in diesen Wänden und darum wollten sie ihn erdrücken.

Er ging und schlug den Weg zum Buchenthalde ein. Er wußte, Mutter und Ruth warteten mit Spannung auf das Ergebnis der Unterredung. Aber er konnte ihnen jetzt nicht entgegentreten. Er mußte hinaus, brauchte Höhenluft für sein aufgewühltes Innere. Droben auf freier Bergeshöhe würde er den Hauch der Gottesnähe spüren und freier atmen können.

Je höher er stieg, um so mehr fiel alles Beengende, Hemmende von ihm ab. Durch seine Seele ging ein tiefes Atemholen.

„Wer hier oben sich eine Hütte bauen könnte!“ dachte er. „Und nie mehr hinunter brauchte.“

Er ließ sich auf einem umgestürzten Baumstamm nieder. Da hörte er plötzlich über sich ein mächtiges Flügelschlagen. Er war einem Adlerhorst zu nahe gekommen. Nun schwebte der herrische König der Einsamkeit mit empörtem Gechrei über ihm, dem Störenfried, der es wagte, seine Höhenruhe zu entweihen.

Herbert sah dem mächtigen Luftbeherrschter nach, wie er höher und höher stieg zur blauen Altherhelle.

Adler! Gab es nicht Adlerseelen zu allen Zeiten? Die auf staubbefreiten Schwingen aufwärts strebten, hinaus über die Menschen und Dinge des Alltags, näher und näher den Sphären, wo nur mehr der Geist atmet und herrscht und in allen Tiefen Stille ist?

Wie er so dafäß, den Blick in die Ferne gerichtet, tauchten sie im Lichtfreie des Horizontes auf, die Großen versunkener Zeiten, die Bahnbrecher neuer geistiger Epochen, die Säulen des Gottesreiches, die Leuchten der Klöster und Kanzeln, die gewaltigen Helden der Einsamkeit, die Gottsucher in Hermelin und Diadem. So verschieden ihre Bahnen waren, Entzäger waren sie alle.

(Fortsetzung folgt)

Bergkämmeinnicht



Illustrierte Zeitschrift der
Mariannhiller Mission



Nummer 4

April 1935

53. Jahrgang

Karfreitag

Dann zwischen Erd' und Himmel schwab' ich
da,

Kein Helfer war, kein Tröster war mir nah;
Der bleiche nur, der Todesengel kam,
Der mich gelind in seine Arme nahm.
So starb ich, Kind, für alle, wie für dich;
Lebst du für mich?

Nun sprich, du liebe Seele, ich und du,
Wir sind allein, es hört uns niemand zu:
Willst du mein Jünger sein, folgst du mir nach
Durch Dorn und Distel, Spott und Hohn und
Schmach?

Trägst du dein Kreuz, wie ich, nach Golgatha?
Nein oder ja!

F. W. Weber

Unter siegreicher Fahne!

Das „Labarum“, das neue Feldzeichen der Legionen Kaiser Konstantins mit dem Christuszeichen flatterte dem Heere zum erstenmale voran und zum Siege über das Heidentum. An der milvischen Brücke bei Rom beugten sich zum erstenmal die kaiserlichen Adler Roms vor dem Banner Christi, des Königs! „Vexilla Regis prodeunt fulget crucis Mysterium!“ Des Königs Banner wallt voraus, hell flammt des Kreuzes Geheimnis! Und seit die ersten Apostel als getreue Gefolgsmänner ihrem Könige folgten, traten immer wieder neue Helden scharen freiwilliger Streiter Christi in die Reihen der christkatholischen Missionsarmee. Und Fähnlein um Fähnlein mit dem Kreuze geschmückt ritt aus zum heroischen Kampf mit dem großen Drachen des Heidentuhes.

„Folge mir nach!“ Lautet der Tagesbefehl Christi auch heute wieder und die Marschhorder heißt: „Gehet hinaus in alle Welt und verkündet das Evangelium, die Frohbot schaft, und lehret alle Völker und taufet . . . !“ Der Marschbefehl in gottfeindliches Land, der Kampfbefehl gegen Heidentum und Heidenwesen, der Schwerterbefehl der Wahrheit und der Gnade. Es geht um die höchsten und heiligsten Güter der Menschheit.

Die katholische Missionsarmee schlägt die Schlachten des Herrn. Sie führt den glorreichsten, friedlichsten und beglückendsten aller Kriege. Sie zieht aus, die Welt für Christus zu erobern. Ihr Kampf ist Gottes Kampf.

Die Rekrutierung dieser Missionsarmee erfolgt in erster Linie durch göttlichen Gnadenruf.

Die Dienstleistung in dieser Armee geschieht in freier und voller Hingabe an Gott und die Seelen.

Die Hingabe an den Missionsdienst ist einer der größten Liebesbeweise, die ein Mensch seinem Gott geben kann.

Durch die Hingabe an den Missionsdienst gibst du deinem Leben den größten und höchsten Inhalt, den ein Menschenleben haben kann. Du gibst ihm Bedeutung für deinen Gott und deine Kirche, Bedeutung für ein ganzes Volk, ein ganzes Land, ja, für die ganze Menschheit, Bedeutung für Zeit und Ewigkeit.

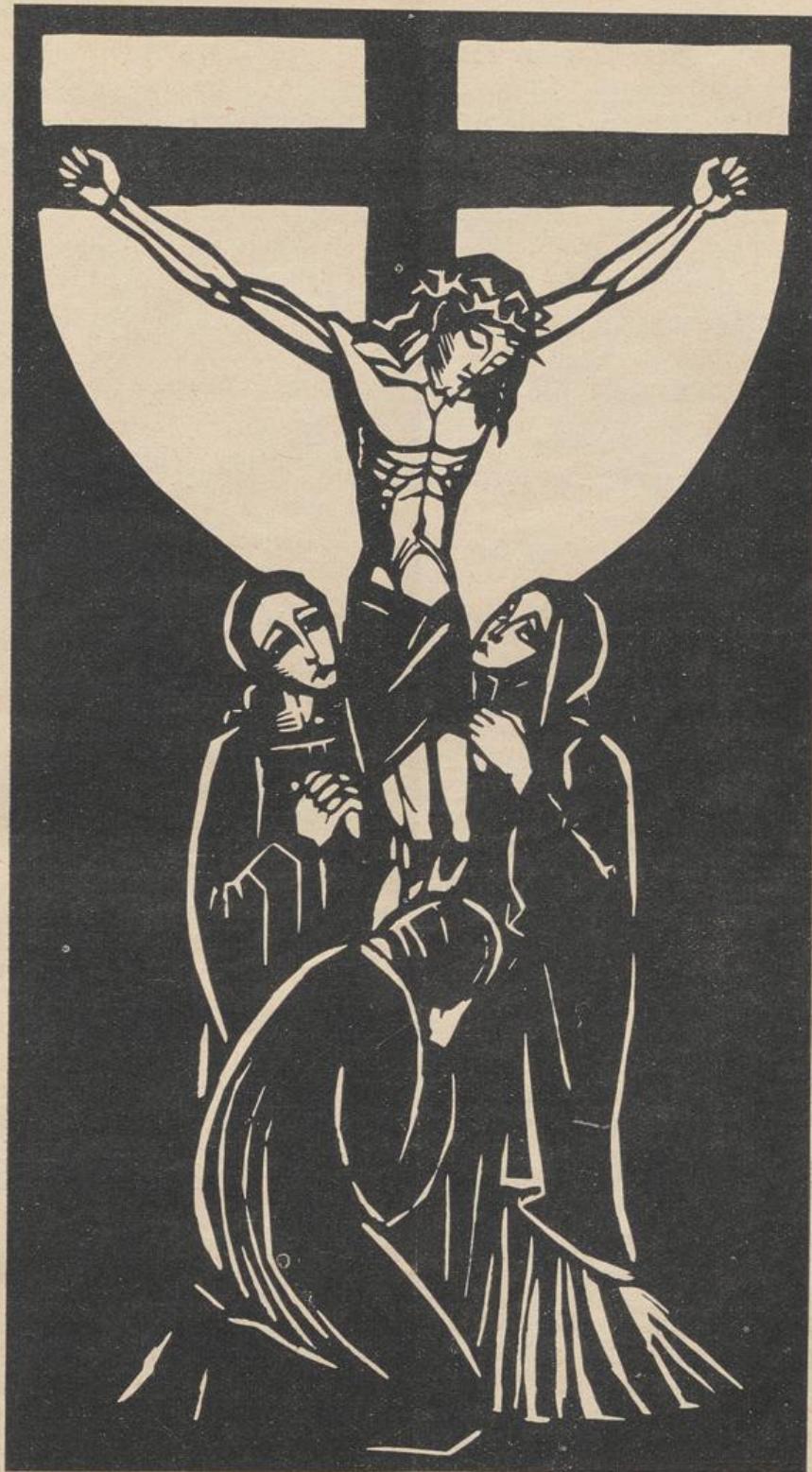
Katholischer Jungmann, Werktätiger oder Student! An die Front! Hochgemute missionsbegeisterte Knaben und Jungmänner, die ihr eintreten wollt einmal in die Reihen der Missionsarmee, ihr findet Gelegenheit zur Vorbereitung auf den göttlichen Dienst in den Bildungshäusern der Mariannhiller Mission.

Missions-Priesterkandidaten:

Absolventen wenden sich um Aufnahme an den P. Rektor des Noviziatshauses St. Paul, Post Walbeck, Niederrhein.

Knaben von 11—13 Jahren, welche Missionspriester werden wollen, erhalten Aufnahme im Missionsseminar „Allofianum“, Lohr am Main.

Knaben von 14 Jahren und darüber, sowie Jungmänner bis 25 Jahren wenden sich an den P. Direktor des Missionsseminars St. Josef, Reimlingen, bähr. Schwaben.



„Es ist vollbracht!“

Oder an den P. Rektor des Missionshauses St. Bonifaz,
Schurgast, Bez. Oppeln, Schlesien.

Oder für die Schweiz: an den P. Rektor des Missionskollegs
St. Josef, Altdorf, Kt. Uri.

Werktätige Jungen von 15 Jahren an und Jungmänner bis 35 Jahren, welche als Missionsbrüder ihre fachlichen Kenntnisse für die Mission verwenden wollen, mögen sich vertrauensvoll wenden an den P. Rektor des Missionshauses St. Paul, Post Walbeck, Niederrhein oder an das Missionshaus St. Joseph, Reimlingen, bahr. Schwab.;

für die Schweiz an das Missionshaus St. Josef, Altdorf, Kt. Uri;

für Österreich an das Missionshaus St. Georgen am Längsee, Kärnten.

* * *

„Die Ernte ist groß, aber der Arbeiter sind nur wenige!“ (Matth. 9. 37).

Dom M. Edmund Obrecht O.C.S.O.

Abt von Gethsemane in Kentucky, U. S. A.
u. einstiger Administrator von Mariannahill †

Um 4. Januar d. J. entschließt nach langer schwerer Krankheit in seiner Abtei der Hochwürdigste Abt Edmund, der ehemalige Administrator von Mariannahill (1904—1907) im 83. Jahre seines Lebens, von denen er 60 im heiligen Ordensstande verbrachte, im 56. Jahre seines Priestertreibens und im 37. Jahre seiner Regierung. Sein Hinscheiden bewegte weit über die Grenzen der Abtei viele Gemüter und sein feierliches Begräbnis war ein Ereignis, das die gesamte kirchliche und zivile Öffentlichkeit mit größter Teilnahme beging. Unter strömendem Regen wurde nach Ordensbrauch die Leiche des Verbliebenen auf offener Tragbahre von Priestern seines Konventes zur letzten Ruhestätte getragen, wo Kardinal Dougherty, assistiert von hohen geistlichen Würdenträgern, die feierlichen Ceremonien vornahm. Im weißen Ordenshabit mit weißer Mitra auf dem Haupte, den Stab zur Seite und Rosenkranz und Kreuz in den gefalteten Händen, wurde die sterbliche Hülle des Prälaten in die kühle Erde zur letzten Ruhe bestattet unter den ergreifenden Gebeten und Gesängen des Ordensrituales.

Mit Abt Edmund schied eine markante Persönlichkeit aus dieser Zeitlichkeit.

Die Mariannahiller Missionare gedenken des hohen Heimgegangenen in ihren Opfern und Gebeten, ist doch die Zeit seines Wirkens als einstiger Administrator von Mariannahill (1904—1907) eine der bedeutendsten in der Entwicklung des Mariannahiller Missionswerkes. Mariannahill sah sich um diese Zeit vor zwei Fragen gestellt, deren Beantwortung von größter Tragweite für seine weitere Zukunft werden mußte. Handelte es sich ja bekanntlich um nichts Geringeres, als um die von Abt Franz Pfanner mit größten Opfern und Begeisterung vorangetriebene Missionsbewegung unter den südafrikanischen Heidenstämmen



Abt Edmund Obrecht O.C.S.O.

Administrator von Mariannhill (1905—1907)

oder um die Zurückführung der damaligen Abtei Mariannhill in das ordensgemäße rein beschauliche und in sich abgeschlossene Leben eines Trappistenklosters. Missionswerk und Ordensregel standen in stärkstem Gegensatz. Rückkehr in die alten Ordensgepflogenheiten war gleich Vernichtung der gesamten Missionsarbeit und der bereits erzielten großen Erfolge und das Weiter-missionieren verlangte eine völlige Aufgabe des Prinzips des nur beschaulichen Lebens. Unter dem Administrator Abt Obrecht entschied sich Mariannhill für die Mission und der Heilige Stuhl konstituierte die Missionare von Mariannhill als eigene Missionskongregation. Seit diesen Tagen blieb Abt Obrecht ein großer Freund und stiller Förderer des sich immer weiter und reger entfaltenden Missionswerkes, das heute führend in der südafrikanischen Mission überhaupt ist. Das Andenken an den ehrwürdigen Toten wird von der Mariannhiller Mission stets in Ehren gehalten werden. X

Zeige uns dein Reich!

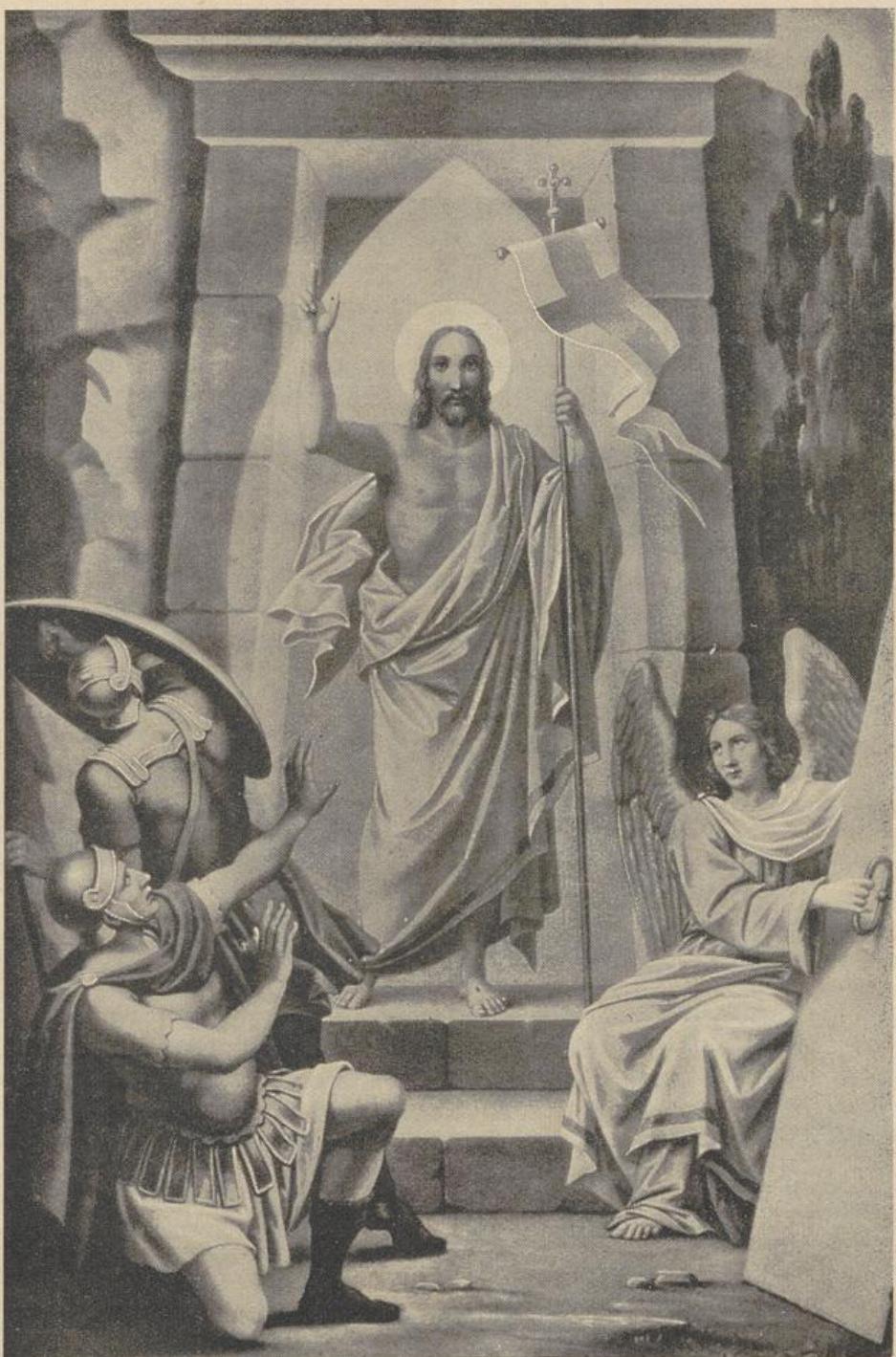
XVI.

Die katholische Weltmission bringt den Völkern der Erde das Reich Christi. Was aber den Heiden gleichsam neu überliefert und in den Schoß gelegt wird, das haben die christlichen Nationen von Alters her empfangen. Sie besitzen es in unverminderter Wertfülle. Nur fehlt heute so vielen der klare Einblick in die Tiefen des Reiches. Der volle Anblick seiner Länge, Breite und Höhe soweit es im Diesseits möglich ist, und wie das Reich vor den Augen der ersten glaubensstarken Christen stand. Der großen Mehrzahl von heute ist der umfassende Überblick über das Ganze verloren gegangen. Darum vergessen, unterschätzen und verlieren sie leichten Sinnes ihr königliches Erbe.

Wir aber wollen unsere Augen und Herzen zugleich dem Universalgeschenke des Allmächtigen, Allweisen und Allgütigen bereitwilligst öffnen. Hierzu bietet der im vorigen Jahre erwähnte kleine, neue Reich-Christi-Katechismus zeitgemäße Anregungen. Jede Frage und Antwort desselben wird uns überzeugender die Wahrheit des inhaltsgroßen Sazes darthun:

„Das Reich Christi, mein Alles!“

Seit zwei Jahrzehnten wurde zwar schon viel über Christi Reich gesprochen, geschrieben, gedruckt und gelesen. Der höchste Lehrer und Lenker auf Petri Stuhl schrieb das Programm an die Front unseres Jahrhunderts. Dennoch hat die Masse des Volkes die Bedeutung und Tragweite der Weisung noch allzu wenig begriffen. Das Thema ist auch groß und gewaltig, daß der Durchschnittsmensch lange Jahre benötigt, um es einigermaßen zu erfassen und in Tat und Leben für seine Person umzusetzen. Das aber zählt gerade zum Wichtigsten im Menschendasein. Ja, richtig verstanden, es ist das eine Notwendige und Allerwichtigste! „Niemand wird glücklich im Diesseits und selig im Jenseits außer im Reiche Christi!“ Hier ein anderer Fundamentalsatz, dessen Richtigkeit keiner leugnen kann. Diese reife Frucht christlichen Denkens ist zwar wenigen unbekannt, allein die meisten gehen flüchtig darüber hinweg und vergessen den goldenen Kern der unscheinbaren Schale . . . Darum laßt uns Monat für Monat tiefer eindringen in den Gehalt der obigen beiden Säze und höher schätzen das eine Reich für alle!



Christus ist erstanden! Alleluja!

Mariannhiller Rundfunk: Neueste Missions-nachrichten!

Am Mikrophon: P. Otto Heberling RMM.

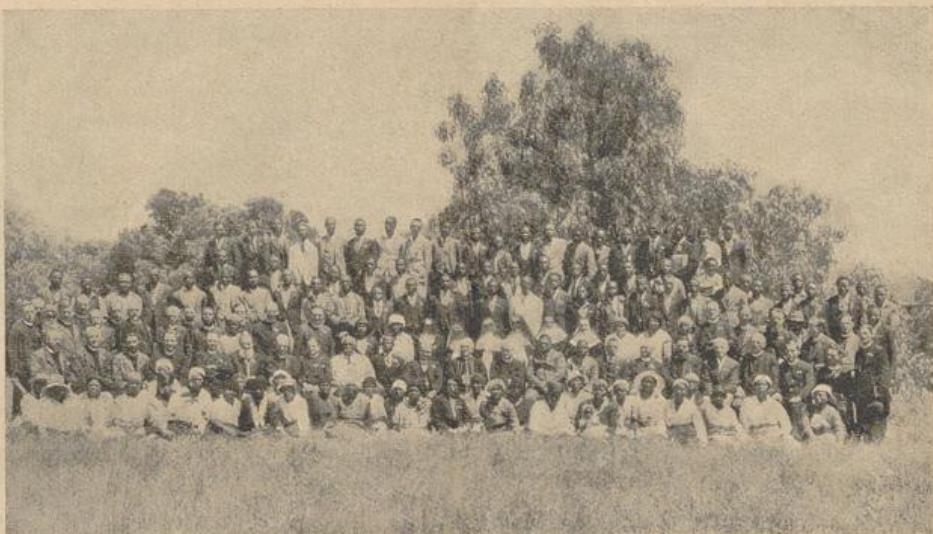
12. sozialer Kurs und Kongreß der „Union katholischer Afrikaner“ zu Johannesburg: Wie in der letzten Nummer schon berichtet wurde, fand vom Sonntag den 30. Dezember 1934 bis Sonntag den 6. Januar 1935 in den Räumlichkeiten der katholischen Mission von Village Main bei Johannesburg der 12. Soziale Kurs und gleichzeitig auch eine Haupttagung der „Union katholischer Afrikaner“ statt. Bekanntlich nahm diese Bewegung im Januar 1923 ihren Ausgang von Mariannhill und wurde von ihren Führern schließlich über ganz Südafrika ausgebreitet. — Die Tagung nahm folgenden schönen Verlauf: Am Sonntag Vormittag 10 Uhr weihte der hochwürdigste Herr Bischof von Johannesburg, Se. Exzellenz Monsignore O'Leary OMI. eine neue Kirche für die Katholiken der Vorortgemeinde ein. Gleich nach der Einweihung der Kirche zelebrierte der hochwürdigste Herr Bischof das erste Pontifikalamt in derselben. Dabei fungierte der aus der Mariannhiller Mission hervorgegangene, jetzt im Apostolischen Vikariat Eshewe tätige Eingeborenen-Priester Father Andrew Ngidi als Diakon. Der Eingeborenen-Kirchenchor sang eine Choralmesse. Die vielen Priester, die schon anwesend waren, sangen ebenfalls mit.

Die außerkirchliche Eröffnung der Tagung fand um 3 Uhr nachmittags statt. Der hochw. P. L. Muldoon OMI., der Missionar und Pfarrer der Eingeborenen-Mission von Village Main, der die Organisation für den Kongreß übernommen hatte, hielt die Begrüßungsansprache und stellte fest, daß unter anderen 152 Delegierte von 15 verschiedenen Vikariaten und Präfekturen eingetroffen waren. Darauf ergriff S. Exzellenz, der hochw. Herr Bischof O'Leary von Johannesburg das Wort, hieß die Delegaten der C. A. U. von ganz Südafrika herzlich willkommen, und dankte dem hochw. P. Muldoon für seine erfolgreiche Arbeit zum Zustandekommen des Kongresses. In diesem Zusammenhange sprach der Missionsbischof auch von den schwierigen Verhältnissen, unter denen die Kirche in und um Johannesburg die Eingeborenen missionieren muß. — Nach dem hochwürdigsten Herrn Bischof begrüßte auch der Bürgermeister von Johannesburg die zum Kongreß Delegierten von ganz Südafrika und versicherte den Kongreßteilnehmern, daß er stets das allergrößte Interesse am Glück und an der Wohlfahrt der Eingeborenen habe. Deshalb danke er auch den Missionaren, die ihr Leben dem leiblichen und seelischen Wohl der Eingeborenen weihen, von ganzem Herzen für ihre edle und felslose Tätigkeit.

Der hochw. P. J. Kerautret OMI. von Durban machte dem Kongreß die Mitteilung, daß der geistliche Berater des Zentralbüros der C. A. U., Monsignore E. Hanisch RMM. durch schwere Krankheit verhindert wurde, an der Tagung teilzunehmen. Der Redner bedauerte das sehr, weil ja gerade die sozialen Kurse der unermüdlichen Arbeit des kranken Prälaten und des hochw. P. Bernard Huß ihr Entstehen verdanken. Nach P. J. Kerautret OMI. ergriff P. Bernard Huß RMM. selbst das Wort. Er überbrachte dem Kongreß die besten Segenswünsche des oben erwähnten schwerkranken Apostolischen Präfekten von Umtata, Monsignore E. Ha-

nisch RMM. Der Schwerkranke hatte diese Wünsche für den guten Verlauf der Versammlung an einem Tage übergeben, an dem er in höchster Lebensgefahr schwiebte. (Erfreulicherweise ist Monsignore G. Hanisch jetzt auf dem Wege der Besserung.) Anschließend zeichnete P. Bernard in einem kurzen Überblick die Entstehung der sozialen Kurse. — Mr. B. K. Kesiva, der Eingeborenen-Präsident des Zentralbüros der „Union katholischer Afrikaner“ sprach von der großen Hilfe, die die Eingeborenen schon durch die Abhaltung sozialer Kurse erhalten haben. In diesem Zusammenhange dankte der Vorsitzende in herzlichen Worten vor allem auch dem hochw. P. Bernard Huß für seine unermüdliche rastlose Tätigkeit zum Segen und Wohle der Eingeborenen.

Nach der außerkirchlichen Eröffnung des Kongresses fand dann wieder



Gruppe von Teilnehmern am 12. sozialen Kurs und C. A. U.-Kongreß in Johannesburg

in der Kirche die Pontifikalvesper statt, wobei Se. Exzellenz, der hochwürdigste Herr Bischof Mehsing von Kimberley den sakramentalen Segen erteilte. Vom Montag, den 31. Dezember bis Samstag, den 5. Januar, wurden täglich programmäßig verschiedene Versammlungen gehalten. Das Tagewerk wurde mit der hl. Messe begonnen, die jeweils der Eingeborenen-Priester, Father Andrew Ngidi, für die Kongreßteilnehmer zelebrierte. Anschließend an die hl. Messe, in der jeden Morgen eine große Zahl der Delegierten die hl. Kommunion empfing, wurden in den 6 Tagen von 6 Priestern aus verschiedenen Bifariaten Predigten gehalten über die Enzyklika „Quadragesimo Anno“ des Papstes Pius XI. — Darauf unterrichtete der Mariannhiller Missionsarzt Dr. K. McMurtrie die Delegierten eingehend über die häufigsten Krankheitsercheinungen unter den Eingeborenen und gab Anweisungen zu deren erfolgreichen Bekämpfung. Nach dieser Belehrung folgte das Frühstück. Dieses wurde in einem großen Zelt eingenommen, das von weißen katholischen Pfadfindern errichtet worden war. — Um 9 Uhr hielt P. Bernard einen Vortrag über Erwachsenen-Erziehung, oder Volkschulen. Der erfahrene Erzieher nannte unter anderem die C. A. U. eine Volksuniversität zur Erziehung und Kul-

tivierung der erwachsenen Eingeborenen. Nach P. Bernards Ausführungen folgte jeweils eine Diskussionsstunde über: Katholische Aktion, Erziehungs Wesen, Pfadfinder Bewegung, Bankwesen, Landwirtschaft, Kooperative Bewegung und Eingeborenen-Industrie. Um 11 Uhr wurden jeden Tag von hervorragenden Gästen, die den Kongress mit ihrem Besuch beeindruckten, bedeutende Reden gehalten.

Der Nachmittag war zu Spezialversammlungen der verschiedenen Gruppen, die in der C. A. U. zusammengeschlossen sind, frei gegeben. Nach dem Abendessen fanden sich alle Kongressteilnehmer zu frohem gemeinschaftlichem Spiel und geselliger Unterhaltung zusammen. An 3 Abenden wurden lehrreiche Sprechfilme vorgeführt. Am Samstag Abend spielten weiße Katholiken der Belgravia-Pfarrei von Johannesburg für die Kon-



Eingeborene Schwestern beim Unterricht (Südafrika)

grestteilnehmer ein Weihnachtstheaterstück. Dieses Entgegenkommen und diese echt katholische Tat der weißen Katholiken wurde von den Eingeborenen mit inniger Freude, hellem Jubel und großem Beifall beantwortet. — Große Freude herrschte auch, als am Mittwoch, den 2. Januar, der Zulu-Prinz-Regent Artur Mshiheni ka Dinizulu mit Gefolge die Tagung der Katholiken mit seinem Besuch beeindruckte. Se. Erzellenz, der hochwürdigste Herr Bischof von Johannesburg, begrüßte den hohen Besucher aufs herzlichste. Auch Mr. Kesiva, der Präsident der C. A. U. ergriff das Wort zu einer freudigen Begrüßungsansprache. — Darauf erhob sich der gegenwärtige Stammesverweser des großen Zuluvolkes und beglückwünschte den Kongress wegen der idealen Zusammenarbeit von weißen Missionaren und Eingeborenen-Mitgliedern der C. A. U. mit dem großen Ziel, das Bantuvolk einer besseren und glücklicheren Zukunft entgegenzuführen. — Schließlich traf am Freitag, den 4. Januar, auch noch der Apostolische Delegat von Südafrika, Se. Erzellenz, der hochwürdigste Herr Erzbischof Gijsvijf OP. in Johannesburg ein, um an den Schlussversammlungen des Kongresses teilzunehmen und selbst dabei das Wort

zu ergreifen. Am Sonntag, den 6. Januar, dem Feste der hl. 3 Könige wurde der 12. soziale Kurs und C. A. U.-Kongreß dann in der feierlichsten Weise geschlossen. Der Apostolische Delegat zelebrierte auf dem Eingeborenen-Sportplatz ein Pontifikalamt. Der Eingeborenen-Priester, Father Andrew Ngidi, hielt für die mehr als 3000 anwesenden Eingeborenen je eine Predigt in der Zulu- und der Sesuto-Sprache. Dieser erhabene Schlußgottesdienst setzte in der Tat der gut organisierten und erfolgreichen Tagung vollends die Krone auf und war ein würdiger Abschluß des Ganzen.

Der 12. soziale Kurs in Johannesburg war in Südafrika wieder einmal ein katholisches Ereignis ersten Ranges, eine Veranstaltung, durchglüht vom Geiste Christi, und deshalb auch ein Erfolg katholischen Denkens und Wollens. Unter anderem haben an dem Kongreß 1 Erzbischof, 3 Bischöfe, 2 Apostolische Präfekten, 62 Priester, 20 Schwestern und 152 Eingeborenen-Delegierte von ganz Südafrika teilgenommen.

Firmung auf der Missionsstation Maria-Hilf: Am Sonntag den 9. Dezember 1934 erteilte Se. Erzellenz, der hochwürdigste Herr Bischof Adalbero Fleischer R.M.M. auf der Missionsstation Maria-Hilf das hl. Sakrament der Firmung. 234 Neuchristen wurden mit dem hl. Chrismal zu Streitern Christi gesalbt. — Auf Wiederhören!

Mariannhiller Missionspioniere

Oratio und Meditatio

Das war das ganze Ordensleben bis zum seligen Heimgange eines im Jahre 1933 verstorbenen edlen Priesterreiches und Mariannhiller Missionars in Afrika. Nennen wir ihn Pater Marianus; denn er war zeitlebens ein glühender Marienverehrer. Er nannte sich ein Sklave Mariens und hatte sich einst in einer Hochstunde seines geistlichen Lebens ihr mit seinem Herzblut verschrieben. Auch alle Seelen, welche unter seiner geistlichen Leitung standen, hatte er zu Maria geführt, und gleichsam einen Kranz von Marienkindern um die hehre Himmelskönigin gewunden, dieselben ihr geweiht und empfohlen. Die Verehrung Mariens ist, so sagt man, ein Zeichen der Auserwählung, und sie ist auch ein Unterpflanz eines seligen Todes. Wer stirbt glücklich? Wer getrost zurückblicken kann in die Vergangenheit, getrost um sich schauen, getrost hineinsehen in die Zukunft; das kann aber, wenn irgend jemand, der sterbende Verehrer der allerseligsten Jungfrau.

Wenn der treue Verehrer Mariens zurückblickt in die Vergangenheit, so erinnert er sich, wie oft er im Leben gebetet hat: „Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns Sünder, jetzt und in der Stunde unseres Todes. Amen.“ Er erinnert sich daran, wie oft er gefleht: „... und nach diesem Verbannungsleben zeige uns Jesus, die gebenedete Frucht deines Leibes, o gütige, o milde, o süße Jungfrau Maria.“ Er erinnert sich auch, daß er Maria so viele und viele Male zugerufen: „Gedenke, o süßeste Jungfrau...“ All diese Erinnerungen gereichen dem Sterbenden zu süßem Troste. Er kann sich wohl sagen: Unter dem Schutze der heiligsten Jungfrau habe ich gelebt, unter ihrem Schutze werde ich glücklich sterben.

Pater Marianus aber, dieser große Marienverehrer, der Stunde um Stunde, ja halbe Nächte lang vor der Statue unserer lieben Frau in andächtigem Gebete auf den Knien lag und beständig um einen schönen friedlichen Tod und ein glückseliges Erwachen betete, wie konnte es da anders sein, als daß er auch so starb! —

Man fand den ehrenwürdigen Priestergreis, im schneeweissen Lockenhaar, bis fast auf die Schultern wallend, friedlich schlafend. Das Lächeln auf den Lippen des Entschlafenen verkündet, daß er ein glückseliges Erwachen im Himmel gefeiert.

Der heilige Pater ist tot, werden wohl alle seine Ordensbrüder in Afrika gesagt haben, denn so nannten sie Pater Marianus immer. Im 76. Jahre seines Lebens ist er eingegangen in die Freude seines Herrn. Seit dem Jahre 1885 führte er ein strenges Büßerleben im Orden der Trappisten. Fassten, Stillschweigen, harte Arbeit war sein Tagewerk. Frühzeitig, bald nachdem er zum Priester geweiht wurde, hatte ihn der hochselige Abt des Klosters, zum Novizenmeister, Brüdermeister usw. ernannt und Pater Marianus Gebetsgeist und Demut war sprichwörtlich geworden. Bei seinem Eintritt war er eine auffallende Erscheinung, eine kräftige Mannesgestalt mit hellblondem Lockenhaar und blauen Augen, die beständig, wie sehnüchsig suchend, in die Ferne sahen, — es war zuweilen, als ob er mit seinen Gedanken abwesend war und meist in Beschauung versenkt. Oratio und Meditatio, das war es, worin er beständig verstrickt schien. Nie sprach er aus seiner Vergangenheit; nur einmal hatte er einem jungen Novizen aus seinem Vorleben etwas mitgeteilt, jedenfalls aber war er zu weit gegangen und hatte sich selber in seiner maßlosen Demut einen „großen Sünder“, einen „verlorenen Sohn“ genannt, der ins Kloster gekommen, um rückhaltlose Buße zu tun. Ja, es war Pater Marianus Gewohnheit, in allen Briefen, Notizen und Zettel, welche er schrieb, sich als „alter Sünder, Bettler oder meist auch Sklave und Knecht Mariens“ zu unterschreiben.

Der Novize mußte wohl ganz ungläubig zugehorcht haben, denn des Paters Auge, so tief und klar wie ein blauer Bergsee, schien das Gegenteil zu behaupten. Dies veranlaßte Pater Marianus, den Schleier seines Weltlebens noch mehr aufzudecken. Er sprach weiter zu dem Novizen mit vor Reue zitternder Stimme und tränenden Augen: „Ich war ein verlorenes Kind, der Einzige, der Liebling meiner Mutter“. Als Kind, Knabe im blonden Lockenhaar, wie ein Engel, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigte und schon, noch ganz klein, den Priester am Altare nachahmte, die hl. Messe spielte, sich einen Strick, wie die Franziskaner ihn tragen, um die Lenden band, Prozessionen mit dem selbstgezimmerten Kreuze hielt und die anderen Kinder um sich versammelte und ihnen von Gebet und Buße predigte. Oft hatte er nur einen einzigen Spielfreunden, der ihm treu standhielt und dem er dann ganz allein aus einem großen Buche, es sollte das Evangelienbuch vorstellen, las und predigte. War es da ein Wunder, daß die fromme Mutter eines solchen außergewöhnlichen Knaben, fessenfest hoffte, den Sohn einst am Altare als Priester zu sehen, und daß sie ihn auch dazu anhielt und erzog? — Sie war nicht reich, sie darbte für ihn und sparte und auch die Schwestern legten sich seinetwegen Opfer auf, damit er studieren könne, und später dann ihre Stütze würde. Aus dem schlichten Heimatdorfchen kam der Jüngling nach Heidelberg; er hatte gute Gönner gefunden, Unterkunft in einer christlichen Familie, deren beide Söhne mit ihm studieren sollten,

und wovon der ältere ein rechtes Weltkind war. Gerade dieser wurde sein intimster Freund. Des Jünglings Seele war schönheitsdurstig und hier, ach wie schön war die Welt, zu schön, um sie verlassen zu können. Jetzt träumte er einen anderen Traum. — Der Gedanke, Priester werden zu wollen, wurde ihm immer fremder. Seiner frommen Mutter Religion lernte er verlachen als ein „altes Weibermärchen“. Seine Ferienreisen machte er nicht mehr ins schlichte Heimatdörfchen, sondern mit seinem Freunde nach Italien, da dieser für Kunst und Schönheit schwärzte und den blonden Jüngling mit sich forttrug.

Eine Mutter aber weinte und weinte um den verlorenen Sohn, und grämte sich zu Tode.



Eine ganze Gruppe Wahrsager mit ihrem Obermedizinmann

Du Land der Sonne und der Schönheit, sonniges Italien, hieltest du dein Versprechen? Ja? — Oder warst du eine Fata Morgana, ein Trugbild, das da lockt, um dann zur Dual des in der Wüste des Lebens Irrenden ins Nichts zu sinken? — Nein, nein, — kein Trugbild, — viel Herrliches bot es sicher — aber auch die Erfüllung seiner Sehnsucht? —

Warum doch wollte sein unruhevolltes Sehnen nicht zum Schweigen kommen?

Marietta, schönes Südländskind, verzeihe mir, der ich deiner frommen Seele Frieden störte, — ich kann nicht hier bleiben, rast- und ruhelos treibt's mich weiter. Ein oft gehörtes, oft gelesenes Wort klingt durch mein Sinnen: „Unruhig ist unser Herz, bis es ruht in Gott.“ Dante's göttliche Komödie fiel jetzt in des Jünglings Hände. Sein Freund schob das Buch zur Seite: „Lies, wenn du willst, mich spricht's nicht an“. Er aber las und las und Dante begeisterte ihn, den armen Irrenden, und seine holdselige Führerin Beatrice hatte es ihm angetan. —

Ja, wer eine solche Führerin hatte, sollte es da nicht leicht sein, den Zugendweg zu wandeln, hinauf, immer höher, zum himmlischen Paradies. Marianus, so nannte ihn so gerne seine Mutter, Maria hatte sie ihm zur Führerin gegeben; was wollte, was, wen suchte er noch? Im Geiste sah er sich plötzlich in seiner stillen Dorfkirche vor der Statue der allerseligsten Jungfrau Maria knien als unschuldiger, blondlockiger Knabe. Ja, es war Zeit, daß er umkehrte, heim, heim zur Mutter. Es krampfte sich sein Herz zusammen, wenn er bedachte, wie sich das treue Mutterherz wohl um ihn grämen werde, wie er all ihre süße Hoffnung zu Schanden gemacht, sie vielleicht sogar in Not und Sorgen gesürzt und auch die guten Schwestern betrübt hatte.

Vom Turm der altehrwürdigen Klosterkirche schlägt die Uhr. „Pax, Pax, æternitas“ tönt's in seinen Ohren, und wie von selbst tritt er ein — und dort — dort an ihrer weitgeöffneten Pforte empfängt ihn der, den er gesucht mit allen Fasern seines Herzens. Friede, heiliger Friede. — Altkorde klingen im Ohr des jungen Mannes, Orgelflänge, innig, schlicht, zur Andacht stimmend.

Männerstimmen, ernste Mönche singen dem Einen, der alles Sein und alle Wahrheit und alle Liebe in sich begreift — königliche Psalmen. Und dort, dort am Pfeiler lehnt die große Statue der Himmelskönigin und sie lächelt so süß auf die frommen Beter nieder. Er aber schließt die Augen und betet zum erstenmal nach langer, langer Zeit: „Herr, mach ein Ende! Laß auch mich jetzt finden das Glück — den Frieden! — —“

Noch einmal blickt er auf zur Königin des Friedens, dann sinkt er in die Knie und es flüstern seine Lippen wie einst in den Tagen seiner Kindheit:

„Wende, o wende, o Führerin du
Deine barmherzigen Augen mir zu.“

Lange kniet er und seine Seele ist ein einzig Beten: Laß mich eines deiner Kinder sein, o Mutter, eines von denen, die dir das Salve Regina singen und denen du den Frieden schenfst. Du meine einzige Hoffnung, führe mich von nun an den Weg der Buße, strenger Buße bis an mein Lebensende. Dann nahm er Abschied von seiner wiedergefundenen Führerin mit seinem heiligsten Versprechen. Morgen schon wollte er Italien verlassen, seine Freunde, die trügerische Welt. — Nur einmal noch die traute Heimat wiedersehen und sich die Verzeihung seiner Mutter holen, die er soviel betrübt, enttäuscht und arm gemacht durch seinen Leichtsinn. Er hielt Wort. Mutter und Sohn sahen sich noch einmal. Schon die nächste Nacht wird der Zug ihn forttragen, ihren Sohn, den Einzigsten, fort zu jenem Schiffe ans Meer — nach Afrika — dort will er in den strengsten Bühlerorden eintreten, seine Studien fortsetzen und Priester des Herrn, Diener Mariens sein. Ein heimlich Schluchzen; er hat es doch gehört und bittet lieb: „Nicht weinen Mutter!“ — Segne mich!“ Da legte die alte Frau ihre zitternde Rechte auf seinen blonden Lockenkopf, sowie sie es oft einst getan, als er ein kleiner Knabe war, und machte ein Kreuzlein auf seine Stirne.

Das war ein großes Opfer, das Pater Marianus seiner himmlischen Königin brachte, der Abschied von der Mutter, und so ist durch ihre Gnade und Hilfe aus dem verbummelten Studenten doch noch ein Spätberuf geworden, ein gar strenger Ordensmann und glühender Verehrer Mariens. Gebet, Betrachtung, Buße füllte sein ganzes Leben aus. Pax æterna. —

Schulen der Dominikanerinnen mit Knaben	93	9. Vom religiösen Leben:
Mädchen	299	(Siehe auch vorige Nummer 8.)
In letzteren Schulen sind 132 ka- tholische Schüler.		Laufen in Todesgefahr 62
Gesamtzahl aller Schüler in den obigen Schulgattungen	2 807	Österkommunionen 1 885
Davon sind:		Andachtskommunionen 64 670
Katholiken	1 367	Heiraten:
Nicht-Katholiken	1 500	unter Katholiken 25
		gemischte Ehen 16
8. Zahl der Katholiken:		Geistliche Übungen:
Zahl der Katholiken 1932/33	4 608	Abgehaltene Missionen 2
Zunahme durch:		Egerzitien für:
Taufe von Erwachsenen	82	Männer 2
Taufe von Kindern	209	Frauen 1
Zuwanderung	172	Hl. Firmung 128
Abnahme durch:		Letzte Ölung 42
Tod	59	Befehlung Irrgläubiger 18
Auswanderung	414	
Zahl der Katholiken im laufenden Berichtsjahre	4 598	10. Religiöse Bruderschaften und kath. Vereine:
		„Ritter v. hl. Sakrament“ 12
		Schutzengel-Bruderschaft f. Mädchen 34
		Bruderschaft v. hl. Sakrament ca. 60
		Kath. Männer-Verein für Weiß 85
		Kath. Frauen-Verein für Weiß 50

Erlebnisse im Missionslande

VIII.

Irropo ist der Name eines Flüßchens, das auch die Missionsfarm Mariathal durchschlängelt, die Mühle und Ziegelei von St. Isidor treibt und das Eingeborenen-Priesterseminar mit Wasser und Licht versorgt.

Nach dem Flüßchen benennt sich auch die eine Stunde von da entfernte Bahnstation und das heranblühende Städtchen Irropo, früher Stuarts-town betitelt. Von der höchsten Bergspitze des Irropo-Distriktes halten wir einen Augenblick Umschau. Vor uns liegen, gleich vier wohlverteilten Fronleichnamsfest-Altären, die Gotteshäuser von Mariathal, Schwestern-Sanatorium, Priesterseminar und St. Isidor. Südwarts gehen die Wege nach Highflats, Hlabashane, St. John's, Maria Trost, Assisi, Maristella und Port Shepstone. Mehr östlich liegen Otting, Kwa St. Joseph, St. Michael, Himmelberg an der Schmalspurbahn, sowie Umsinjini, Portiunkula und Melville am Meer samt ihren Außenplätzen.

Der nächste westliche Nachbar von Mariathal ist Maryhelp am Incalubach, sodann Emaus, Lourdes mit seinem weiten Kranz von Filialen, Kokstad, Telgte, Hardenberg und Maria-Linden bei Maria-Bell. In mehr nördlicher Richtung geht es nach Centocow, Kevelaer, Reichenau, Eiteraue und Clairvaux an den Grenzen des Vikariates Mariannhill. — Von all diesen Hauptplätzen führen weit verzweigte Wege, Reit- und Fußpfade nach den zahlreichen Schulkapellen und Katechesenstellen zwischen den genannten Hauptpunkten des Missionsnetzes. Den meisten statten wir später einen kurzen Besuch ab auf unserer Rundreise.

Der einstweilige Überblick von der Bergspitze im Zentrum ist ebenso interessant als wegebereitend für die Zukunft. Eine solche Schau im Missionslande bietet Vorteil und Genuss nach drei Richtungen: für das

Auge, den Verstand und das Herz, für den Menschen, Geographen und gläubigen Christen zumal. Die ersten beiden wählen am besten den günstigsten Fernsichtspunkt auf dem Chimbers-Nek bei Emaus oder in Far-Biew oberhalb Mariazell. Des Christen Verstand und Herz aber erklimmt noch höheren Standpunkt: die Latorspitze des Berges Sion, in der Klarheit des katholischen Glaubens! Von dieser Höhe aus kann er nicht bloß die südafrikanische Mission, sondern alle Länder und Völker überschauen, als die sichtbare Provinz des irdischen Reiches Christi in der Zeit. — In diesem Sinne und Geiste setzen wir die Wanderung fort und werten auch die kleinen Erlebnisse und größeren Ereignisse im örtlich punktierten Missionsgebiet in den 50 Jahren seiner Entwicklung.



Eingeborene afrikanische „Feld“küche

Die Reisenden und Bergsteiger sehen gewöhnlich nur das Aluzere. Dieses bietet zwar viel des Wirklichen und Schönen, aber zu wenig für Seele und Herz. Beide müssen das Fernrohr der katholischen Weltkirche und das Mikroskop der inneren Welt gebrauchen. Das Auge des Glaubens schaut dann in allem die höheren Wirklichkeiten, wie sie vor Gott, seinen Engeln und Heiligen sind. Solche Schau führt zur vollendeten Missionswissenschaft, die das Herz befriedigt und der Seele dauernd nützt. Nur diese erschließt den Sinn und Zweck der echten Missionsbegeisterung in der Heimat wie in der Ferne. Sie weckt den Eifer der Missionare und ihrer Verbündeten am heiligen Werke. Sie unterhält lebendiges Interesse am Gottesreiche, mehrt den rechten Arbeitsgeist für dasselbe und krönt alle Opfer im Dienste der göttlichen Mission.

Ihr Fundamentalatz lautet: „Gott will, daß alle Menschen selig werden und zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen!“ — Also will er auch alle Mittel und Wege, die dazu führen. Gott will die Mission in allen Ländern und unter allen Völkern der Erde. Je tiefer eine Rasse stehen mag, desto mehr Grund, sie durch die Mission

zu heben, zu bilden und zu befähigen für das Himmelreich, wozu Gott jeden Menschen ohne Ausnahme erschaffen hat. Der Schöpfer besitzt absolutes Recht über sein Werk, über jedes Land und Volk wie über jede einzelne Menschenseele. Er allein bestimmt, was zu geschehen hat — und wer dürfte sich anmaßen, seinem ausgesprochenen Willen zu widerstehen? —

Er hat ihn längst ausgesprochen und sein Befehl ist seit 1900 Jahren wohlbekannt. Er lautet: Gehet hin! Lehret! Rufet! Täufet! Rettet alle! Auch die Geringsten und Letzten der Menschheit, welcher Rasse, Farbe und Bildungsstufe sie immer sein mögen! — Christus, das Haupt und der König aller lebte, lehrte, litt, vergoß sein Blut und starb für alle. Einige seiner markantesten Aussprüche folgen in der nächsten Fortsetzung. Die Missionschriften sollten überhaupt den „Missionstext des Heiligen Geistes“ mehr benützen, d. h. die vielen herrlichen Stellen der hl. Schrift, Kern und Mark jeder Missionstheorie und -Praxis bis ans Welt- und Seitenende! Das ist die reichste Fundgrube der Missionswissenschaft, die tiefste Quelle der Missionsbegeisterung und der kräftigste Trost bei der Last und Hize des Tages im Dienste der Glaubensverbreitung.

Seelenjagd

Von P. Bonaventura Feuerer RMM.

Neugründungen in der Mission sind immer mit großen Schwierigkeiten verbunden. Da gibt es vor allem materielle Nöten. Geldmittel stehen heutzutage der Mission sehr spärlich zu Gebote, aber nichtsdestoweniger soll das Missionswerk vorangehen. Es muß ein Anfang in den hiesigen großen Reserven gemacht werden, zumal die Protestanten uns 100 Jahre voraus sind. Wohl ein weiterer Grund, daß keine Minute gewartet und keine Gelegenheit versäumt werden darf, hier festen Fuß zu fassen; es müssen Zentren geschaffen werden, von denen aus der ganze Eroberungsplan geleitet werden kann. Wohin nur immer wir das Auge schweifen lassen, liegen vor uns unzählige Kraale mit noch ganz dem Heidentum ergebenen Schwarzen. Diesen Licht und Gnade zu bringen, denen nebenbei auch noch zu einem etwas mehr menschenwürdigeren Dasein zu verhelfen, ist ein Ideal, das der größten Opfer wert ist. Auf einem solchen Posten sind wir, die Bewohner der Neugründung Landsend, vom lieben Gott berufen worden. Gott sei Dank sind alle mit mehr als gewöhnlichem Opfergeist und Missionseifer ausgestattet, so daß wir auch bei den größten Entbehrungen noch mutig und freudig der Zukunft entgegenblicken.

Ein Kampf ist es, den wir hier zu kämpfen haben, wo der Kampfpreis unsterbliche Seelen sind. Kämpfen heißt es, um irgendwie festen Fuß fassen zu können; kämpfen muß man, um die bereits bestehenden Vorurteile zu beseitigen und Vertrauen zu gewinnen; einen heißen Kampf erfordert es, um den vielen andersgläubigen Sekten in nächster Nachbarschaft Konkurrenz bieten zu können; kämpfen muß man schließlich mit dem bösen Feinde selbst, der es unter anderem auch darauf abgesehen hat, das bereits Gewonnene wieder zu zerstören. Ein solcher Kampf um eine unsterbliche Seele soll hier erzählt werden.

Didi, um das Mädchen bei dem Namen zu nennen, womit die Mutter es rief, war seit längerer Zeit in unserer kleinen Privatschule als Lehrerin angestellt. Das Mädchen hatte nur die gewöhnliche Normalschule absolviert. Ihr fränklicher Zustand war das einzige Hindernis, sie als Lehrerin ausbilden zu lassen. Aber sie hatte eigenes Geschick und Talente für ihren Beruf. Wo zwei ihrer Vorgängerinnen völlig versagten, hat sie die Schule bedeutend gehoben; die Kinder schwärmt für sie, und letzte Schulprüfung bewies auch, daß sie es verstand, den Kindern auch etwas beizubringen. Aber wie plagte sie sich auch ab! Nie fehlte sie in der Frühe bei der hl. Messe, wo sie in täglicher hl. Kommunion sich und ihre Kinder dem göttlichen Heiland empfahl. Noch vor Schulbeginn ging sie hinaus in die Kraale, um auch die säumigen Kinder zur Schule zu bringen. Meistens war sie nach der Schule wieder auf dem Wege, um neue Kinder zu werben, und mehr denn einmal war ich persönlich Zeuge, wie sie mit den heidnischen Eltern verhandelte, ihr die Kinder zu überlassen. Der Erfolg krönte ihr Bemühen. Und war erst eines ihrer Kinder frank, da hätte die beste Mutter nicht mehr für ihr Kind tun können. Und dabei fand sie immer noch Zeit zu allen möglichen Handarbeiten. Dazu war sie die Bescheidenheit selbst, bereitwillig und hilfsbereit zu jedem Dienste, so daß jedermann sie gerne haben mußte. Sie hatte auch großen Einfluß auf die bereits der Schule entwachsenen Mädchen, wo sie dem Missionar in Organisation und Gründung von Vereinen eine gute Stütze war. Kurz, das Mädchen war eine große Hilfe für die Mission. Das wird auch der Grund gewesen sein, warum der böse Feind es besonders auf sie abgesehen hatte. In ihrer Unschuld und Unerfahrenheit ließ sie sich von einem Burschen verführen; und wie sie zum Falle gekommen war, hatte sie nicht mehr den Mut, sich dem Priester anzuvertrauen. Anstatt sich beim Missionar Rat zu holen, der ihr sicher auch da noch hätte helfen können, hörte sie nur mehr auf den Verführer, und eines Tages lief sie mit ihm davon.

Man wartete einen günstigen Zeitpunkt ab, wo ich für mehrere Tage in den Distrikt verreist war, um vor Verfolgung sicher zu sein. Unserwartet kam ich doch früher nach Hause. Aber da wir eine ganz andere Spur verfolgten, entkamen sie uns doch noch.

Wohl blutete dem Missionar das Herz, wo er manche seiner Hoffnungen so plötzlich zerstört sieht; aber wenn man seine Christen noch an den Fingern zählen kann, ist man bereit, das Letzte aufzubieten, um ein solch verirrtes Schäflein wieder zu finden. Aber wo suchen in dem weiten Lande, wo die großen Reserven offen stehen und jedermann leicht unentdeckt ein Versteck finden kann; auch in die Stadt ist leicht zu kommen, wo man sich im Laufe der Zeit leicht ansiedeln kann, wo einen niemand sucht und findet.

Menschliche Schlauheit und Weisheit ist da am Ende, nicht aber Gottes Macht; somit wurde der Himmel bestürmt. Diese Seele durfte nicht verloren gehen, und gerade hier sollte die Macht des Gebetes sich zeigen.

Zuerst suchte ich die Eltern des Mädchens auf, beide Nichtkatholiken. Wie die Mutter mir nachher erzählte, glaubte sie bei meinem Herannahen nur eine Todesnachricht zu erhalten; aber wie sie beifügte, wäre ihr eine solche Nachricht erträglicher gewesen, als diese Schande. Die Mutter ist eine religiöse Frau, und bei ihr fand ich verständiges Gehör für meinen Verfolgungsplan, um wenigstens die Seele des Kindes dem Verderben zu entreißen. Ich kam mit den Eltern des Kindes darin

überein, daß ich mit der Mutter auf die Suche gehe, und indem ich noch meinen Katecheten mitnahm, machten wir uns zu dritt auf die Jagd nach der geraubten Seele. Irgend eine Ahnung lenkte unseren Weg nach der etwa 200 Kilometer entfernten Hafenstadt. Unser kirchlicher Oberer und die wenigen Eingeweihten hatten nur ein mitleidiges Lächeln für unser gewagtes Unternehmen. Und in der Tat war es auch ein lächerliches Unternehmen, nach menschlicher Klugheit bemessen. Angenommen, sie hätten sich dorthin verlaufen, aber wo in der großen Hafenstadt ein schwarztes Mädchen suchen. Sie konnte bei irgend einem Weizen Dienst bekommen haben, sie konnte in der Stadtresevoir irgend einen Unterschlupf



Gruppe heidnischer Bushu, Südafrika

gefunden haben, aber wie es unter 20 000 Bewohnern finden. Sie konnte auch vom Verführer bereits auf die Straße gesetzt und in ihrer Verlassenheit zur Verzweiflung getrieben worden sein. Aber unser Bemühen sollte gekrönt werden mit einem Erfolge, der das Gewöhnliche überschreitet.

Mittwoch mittags kamen wir in der Stadt an; Mutter und Katechet machten sich sofort auf die Suche. Ich lenkte meine Schritte zunächst zum Pfarrhof, um ein Nachtquartier zu finden und auch Gelegenheit zum Belebrieren für den kommenden Morgen. Auf Veranlassung der andersgläubigen Mutter las ich an jenem Tage die hl. Messe mit der Intention für unser Anliegen. Meßgelegenheit fand ich in der Pfarrkirche selbst, Wohnung bei einer katholischen Familie, da der Pfarrhof bereits überfüllt war. Gegen Abend meldet die tiefbetrühte Mutter das erfolglose Resultat ihres Suchens. Selbst ganz entmutigt, fiel es mir wohl schwer,

der trostlosen Mutter noch Mut zu machen; aber im Vertrauen auf den lieben Gott hatten wir unser Suchen begonnen, also weiter hoffen und weiter beten.

Mittleriveile werde ich telephonisch angerufen und ersucht, in einer anderen Kirche zu zelebrieren. Jetzt beginnt Gottes Einschreiten. Also ich lese die hl. Messe in der mir abends angewiesenen Kirche, komme da mit einem Priester zusammen, den ich sonst nicht getroffen hätte, und gerade dieser Priester sollte unser Wegweiser werden.

Er erzählte mir beim Frühstück, daß er tags vorher ein Mädchen in der Reserve getroffen habe, das kürzlich von meiner Mission in die Stadt gezogen sei. Nach seiner Beschreibung konnte es nur das Mädchen sein, das wir suchten. Wie soll ich da meine Freude schildern! Ein Dankgebet in der Kirche entsprach mehr meinen Herzensgefühlen, als das beste Frühstück.

Dieser Priester schilderte mir nun, daß er am Tage vorher in der Reserve war, um seine halbwießen Christen zusammen zu trommeln für die in den nächsten Tagen beginnende Volksmission. Er selbst habe mit der Pastoralen der Schwarzen nichts zu tun, kenne auch nicht deren Sprache. Für die Schwarzen ist nämlich ein eigener Priester angestellt. (An diesen hatte ich mich bereits gewandt, er konnte mir aber keinen Aufschluß geben). Wie er nun da bei seinen halbwießen Christen vor spricht, glaubt eine katholische Frau ihn darauf aufmerksam machen zu müssen, daß ein junges Pärchen in der Nachbarschaft wohne, das auch katholisch sei und erst zugezogen wäre. Der Priester sucht dasselbe sofort auf und findet das Mädchen auch zu Hause, da es an jenem Tage gerade sich nicht wohl fühlte und deshalb nicht zur Arbeit gehen konnte. Wenn ihm die ganze Sachlage auch in verkehrter Weise mitgeteilt wurde, so konnte er doch die nötigen Notizen machen, namentlich von ihrer Wohnung und Beschäftigung. Das war für mich vollständig genügend.

Weltflugheit wird darin ja wohl nur Zufall sehen, aber der gläubige Christ muß darin Gottes Walten und Vorsehung preisen. Also der betreffende Priester mußte gerade zu dieser Zeit seine Christen auffinden, und somit das Versteck der Davongelaufenen ausfindig machen; am selben Abend noch mußte der Plan geändert werden, wonach ich nicht in der Pfarrkirche, wie zuerst bestimmt war, sondern in einer anderen Kirche zelebrieren mußte; und dann mußte ich mit jenem Priester zusammen treffen, der allein von den Leutchen wußte, die wir so ängstlich und bisher erfolglos suchten. Man mag all das Zufall nennen, für mich war es göttliche Vorsehung; und meine erste Handlung, nachdem ich mich vom Priester verabschiedet hatte, war ein Besuch in der nahegelegenen Kirche zu einem aus tieffstem Herzen kommenden Dankgebet; denn ich war mir bereits des Erfolges sicher.

Die Frage war nur mehr diese, ob sie wohl freiwillig mit nach Hause gehen werden, oder ob wir Gewalt anwenden werden müssen.

Zunächst hieß es noch manche Geduldproben zu bestehen, und es wurde Mittag, bis wir unser Ziel erreichten.

Es war gerade nach der Mittagszeit, wo ich noch einige Geschäfte in der Stadt erledigen wollte. Wie ich so nichtsahnend der Straße entlang ging, lief mir das gesuchte Mädchen auf offener Straße direkt in die Hände. Soll ich da eigens erwähnen, daß mich die Freude all den Kummer vergessen ließ, den das Kind mir bereitet hatte.

Einmal gefunden, sollte sie mir nicht mehr entwischen. Zunächst mußte ich das verlorene und wieder gefundene Kind der Mutter zuführen. Welch ein Wiedersehen! Wer kann es der Mutter verargen, wenn auch bei ihr die Mutterliebe über das Herzeleid siegte. Die Worte, womit die Mutter ihr Kind begrüßte, waren diese: „Didi, wie du um unsere Einwilligung batst, katholisch werden zu dürfen, gabst du als Grund an, daß der katholische Priester sich der Seelen annimmt. Heute habe ich die Wahrheit deiner Worte selbst erfahren.“ Und auch nachher, wo nur immer diese andersgläubige Frau mit Leuten zusammenkam, konnte sie nie genug hervorheben, was ein katholischer Priester für eine verirrte Seele zu tun imstande sei. Ganz sicher werden diese Opfer und Be schwerden dieser verlorenen Seelen wegen, ganz unvorhergesehene Folgen haben.



Professoren des St. Josephsstollegs in Altdorf, Uri

Mit dem Mädchen war die Sache bald erledigt; sie war ja nur zu froh, daß jemand kam und sie erlöste. Wie sie mir nachher erzählte, habe sie mich schon von weitem erkannt, und wenn ich nicht auf sie zugegangen wäre, wäre sie mir nachgelaufen. Dieses Höllenleben hätte sie nicht länger mehr ertragen können; es fehlten ihr nur die Mittel, sonst wäre sie schon lange zurückgekehrt. Im Verlauf des Nachmittags kam auch der Bursche heim: Auch er griff mit Freuden nach der rettenden Hand, und somit war man sich bald einig, daß am nächsten Morgen die Heimreise angetreten werde, alle mitsammen, auch der Bursche miteingeschlossen.

Das Mädchen war nun einmal in den Burschen verliebt, und da derselbe nun auch nicht gerade schlecht war, sondern nur sehr leichtfertig, so glaubte man, die Sache durch eine baldige Heirat ordnen zu können. Aber da gab es noch ein großes Hindernis, und das war der Vater von dem Mädchen. War die Mutter mehr um das Seelenheil ihres einzigen Kindes besorgt, so war der Vater mehr auf die zu bekommenden Ochsen bedacht. Aber der Bursche hatte noch nichts zusammengespart und hatte auch von zu Hause nichts zu erwarten. Aber auch da fand sich ein ganz

unvorhergesehener Ausweg. Man einigte sich zu einem Vertrage, der eigentlich den gewöhnlichen Gebräuchen der Eingeborenen widerspricht. Heute sind beide bereits durch das Sakrament der Ehe vereinigt. Die Kraft des Gebetes hat auch heute noch nicht nachgelassen, das sollte im Geschilderten bewiesen werden. „Bittet und ihr werdet empfangen, suchet und ihr werdet finden.“

Was man alles als Missionshelfer tut!

Von W. Vieten Bulawayo

Frühmorgens, wenn die Hähne krähn, steht man mit den Schulbuben auf und kontrolliert, ob alles gesund ist. Dann sorgt man, daß sie zeitig in die Kirche kommen und daß der Gang dahin gesittet vor sich geht. Die Buben sind nämlich hier nicht besser, eher schlimmer, als daheim. Nach der Kirche Betten machen lassen, Stubendienst und Frühstück überwachen. Gut, daß man einmal Soldat war. — Dann ist man die Rasselbande für die Schulstunden los.

Nun heißt's wahrscheinlich mit der Vorhj irgendetwas anschleppen. Morgen z. B. habe ich eine Strecke von 50 Kilometer zur Post und Bahn. Da muß man sich auch überall auskennen. Wenn die Schule geschlossen ist, lernen hier die Burschen allerhand Handwerksfertigkeiten; da könnten die mir allerdings etwas beibringen. Aber dann heißt es, um das Renommee zu wahren, überall mit sachverständiger Miene herumgehen und sehen, daß trotz meiner mangelnden Kenntnisse die Arbeit gefördert wird. Und so nach und nach komme ich ja auch hinter die Kniffe und denke mir auch praktischere Handgriffe aus und so habe ich einen Nimbus, der mir nicht zukommt. Eine gute Stütze ist allerdings der Bruder, der aber meist bei einer Arbeit festhängt. Das andere muß man sich selber denken. Aber wofür habe ich mich in meinem Leben sooft umstellen müssen?

Ist das alles fertig, dann folgt Abendessen, das hier sehr früh liegt und dann hat die Korona noch einige Stunden zum Spielen. Dann kann man aber den Augen die Kost geben. 8 Uhr abends ist man endlich auch für sich auf der Welt und da ist es gut, daß man Kurzschläfer ist, sonst möchte ich gerne hören, was ihr von mir zu hören bekämt. Zwischen der Beaufsichtigung studiere ich für mich englisch usw. Und kontrolliere die ankommende und abgehende Post der Burschen und die sonstigen Wünsche, die sie etwa haben, finden dann auch ihre Erledigung. Zu Hause hatten wir keine Kinder, jetzt haben wir eher zuviel. Das Essen bezw. die Zeit dazu muß man sich schon mehr stehlen. Aber gesund ist dies Leben und alles wird gerne von mir getan, da sonst die Herren Patres in der Arbeit verkämen, die sie früher alle dazu taten. Auch muß ich mir die Zeit frei machen, um im Gartenbau und Viehzucht noch firm zu werden und wenn es nicht anders geht, wandere ich mit einer Kolonne meiner Schutzbefohlenen dahin. Es kommt auch vor, daß man erst um 12 Uhr auf den Stroh-, nein Maisstrohsack, kommt, aber auch, daß man mit der ganzen Kommunität, Patres, Brüdern usw. zwischen der Spielbeaufsichtigung am Abend noch einen handfesten Schaffkopf spielt. Dann muß derjenige, der nicht mitspielen kann, weil wir zuviel sind, immer heraus Aufficht

machen. Ober es kommt mal endlich wieder eine europäische Zeitung an und die wird gemeinschaftlich befaut und verdaut.

Dann kommt wohl auch ein Besuch, dem man alles zu zeigen hat und noch tausend kleine Anforderungen, die ihr Recht haben wollen. Es ist schon Arbeit und mehr als genug für die Missionshelfer: Wenn einer aus Euch Lust verspürt, nur los. Er wird wahrscheinlich nach einem Jahr meinen Platz haben können. Warum, erzähle ich noch nicht. Ihr werdet noch früh genug von einer eventl. Primiz hören. Hoffentlich! Könnt mal daran denken, wenn ihr gerade ein Vaterunser betet!

Die Patres haben hier mehr Arbeit mit unterrichten als daheim. Hier sind auch noch ganz alte Heiden, die den Katechismus lernen müssen und das geht hübsch langsam. Die Predigten müssen immer in 2 Sprachen gehalten werden: englisch und Eingeborenen sprache. Beichthören ebenso. Dann wollen die Außenschulen besucht werden, wo so ein Pater gut und gerne seine 100 Meilen mit dem Fahrrad macht und wo auf der Erde geschlafen wird, bedroht von Schlangen und Ungeziefer und mit sehr mangelhaftem Essen. Dabei sind nur zwei Herren hier und 120 eingeborene und 60 farbige Schulkinder. Den Hauptunterricht daran geben allerdings 5 englische Schwestern. Wie könnten die Patres das auch allein? Aber die Schwestern müssen auch noch kochen und waschen und die Kirche besorgen, Blumen und Obst ziehen, Kleider herstellen für die Kinder und so hat hier jeder sein vollgerütteltes Maß an Arbeit. Es könnten noch ein paar Helfer einspringen, da nur ein ständiger Bruder da ist, der alle Hände voll zu tun hat und noch mehr: Ein zweiter Bruder ist Bau-Mensch und geht durch alle Stationen der Mission, wo was zu bauen ist. Der ständige Bruder besorgt neben der Schreinerei die Schlosserei und den eigentlichen Feldbau, der noch ausgebaut werden muß, soll man für alle zu Essen haben bei den fargen Zuflüssen an Geld, die von Europa kommen. Die Schwarzen haben nichts, die holen sich höchstens was. Und die schwarzen Schulkinder sind oft die ärmsten, weil sie von Vater und Mutter verlassen sind und so arbeitet hier alles Hand in Hand, um aus den Armuten der Armen noch Menschen zu machen.

Und das Herrgottswort wird ja auch einst nicht trügen: Was ihr den Armuten meiner Brüder getan, das habt ihr mir getan! — Liebe Leute daheim! Ich bettle, nicht für mich, wahrhaftig nicht, aber wenn ihr was übrig habt, gebt, es ist hier viel bittere Not und wir leben schon einen Monat auf Pump, weil kein Pfennig Geld mehr da ist und alles noch Einkommende schon seinen Weg weiß. Zu Essen ziehen wir uns schon, aber da sind noch eine Menge anderer Bedürfnisse, zu denen unbedingt Geld gehört. Auch Stoffe, Kleider und Wäsche werden gebraucht. Egal, wie alt der Schnitt und das Muster ist, hier ist alles modern. Und die Kleider können auch dreierlei Farben haben und noch mehr, ja können aus Puppenlappen zusammengesetzt sein zu Kleinkinderkleidchen. Vielleicht sind sie hier nur umso schöner. Schuhe braucht's nicht, hier läuft man barfuß! Wenn ihr was habt: Bitte, bitte!

Dem Missionsalmosen wohnt die Kraft inne, den Geber auch in der Ferne zum Gehilfen apostolischer Männer und zum Teilnehmer an ihren Verdiensten zu machen.

Papst Leo XIII.

Der Sohn des Freimaurers

Von Anna Kahser — Nachdruck verboten!

(Fortsetzung)

Warum zogt er nun, die fesselnden Bande mit einem mutigen Entschluß zu brechen? — —

Als er vom Berge hinabstieg, lag eine ruhige Entschlossenheit auf seinen Augen. Die Unsicherheit war von ihm gefallen.

Er trat, heimgehend, zu einem Dankgebet in die Franziskanerkirche.

Die stille Gestalt, die hinter einem Pfeiler verborgen kniete, sah er nicht.

Auch Ruth hatte in ihrem Entzagungsweh nach dem Frieden der Gottesnähe verlangt. Der erste jähre Anprall war zwar überwunden, aber es war alles in ihr wie tot.

Da sah sie Herbert durch die Seitenhalle schreiten und zum Gebete niederknien.

Der Anblick bewegte sie tief. Das Wort eines Geistesmannes ging ihr durch den Sinn: „Es ist etwas Großes um den Mann in der Schlacht; aber noch größer ist es, ihn im Gebete zu sehen.“ Bisher hatte sie dieses Geheimnis nur als Licht empfunden, das warm und hell und froh und dankbar macht. Jetzt war es über ihr wie eine ganz schwere Dämmerung, unter der auch nicht das kleinste Lichtlein hellte.

Sie fühlte, was auch Herbert in dieser Stunde empfand: Über ihnen beiden schwiebte ein hohes Geheimnis: Gott.

Als Herbert hinausging, bemerkte er Ruth. Er wartete auf sie. Sie drückten sich schweigend die Hände. Zu sprechen vermochten sie nicht. Zu großes Erleben lag zwischen ihnen. —

Am Abend, als Herbert ins Kloster hinabging, seinen väterlichen Freund, Pater Gerhard, zu besuchen, ging Frau Werner zu ihrem Gatten, um mit ihm über Herberts Angelegenheit zu sprechen.

Unheilvoll flammte es in des Justizrats Augen auf, als Frau Mathilde hereintrat.

„Kann mir schon denken, was du hast. Fang nur erst gar nicht an.“

Aber, Kurt, laß uns doch einmal vernünftig über die Sache reden. Bedenk', auch andere haben eine Überzeugung, die du verstehen oder doch achten dürfst. Herbert ist in dem Alter . . .“

„ . . . ist in dem Alter, in dem er zu jeder Dummheit fähig ist,“ unterbrach er sie heftig. „Er ist ein Schwärmer, das wußte ich. Doch daß er den Kuttens nachließ, das ist zu stark, das konnte ich von einem Werner nicht ahnen. Als kleiner Knirps steckte er schon immer drunter bei den Mönchen. Das habe ich nun von mei-

ner Duldsamkeit. Und du hast das übrige getan mit deinem ewigen Kirchenlaufen und Wallfahrten. Ich hätte eher dazwischen fahren sollen. Nun ist es zu spät. Es ist zum Rajendwerden!“

„Wenn es nun aber sein Beruf ist! Du willst doch auch sein Glück.“

„Gerade weil ich sein Glück will, will ich ihn vor dieser ungeheuren Torheit bewahren. Und so viel solltest du mich doch kennen, um zu wissen, wie ich über diese Art von Glück denke. Ein Mann, der nicht so viel Mut besitzt, mit so nörrischen Aktionen fertig zu werden, ist in meinen Augen kein Mann. Und ich fürchte, daß er ein ganzer, ein Werner sei.“

Frau Mathilde fühlte mehr und mehr die tiefe Kluft zwischen ihren beiden Weltanschauungen, die sich bei jedem Wort vertieften. Herbert war nach Herz und Seele ihr Kind. Das mochte ihr Mann mit Bitterkeit fühlen.

„Kurt, erinnerst du dich noch, wie oft du gesagt hast und unsere Bekannten auch, daß Herbert unter Dutzenden seiner Kollegen eine rühmliche Ausnahme bilde? Hast du nie darüber nachgedacht, worauf sich dieses edles Menschentum gründet? Nur auf das Fundament einer echt christlichen Weltanschauung. Möchtest du denn, daß er so wäre wie — ich brauche dir keine Namen zu nennen.“

„Bist dem Jungen ein vorzüglicher Anwalt,“ spottete Werner. „Er hat dir ja von jeher alles getreulich nachgebetet. Die Früchte ernte nun ich, ich, der für ihn gearbeitet, ihn in ein warmes Nest zu setzen.“

In äußerster Erregung stürmte er auf und ab.

Frau Mathilde seufzte. Es war alles umsonst.

„Soll mich nicht wundern, wenn das Mädel auch eines Tages kommt und zu den Nonnen will. Die hat der Junge ja auch auf dem Gewissen. Ein zweites Mal wirft die sich nicht weg. Dafür mußt du sie kennen.“

„Das tut sie auch nicht, Onkel. — Aber bei euch bleiben, solange ihr wollt, — das tut sie gern.“

Beide wandten sich überrascht zur Tür. Dort stand ernst und ruhig — Ruth, tiefe Glut im Amt. Ihr Klopfen war überhört worden, und so vernahm sie des Onkels letzte Worte noch. Sie trat zu ihm und legte bittend die Hand auf seinen Arm.

„Du läßt ihn gehen, Onkel . . . ja?“

Sie sah ihn an, wie wohl ein wundes
Reh den Weidmann anbliekt, wenn es um
Schonung für seine Jungen steht.

„Das bittest du mich . . . du?“ Heftig
schüttelte er ihre Hand ab. „Und ich Tor
habe gedacht, an dir einen Anwalt zu
haben . . . Bist wohl auch froh, wenn er
fortkommt?“

„Onkel!!“

Ein so bitteres Weh durchzitterte ihre
Stimme, daß er betroffen aufsah.

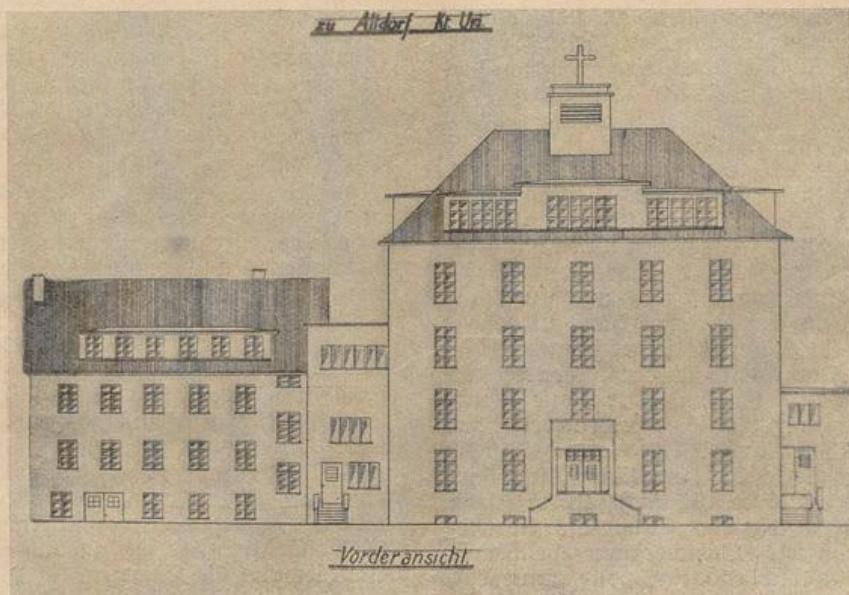
Aufweinend wandte sie sich ab.

Das war ihm zu viel. Tränen waren
ihm verhaft. „Barbar, der solch eine Per-
le wegwirft!“ dachte er grimmig. „Der
närrische Knabe!“

säze und religiösen Betätigung war alles,
was sie erreicht hatte. —

Das waren nun die Ferien, auf die sich
Werners den ganzen Sommer über ge-
freut hatten, da Herbert heimkommen wür-
de als ganzer, fertiger Mensch: „Es ist
erreicht!“ Der Berg mit den unbegrenzten
Ausichten war erklimmen. Nun sollte
mal erst gerastet werden. Der Justizrat
hatte sich seine Ferien auch in diese Zeit
gelegt und mit Frau Mathilde und Ruth
einen Reiseplan nach dem andern gemacht.
Keiner schien ihm schön und reichhaltig
genug.

Nun nannte keiner mehr das Wort
Reisen.



So soll St. Josef in Altendorf (Schweiz) werden

Damit warf er die Türe zu, stürmte
aus dem Hause den Weg zum See
hinab.

Frau Werner trug auf beiden Schul-
tern. Ihr Herz segnete Herberts Wahl . . .
wenn auch unter herbem Opfer. Und blu-
tete unter dem Berwürfnis zwischen Gatt-
en und Sohn.

Hätte sie solche Konflikte als Achtzehn-
jährige ahnen können, als sie sorglos ver-
trauend die Hand in die des schwärmerisch
geliebten Mannes legte! In dem großen
Glauben frommer, hinter Klostermauern
verlebter Jugend hatte sie auf die All-
macht der Liebe vertraut. Hätte sie gehofft,
den Mann, der ihr die Verkörperung jeg-
licher Vornehmheit und Ritterlichkeit
schien, im Sturme zu Gott und Glauben
zurückschaffen zu können.

Eine überlegene Duldung ihrer Gründ-

Die Nachbarvillen standen schon mit
geschlossenen Läden und Toren. Das Wer-
nersche Haus lag mit offenen blumen-
prangenden Fenstern unter der Sommer-
sonne, aber drinnen war eine Stille, als
ob einer im Sterben läge. Der Hausherr
kam kaum aus seinem Arbeitszimmer.
Nur bei den Mahlzeiten ließ er sich bei
den Seinen sehen. Und dann ging kein
Laut, als ein gelegentliches Räuspern, das
leise Klirren des Geschirrs und hier und
da ein „Bitte“ und „Danke“. Jeder Ver-
such Herberts, eine Unterhaltung in Gang
zu bringen, zerging an Werners starrem
Schweigen. Er litt schwer. Das fremd-
falte Wesen des Vaters, der Mutter stillle
Schwermut, die ganze mit schroffsten Kon-
trasten gefüllte Atmosphäre im Eltern-
hause, das alles legte sich lähmend auf
seine Willenskraft. Wenn er Ruths wehes-

Lächeln, das Beben ihrer Hand, wenn sie die seine berührte, die dunklen Schatten um ihre Augen sah, dann trieb es ihn hinaus auf einsame Waldwege. Stundenträger Mutlosigkeit wechselten mit Tagen heftigen Kampfes. Er fühlte, lange würde er nicht mehr neben so viel stummem Schmerz herleben können.

Und der Versucher grüßte: Mit welchem Rechte quälst du diese Menschen, die dich lieben . . . das junge Kind, das dir vertraute? Mensch ohne Herz und Blut, der so viel Liebreiz zur Entzagung verurteilen kann! Sieh, wie sie leidet um dich! Tor, der du einem Phantom nachjagst, das dir Dornen gibt statt Rosen, Verzicht statt Genuss . . .

Bilder stiegen betörend auf und umgaukelten seinen kampfmüden Geist. Er sah sich mit Ruth auf den Sonnenpfaden des Lebens, sah die Eltern neu aufleben im Glücke der Kinder. So viele andere wußte er auf diesem Wege, Edelmenschen. Ein reiches Leben lebten auch sie, und ein schönes Ziel würden auch sie erreichen. Wie der junge Philologe Mauring in dem kleinen Schweizerhäuschen unten am Seeufer. Wenn er von einsamen stundenweiten Spaziergängen kommt, müde und unlustig, heim ins traurige Haus zu gehen, dann sieht er ihn mit seiner jungen lieblichen Frau wohl auf der Rosenveranda sitzen, hört sie plaudern oder Laute spielen und singen, hört die beiden reizenden Braunköpfe lachen. Und seine Schüler, von der Sexte bis zur Prima, schwören auf ihren Lehrer. Glücklich sät er seinen Samen in lenzliche Erde, läßt sie von des Himmels Sommeronne beschneien und heimst lachend eine volle Ernte ein. Und wird ihm mal die Stirne heiß, so wischt eine weiche Hand ihm lächelnd den letzten Schweißtröpfchen ab.

Herbert begegnete den beiden einmal tief im Forst, wie sie, hingelagert an einer heimlichen Quelle, mit den Kindern ihr abendliches Mahl hielten. Ein Bild glückgesättigten Genügens. Er sah es ungesessen. Da packte ein Fieber seine Sinne, sein Denken irrte in einem süßen Schwindel. Und in diesem Schwindel sah und fühlte er nur ein Bild — Ruth. Ruth, wie sie ihm aus einer Welt voll Sonne und Helle verlangend und verheißend die Arme entgegenstreckte. Warum soll er nun sein Glück in einer Welt suchen, aus der die Gletscherluft ihn antreibt, aus der die Entzagung mit knöcherner Hand nach ihm greift, — in der all das warme, gottgegebene Glücksverlangen zur Sünde wird . . . ?

Gequält stöhnte Herbert in solchen Stunden auf, und immer weiter floh er vor sich selbst. Hatte er zu viel von sich erwartet, zu viel auf eigene Kräfte ver-

traut? Er hatte es doch gewußt, daß er auf den ersten Begeisterungsturm kein Leben würde aufbauen können, daß auch der fühlreiche Verstand zu seinem Rechte kommen wollte. Er war sich groß vorgekommen in seinem ersten Heldenmut, einem Feldherrn gleich, der eine schwierige Stellung mit einem einzigen kühnen Ansturm nehmen möchte.

Fast hatte er sich selbst bewundert. Kaum, daß er andere, Bedachtsame, begriffen hatte.

Warum zögert er nun noch? Warum zerreißt er nicht mit mutvollem Entschluß die Bande, die ihn halten? Weil er das warme heimische Nest nicht, noch nicht verlassen will. Und die Althmosphäre, in der Ruth lebt und um ihn leidet.

Er weiß, es ist ein süßes Gift das er tropfenweise in sich aufnimmt. Tatenlos sieht er dem Kampfe der beiden Mächte in seiner Brust zu. Kaum, daß er sich noch Rechenschaft gibt, auf welche Seite er den Sieg wünscht.

Nun war er bereits drei Wochen daheim. Und immer noch verharrte der Vater in derselben fremden Feindlichkeit, die nicht einmal den Gedanken an eine Annäherung oder ein Ansprechen zuläßt. Er tat, als wären die drei Menschen neben ihm einfach nicht da. An manchen Tagen kam er überhaupt nicht heim.

Frau Mathildes Ausdruck und ganzes Wesen sprach von tiefem Leide, von schlaflosen Nächten und heimlichen Tränen.

Und der Sommer lag so leuchtend und sonnig, so schwer von Segen über dem Lande wie lange Jahre nicht. Der Himmel und der See blauten sich an und tranken die Lieder und die Wonnen, die in trüner Fülle zwischen ihnen waren.

Der Park vermochte die Überlast der Blüten und Düfte nicht zu fassen, insonderheit keiner davon nahm. Da trug er sie hinaus zu den sommerseligen Menschen, die in leichten Gondeln über die Wasser glitten, zu den Winzerinnen in den Weinbergen und zu den Sennerrinnen auf den Almen.

Denen schwoll das Herz im Busen und das Lied in der Kehle, wenn sie mit durstigen Sinnen die süßen Taldüfte mit dem herben Hochwind einsogen.

Aber das blonde Mädchen, dem sie in schwelender Rauschfülle in die Sinne quollen, seufzt, wenn es durch die bunte Bracht ging: „Wäre nur erst alles vorbei!“ Und wurde immer trauriger und schmäler von Wangen und Gestalt.

Ungebrochen verwelkten die Rosen im Springbrunnen. Ruth merkte auch nicht, als die Alstern ihr fühlles Leben begannen, wußte auch nicht, wann die kleine Ammer vor ihrem Fenster das letzte Lied

gesungen hatte. Nur als sie eines Tages hurtig hin und wieder flog, da merkte Ruth, daß sie ihr Nestglück zeigen wollte. Sie sah die flaumigen Körperlein zappeln, sah gesperrte Schnäbellein und Auglein wie rollende Perlen, und die Alten wippend und äugend und wohlig zufrieden drüber auf ihrem Aste.

Da lächelte Ruth — und seufzte — und drückte ein Weilchen die Hand an die Augen. Und fühlte, daß ihr der Sommer weh tat. Und die Sonne und die Rosen und die singenden Kinder am See und die flaumigen Vöglein im Nest. —

Auf dem „Drudenfels“ saß Herbert am liebsten, wenn die Unraut und Ruths Nähe ihn hinaustrieben. Wir und planlos übereinandergetürmte Felsen waren es, wie von zornigen Göttern zerklüftet und zerrissen. Hier hatten er und Ruth einstmals ihren Auslug gehabt, hatten den Enten und Schwänen Futter zugeworfen, und Steinchen in die Flut geschleudert und die Kreise, die sie zogen, gezählt. Und die Spaziergänger belauscht, die unten in der Felsbucht saßen.

Herbert wußte, daß auch Ruth dieses Plätzchen lieb hatte. Aber zweimal in letzter Zeit, wenn sie ihn vom seitlichen Kletterpfad aus erspäht hatte, war sie wie ein erschrockenes Reh umgekehrt. In letzter Zeit mied sie die Klippen ganz.

Herbert fühlte sich hier wohler als drinnen auf den blumenbunten Seewegen. Diese von einer strengen Gewalt zerrissenen, grauverwitterten Felsblöcke taten ihm wohl, wie eine furchtige Greisenhand dem jungen Unbänd. Wenn er oben stand, von herber Seebriise umweht, war ihm, als ob er den Geist der Großen spüre, die auch einsam auf rauhen Höhen zwischen Gott und Menschen rangen. Moses, der große Titane der Altzeit auf Sinai. Bruder Franz auf dem wilden, menschenfeindlichen La Verna. Und immer deutlicher, immer drängender hörte er in solchen Stunden den Ruf des großen Königs, dem der Feind seine Völker in Banden hielt. Und immer noch zauderte und schauderte die Natur in ihm, wenn er an den strengen Heerdienst dachte, an jene Völker und ihr dunkles, heißes Land. Es gab auch Tage, Stunden, in denen er, ohne sich noch einmal umzusehen, hätte hinstürmen mögen, sich in die vordersten Frontreihen stellen und Land und Volk im Sturm erobern. Aber wenn er dann einen neuen Weg zum Vater wagen wollte, wenn er die liebe Stimme der Mutter hörte und als lezte „Ruth, lebe wohl!“ dachte, dann tat er einen langen Atemzug — und seufzte: „Morgen!“

Eines Tages aber erkannte er, daß nur eines ihn noch vor sich selber retten könnte,

die Flucht. Fort — in die Ferne, wo der Blick weiter, der Geist freier, der Wille entschlossener wird!

Er wollte bei sinkender Sonne eben vom Drudenfels herabsteigen, da hörte er aus der Grotte unter sich Stimmen. Er sah hinab, sah einen weißen Strohhut im Kies liegen und hörte eine Kinderstimme: „Tante Helto, wahum weinst du?“

„Tante Helto nit. Tante Hut isse das doch“, zwitscherte ein zweites Stimmenchen.

Herbert sah den kleinen Knirps mit Muscheln herbeilaufen. Es waren wohl die Kinder des jungen Fährmanns, der um diese Zeit Fremde über den See fuhr.

„Tante Hut hans lange nit meh mit Talla und Annie pielet“, klagte das kleine Mädelchen. „Tante Hut hanit meh hieb!“

„Woll hieb, Tante Hut“, widersprach der kleine braune Kerl. „Hat hans sicher Weh-weh habt, Tante Hut. Hat hans weiße Bäden.“

„O, Weh-weh, aame Tante Hut! Tamm, Annie dich hans viel hiebhaben. Dann einmal singen von kleine Hänsel und Gretel, bitte, bitte!“

Herbert beugte sich weiter über den Felsen. Er sah Ruth auf der niedern Birkenbank sitzen. Er hatte nicht gewußt, daß sie wieder daheim war. Sie war vor drei Tagen zum Geburtstag ihrer Freundin nach Nürnberg gefahren, und er wunderte sich, daß sie schon zurück war.

Die drolligen Kleinen waren ihr auf den Schoß geklettert, und sie hatte um jedes einen Arm geschlungen. Aber er hatte noch keinen Laut von ihr gehört.

„Nu, Tante Hut, singen!“ hörte er gebieterisch das Mägdelein drängen. Da sang Ruth, und die feinen Kinderstimmen fießen ein: „Hänsel und Gretel verirrten sich im Wald, es war finster und so bitter kalt . . .“

Herbert trat zurück. Das Singen tat ihm weh. War dieses Weinen in flagenden Molltönen alles, was von Ruths wohnen Liedern geblieben war, um die wohl noch der See und die blauweiße Gondel trauerten? Und der Flügel im Gartenzimmer.

„Tante Hut tann nit mehe hön singen. Imme noch Weh-weh, aame Tante Hut?“ sagte das kleine Mädel. Und kindlich tröstend: „Talla un Annie tommen heute mogen mal wiede, bingen hanße Masse Muscheln mit. Dann hat Tante Hut kein Weh-weh mehe!“

Ruth flüsterte etwas. Er dachte, daß sie die Kleinen wohl küssen möchte. Dann sah er die Kinder davontrippeln, dem Vater entgegen, der eben mit seinem Kahn anlegte.

In plötzlichem Entschluß stieg er rasch

seitlich die Klippen hinab, ging ein Weit-
ehen den Weg auf und ab und dann wie
von ungefähr auf Ruth zu.

Sie mochte sich unterdes gesammelt ha-
ben. Er sah, daß sie blaß war, aber ganz
ruhig. Sie kam ihm entgegen, und er frag-
te sie nach ihren Freunden in Nürnberg.
Sie erzählte vom Wohlbefinden aller
Pirkholt. Dann schwiegen sie wieder und
gingen langsam auf und ab. Der See lag
unter dem blutroten Scheidelicht der Son-
ne, Tausende von Leuchtkäfern schwirr-
ten, die weißen Schwäne zogen dem
Schilf zu, eine erste Albendglocke von
weither aus den Bergen läutete den son-
nenfatten Tag zur Ruhe.

Herbert fühlte wieder den traumnahen
Zustand, den die Sonne über Menschen
bringt, wenn sie sie in der Nacht allein
läßt. In dem es die Menschen drängt, bei
Menschen zu sein.

Er raffte sich mit einem innern Straffen
los. Er wollte nicht das, was er sich am
Morgen in einer Opferstunde und eben
auf seinem „Sinai“ errungen, in einer
traumslaffen Albendweile wieder ver-
lieren. Darum jetzt ohne weitere Verhand-
lungen mit dem Feinde den zerreibenden,
tatenlosen Stellungskampf abbrechen.

„Ruth!“

Sie sah ihn mit bangen Augen an, als
zittere sie vor einer neuen Wunde.

„Wenn ich weit fort sein werde von
daheim, Ruth, wirst du bleiben, was du
immer warst, die Tochter meiner Eltern?“

Sie standen am eisernen Wehr, wo der
See tief und strandlos war. Ruths Hand
lag schmal und müde auf dem Rand. Er
legte die seine einen Augenblick auf die
ihre und fühlte, wie sie aufzuckte. Auch
ihre Stimme war unsicher:

„Willst du denn schon . . . ?“

„Nein, in unser Märchenland geht die
Fahrt noch nicht“, lächelte er. „Nur ein
wenig umgucken will ich mich unter den
verschiedentlichen Sternen. Muß doch se-
hen, ob ich die Fleischköpfe Ägyptens für
den Honig — und die Heuschrecken Ka-
naans lassen kann. Bis ich wiederkehre,
Ruth, — werden meine Eltern nicht allein
sein?“

„Warum fragst du?“ sagte Ruth. Er
fühlte den Vorwurf und drückte warm ihre
Hand.

„Ich danke dir, Ruth. Ich wußte es
ja. Und deinen Bruder vergißtest du auch
nicht?“ Sie nickte nur, und langsam gin-
gen sie heim zu.

In des Justizrats Augen bligte ein
Hoffnungsfunk auf, als er hörte, daß
Herbert reisen wollte. Die Welt draußen
mit ihrem warmen Pulsschlag, mit ihren
immer wechselnden Reizen, dachte er,

würde ihm seinen überspannten Sohn ge-
heilt zurücksenden und er begann zu
hoffen.

Ein Jahr ist dahingegangen. Durch die
weiten Hallen des St. Petersdomes in
Rom schreitet zu einer von Fremden we-
nig benutzten Stunde ein junger Mann
zum Grabe des ersten Papstes. Sein Ant-
litz ist von der südlichen Sonne gebräunt.
Sein Blick ist der eines Menschen, der viel
gesehen und eine Fülle von Eindrücken
in sich aufgenommen und verarbeitet hat.

Ja, Herbert Werner hat viel geschaut
und erlebt und getrunken von fremder
Schönheit und Pracht und Kunst. Er hat
das Leben in seiner unendlichen Vielge-
staltigkeit belauscht, vom raffinierten Lu-
xus der leichtlebigen Menschen an der
Seine, . . . dem üppigen Genießen derer
am Ebro . . . bis zu der heißblütigen Art
der Bewohner der Lagune.

Er ist unter den Palmen und Bedern
Palästinas gewandelt, hat die geweihten
Stätten gesehen, wo der Menschen Größ-
ter seine Erdenwege ging. Er hat auf dem
Tabor Verklärungslicht geahnt und auf
dem Ölberg Todesschauer nachempfun-
den. Auf dem Berge, auf dem einst das
alte Salem seine Schächer richtete, hat er
dem gewaltigsten Drama der Welt-
geschichte erschüttert nachgesonnen.

In Ägyptens monumentalen Königs-
gräbern hat er gestanden. Hat, ergriffen
von der Hinfälligkeit alles Irdischen, den
tragischen Weltschmerz Salomons nach-
empfunden: „Vanitas vanitatum . . .“

„Eitelkeit der Eitelkeiten . . . und alles
ist Eitelkeit.“

Von all seinen Wanderfahrten hat er
es stärker und tiefer wieder mitgebracht,
das unheilbare Heimweh der Seele, die
von Gott und für Gott geschaffen ist, und
unruhig bleibt, . . . bis sie ruhet in ihm.

Hier im ewigen Rom, auf dem von
Märthrerblut geweihten Boden will Her-
bert Werner das letzte Fazit ziehen aus
seinem Weltschauen und -erleben.

Lange hält er Zwiesprache mit dem er-
sten mutigen Christusjünger. Der legte
Neh und Werkzeug aus der Hand, als ein
Größerer ihn rief. Und sah nicht mehr um
nach Heim und Familie.

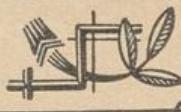
Auch ihn ruft Gott zum Menschen-
fange. Er ist bereit.

Die Kuppel von St. Peter lag schon im
Abenddämmer, als Herbert aus dem Por-
tale trat. Beim Obelisk auf dem Peters-
platz blieb er stehen, in Bewunderung
des grandiosen Steindenkmals verloren,
das in seiner wuchtigen, massiven Einheit
so recht den Felsen Petri verbeeldet.
(Fortschung folgt)

Vergißmeinnicht



Illustrierte Zeitschrift der
Mariannhiller Mission



Nummer 5

Mai 1935

53. Jahrgang

Die Mutter

Wer einmal, Mutter, Dich erblickt,
Wird vom Verderben nie bestrickt . . .
Laß, süße Mutter Dich erweichen,
Einmal gib mir ein frohes Zeichen.
Mein ganzes Dasein sucht in Dir,
Nur einen Augenblick sei Du bei mir!

Oft, wenn ich träumte, sah ich Dich
So schön, so herzensinniglich;
Der kleine Gott auf deinen Armen
Wollt' des Gespielen sich erbarmen . . .
Gebenedete Königin,
Nimm dieses Herz mit diesem Leben hin!

Du weißt, geliebte Königin,
Wie ich so ganz Dein eigen bin.
Hab' ich nicht schon seit langen Jahren
Im stillen Deine Huld erfahren? . . .
Unzähligemale standst Du bei mir,
Mit Kindeslust sah ich nach Dir;
Dein Kindlein gab mir seine Hände,
Daß es dereinst mich wiederfände;
Du lächeltest voll Zärtlichkeit
Und küßtest mich — o himmlischsüße Zeit!

Novalis (Friedrich v. Hardenberg 1772—1801)

Marianisches aus Südafrika

Viele Missionsgenossenschaften arbeiten gegenwärtig an der Ausbreitung des Reiches Christi in ganz Afrika. Fast jedes Schiff bringt auch einige neue Mitarbeiter nach dem Süden. — Die allererste Missionsgesellschaft aber, die afrikanischen Boden betrat, war keine geringere als die — Heilige Familie! Schon kurze Zeit nach seiner Geburt im asiatischen Heiligen Lande wollte der göttliche Welterlöser unseren Erdteil durch seine persönliche Gegenwart auszeichnen. Mit Maria, seiner heiligsten Mutter und dem heiligen Joseph lebte und wohnte er nach der Überlieferung an die 7 Jahre in Nordafrika. Darum wird auch Maria unter dem Titel der Flucht nach Ägypten als Patronin Afrikas und speziell aller afrikanischen Missionen verehrt und angerufen.

Seine sieben geheimnisvollen Aktionssjahre des höchsten Gottgesandten, seiner im Gebets- und Opferleben innigst vereinten Mutter, sowie die Arbeiten, Mühen und Sorgen des Gerechtesten aller Menschen im Norden des Erdteils sind ohne Zweifel ein unversieglicher Quell großer Gnaden für den ganzen Kontinent. Die herrliche Blütezeit der nordafrikanischen Kirche in den ersten Jahrhunderten und die Wunder des Glaubenslebens in der Thebais beweisen es schon. Mehr noch wird es die weitere Entwicklung der katholischen Kirche vom Kap bis Kairo bestätigen. Schon jetzt sind gute Anzeichen einer künftigen Massenbekehrung vorhanden. Die allererste Missionsgesellschaft wird große Siege feiern!

Die Königin im Reiche der Gnade übt ihr Patronat auch über Südafrika mit huldbreicher Segensfülle aus. Heute sei einiges über den alljährlichen Maienmonat im Süden mitgeteilt.

Unter allen Monaten des Jahres ist hier der Mai am reichsten an religiösen und bürgerlichen Festen, Gedächtnistagen und merkwürdigen Daten.

Zum Ersten des Monats prangen die Marienaltäre der katholischen Kirchen und die Maialtärchen der Missionskapellen in festlichem Schmuck. Weiß und Schwarz begeht das „Lieb-Frauenfest von 31 Tagen“ in freudiger Stimmung. Wie viele Gebete, Lieder, Rosenkränze und marienische Litaneien befunden den Eifer in der Liebe und Verehrung der Maienkönigin! Obwohl nach hiesigem Jahreslauf die Natur herbstlichen Charakter zeigt, so verbindet sich doch die österliche Freudenzeit dem Jubel eines geistigen Frühlings der inneren Auferstehung zum Leben der Gnade durch Maria!

Vor bald 70 Jahren nahm in diesen Tagen die Missionierung Südafrikas durch Ankunft der Oblaten der Unbefleckten Jungfrau ihren ersten Anfang. Die Apostolischen Vikare von Kapstadt und Natal gehörten dieser marienischen Kongregation an. Oblatenmissionare eröffneten das Werk der Glaubensverbreitung, namentlich im Basutoland, ihrem heutigen reichgesegneten Hauptmissionsfelde.

In den ersten Maiitagen 1923 begann der Apostolische Delegat seine Amtstätigkeit für ganz Südafrika, die den so erfreulichen Aufschwung des Katholizismus einleitete, wie die Presse neulich statistisch festlegte.

Der 3. Mai, das uralte Fest der Außfindung des hl. Kreuzes, wird in vielen Kirchen und Missionen durch Exponierung und Verehrung des Kreuzpartikels ausgezeichnet. — Unter dem Kreuze aber stand und steht noch Maria, seine Mutter!



Mariannhiller Herz-Jesu-Kirche, Würzburg
Statue von Ihrer E. u. E. Hoheit, Fürstin Margarete v. Turn u. Taxis

Der 6. Mai gilt als Geburtstag einer für die Zukunft wichtigen Organisation: der C. A. U. — Catholic African-Union — die sich seit 1927 als religiös-sozialer Zusammenschluß der Eingeborenen Südafrikas hoffnungsvoll betätigt.

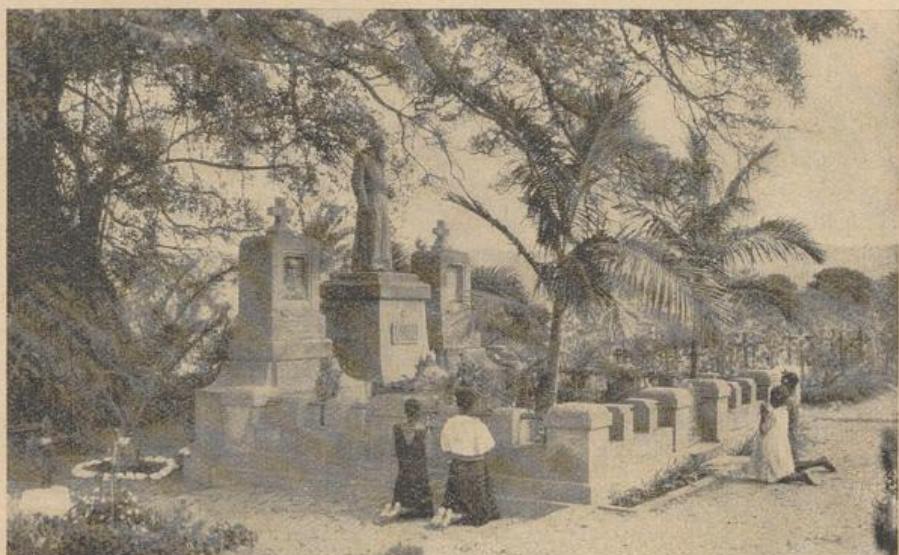
Die Bittage werden zwar nicht wie im europäischen Frühling, mit

Feldprozession begangen, wohl aber mit gemeinsamer Allerheiligen-Litanei in den Kirchen oder kurzem Umzug um das Gotteshaus.

Christi Himmelfahrt zählt zu den wenigen kirchlich noch gefeierten Festen Südafrikas, aber der glorreiche Alufahrtstag des Herrn ist, ähnlich wie der Sonntag in nichtkatholischen Kreisen, zum Vergnügungstag herabgesunken . . .

Daz die „Eismänner“ nicht unbekannt sind, berichtet der Wetterkalender Südafrikas, wo der Frost gewöhnlich Mitte Mai einsetzt und eine Schneedecke zuweilen schon die Gebirgszüge und das Oberland in blendend Weiß kleidet.

Der 17. Mai ist als Gedächtnistag der Heiligspredigung der kleinen heiligen Theresia vielen Südafrikanern teuer, namentlich den Missionsstationen und Schulen ihres Namens und dem ihr offiziell geweihten Basutoland.



Eingeborene Christen beten am Grabe des hochseligen Stifters der Mariannhiller Missionare und der Schwestern vom kostbaren Blut (Mariannhill)

Pfingsten, das große Fest des Heiligen Geistes, zieht sich mehr ins Innere der katholischen Kirche zurück. Die andersgläubigen Engländer und Buren haben als „starke Materialisten und Realisten“ leider wenig Sinn dafür.

Den Söhnen Albions dünt der 24. Mai wichtiger als Gedenktag ihrer berühmten Königin Viktoria und jeziger Empire-day des britischen Reiches.

Für die Mariannhiller Mission aber ist der 24. Mai Jahrestag ihres Gründers, Abt Franz Pfanner sel. Am Feste Maria, Hilfe der Christen, 1909 beschloß der 84jährige Missionspionier sein arbeits- und opferreiches Leben. Seine große Marienverehrung wurde zum Saatkeim so vieler marianischer Früchte in Südafrika, daß sich bereits ein ganzes Buch darüber schreiben ließe.

Diese kleine Skizze datiert vom 25. Gedächtnistage seines Todes, der in Afrika, Europa und Amerika lebhafte Erinnerung an jenen großen

Heimgangenen wachrief, der seine beiden Hauptgründungen Maria Stern und Mariannhill benannte. Letzteres umflocht der selige Gründer mit einem Kranz von 12 Missionsstationen mit den Namen altberühmter Gnadenstätten der Gottesmutter, wie: Einsiedeln, Ottting, Centocow, Lourdes usw., heute lauter Mittelpunkte katholischen Lebens in Südafrika.

Aber auch Jung-Mariannhill in Europa und Amerika feiert alljährlich den Marienmonat mit besonderer Auszeichnung. Daß das Mariannhiller Haupt-Priesterseminar Pius X. auf dem Mönchberg bei Würzburg im Marienlande Bayern gerade zum Beginn des Maien eröffnet werden konnte, — 1928 — war ebensoviel ein Zufall, wie 1911 die Besetzung des Missionshauses St. Paul in Holland. Ähnlich einige andere Häuser im Westen.

Das bürgerliche Südafrika beschließt den Mai mit seinem politisch-wichtigen Union-day, an dem vor bald 25 Jahren — am 31. Mai 1910 — durch Verschmelzung der Kapkolonie mit Natal, Oranje-Freistaat und Transvaal die Südafrikanische Union zustande kam.

Die Mariannhiller Missionsföderation aber beschließt den Marienmonat mit dem von ihr gewählten Patroziniumsfeste: Maria, Mittlerin aller Gnaden! Möge die hehre Patronin ihren Schützlingen in drei Weltteilen Kraft und Ausdauer im heiligen Missionsberufe vermitteln und den Heiden in ihrem weiten Missionsfelde die Gnade der Befahrung zum heiligen Glauben. Allen insgesamt das Privileg wahrer Marienfinden: einen glücklichen Übergang vom Tale der Tränen in das Reich der ewigen Freude!

Darum betet marianisch Südafrika zu den drei ersten und größten Missionären des Erdeils: Jesus, Maria, Joseph, erleuchtet uns, helft uns, rettet uns! Amen.

Mariannhiller Rundfunk: Neueste Missionsnachrichten!

Am Mikrophon: P. Otto Heberling RMM.

Ein begabter und strebamer Eingeborenen-Lehrer: Der katholische Eingeborenen-Lehrer, Mr. Benedikt Vilakazi, der im Mariannhiller Lehrerseminar unter der Leitung von P. Bernard Huß den Studien oblag und eine Zeitlang auch dessen Privatsekretär war, entwickelt sich immer mehr zu einer der meist genannten Persönlichkeiten unter den Eingeborenen Südafrikas. Als er vor 10 Jahren sein Lehrerexamen bestanden hatte, wurde er vom hochwürdigsten Herrn Bischof von Mariannhill im eben eröffneten Eingeborenen-Priesterseminar als Lehrer angestellt. Einige Jahre wirkte er dort sehr segensreich und zur vollsten Zufriedenheit seines hohen Vorgesetzten. Nach einigen Jahren wurde er ins Lehrerseminar nach Mariannhill berufen. Während all dieser Jahre oblag der strebame Lehrer mit allergrößtem Eifer dem Privatstudium und seiner beruflichen Weiterbildung. So legte er dann der Reihe nach mehrere Examens ab. Er begann mit dem Abitur, das ihn zum Besuch einer Hochschule berechtigt, dann machte er sich daran, den B. A. Degree der Universität von Südafrika zu erlangen. Das ist ihm auch in den 3 vorgeschriebenen Jahresprüfungen gelungen. — Für seine hervorragenden schriftstellerischen

Leistungen, besonders für ein Buch mit Gedichten in der Bulusprache erhielt der begabte Mann letztes Jahr von der Carnegie-Stiftung ein Geschenk von 100 englischen Pfund. Ebenso stellte ihm die Universitätsdirektion zusammen mit dem Diplom eines B. A. die Summe von 100 Pfund zur Verfügung, damit er seine Studien fortsetzen und sich auch noch den Grad eines M. A. der südafrikanischen Universität erwerben kann.

Ein Eingeborener wird bei Bulawayo von einem Löwen zerrissen: In unserem Missionsgebiet Bulawayo, in dem es noch sehr viele wilde Tiere gibt, wurde kürzlich ein Eingeborener namens Musonda Chimkwete von einem Löwen zerrissen. Er begab sich eines abends mit vier Kameraden von seinem Arbeitsplatz aus in den umliegenden Busch, um Pilze zu suchen. Nach kurzer Zeit sprang plötzlich ein Löwe auf ihn ein und riß ihn zu Boden. Die übrigen Eingeborenen flohen entsezt dem Lager zu, um ihre Kameraden zu rufen. Rasch bewaffneten sich diese mit Picken und Schaufeln und eilten der Unglücksstelle zu. Durch den Lärm, den sie verursachten, ließ der Löwe von seinem Opfer ab und suchte das Weite. Doch der arme Eingeborene war schon tot. Der Löwe hatte ihm mit einem Zahenschlag das Genick gebrochen. In der Nähe der Unglücksstelle fand man ein halb gefressenes Schwein. Der Löwe war offenbar bei seinem Fraze gestört worden und hatte sich aus Wut darüber auf den ersten der nahenden Eingeborenen gestürzt.

Volksmission in Matatiele und Umzinto: In dem Provinzstädtchen Matatiele im Ost-Griqualand hielt kürzlich ein Redemptoristen-Pater für die weißen Katholiken eine gut besuchte Volksmission ab. Die weißen Katholiken benutzten die Gnadentage mit großem Eifer und luden den Volksmissionar ein, bald wieder einmal zu ihnen zu kommen. — Ebenso fand in dem Landstädtchen Umzinto für die Eingeborenen eine Volksmission statt. Die Predigten wurden dort von dem Missionar, Father Jerome Lijssy gehalten und wurden von den Eingeborenen sehr fleißig besucht.

Eine Rede des Apostolischen Delegaten von Südafrika: Wie wir schon berichteten, wurde der 12. soziale Kurs und C. A. U.-Kongreß in Johannesburg auch mit dem Erscheinen des Apostolischen Delegaten von Südafrika, des hochwürdigsten Herrn Erzbischofs B. J. Gijswijsk hoch geehrt. Dabei hielt der hohe Besucher folgende inhaltsreiche Rede:

Bei Durchsicht des Programmes dieser Versammlung fiel mir sogleich dessen Reichhaltigkeit auf. Die Auswahl der zu besprechenden Gegenstände zeigt klar, daß die Redner das für euch Nützlichste behandeln. Dieser soziale Kurs ist in der Tat ein bildend-erzieherischer in jeder Hinsicht, denn er will euch zur religiösen, zeitlichen und sozialen Wohlfahrt Hilfe bieten. Das Programm trägt echt christlichen und katholischen Charakter. Jeder der 7 Tage des Kongresses beginnt und schließt mit geistlichen Übungen. Das zeigt, daß Gott den ersten Platz einnimmt oder, um mit der Heiligen Schrift zu reden, daß Gott der Anfang und das Ende ist. In dieser Hinsicht ist die Tagesordnung nicht bloß für die gegenwärtige Versammlung, sondern für euer ganzes Leben ausgezeichnet praktisch. Fürwahr, unser Leben ist einem Übungskurse gleich, bei dessen ganzen Verlauf Gott der Anfang und das Ende sein muß. Nur dann herrscht gute Ordnung, Frieden und Glück!

Lasset mich diesen Gedanken noch klarer machen. Mit dem Saße: Gott muß der Anfang und das Ende sein, meine ich, daß all' unser Tun und

Handeln mit dem göttlichen Willen übereinstimmen muß. Mit anderen Worten: Durch unser ganzes Leben müssen wir den göttlichen Willen ausführen und vollbringen. Und da Gott seinen Willen durch seine Gesetze und Gebote kund tat, so müssen wir seine Gesetze einhalten und seine Gebote vollziehen. Gott ist nicht allein der Urheber aller erschaffenen Dinge, sondern auch Erhalter und Regent alles Geschaffenen. Solange nun die Geschöpfe seine Vorschriften einhalten, wird Ordnung, Ruhe, Frieden und somit allgemeiner Wohlstand herrschen.

Betrachtet die Natur. Nach der Erschaffung der Welt „sah Gott, daß alles, was er gemacht hatte, sehr gut war!“ sagt uns die Heilige Schrift. Jedes Ding stand an seinem rechten Platz und alles hatte seine ihm eigene Bestimmung. Und seit der Welterschaffung geht alles in der Natur regelrecht voran wie eine vollkommene Maschinerie ohne Störung,



Mariannhiller Neupriester, geweiht am 24. März 1935 durch Se. Exzellenz Bischof Dr. Matthias Ehrenfried in der Mariannhiller Seminar Kirche zu Würzburg

weil eben alle Dinge vom göttlichen Willen regiert sind, der sich in den Naturgesetzen ausspricht. Auch der Mensch harmonierte vollkommen mit der Naturordnung. Nachdem Gott ihn erschaffen hatte, war das ganze Schöpfungswerk ein vollendetes Bild der Ordnung, des Friedens und des Glücks, denn die Heilige Schrift sagt: „Der Herr pflanzte ein Paradies der Wonne, in welches er den Menschen setzte, den er gebildet hatte.“ Was ist nun eigentlich die Ursache der gegenwärtigen Unordnung, die in der Welt vorherrscht? Was der Grund der Unruhe und so vieler Mißstände in der menschlichen Gesellschaft? Es ist keineswegs, weil etwa Gottes Regierung und Vorsehung versagte, sondern es ist des Menschen verkehrte Handlungsweise. Sobald er sich von Gottes Geboten lossgabt, kam die Unordnung mit all ihren Folgen zum Vorschein. Wir wissen sehr wohl, daß die Welt infolge des Ungehorsams des Menschen kein Wonnegarten mehr sein kann wie im Anbeginne. Daß all das Elend und die Widerwärtigkeiten Strafe der Sünde sind. Doch neben diesen

allgemeinen Übeln seit Adam gibt es viele andere Leiden, die abgewendet werden könnten. Gewiß, der Mensch versucht, sie abzuwenden, aber anstatt die Welt, das private und soziale Leben besser zu machen, verschlimmert sich die Lage mehr und mehr. Warum? Weil der Mensch nicht die rechten Mittel gebraucht! Seine Trennung von Gott war die erste Ursache aller Übel. Darum ist auch das einzige wirksame Mittel die Rückkehr zu Gott und die Beobachtung seiner Gesetze und Gebote!

Ach! Leider tut er das Gegenteil und kehrt Gott immer mehr den Rücken. Der heutige Mensch mißachtet frivoler denn je das göttliche Gesetz und ergreift sogar die gottlosesten Mittel, um die Welt „besser zu machen.“ — Zum Beweise mag ein Beispiel genügen: Er versucht, die weltweite Armut und Not zu heilen, indem er gegen die Naturgesetze revoltiert und den Volkszuwachs verhindert. In seiner Blindheit und äußersten Verborbenheit mißbraucht er fortgesetzt die Gottesgabe der Freiheit und erwartet Ordnung von vermehrter Unordnung, Frieden von gesteigertem Unfrieden, Glück aus dem Aufruhr und der Revolution. — Wenn Religion und Gottes Gesetz ihn nicht zur Vernunft bringen kann, möge er wenigstens aus den geschichtlichen Tatsachen lernen. Das einst so mächtige und unüberwindlich scheinende Römerreich, konnte seinen Untergang nicht verhindern, weil es nicht auf christlicher Grundlage ruhte. Doch auf den Ruinen des heidnischen Rom baute sich eine neue, wohlgeordnete Welt auf, als das Christentum mit seiner Gerechtigkeit, Liebe und Tugend allmählich die Völker umwandelte.

Mögen diese wenigen Worte euch anregen, das Programm dieses Kongresses zum Programm eures Lebens zu machen. Gott vor allem! Gott der Anfang und das Ende! Wohlbedacht auf das Wort der Heiligen Schrift: „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, und alles Übrige wird euch hinzugegeben!“

Erlebnisse im Missionslande

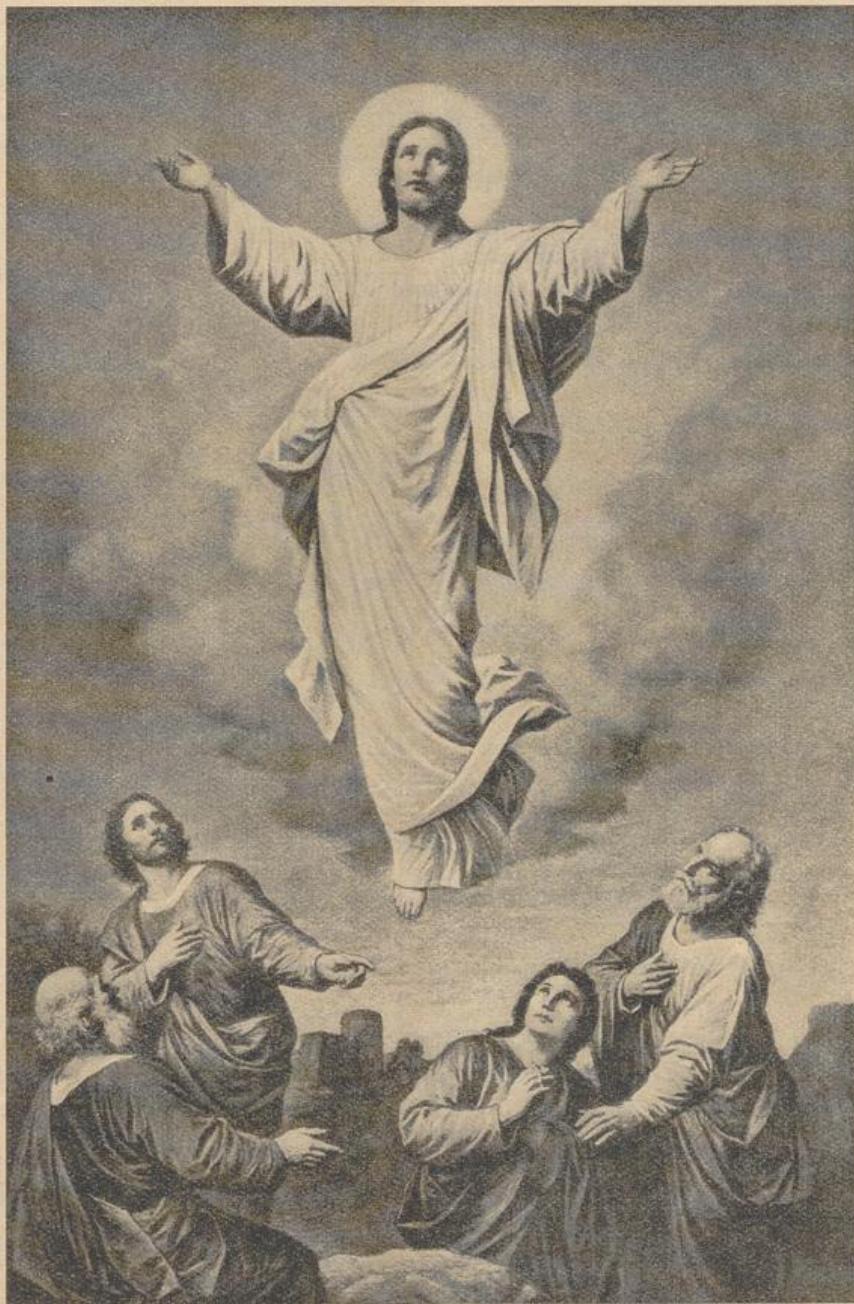
IX.

Die Umrisse unserer kleinen Reise-Landkarte im Mariannhiller Vikariat sind nun gezogen. Darüber hinaus folgen Abstecher nach drei Himmelsrichtungen, wo die Mariannhiller Kongregation Arbeitsfelder und Neuland betreut. — Zunächst im Vikariat Natal, seit 12 Jahren von Mariannhill getrennt, aber noch an mehreren Stellen von unseren Missionaren verwalzt. So die beiden größeren Stationen Maria Ratschiz und St. Joseph im Norden der Provinz Natal samt dem Reigen ihrer Nebenplätze und Katechesenstellen.

Es folgen die älteren und jüngeren Missionsgründungen der Präfektur Lmtata mit ihrer streckenweise sehr dichten Bevölkerung. Endlich das weit entfernte Rhodesia und Betschuanaland . . . Dorthin sollten wir einen Missionsflieger der M i v a zu Hilfe nehmen. Leider verunglückte das wertvolle Geschenk der deutschen Katholiken an die benachbarte Gariep Präfektur beim zweiten Probeflug im Juni 1934 und kostete drei Piloten das junge Leben. — So machen wir die lange Reise in kurzem Geistesflug nach den äußersten Grenzen des Mariannhiller Missionsgebietes, das im

Ganzen wohl dreimal so groß als Deutschland sein mag. Die 7 verschiedenen Bantusprachen werden wir nur zum Teil verstehen.

Vor Antritt der Rundtour stärken wir uns durch eine fernige Lesung



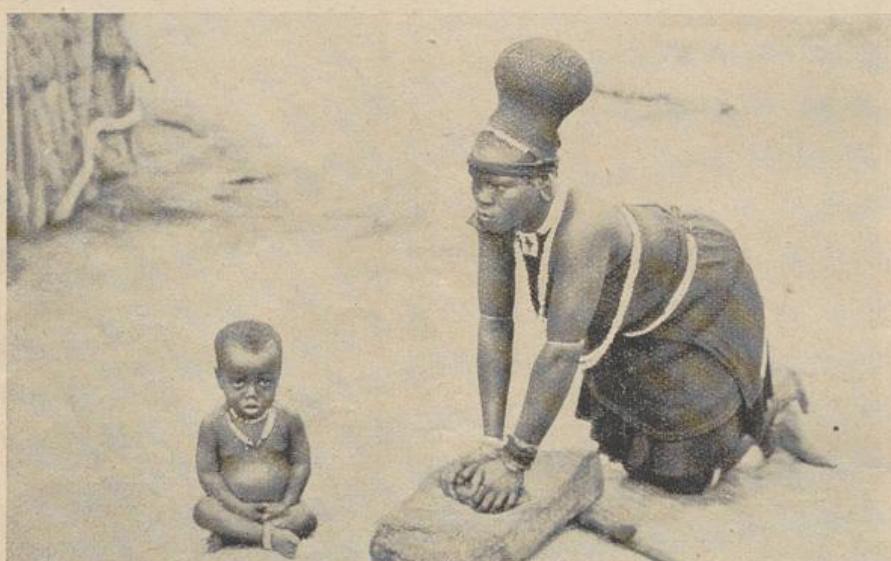
Christi Himmelfahrt

aus dem ältesten Missionsbuche der Welt. Unsere Augen bewaffnen wir mit dem scharfen Fernglas der Propaganda in Rom und das Ohr lauscht auf den bald lauten, bald leisen Klang der Missionsglocken, die

uns von Ort zu Ort des Weges führen. Diese internationale Sprache versteht Weiß und Schwarz.

Vernehmen wir heute bloß je einen „Missionstext des Heiligen Geistes“ aus den Hauptteilen des Neuen Testamentes. Von Matthäus bis zum Schluß der Geheimen Offenbarung finden wir gegen 700 inhaltsgroße Schriftstellen über den göttlichen Missionsgedanken. Auch das Alte Testament ist reich an tiefen Einblicken in die eigentliche Missionswissenschaft des Reiches Christi. Allein wir können nur wenige Texte in unseren kleinen Rahmen aufnehmen. Beide Ursschriften aber seien uns Wegweiser und Scheinwerfer im dunklen Erdteile!

Das Licht der Welt, der König aller Länder und Völker selbst leuchtet uns voran mit seinem persönlichen Worte. — Die erste Leuchtflamme aus Matth. 24. macht uns die Gegenwart und Zukunft klar:



Heidnische Zulufrau mit Baby (eigenartiger Kopfschmuck)

„Die frohe Botschaft vom Reiche wird in der ganzen Welt zum Zeugnis für alle Völker gepredigt werden . . . — Erst dann wird das Ende kommen.“ — Das die Antwort des Allwissenden auf die Frage der Jünger nach dem Weltende. Näheres darüber später . . .

Im Schlußkapitel bei Markus wie bei Matthäus befiehlt der Weltkönig „Gehet hin und predigt allen Geschöpfen das Evangelium. Wer glaubt und sich taufen läßt, wird selig werden. — Das ist die Sendung, von welcher alle katholischen Missionen den Namen, Recht, Pflicht, Segen und Erfolg empfangen!

Bei Lukas im 15. Kapitel offenbart der Gute Hirte sein mitleidiges Herz gegen die verirrten Schafe in der Wüste und der himmlische Vater seine große Liebe zum verlorenen Sohn. Das ganze Kapitel ist eigentlich eine Missionspredigt rührendsten Inhaltes und die Magna Carta der Missionäre.

Bei Johannes sind der Stellen so viele, daß die Wahl schwer wird. Hören wir nur den Hohenpriester selbst in seinem feierlichen Gebet: „Vater, verherrliche deinen Sohn . . . dem du Macht über alles Fleisch gegeben, damit er allen, die du ihm anvertraut hast, das ewige Leben verleihe. Das aber ist das ewige Leben: dich erkennen, den allein wahren Gott und den du gesandt hast, Jesum Christum!“ Darin liegt Grund und Ziel aller Missionstätigkeit.

Die Apostelgeschichte verkündet auf jedem Blatte den Missionsgedanken. Zu Paulus spricht Christus: Gehe hin . . . mein auserwähltes Werkzeug, um meinen Namen vor die Heiden, Völker und Könige zu bringen!

Petrus schreibt an seine Heidenchristen: „Ihr sollt die Wundertaten dessen verkünden, der euch aus der Finsternis zu seinem wunderbaren Lichte berufen hat. Einst wart ihr ein Nicht-Volk, jetzt aber seid ihr Gottes Volk!“

Der Völkerapostel hat 14 Briefe geschrieben und ein Drittel ihres Inhaltes ist monumentaler Missionstext für alle Zeiten und Paulus selbst bleibt der idealste Missionar bis zur Wiederkunft Christi in den Wolken. „Ich ertrage alles um der Auserwählten willen, damit sie das Heil in Christus Jesus und die ewige Herrlichkeit erlangen.“ (Thimoth. 2, 10).

Schließen wir einstweilen mit einem Satz aus der Offenbarung Johanni: „Du hast durch dein Blut Menschen aus allen Stämmen, Sprachen, Völkern und Nationen für Gott erworben und aus ihnen unserem Gott ein Reich bereitet!“

Das Wenige genügt hier zur Andeutung einer für die Gegenwart ebenso notwendigen als wichtigen Erinnerung: Am Leuchtturm des ewigen Weltplanes haben sich die Menschen aller Rassen und Zeiten zu orientieren und kein Sterblicher wird je einen anderen Grund legen, als der gelegt ist für immer: Jesus Christus und sein Testament: Alle eins in Mir!

O. O.

Das wäre mir kein liebes Kind, dem die Wünsche seiner Mutter eitel Dunst wären, das sich nicht nach Kräften bemühte, sie zu erfüllen! Wohl an denn, das Kind, der Schuldner bist du! „Glückselig werden mich preisen alle Geschlechter“, so ist es der Wunsch deiner Mutter, so ist's der Wille Gottes selbst. Willst du nicht dein schwaches Lob der Mutter noch verstärken durch das Lob, das du ihr durch dein Gebet, deine Tätigkeit, deine persönlichen Opfer für die Heidenmission bereitesst?

Wie der irdischen Mutter das leidende Kind das liebste ist, so wendet Maria die Fülle ihrer Liebe und Barmherzigkeit den Heiden zu, erfleht ihnen von ihrem Sohne die Befehlung, weckt Missionare und opfermutige Helfer daheim und draußen, damit die Nacht des Leidens, der Unwissenheit und des Todes sich wandle in die Morgenröte der Erlösung.

P. B. Danzer OSB.

Zeige uns dein Reich!

XVII.

Der klare Einblick in die Herrlichkeiten des Reiches Christi ist eine der größten Gnaden. Gleich allen anderen Gaben des Himmels erlangen wir dieses kostbare Geschenk durch die Vermittlerin aller Gnaden: Maria! Durch diese goldene Pforte können, dürfen und sollen wir eintreten in die Residenz des Königs, in die Schule der nützlichsten Wissenschaft.

Die weiseste Jungfrau ist auch gekrönte Königin des ganzen Reiches. Als solche wollen wir sie in ihrem Ehrenmonat Mai täglich begrüßen. Im Salve Regina ruft und singt ihre Kinderschar: „Zeige uns Jesus, die gebenedete Frucht deines Leibes!“ So beten und flehen wir auch zur Königin des Weltalls: Zeige uns dein Reich, o gnadenvolle Königin des Gesamtreiches Christi! Gott hat dich zur Herrin seiner ganzen Schöpfung gemacht. Durch seinen Willen regierst du im Reiche der Natur, der Gnade und der Glorie. Nach seinem Wohlgefallen herrshest du mit deinem Sohne, teilest mit Christus, dem König, Thron, Zepter und Krone für immer und ewig.

Aber deine Herrschaft ist ganz Liebe, Milde und Güte. Vor allem bist du Königin im Reiche der Gnade und Barmherzigkeit. Gegen die Menschen, deine Kinder, hast du nur Mitleid, Entgegenkommen und Hilfsbereitschaft. Herrschermacht und Strenge einzig gegen die bösen Geister, die vor deinem königlichen Namen schon beben und zittern.

So erzeige uns denn deine besondere Barmherzigkeit in diesem deinem Lieblingsmonate und führe uns in deine Heimat, in das Vaterland der Kinder Gottes! Lasse uns einen klaren Blick tun in die Größe und Schönheit, die Höhe und Tiefe, Länge und Breite, Herrlichkeit und Weite des Reiches, das allein kein Ende hat. Für dieses Land gewinne unsre Seelen, begeistere unsre Herzen und beherrsche unsre Neigungen. Dann werden wir in allem das Reich Gottes suchen und alles übrige umsonst dazu erhalten: die notwendigen Güter des zeitlichen Lebens, Gesundheit, Glück und Frieden! Maria, Königin der Missionen und des Gesamtreiches Christi, hilf uns, lehre uns, segne uns aus der Fülle deines Herzens! Amen.



Brimis in Unterfranken. Hochw. P. Siborius Reuß R.M.M. feierte sein erstes hl. Messopfer in Etterlein, Unterfranken

Eine Lourdesgrotte in der Wildnis

von P. Albert Schweiger RMM.

Im Southern Cross erschien anfangs Januar 1922 folgender Bericht in englischer Sprache, der vom jungen schwarzen Lehrer Anton Nhim-bana eingesandt wurde:

Keilands-Mission, via Toise River, Dez. 18. 21.

An den Herausgeber des Southern Cross!

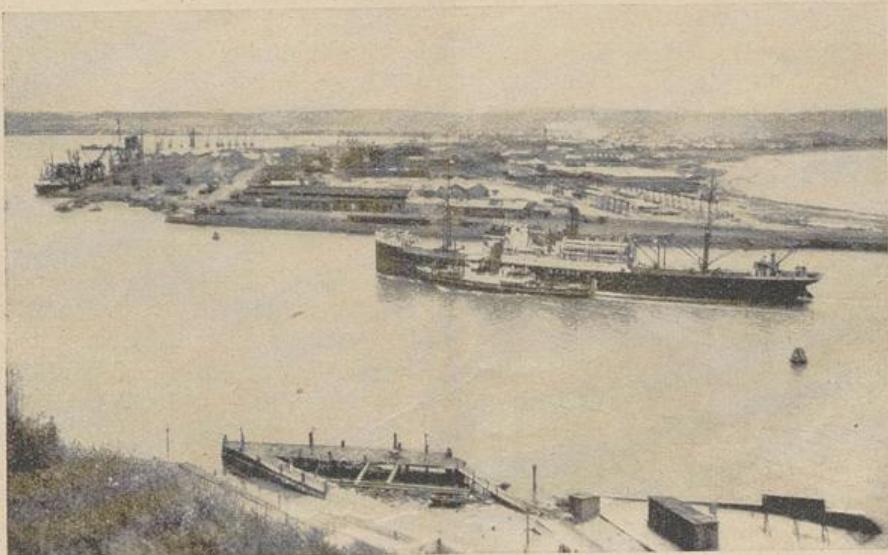
Erlauben Sie mir, einem armen Schwarzen, der auf dieser Mission ein Lehrer ist, in Ihrer auch von uns hochgeschätzten Zeitung Nachfolgenden zu veröffentlichen.

Am 15. Dezember 1921 wurde bald nach der Messe und dem Segen eine sehr schöne kleine Feier vorgenommen, die in unseren Christen einen tiefen Eindruck zurückließ. Hinter dem Priesterhause, dort, wo sich ein kleiner Hügel erhebt, wurde vor vielen Jahren von Bruder Nigg eine kleine Kapelle zu Ehren der Gottesmutter erbaut, die gegenwärtig ganz besonders von unseren eingeborenen eifigen Kindern des Marienvereins zwecks ihrer Versammlungen aufgesucht wird. Aber auch viele andere Christen pilgern nicht selten dorthin, um die himmlische Mutter zu begrüßen, da wir gelehrt wurden, sie zu lieben; gewiß tun wir das, und wir hegen die sichere Überzeugung, daß sie auch uns, ihre ergebenen kleinen Schwarzen keineswegs verschmäht. Unten am Fuße dieses überaus rauhen und felsigen Hügels konnten wir während dieser letzten Wochen an vielen Tagen ein sonderbares Hämmern und Klopfen vernehmen, und es gab oft ganz gewaltige Erschütterungen unter fürchterlichem Krachen von Dynamit-Sprengungen unter den Felsen. In der Tat, ein geheimnisvoller Schleier war über diesen Ort ausgebreitet. Sobald wir uns näherten und den guten Pater Nikolaus fragten, was denn das zu bedeuten habe — denn er ist es, der für diese hier ganz ungewöhnliche Ruhestörung an unserem sonst so ruhigen Platz verantwortlich ist — dann antwortete er uns, er wolle sich eine tiefe Höhle bauen, um dort zu verschwinden und sich zurückzuziehen, falls wir ihn wegen unseres Lärmes und unserer Ungezogenheit betrüben. Das ist der Grund, daß wir Buben es gar nicht gerne hatten, ihm in seiner Arbeit behilflich zu sein.

Heute jedoch ist diese Sache eine ganz andere; denn, letzten Sonntag teilte uns P. Albert mit, daß wir alle eingeladen seien, bei der Grundsteinlegung von einer Lourdesgrotte zugegen zu sein, die von P. Nikolaus an diesem Platze erbaut werden würde. Eine beträchtliche Anzahl von unseren Eingeborenen war am Donnerstag beim Gottesdienst anwesend. Sehr früh morgens begaben wir uns dann prozessionsweise unter Absingung von Marienliedern zur Stelle. Dort erklärte uns P. Albert die Bedeutung der Zeremonie und las uns das Dokument vor, das in den Grundstein eingegraben würde. P. Nikolaus segnete dann den Stein und legte das Dokument in das vorher vorbereitete Loch desselben, während wir unterdessen sangen und beteten. Der Inhalt des Dokumentes, in Deutsch und Fosa geschrieben, ist folgender:

Im Jahre des Heiles 1921, am Tage der Oktav von der Unbefleckten Empfängnis (15. Dezember), im achten Jahre der glorreichen Regierung des Heiligen Vaters Papst Benedikt XV., im 26. Jahre der Bischofsweihe Dr. Hugh MacSherry, Bischof von Justinianopolis und Apostol. Vikar des östlichen Teiles der Kap der guten Hoffnung, im 38. Jahre

der Gründung der Missionsstation Keilands am Großen-Kei-River, im ersten Jahre der Errichtung des Apostolischen Vikariates von Mariannhill wurde an diesem Platze der Grundstein zu einer zu errichtenden Grotte zu Ehren unserer lieben Frau von Lourdes gelegt. Die Vorarbeiten dazu wurden mit bereitwilligster Zustimmung des Rev. Father Albert Schweißer RMM, Rektor von Keilands und des Rev. Father Nikolaus Scheb RMM., eingeleitet und betrieben, und durch seine Leitung und tätigen eigenhändigen Mithilfe wird Deo volente der Bau fortgesetzt werden. Die Sorge für eine entsprechende Statue der Unbefleckten überlassen wir mit kindlichem Vertrauen unserer himmlischen Mutter, deren besonderem Schutze wir uns bei dieser Gelegenheit feierlichst und demütigst anvertrauen.



Der Hafen von Durban
Hier landen die Missionare, die in der Mariannhiller Mission wirken

Dieser Urkunde, die von der gegenwärtigen Kommunität von Keilands unterzeichnet wurde, wird je eine amerikanische und belgische Münze, bayerische, württembergische, Deutsche-Reichs, österreichische und südafrikanische Briefmarke, sowie ein Brief von Fr. Maria Burkart, der Sekretärin der Mar. Jungfrauen-Kongregation in Riedlingen, Württemberg, einer besonderen Freundin und Wohltäterin unserer Kinder, beigelegt, und sämtliche Sachen werden unter dem Grundstein vergraben.

Gegeben zu Keilands, Eingeborenen Mission der hl. Familie, am Tage der Octav von der Unbefleckten Empfängnis, 15. Dezember 1921.

Jetzt folgen die Unterschriften von Patres, Brüdern und Schwestern.

Möge die Ehre unserer himmlischen Mutter sich auch unter unseren armen schwarzen Brüdern und Schwestern weit ausbreiten und möge dieses Unternehmen eine glückliche Quelle zahlreicher geistiger Gnaden und Segnungen sein, damit das Reich Gottes zu uns komme.

Anton Nyimbana, Lehrer."

(Die Übersetzung in Xosa wurde von den Marienkindern und anderen Christen unterzeichnet und dem Original beigelegt.)

P. Nikolaus arbeitete unverdrossen an dem Aufbau der Grotte. Es ist geradezu unglaublich, wieviele gewaltige Steinblöcke hineingeschleppt und roh aufgebaut wurden; denn er wollte nicht, daß die Steine durch Behauen zubereitet würden. Alles mußte der ganzen Umgebung entsprechend wild werden. Zwei Buben waren ihm dazu behilflich; auch die Schulkinder halfen ihm zuweilen. Einige Male, als die Steinbrocken zu groß waren, wurde er auch von Br. Simon unterstützt. Unter der Nische der zu erwartenden Statue wurde ein Bassin angebracht, um es mit Erde zu füllen und mit Grün zu bepflanzen; denn an diesem unfruchtbaren Hügel gab es nichts als Dornenbäume mit fünfzölligen starren Dornen und Kakteen und Disteln und hartes Karro-Kraut. Um den oben beschriebenen Prozessionsweg herum hatte Br. Norbert seinerzeit mit unsäglicher Mühe tausende von Agaven gepflanzt, die trockenen Steinboden lieben und dort gut gedeihen. Fast unter jedem fünften Stein, die es in Hülle und Fülle gab, durfte man darauf gefaßt sein, einen fingerlangen Skorpion zu finden. Unter ihnen fand ich eine neue Gattung, die bis dorthin noch nicht bekannt war, von schwarzer, breitgedrückter Gestalt und unheimlicher Größe; ferner eine Abart einer bekannten Gattung, braungelblich, ebenfalls sehr groß und dick. Beide erhielten den zoologischen Beinamen „Keilandiae“, nachdem ich mich geweigert hatte, ihnen meinen schönen Namen geben zu lassen. Exemplare davon befinden sich in den Museen von Mariannhill, Grahamstown u. Kimberley.

Auch ein schmaler Weg führte von beiden Seiten des Oberbaues der Grotte zur Nische heran über dem imposanten Unterbau derselben. Der Platz vor letzterem wurde geebnet, und das Geröll mit den Steinen links und rechts halbkreisförmig und von vorne breit offen, ähnlich wie in Lourdes selbst, doch alles in wildromantischer Form aufgeschichtet. Das Ganze krönten oben sieben turmartige, gotische Ausläufer. Die ganze Grotte ist in den Hügel hineingebaut und kann vom Transkei herkommend, von weit her gesehen werden, noch lange bevor man von dort aus zum Großen Kei heruntersteigt. Dort hinüber blickt jetzt das holde Antlitz der Statue der Unbefleckten, in jenes geheimnisvolle Land finsternen Abglaubens und unheimlichen Heidentums, das so voll war von den bittersten Enttäuschungen für alle jene, die sich ein Herz nahmen, als wahre und heldenmütige Pioniere des Kreuzes die Macht des Fürsten der Unterwelt zu besiegen. Aber noch lange nicht alles war bitter und trostlos; es gab auch mitunter Stunden und Tage des strahlendsten Lichtes, der tröstlichsten geistigen Freuden und des glorreichen Triumphes.

Das leere Loch der Nische für die Statue der Unbefleckten jedoch starre mit spöttischem Grimme noch lange in das finstere Heidentum drüber im Transkei hinein. Dank der großen Armut, der vielen nacheinander folgenden dünnen Jahre der empfindlichsten Entbehrungen und Hungersnot und der finanziellen Notlage konnte Keilands es sich nicht leisten, eine entsprechende Statue zu kaufen, die noch dazu nach unseren hochliegenden Plänen zum mindesten sechs Fuß hoch sein sollte. Wohltäter dafür zeigten sich leider keine. Deutschland selbst konnte uns ja damals auch nicht helfen. Es war zur Zeit der Inflation und kurz nachher. P. Nikolaus begab sich bald nach Vollendung seines großen Monumentes nach Europa hinüber. Auch wir anderen Mariannhiller, mit Ausnahme von P. Joseph Vogel und Br. Sabinus, waren nicht mehr Zeugen der Ankunft der sehnlichst erwarteten Statue. Wir hinterließen das Erbe den Pallottinern; denn am Feste Peter und Paul 1927 wurde die Mariannhiller Mission mit

einem Levitenamt geschlossen und die der Pallottiner am 1. Juli eröffnet.

Während der 20 Jahre, da die Mariannhiller dort waren, stiegen die Nummern des Taufbuches von 941 auf 1857, und die des Totenbuches von 188 auf 518. Christliche Ehen wurden 52 geschlossen.

Am 2. Februar 1929, also acht Jahre nach dem Erbauen der Grotte, brachte der Keilandswagen eine große Kiste, in der wohlverpackt eine Lourdes-Statue für die leere Nische sich befand. Es war ein Geschenk der Angehörigen von Sr. Cajetana Brandl OP., aus Oberbahern. Die Neugierde der Schwestern, vermischt mit religiöser Freude und Rührung, war natürlich sehr groß. Sie alle wußten ja aus eigener Erfahrung die



Unterfränkische Primiz
Neupriester Hochw. P. Liborius Reuß RMM. mit seinen Eltern und
Geschwistern in ihren alten schönen Trachten

Geschichte der Grotte und nahmen an dem Schicksal der Keilands-Mission den regsten Anteil. Am 10. Februar, dem Vorabend vom Feste der Erscheinung der allerseligsten Jungfrau von Lourdes wurde die Statue in Prozession zur Grotte getragen, die in den letzten Tagen von einem Bruder für die Aufnahme der schönen Statue noch eigens hergerichtet wurde. Hochw. P. Vogel von Queenstown nahm die feierliche Einweihung vor, während P. Joseph Vogel RMM., die Predigt hielt. Anschließend wurde im Gebete der Wohltäter gedacht und ein Lied gesungen.

Das Protokoll, das bei dieser Gelegenheit von den Pallottinern aufgestellt wurde, hat folgenden Wortlaut:

„Zur größeren Ehre Gottes! Zu Ehren der allerseligsten Jungfrau und Gottesmutter Maria!

Nachdem diese Grotte im Jahre des Heils 1921 auf Anregung und unter der Leitung von Hochw. P. Nikolaus Scheb RMM. zur Aufnahme einer Lourdesstatue gebaut worden war, war es noch nicht möglich, ihr diesen Edelstein einzusezen. Aber die treuen Kinder Mariens verzagten nicht und überließen es im vollen Vertrauen der Himmelskönigin selber, den Zeitpunkt zu bestimmen. Und Maria, unsere himmlische Mutter, hat das Vertrauen ihrer Kinder belohnt und uns heuer diese schöne Statue aus Deutschland geschickt, die gestiftet wurde von Frau Anna Spiel und ihren Kindern in Kirchensur, Bezirksamt Wasserburg am Inn in Bayern. Der Obhut und dem Schutze der Grotte wurde sie anvertraut am Vorabend des Festes der Erscheinung der Unbefleckten Empfängnis in Lourdes, Sonntag, den 10. Februar 1929. Gingeweiht wurde sie von Hochw. P. Jos. Vogel PSM., Superior der Pallottiner-Mission in der Kaffraria, in deren Hände die Missions-Station Keilands mit dem 1. Juli 1928 aus den Händen der Ordensmissionare von Mariannhill übergegangen war.

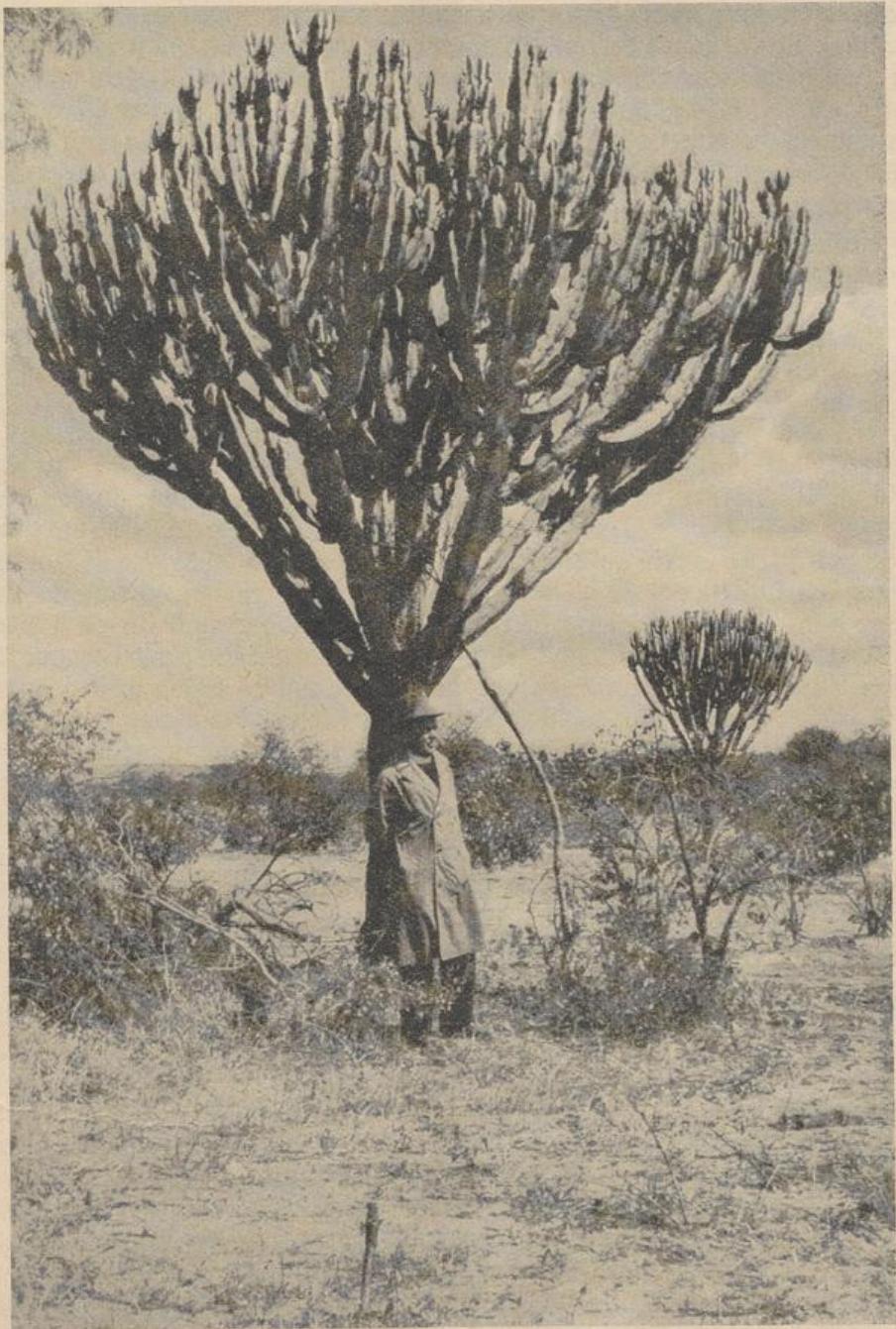
Unterschriften von P. Jos. Vogel PSM., S. Rackl PSM.,
P. Jos. Vogel RMM., Br. Jos. Homeister PSM."

Lebenslauf eines Eingeborenen-Christen

von ihm selbst erzählt

Vor langer Zeit, bevor ich geboren war, entstand ein Krieg zwischen dem Chief Makoni und Umtassa. Wilde Horden von Umtassa plünderten unser Land. Leichen und niedergebrannte Kraale zeichneten ihren Weg. Die Umtassa-Leute waren unserem Stamm überlegen, weil sie Gewehre von den Portugiesen erhielten. In jenem Kriege wurde auch der Kraal meiner Verwandten zerstört und meine Mutter in Gefangenschaft geschleppt. In der Gefangenschaft wurde ich geboren. Der Krieg dauerte zum Glück nicht lange; denn damals kamen die „Mangesi“ (Engländer) und stifteten Frieden. Meiner Mutter gelang es, aus der Gefangenschaft zu fliehen und in ihre Heimat zurückzukehren. Von da an lebte ich im „Mubururu“ Kraale. Als ich größer wurde, hütete ich das Vieh. Alles war ruhig, bis ich zum Jüngling aufwuchs. Da hörten wir von einem fremden Stamme, den Matabele. Diese hatten das ganze Land um Bulawayo herum erobert und dehnten ihre Raubzüge bis zu uns herauf aus. Eines Tages kamen Boten vom Chief in unseren Kraal und entboten alle waffenfähigen Männer zum Wohnort des Chiefs.

Wir gingen hin und mußten einige Tage warten, bis all unsere Leute beisammen waren. Im Lager war ein buntes Durcheinander, wir alle wußten, daß es Krieg gäbe, doch waren die meisten unserer Leute dagegen. Endlich hielt unser Chief eine Rede und erklärte, wir sollten dem weißen Inkosi von Rusape nicht mehr gehorchen; denn er habe beschlossen, alle Weizen aus dem Lande zu treiben. Trotzdem die Zauberer und der große Chief von Umtassa unserem Chief abrieten, beharrte er auf seinem Entschluß. Der weiße Inkosi und einige Polizeibeamten hatten, gegen das Versprechen freien Abzugs, eine Zusammenkunft. Aber einige Männer vom Mashawasha-Stamm hatten unseren Häuptling so aufgeheizt, daß der Inkosi von Rusape nichts ausrichten und nach „Harari“ (Salisbury)



Unter seinem Kaktus!
Hochw. P. Alfons Streit RMM., Missionar in Südrhodesia

abreiste. Alle Weißen, die noch fliehen konnten, flohen eilends nach Salisbury.

Wir Eingeborenen plünderten die Farmen und lebten gut von dem Gestohlenen. Da die Entscheidung gefallen war, befahl unser Chief, ein festes Lager zu bauen. Wir bauten eine Mauer aus Steinen und Sandsäcken. Die Säcke hatten wir bei den Farmern gestohlen. In die Mauer

machten wir auch Schießscharten, denn unsere Leute hatten auch Gewehre. Auf die Mauer machten wir ein Hindernis aus Dornen, um den Feinden das Übersteigen der Mauer zu erschweren. Die Eingänge ließen wir offen, richteten aber das nötige Material her, um sie im Falle der Not schnell verrammeln zu können. Die Mauer war im Kreise um einen Berg gebaut, in dem eine große Höhle war. Innerhalb der Mauer bauten wir Hütten.

So verging ein Monat. Da kamen einige weiße Reiter. Als sie unseren Leuten außerhalb der Festung begegneten, schoßen sie in die Luft und unsere Leute flohen zur Festung. Die Weißen ritten wieder fort und wir atmeten erleichtert auf. Zwei Tage später kamen die weißen Soldaten mit Wagen zu unserer Festung. Wir verrammeln die Eingänge und als die Weißen näher kamen, schoßen unsere Leute. Doch die Weißen stürmten nicht. In der Nacht kamen sie näher und verschanzten sich. Am anderen Tage redeten sie mit unserm Chef, doch der hörte nicht auf sie. Wir dachten, die Weißen würden nun stürmen, doch sie blieben in ihren Löchern. Als die Sonne aufging, schoßen die Weißen mit ihrer großen „Umbaimbai“ (Kanone) und ein Teil unserer Leute versteckten sich in der Höhle. Als aber unsere Hütten brannten und viele Leute tot oder verwundet waren, verloren wir den Mut und flohen. Makoni, unser Chef, ward von den Weißen in der Höhle gefangen und da er sich nicht unterwerfen wollte, erschossen. Die Weißen zogen später wieder ab. Wir versteckten uns in den Wäldern und holten nur nachts Essen in den Hütten. Bald kamen Boten vom weißen Inkosi und sagten, der Krieg sei aus, wir sollten in unsere Hütten zurückkehren und die Gewehre abgeben.

Von da an wohnte ich wieder in meiner Heimat. Später arbeitete ich bei einem Farmer. Dort hörte ich das Erstmal etwas von einer Mission. Lange Zeit nachher ging ich heim und fand zu meinem Erstaunen, daß man dort eine Schule gebaut hatte. Damals sah ich zum erstenmal Bruder Algidius. Ich ging in die Schule und lernte den Katechismus. Später ging ich mit Bruder Algidius nach Triashill, blieb aber nicht gar lange dort, sondern ging wieder heim und nach einiger Zeit nach Monte-Cassino. Dort wurde ich Christ und erhielt bei der Taufe den Namen Cassian.

Um diese Zeit sollte St. Benedikt gegründet werden und Pater Bruno schickte mich voraus, damit ich Gras schneide zum Bauen der Hütten. Br. Algidius ging mit. Wir warteten vergebens auf den Pater Bruno. Darauf gingen wir nach Monte-Cassino zurück und hörten da, daß Pater Bruno und Br. Walter schon lange fort seien. Wir liefen wieder zurück und fanden die Gesuchten beim Wagen in der Nähe, wo jetzt die Station St. Benedikt steht. Der Pater schickte mich in die Kraale, um Leute herbeizuholen zum Bau der Hütten. Dies war bald geschehen. Br. Walter machte Ziegelsteine und baute damit das Pfarrhaus und die Kirche. Dann legte er den Obstgarten, den Gemüsegarten und die Felder an, pflanzte Eukalyptus usw. Eineinhalb oder zwei Jahre später heiratete ich und baute meine Hütte in der Nähe der Station. Doch mein Eheglück dauerte nicht lange; denn meine Frau wurde von einer Schlange gebissen und starb.

Nun ging mein Wanderleben wieder an; denn ich begleitete Pater Bruno auf seinen Missionsreisen bis nach Mreiva (80 Meilen). Auch mit Br. Algidius machte ich Missionsreisen bis nach Mtofo (100—106 Meilen von St. Benedikt).

Dann kam der große Krieg und St. Benedikt wurde einige Jahre aufgegeben. Während dieser Zeit wohnte ich mit meiner Familie (ich hatte kurz vor dem Krieg wieder geheiratet) auf der Station als Wächter. Es dauerte fast 8 Jahre, bis man die Station wieder besetzte. Vor Freude läutete ich mit der Glocke, als endlich ein Missionar, Pater Ignaz und Br. Markus mit dem Ochsenwagen auf dem Stationsplatz ankamen. Eine Zeitlang nach ihrer Ankunft wohnte ich noch auf der Station, dann baute ich mir eine Hütte in der Nähe. Nach einigen Jahren wurde Pater Ignaz nach Triashill versetzt und Pater Ebner kam hierher. Er war jung und eifrig und nahm die Mtoko-Mission wieder auf. Später baute man hier eine schöne große Kirche und Pater Ebner eröffnete eine Station in Mtoko. Nun gab es für mich wieder neue Wanderfahrten; denn Pater Ebner nahm mich oft mit nach Mtoko, damit ich dort helfe, die Hütten auf der neuen Station zu bauen und die Grassächer herzustellen. Doch ich helfe ihm immer gern.

Stimmen aus dem Königsraal

Von P. Josef Kammerlechner RMM.

3. Des Königshauses treuester Diener

Man glaubt oft dem Bantuneger die geistige Ebenbürtigkeit mit dem Europäer absprechen zu sollen. Wir werden anderer Meinung werden, wenn wir uns die Gestalt des treuesten Dieners des Königshauses der Matabele, Umnombate, genauer betrachten.

Der Altveteran Umnombate war einer der wenigen, der das unbedingte Vertrauen Mzilizagis genoß. Er war einer der wenigen Eingeweihten, als Mzilizazi — durch das überrasche Vorgehen seiner Indunas misstrauisch gemacht — beschlossen hatte, seine drei Söhne: Nkulumane und Ubuhselo, die auch von mütterlicher Seite reine Zulus waren, sowie auch Lobengula, dessen Mutter die Tochter eines Bwazi-Häuptlings war, aus dem Wege räumen zu lassen, damit jede Gefahr gegen seinen Thron dadurch beseitigt wäre. Ja, Umnombate war verantwortlich für die Durchführung der Ermordung Nkulumanes und Ubuhselo. Ein durchaus vertrauensvoller Auftrag von seiten des Königs, da der König sicher sein mußte, daß das Volk die Wahrheit über Nkulumane und Ubuhselo nicht erfahre; denn er hatte das Gerücht verbreiten lassen, er habe beide nach dem Zululand, der alten Heimat, geschickt, um sie dort in Sicherheit zu haben, bis einer von ihnen nach seinem Tode die Regierung übernehmen könnte. Lobengula, der ja nicht rein königlichen Blutes war, da seine Mutter eine Bwazi und keine Zulu war, wurde nicht ermordet, sondern so lange von Freunden seiner Mutter versteckt gehalten, bis von Seiten des Königs keine Gefahr mehr für sein Leben zu befürchten war. Der König aber konnte sich auf seinen treuen Diener Umnombate verlassen; nicht der leiseste Verdacht von des Königs grausamem Befehl gegen seine Söhne kam an den Tag, bis es notwendig wurde durch den Tod des Königs und die damit so dringende Frage eines Nachfolgers. Aber sogar nach seinem Tode noch konnte sich Mzilizazi auf seinen treuesten Diener Umnombate verlassen; der mit einer überragenden politischen Befähigung

den Thron für den einzigen, berechtigten Erben zu retten verstand, für Mzilizagis einzigen überlebenden ehelichen Sohn, Lobengula.

Der Tod Mzilizagis' brachte die politische Befähigung Lumnombates zur vollen Entfaltung. Schon lange hatte er damit gerechnet, für Lobengula den Thron zu sichern bei einem etwaigen Ableben Mzilizagis. Er war ja der einzige Mitwisser des schrecklichen Familiengeheimnisses Mzilizagis. Die anderen Hauptleute, welche die Wahrheit über Nkulumane nicht wußten, waren natürlich der Meinung, Nkulumane, den sie

in der alten Heimat, im Zululand glaubten, müßte zurückgerufen werden, damit er das Erbe seines ersauchten Vaters antreten könne. Lumnobate, dieser selbstlose Diener seines Königshauses, war wohl überzeugt, daß Lobengula der beste Mann als Nachfolger seines Vaters sei und war nun darauf bedacht für ihn den Weg zu ebnen. Er war überzeugt, falls keine größeren Schwierigkeiten entstehen sollten für Lobengula, so mußte er erst der Nation den umstrittenen Beweis bringen, daß Nkulumane, der eigentliche rechtmäßige Erbe nicht mehr am Leben sei. Er machte daher den Vorschlag, zwei Abgesandte nach dem Zululand zu schicken, um dort unparteiisch Nachforschungen anzustellen über Nkulumane. Sie konnten nur die Wahrheit über Nkulumane erfahren, die er bereits seit Jahrzehnten wußte. Bereits hatte sich ein anderer Rivalen für Lobengula gefunden, ein unehelicher Sohn



Heidnische Familie

des verstorbenen Königs Mangwana. Um diesen für einige Zeit vom Schauplatz der Ereignisse fernzuhalten, sandte ihn Lumnobate mit seinem eigenen Sohn, Mhlaba, als die zwei Abgesandten nach dem Zululand. In der Zwischenzeit nahm Lumnobate stellvertretend die Regierung in die Hand und nahm sich auch getreulich Lobengulas an, um ihn etwas mit der Königsivürde vertraut zu machen; denn Lobengula war nicht darauf vorbereitet gewesen, das Erbe seines Vaters zu übernehmen und fühlte sich auch diesem gefährlichen Posten nicht gewachsen. Der getreueste Diener des Vaters wurde auch der getreueste Diener des Sohnes. Als die

Abgesandten zurückkamen mit der Nachricht, daß von Nkulumane keine Spur zu finden sei, konnte Lmnombate jetzt öffentlich für Lobengula als Nachfolger Mzilizazis eintreten. Aber er hatte dabei mit einer starken Gegenpartei zu rechnen, an deren Spitze der Oberst Mbingo stand, Induna von der Zwang indaba division mit 5000 Mann. Die Gegenpartei wurde noch unterstützt durch die Nachricht, daß tatsächlich in Natal ein gewisser Kanda behauptete, er sei Nkulumane, der rechtmäßige Thronerbe Mzilizazis. Dieser fand allgemein Glauben durch die Behauptung, er habe bisher seine Herkunft verheimlicht, aus Furcht getötet zu werden, wenn die Zulus seine Abstammung erfuhren. 1869 erschien er bei Machenj, einem benachbarten Häuptling und wurde von diesem sogar mit einem kleinen Heer unterstützt zu seinem Einzug in sein Reich. Diese alle aber haben nicht mit dem treuen Wächter des Thrones im Matabele-reiche gerechnet, mit Lmnombate. Dieser wußte es besser und bereitete dem Schwindler schon an der Grenze des Matabelereiches einen warmen Empfang. Es blieb diesem nichts anderes übrig, als wieder nach Natal zurückzukehren.

Aber damit war der Thron für den einzigen rechtmäßigen Erben noch nicht gesichert. Mbingo und seine Armee weigerten sich, den neuen König anzuerkennen. Lobengula wollte den Brüderkrieg vermeiden und nachdem alle anderen Schlichtungsversuche gescheitert waren, schickte er den Vertrauten Lmnombate. Dieser unterzog sich gerne dieser Aufgabe für seinen König, dessen Sache er bisher so erfolgreich geführt hatte. Aber dieses Mal konnte auch dieser nichts ausrichten und Lobengula mußte zu den Waffen greifen. Er ging als Sieger hervor und war somit endgültig gefestigt in seiner Stellung als König der Matabele. Lobengula aber hatte seine Königswürde wohl zum größten Teil dem Diener seiner Königsfamilie, dem politischen, überragenden Geist Lmnombates zu danken.

4. Lobengula der junge Matabelekönig

Nach seinem Sieg über Mbingo war Lobengula anerkannter König der Matabele. Niemand wagte es noch ihm entgegen zu treten. Wenn er auch nicht der geniale Feldherr war, wie sein Vater Mzilizazi und sein Sieg über seinen Widersacher Mbingo mehr ein Glücksfall als das Ergebnis seiner überlegenen Feldherrnkunst war, so war damit doch bei seinem Volke sein Ruhm als fähiger Führer auf dem Schlachtfeld begründet; und da er nach diesem Sieg seine Krieger nie mehr persönlich anführte, hat er auch in seiner diplomatischen Schlauheit die Gefahr, diesen Ruhm wieder zu verlieren, vermieden. War sein Vater der Gründer der Matabelenation und hatte er diesen beispiellosen Erfolg durch seine überragende Persönlichkeit erreicht, die bei diesem wilden Kriegervolke hauptsächlich durch seine militärische Befähigung Eindruck machte, so war es durchaus keine leichte Aufgabe, für den jungen König, dieses Erbe seines Vaters zu übernehmen. So sehen wir in Lobengula den überlegenen Diplomaten, der durch sein tiefes Verständnis für die Eigenart seines Volkes das Erbe seines Vaters mit starker Hand durch 23 lange Jahre der Regierung zusammengehalten, bis die Überlegenheit der Weißen ihm das Zepter aus der Hand gewunden. Lobengula erkannte sofort, daß er nicht die Fähigkeit und auch nicht mehr die Gelegenheit und Möglichkeit hatte, als Soldatenkönig wie sein Vater, sein wildes, feuriges Volk zu beherrschen und unter strammer Disziplin zu halten. Er mußte einen

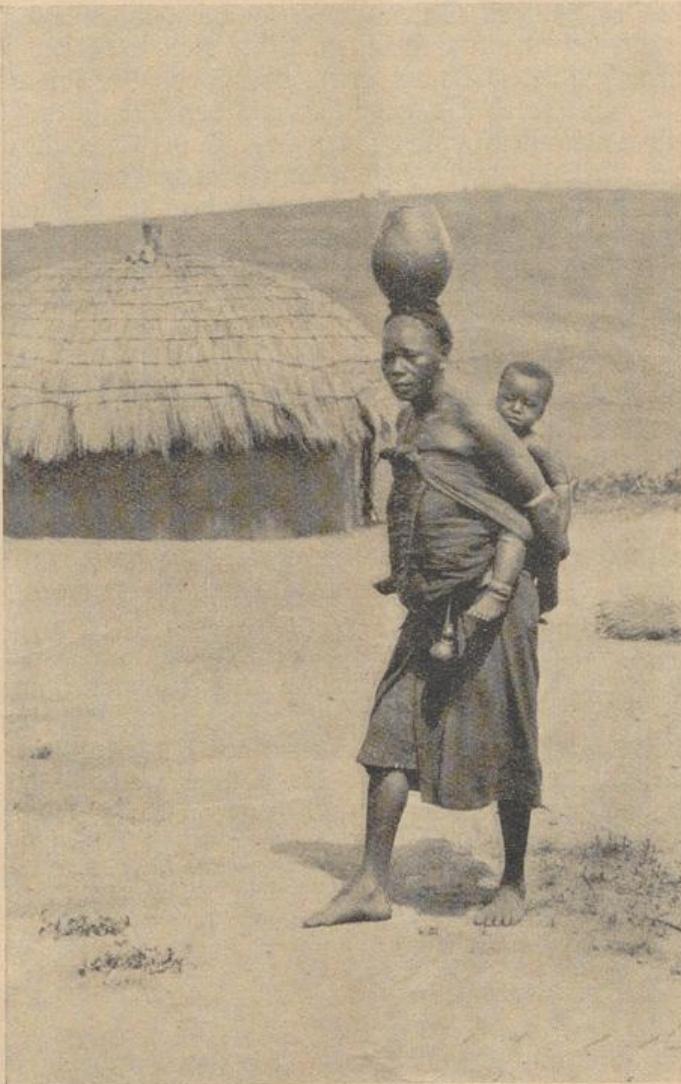
anderen Weg wählen und seine geistige Überlegenheit fand einen Weg, der unbedingt sicher zum Ziele führen mußte, nämlich seinen Königsthron unerschütterlich in seinem Volke zu verwurzeln. Seine äußere Erscheinung machte ihn zu einem König ganz nach dem Herzen seines Volkes. Ein Engländer beschreibt ihn als einen Mann von über sechs Fuß Größe und solcher Körperfülle, daß seine außerordentliche Größe gar nicht auffiel. Sein Gang und seine Bewegungen aber waren stolz und erhaben, sodaß seine Erscheinung wirklich königlich war. Der junge König baute den Schutz seines Landes noch mehr aus, durch Errichtung von Militärposten an der ganzen Grenze entlang und jeder Fremdling, ob schwarz oder weiß, mußte auf dem Grenzposten die Einreiseerlaubnis des Königs abwarten. Sein Regierungssystem wich bedeutend von dem seines Vaters ab. Als die einfachste und sicherste Weise, um Gefahren für seinen Thron abzuwehren und zur Beseitigung gefährlicher Elemente, erkannte er gar bald die Anklage wegen Zauberei, gegen die es keine Verteidigung gab. Zu diesem Zwecke umgab er sich mit einem Stabe von Zauberdoctoren, durch deren Machenschaften er jeden gefährlichen Gegner ohne weiteres und ohne jede Gefahr für seine eigene Person beseitigen konnte. Ein Wink von ihm genügte und der betreffende wurde ausgerochen, der Schuldige sofort zur Hinrichtung geführt und seine ganze Sippe ausgerottet oder aufgefressen, wie die Matabele sagten. Durch diese Radikalcur blieb niemand übrig, der den gerichteten Induna hätte rächen können. Durch seinen Stab von Zauberdoctoren gelang es ihm auch, sich in den Augen seines Volkes die Gabe eines höheren Wissens und Könnens anzueignen. Einige dieser seiner Doctoren kannten sich gut aus mit Wetteranzeichen und wenn der Regen nahe war, so amtierte Lobengula als Hoherpriester seines Volkes. Unter vielen Ceremonien, unter Uffizienz seiner Zauberdoctoren wurde die Regenmedizin bereitet, damit das Volk dann die Felder damit besprenge. Selten täuschten sich seine Doctoren, fast regelmäßig folgte der erste schwere Regen nach Anwendung dieser Regenmedizin, die von den Weihen „Höllenbrühe“ genannt wurde. So war das Volk überzeugt, daß es sogar seinen Regen dem König verdanke. Wer hier im Matabeleland ist, der sieht gar bald, wie lebensnotwendig ein guter, ausreichender Regen ist. Davon hängt alles ab. Kein Regen bedeutet Hungersnot. Somit können wir auch begreifen, welche Machtstellung Lobengula gewann durch diesen Glauben seines Volkes an ihn. Er war ihnen nahezu ein göttliches Wesen; denn sogar ihr täglich Brot hatten sie ihm zu verdanken, da ja er als ihr Hoherpriester ihnen den Regen gab. Auch war er der alleinige Besitzer des ganzen Viehbestandes in seinem Königreich. Er konnte darüber verfügen wie er wollte. So sehen wir, daß auch Lobengula mit demselben Recht wie sein Vater hätte sagen können: „Der Staat bin ich“; denn durch seine außerordentlichen Fähigkeiten hatte er es verstanden, seinen Thron über alle Gefahren erhoben zu festigen und er wäre der große Matabelekönig wie sein Vater, bis zu seinem Lebensende geblieben, wenn nicht die Weihen ihm unvorhergesehene Schwierigkeiten gebracht hätten. (Fortsetzung folgt).

Die Missionswege sind Gotteswege, sind Christi Wege, sind der Kirche Wege, sind die Wege des katholischen Glaubens, der katholischen Hoffnung, der katholischen Liebe.

Streiflichter aus dem Missionsfelde

von P. B.

Heute ist das Fest des heiligen Venantius. Dieser große Heilige, der mit 15 Jahren die Marterkrone erkämpfte, hat Unsgliches mit größter Standhaftigkeit erduldet, und wurde nicht müde, sich immer wieder dem Richter zu stellen, wenn er den Mätern erlegen zu sein schien, sich aber durch ein



Heidnische Mutter mit Kind bei der Arbeit

Wunder wieder erholt hatte. Es gab keine Zeit, in der die Kirche Märtyrer entbehrt hätte. Auch das 20. Jahrhundert hat schon Märtyrer und wird voraussichtlich noch viele bekommen. Der göttliche Heiland hat es so vorausgesagt und ausdrücklich betont: „Selig seid ihr, wenn euch die Menschen schmähen und verfolgen und alles Böse wider euch reden mit Unwahrheit um meinetwillen; freuet euch und frohlocket, denn euer

„Lohn ist groß im Himmel.“ Wenn auch die Zahl der blutigen Märtyrer viele Millionen beträgt, so ist doch anzunehmen, daß es noch weit mehr unblutige Märtyrer gibt. Solche gibt es überall, in allen Ländern. Auch in der Mariahilf-Mission habe ich solche kennen gelernt, die um ihres Glaubens willen viel leiden mußten. Eine Frau, die wohl ihren Namenstag heute im Himmel feiert, ist unter die Obengenannten zu zählen. Ursache ihrer beständigen Leiden war Alohs, ihr Mann, der sich vor der Trauung in unsere Kirche hatte aufnehmen lassen, aber nachher wie so viele andere, wieder Wesleyaner wurde. Sie durfte nicht mehr in die Kirche, somit auch nicht mehr zu den heiligen Sakramenten kommen. Ebenso durfte sie auch ihre Kinder nicht bei uns taufen lassen. Aber trotz Schlägen und anderen Mißhandlungen handelte sie nach ihrem Gewissen. Sie folgte dem Worte Christi: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen.“ Sie brachte am 6. August 1928 ein Knäblein von zwei Jahren heimlich zur Taufe. Am 30. Januar 1930 brachte sie wieder ein neugeborenes Mädchen auf dieselbe Weise, was ihr natürlich vieles Leid brachte. Einmal kam sie an einem Nachmittag zum Beichten. Das konnte sie, weil ihr Mann ausgingen war. Nach der Beichte bat sie auch um die heilige Kommunion. „Aber bist du denn noch nüchtern?“ fragte ich. „O ja,“ sagte sie, „ich habe heute noch nichts angerührt.“

Ein andermal wurde ich an einem Samstag zu einer sterbenskranken Frau gerufen. Weil ich an diesem Tage auch zur Außenstation St. Alohs zu gehen hatte um dort Beicht zu hören, ging ich schon in der Frühe und nahm, weil die Frau gerade am Weg zu dieser Außenstation wohnte, das Allerheiligste mit. Zum Unglück war die Kranke schon verschieden als ich hinkam. Da der Weg ziemlich weit war, wollte ich nicht erst mit dem heiligsten Sakrament heimgehen und brachte es deshalb nach St. Alohs. Dort legte ich es in den Tabernakel und steckte eine Kerze an in Erman-gelung der Ewig-Licht-Lampe.

Als ich dann zu Mittag gegessen hatte, fing ich mit dem Beichthören an. Etwa gegen halb fünf Uhr kommt auch Venantia an. Nach der Beichte sagte sie: „Vater, ich möchte aber auch kommunizieren, du weißt, daß ich nicht zur heiligen Messe kommen darf.“ Ich freute mich sehr, in der Lage zu sein, der armen Frau die heilige Kommunion reichen zu können, und unser hochwürdigster Herr Bischof, dem ich die Sache nachher vorlegte, war auch damit einverstanden. Eine dieser Nachmittagskommunionen war, so viel ich mich erinnern kann, für Venantia die Wegzehrung gewesen. Das letzte was ich von ihr hörte, war, daß sie gestorben sei. Sie ruhe im Frieden!

Katholische Aktion ist die Parole der Stunde. Nach einem Wort des hl. Vaters ist das die Anteilnahme der Laien am Apostolat der Kirche. An dieser Aktion teilzunehmen ist die Pflicht aller, und es gibt kein Ziel von solcher Erhabenheit und solch kapitaler Bedeutung als diese Mit-wirkung an der apostolischen Mission der Kirche.

Die Weltmission des Christentums muß apostolisch sein, d. h., sie muß auf der Missionssendung der Apostel fußen. Nur in der katholischen Kirche finden wir die apostolische Weltmission, den apostolischen Weltboten.

Der Sohn des Freimaurers

Von Anna Kahser — Nachdruck verboten!

(Fortsetzung)

„Du es Petrus . . .“ flüsterte er halblaut, begeistert.

„Ja, bei St. Peter, bist du es denn wirklich?“

Werner fuhr herum und sah sich zwei Ordensmännern im braunen Gewande gegenüber. Ein Aufblitzen der Augen, Stauen, Erkennen . . . und er hielt die Hand des einen mit festem Druck umspannt.

„Helmuth! Himmel, das ist ja unmöglich! Wie kommst du nach Rom?“

„Nun, zu Wasser und zu Lande. Ich darf dich wohl dasselbe fragen.“

„Ich? — Vielleicht auf der Jagd nach dem Glück.“

„Und hast du's gestellt?“

Herbert zuckte die Achseln.

„Dann komm mit in unser Kloster. Dort hat es eine Heimstätte. Wo wohnst du?“

„Bis jetzt nirgends. Ich habe Empfehlungen an den Rektor des Germaniums.“

„Das hindert dich nicht, es dir bis morgen bei uns gemütlich zu machen. Bist herzlich eingeladen. Nicht wahr, Konfrater?“

Pater Mergotti, Helmuths Gefährte, nickte eifrig und drückte dem jungen Deutschen herzlich die Hand. Er war ein Kind der Campagna und radebrechte die Sprache der Teutonen nur notdürftig.

Unter interessiertem Erzählen gingen sie zum Kloster.

Der Empfang war überaus herzlich. Herbert fühlte sich in der ersten Stunde daheim in der Gesellschaft von gleichstreben Menschen.

Bis tief in die Nacht saßen die Freunde in anregendem Gespräch in Pater Helmuths Zelle.

„Nun darfst du mir endlich einmal sagen, warum du damals bei Nacht und Nebel davongingest. Das habe ich dir nie ganz verziehen. Trauest du mir wirklich ein Verstehen nicht zu?“ war Herberts erste Frage, als sie allein waren.

„Das war's nicht. Der Grund lag tiefer. Ich hatte dein Suchen bemerkt, so lange ich dich kannte. Erinnerst du dich noch unserer Exratouren von München aus? War's nicht fast jedesmal schweigendes Übereinkommen, daß wir in Andechs oder Ettal landeten? Dann, wenn wir in der alten Klosterbibliothek unter verstaubten Folianten stöberten oder beim guten Klosterbier des alten Pater Richmonds Schnurren lauschten, dann tautest du auf. Dann war das Unruhige aus deinen Augen verschwunden. Du warst daheim. Ich merkte es wohl, wie sich etwas

in dir durchrang. Aber daran zu röhren, bevor es reif war, wäre verfehlt gewesen. Ich wußte, deine Stunde würde kommen, wie die meine gekommen war. Was gedenkst du nun zu tun?“

„Was du getan, selbstverständlich. Vor erst aber will ich mich sattrinken an den Quellen der ewigen Roma.“

„Ganz mein Wunsch und Gedanke. Läß uns zusammen genießen. Wie lange gedenkst du zu bleiben?“

„Ich weiß es noch nicht. Als Weltenbummler bin ich von jeder festen Ordnung abgetreten, und du erwirbst dir wirklich ein Verdienst, wenn du mich ein wenig in die Zügel nimmst.“

„Nein, nein“, wehrte Pater Helmuth lächelnd. „Dafür fehlt mir jede Anlage. Warte nur, irgendein hochwürdiger Klostermagister wird das einmal nach Kräften besorgen.“

Manche genügsame Stunde verlebten die Freunde in den nächsten Tagen auf ihren Wanderungen durch die ewige Stadt, auf den Straßen und Plätzen über und unter der Erde, die einst die ersten christlichen Helden gewandelt. Standen erschauernd unter den Bogen des gewaltigen Amphitheaters, das ihren letzten Kampf gesehen und ihr Blut getrunken hatte. Betrachteten mit unbeschreiblichen Gefühlen die letzten vermorschenden Reste der alten römischen Imperatoren und Götterherrlichkeit.

Die weihevollste Stunde erlebten sie, als des erhabenen Pontifex segnende Rechte auf ihren Häuptern ruhte. Dieser Augenblick schien ihnen der Ritterschlag, der sie zu Kämpfern im großen Geistesringen weigte.

Als Herbert Abschied nahm, da hatte sein Geistesbaum bereits tiefe Wurzeln geschlagen im neuen Erdreich. Möchten nun neue Stürme mit neuer Gewalt kommen, ein Schwanken oder gar Entwurzeln könnte es mit Gottes Gnade nicht mehr geben.

— — — — —
Frau Mathilde Werner und Ruth saßen, mit Lesen und Handarbeit beschäftigt, auf der Altane, als ein Bote mit einem Telegramm eintrat. In Ruths Augen leuchtete es auf, als sie es auf der Tante Geheiß öffnete und las.

„Es kam aus Genf und meldete: „Bin Donnerstag abends bei Euch. Herbert.“

In Frau Mathildes Augen stieg eine wehmütige Freude auf. Sie kannte ihren Sohn. Wie er von ihr gegangen, so würde

er wiederkehren, gereifter und bereicherter, aber nicht verwandelt. Die knappen, aber vielverratenden Nachrichten von hier und dort hatten es ihr verraten. Und so würde seine Heimkehr neuen Kampf, stärkere Konflikte bedeuten.

Der Justizrat, als er hörte, daß sein Sohn heimkehren würde, atmete, wie von einem Alp befreit, auf. Halb hatte er schon befürchtet, daß er unterwegs in einem Kloster die Kutte nehmen würde.

Nun kam er heim. Was die nächste Zeit bringen würde? Die Unruhe trieb ihn von einem Zimmer ins andere, bis es Zeit zum Abendzuge war.

Ruth richtete mit Bedacht alles zu einem festlichen Willkommen. Über ihrem Wesen lag der ernste Ausdruck herben Überwindens. Für sich wünschte sie nichts mehr. Nur, daß er glücklich werde.

Der Justizrat unterdrückte nur schwer seine Erregung. Als Herbert ihm entgegentrat. Ein Blick traf den Sohn, der tausend Fragen und Vermutungen enthielt.

Bald aber legte sich düstere Resignation auf seine Züge. So wie Herbert sieht sie aus, der an den Tafeln des Lebens satt geworden ist.

Ruth und Herbert drückten sich ohne Worte die Hände. Ruth dachte, daß er ein Mann geworden sei und viel um sich und in sich gelauscht und nirgend daheim gewesen war. Er sah sie mit langem Blicke an. Der unterdes in diesem Antlitz gemeißelt hatte, der hatte edle Linien gezogen, durchfuhr es ihn. Herbert fühlte ein tiefes Mitleid mit dem Vater, der so schwer an ihm litt.

Der Abend verlief trotz allem gemütlich. Herbert wußte fesselnd zu erzählen von seinen Reisen und Erlebnissen in den Zentren Europas. Als er begeistert von seinem langen Aufenthalte in Rom und besonders im Germanium berichtete, daß es flammte in den Augen des Justizrats. Mit seinem Interesse war es vorbei. Er sprach kein Wort mehr. Für ihn war jede Hoffnung dahin. Sein Sohn Klostergast, wochenlang, — da wäre ja jedes Hoffen Torheit.

So trennte man sich bald und ging zur Ruhe. Am anderen Tage legte Herbert einige Hefte in die Hände seiner Mutter, — seine Tagebücher, in denen er die Erlebnisse und Eindrücke aus seiner „Bummelzeit“ verewigt hatte.

„Gib sie auch dem Vater und Ruth“, sagte er.

Justizrat Werner mochte bald Einblick in seines Sohnes Aufzeichnungen erhalten haben. Er wurde plötzlich wieder von einer Kälte, die an Feindseligkeit grenzte, und Herbert tief schmerzte. Nur bei den Mahlzeiten ließ er sich sehen, sonst war ihm sein Sohn ein Fremder.

Herbert hatte mittlerweile die Verhandlungen mit dem Missionshause wegen seiner Aufnahme beendet.

Am Tage vor seiner Abreise ging er noch einmal zum Vater.

Werner schaute nicht von der Arbeit auf, als er eintrat. Herbert blieb neben dem Schreibtisch stehen und wartete einige Augenblicke.

„Vater!“

Alle Liebe, deren er fähig war, legte er in dieses eine Wort.

„Vater, ich möchte morgen abreisen. Willst du mir nicht ein gutes Wort mitgeben?“

„Wozu nun dieses nochmals wieder?“ kam's finster zurück. „Erspare es doch dir und mir. Ich denke, wir wissen ohnehin, wie wir miteinander stehen.“

Er schrieb weiter, sah auch nicht auf, als Herbert ihm die Hand hinstreckte. Aber die Hand, die die Feder führte, zitterte.

Da fiel es noch einmal, das Wort, das er so untragbar liebte:

„Vater!“

Ein beschwörendes Bitten lag in dem Wort, daß er zusammenzuckte. Aber jetzt nur nicht schwach werden, sollte er nicht alle seine Grundsäße preisgeben. Und so verriet nichts als die kampfhafte Spannung seiner Gesichtsmuskeln, wie mächtig es in ihm arbeitete. Es war, als habe er vergessen, daß sein Sohn bei ihm sei, — zum letzten Male.

„So leb wohl, lieber Vater, . . . und verzeihe mir!“

Ein zerspringender Ton lag in Herberts Stimme. Er wollte auf den Vater zu, aber ein Blick in seine steinernen Züge — und seine Arme sanken herab.

Er wollte noch ein Wort sagen, aber die Stimme versagte ihm.

Ein letzter, langer Blick, — und er ging unsichern Schrittes zur Tür. Dort blieb er noch ein paar Augenblicke stehen und wartete, ob die Vaterliebe nicht doch noch ein Wort sände.

Kein Laut, keine Bewegung. Wie ein gemeißeltes Steinbild saß der strenge Mann am Schreibtisch. Es waren Augenblicke, da das Schicksal, in Erz und Eisen gegürtet, nach den Menschen greift und sie seinem ehernen Gesetze unterwarf.

Herbert atmete noch einmal auf, tief und schwer — und ging.

Da kam auch Leben in die Gestalt am Schreibtisch. Die Feder fiel dem Justizrat aus der Hand. Ihm war, als wollte sein Herzschlag stocken.

Fort? Sein Sohn war fort? Für immer? Alles vorbei — —?!

Mit angehaltenem Atem lauchte er dem geliebten Schritt nach, der langsam verhallte. Immer noch blickte er starr nach der Tür, durch die Herbert gegangen war.

Nun war alles still, totenstill. Nichts hörte er als das monotone Ticken der Uhr und die gedämpften Stimmen der Mägde aus der Küche.

Er sprang auf. Es drängte und zerrte an ihm, Herbert nachzueilen, ihn zu halten, ihm einmal noch in die Augen zu sehen, ein einzigmal noch das ewig geliebte Wort „Vater“ von ihm zu hören, ehe er von ihm ginge in eine fremde, feindliche Welt.

Bald aber sank der gestraffte Körper in sich zusammen. Es war unmöglich. So handelt ein Mann nicht und ein Werner erst recht nicht.

Die Würfel waren gefallen. Mochte jeder seines Weges gehen. —

Für Herbert kam die letzte Nacht im Elternhause. Als ein vom eigenen Vater Verbannter, als Fremdling betrat er zum letzten Male sein Zimmer. Lange schaute er auf sein Kreuzbild, ob der, der so wund und todverlassen dahing, nicht einen Trost für ihn habe. Er konnte den Blick nicht von dem von Gott und Menschen Geächteten losreißen. Er hielt ihn fest, der dormenegekrönte König des Herzeleides. Herbert war es, als befäme das Dulderantlitz Leben, und als flüsterte ihm der leichtgeöffnete Mund dieselben Worte voll Licht und Kraft zu, die er ihm einmal in einer Entscheidungsstunde durch einen geistigen Freund hatte sagen lassen:

„Wer mir nachfolgt, der wandelt nicht im Finstern!“

Ein Strom von Ruhe kam ihm aus dieselben Worte. Sein Schmerz wurde milder, weil von übernatürlichem Lichte verklärt.

Er konnte nicht einschlafen. Er hörte den Vater in seinem Arbeitszimmer, das unter dem seinen lag, unruhig auf und ab gehen.

Es wurde Mitternacht. Herbert lauschte auf jedes Geräusch. Unten schaltete der Vater das Licht aus. Dann ein Knarren in den Treppen. Ob der Vater wohl Ruhe finden würde in dieser Nacht, der legten unter einem Dache mit seinem Sohne?

Herbert zuckte zusammen. Ein leises Geräusch von der Tür und ein sachtles Tasten ließ ihn alle Sinne anspannen. Ein leiser Luftzug hatte ihn berührt. Er hatte das unbestimmte Gefühl, daß jemand bei ihm im Zimmer sei, konnte aber in der tiefen Dunkelheit nichts gewahren. Er schloß die Augen und versuchte ruhig zu atmen, als ob er schliefe.

Wieder ein Geräusch wie von vorsichtig tastenden Tritten. Herbert strömte alles Blut zum Herzen.

Der Vater — ?

Kaum vermochte er sich still zu halten. Ein schweres, mühsames, beherrschtes Atmen gab ihm die Gewissheit: Sein Vater war bei ihm, so nahe bei ihm, daß er die Arme hätte um seinen Hals legen können.

Heftig durchzuckte es ihn, es zu tun. Aber er lag wie von einem Banne gehalten, unfähig, sich zu rühren. Es waren Augenblicke, wo die Zeit den Atem anhält und dem großen Geschehen der Sekunden lauscht.

Herbert fühlte einen Lichtschein über sein Gesicht gleiten. Ob der Mond Erbarmen mit dem Manne hatte, der sich wie ein nächtlicher Dieb einen einzigen Aublick seines Sohnes stehlen wollte? Eine heiße Welle stieg Herbert bis zum Halse. Er fühlte, lange würde er sich nicht mehr halten können.

Da hörte er den Vater heimlich, wie er gekommen, wieder aus dem Zimmer schleichen. Gespannt wartete er, bis drüben die Tür seiner Schlafkammer leise knirschte. Dann machte er Licht. Sein Blut stürmte, sein Herz hämmerte. Welch rätselhafte Abgründe waren doch im Herzen seines Vaters! Zur tiefen Mitternacht war er gekommen, einmal noch seinen Sohn zu sehen, den er vor Stunden wie einen Entarteten von sich gewiesen hatte. Hatte der Vater sein Kind gesucht, das der Fremd . . . — Herbert dachte das schreckliche Wort nicht aus — verstoßen mußte?

Mit offenen Augen lag Herbert noch lange wach. Eine leise Hoffnung stieg in ihm auf. Wäre nur erst Morgen, daß er noch einmal zum Vater könnte! Er würde den am Morgen nicht mehr verleugnen, zu dem die Vaterliebe ihn wie einen Dieb bei Mitternacht getrieben hatte.

Ohne daß Herbert es merkte, hatte der Schlaf ihn bezwungen. Als er die Augen auffschlug, schaute schon der helle Tag durchs Fenster. Das letzte Erwachen im Elternhause. Wehmut wollte ihn überkommen, aber er verschloß jeder Rührungsfähigkeit Tür und Tor.

Nach einer Viertelstunde kniete er in der Klosterkirche, wo eben das heilige Opfer begann. Das letzte Opfer in der Heimatkirche!

Als der Priester die Patene erhob, da legte Herbert ein ganzes Opfer darauf. Was er dafür wiederempfing, war unendlich größer — es war der Friede.

In Spannung erwartete er den Vater zum Frühstück. Er kam nicht. Das Mädchen meldete, daß der Herr Justizrat bereits in der Frühe in einer dringenden Angelegenheit abberufen worden sei.

Herbert fühlte einen scharfen Schmerz. Diese Enttäuschung war bitterer als all die andern. Was hatte er sich nicht alles erdacht, dem Vater zu sagen! Und nun — !

Er stand bald auf und ging in den Park, um Abschied zu nehmen von den Stätten der Erinnerung.

Er ging bis an den See. Still lag die Flut, die ihn und Ruth so manchesmal im

Lenz in der blauweißen Gondel getragen. Dann war ein ernster Sommer gekommen, und mit ihm war ein Starker ans Steuer getreten und hatte andern Wassern zugelenkt

Gesesselt und einsam lag das zierliche Fahrzeug am Ufer. Ruth hatte es vergessen.

Langsam ging er zurück durch die Alzianallee, die auf den Springbrunnen mündete. Da sah er Ruth von der andern Seite aus dem Wintergarten kommen. Sie erschrak und wollte umkehren. Sie hatte ihn auf seinem Zimmer vermutet und war eine Weile hinausgeschlitten, weil ihr die Wände zu eng wurden in diesen letzten Stunden.

„Ruth!“ rief Herbert gedämpft. Warum willst du fort? Bin ich dir bereits so fremd geworden?“

Er sagte es lächelnd, obwohl ihm Ruths Erregtheit nicht entging.

„Ich fürchtete dich zu stören. Zu solcher Stunde, glaube ich, ist man lieber mit sich allein.“

„Wenn es Fremde sind! Aber das sind wir uns doch nicht.“

Sie blieben am Springbrunnen stehen. Sorgloser Kinderstunden mochten sie gedachten, da sie auf dem steinernen Rande saßen und die munteren Fischlein fütterten. Dann hatten die plätschernden Wasser ihnen Wundergeschichten erzählt von lichten Wassergeisen und fernen Ländern und Menschen.

Sie gingen weiter zum alten Kirschbaum, der in einer Rotdornhecke von einer langen, blühenden Vergangenheit träumte. In seinem breiten Geäst hatte Herbert als Knabe seinen Thron gehabt. Ruth unten in ihrer Hängematte repräsentierte den Hofstaat und ließ sich munter alle Herrscherallüren des jungen Königs gefallen.

„Weißt du noch, Ruth, wie du hier einmal bitterlich weinend saßest, ein totes Drosselkind im Schoße, das beim ersten Flugversuch verunglückt war? Und wie wir die kleine Tote nachher begruben unter dem Trauergesäute unserer Tischglocke? Und das Kreuzchen, das du auf das Grab stecktest, — der Herrgott wird es uns lächelnd verziehen haben.“

„Aber nicht unsere gute alte Lisa. Mir ist, als sähe ich sie noch als zürnenden Geist herbeistürzen und das Kreuzchen vom Hügel reißen. Abends mußte ich ein Extra-Vaterunser beten, daß der liebe Gott uns unsere schlimme Spötterei verzeihen möge,“ entgegnete Ruth, nun auch lächelnd.

„Die treue Seele! Ist auch ein Stück Heimat!“

„Weißt du auch, daß sie gestern schon rotgeweinte Augen hatte und einen Psal-

ter um den andern betet, daß die argen Schelme im schwarzen Heidenland ihren jungen Herrn nicht auffressen?“

„Ist das wahr? Dann muß ich mich aber noch ganz besonders von unserm Hifstorchen verabschieden.“

Langsam gingen sie durch die Grotten und Blumenbeete dem Hause zu. Von jedem Busch und Baum und Strauch, von jedem Vogellied und -nest nahm Herbert stummen Abschied.

Ruth war zumute, als gäbe es nun kein Blumenblühen und Nachtigallen-schlagen mehr an diesen Plätzen, die unter der Fülle der Erinnerungen seufzten.

Dann gingen sie ins Haus. Herbert nahm allen Mut zusammen und ging noch einmal zum Zimmer des Vaters. Vielleicht war er mittlerweile zurückgekommen.

Er klopfte. Alles still. Er klopfte noch einmal. Kein Laut als das Pendeln der Standuhr. Sachte drückte er auf die Klinke und schaute ins Zimmer. Es war leer.

Da biß er die Zähne zusammen und ging wieder in den Garten. Für diesen letzten Schmerz im Elternhause waren ihm die Mauern zu eng.

Dann kam der Abschied.

Frau Werner bewies einen bewunderungswürdigen Starkmut.

Herbert kniete nieder. „Segne mich, Mutter. Aber zweimal.“

Sie legte ihre Hand auf seine Stirn und sprach leise den Segen. Dann sah sie bittend zum Himmel, daß der, der ihn rief, ihn, den Vatersegen geben möge.

Es nahten Schritte. Ruth war es, schon im Straßenkleide. Sie wollte hier in Gegenwart der Mutter Abschied nehmen.

Herbert schaute nicht zurück, als er durchs Gartentor hinausging. Nur zu des Vaters Fenstern sah er noch einmal hin, als sie um den Park herumfuhrten. Alles blieb still.

„Wer es fassen kann, der fasse es!“ hat einmal der Lehrer der Welt vom höchsten Ideal gesprochen. Hat es aber ein Hochgemuter einmal allen Ernstes erfaßt, und ist er eingetreten in die Gemeinschaft der Christusjünger, so greifen kundige Meisterhände nach ihm wie nach einem Block edlen Marmors, ihn mit Hammer und Meißel zum Kunstwerk zu formen.

Daß solches Feilen und Bilden manchen Lebensnerv empfindlich trifft, das empfand auch der jüngste Kandidat des Missionshauses in T. Die Illusionen, die Romantik des Geheimnisvollen, die für den Fernstehenden das Klosterleben umgibt, schwinden zumeist wie Nebel vor der Wirklichkeit des Erlebens.

Manches kam Herbert Werner wie ein merkwürdiger Traum vor. Anfangs kam ihm wohl ein Lächeln, wenn er die Mitbrüder in blauer Schürze bei den niedrig-

Bergkämmeinrich



Illustrierte Zeitschrift der
Mariannhiller Mission



Nummer 6

Juni 1935

53. Jahrgang

Pfingsten

Der du in Flammenzungen dich
Auf die Apostel senktest
Und ihnen Licht und Mut und Kraft
Zum hohen Werke schenktest,
O komm, o komme auch zu uns,
O Heil'ger Geist,
Du ewige, göttliche Liebe!

Der du bis an der Zeiten End'
Im Dom der Kirche weilest,
Am siebenfachen Gnadenbronn
Die franke Menschheit heilest,
O heilige, heile auch uns,
O Heil'ger Geist,
Du ewige, göttliche Liebe!

Der du bis an der Zeiten End'
Im Schiff der Kirche weilest
Und Wogenenschwall und Wogenprall
Allmächtiglich zerteilest,
O glätte die Fluten auch heut,
O Heil'ger Geist,
Du ewige, göttliche Liebe!

Der du in Flammenzungen dich
Auf die Apostel senktest,
Die heil'ge Kirche immerdar
In Sturm und Frieden lenktest,
O laß dich auch nieder auf uns,
O Heil'ger Geist,
Du ewige, göttliche Liebe!

Johannes Mahrhofer

Ein historisches Pfingstfest

Die größte und glanzvollste Pfingstfeier, die Deutschland jemals erlebte, hat 1184, auf Wunsch Friedrich Barbarossas, bei Mainz stattgefunden. — Nach langen Jahren blutiger Kämpfe war endlich Friede eingefehrt und Eintracht herrschte im ganzen Lande. Die Macht der Welfen war gebrochen und durch den Frieden von Kostnitz (Konstanz) Italien und die Kirche zufriedengestellt. Deutschland stand da in Glanz und Macht, wie man seit Karls des Großen Tagen dergleichen nicht mehr gesehen, und dem Kaiser, der bereits sein 63. Jahr erreicht hatte, schien endlich ein ruhiger Lebensabend zu winken.



Komm, Heiliger Geist, erfülle die Herzen Deiner Gläubigen!

Um seiner Freude über die errungenen Erfolge Ausdruck zu verleihen (und gleichzeitig einige Reichsgeschäfte zu erledigen), beschloß Friedrich I., die Pfingsttage des Jahres 1184 besonders festlich zu begehen und auch das Volk teilnehmen zu lassen. Bei dieser Gelegenheit sollte die Schwertleite (Wehrbarmachung) seiner beiden ältesten Söhne Heinrich und Friedrich stattfinden. Da Mainz für die zahlreichen Gäste nicht genügend Platz bot, wurde in der Ebene zwischen Rhein, Main und Taunus eine gewaltige Zeltstadt errichtet. In der Mitte erhob sich die aus Holz gezimmerte Kaiserpfalz und eine große Kapelle, daneben lagen Bauten für die Fürsten und Herren und rings umher zahllose Zelte für Gefolge und Troß, auf denen die bunten Banner lustig im Maienwinde flatterten.

Aus allen Gauen Deutschlands, zu Schiff, zu Roß, zu Wagen und zu Fuß kamen die Gäste des Kaisers herbei, Herzöge, Fürsten, Mark-

grafen, Grafen, Freiherren, Erzbischöfe, Abte und andere Würdenträger nebst Kriegern, Dienstmannen und einem ungeheueren Troß, Sänger, Spielleute, Gaukler, dazu Tausende von Zuschauern. Allein die Zahl der Edelleute soll 70 000 betragen haben. Der Landgraf von Thüringen war mit über 1000, Herzog Bernhard von Weimar mit 700, Erzbischof Philipp von Köln mit 1700, der Abt von Fulda mit 500, der Herzog von Böhmen sogar mit 2000 Rittern zur Stelle. Einer suchte den andern an Größe des Gefolges und Pracht der Ausstattung zu überbieten.

Aber nicht nur aus Deutschland waren sie herbeigeeilt, auch Frankreich, Spanien, Italien, Illyrien sowie alle slavischen Länder hatten ihre Vertreter entsandt, die Ritterschaft der ganzen christlichen Welt schien um Friedrich Barbarossa versammelt. Den Reigen der Festlichkeiten eröffnete am ersten Pfingsttage eine glänzende Prozession. An der Spitze des Zuges schritt der Graf von Hennegau mit dem Reichsschwert, ihm folgten des Kaisers Sohn, der junge König Heinrich, und Friedrich Barbarossa selbst mit seiner zweiten Gemahlin, der schönen Beatrix, der Tochter des burgundischen Grafen Reinald.

Nach der Frühmesse des zweiten Pfingsttages empfingen der 19 jährige König Heinrich und sein Bruder, Herzog Friedrich von Schwaben, durch ihren Vater den Ritterschlag. Im Anschluß daran fanden große Kampfspiele (mit stumpfen Waffen) statt, an denen 20 000 Ritter teilnahmen, und auch der Kaiser beteiligte sich, der trotz seines Alters sein Roß mit jugendlicher Kraft zu tummeln und Schwert und Lanze sicher zu führen verstand. Die Preise im Wettstreit empfingen die Sieger aus den Händen der Kaiserin. Reiche Gaben, bestehend in Pferden, Waffen, kostbaren Gewändern, goldenem und silbernem Prunkgerät wurden an Ritter und Knappen verteilt.

Aber auch das Volk kam nicht zu kurz, namentlich der Kaiser und seine Söhne gaben mit vollen Händen. Arme und Kranke, Pilger und Gefangene wurden bedacht und durften sich überdies an Speise und Trank gütlich tun. Der Kaiser hatte ungeheuere Vorräte an Lebensmitteln herbeischaffen lassen; allein für das Geflügel waren zwei riesige Holzbauten errichtet. Für Unterhaltung und Belustigung sorgten zahlreiche Sänger, Spielleute und Gaukler. — Das große deutsche Nationalfest zu Mainz, das einzig in seiner Art gewesen ist, wurde von vielen Dichtern verherrlicht, es lebte noch lange in der Erinnerung des Volkes fort. E. G. R.

Marienlied — aus fernem Süd

Unter diesem Titel brachten mariannische Zeitschriften interessante Berichte und Einzelheiten aus der Mariannhiller Mission. Darunter auch Übersetzungen aus dem englischen „Natal-Advertiser“, wovon nachstehend einiges für unsere Freunde und Leser wiedergegeben sei. Was seit 40 Jahren in vielen englischen Blättern und Büchern über Mariannhill erschien, zeigt nebenbei ganz offensichtlich, wie deutsche Missionen in nichtdeutschen Kolonien deutsche Kultur in ehrenvolles Licht stellen. Das Mariannhiller Missionswerk macht auf jeden Besucher nachhaltigen Eindruck; insbesondere auf Nichtkatholiken, die nicht selten, von den gefundenen Tatsachen völlig überzeugt, ihre sonderbaren und irrgen Vorstellungen

über katholische Religion, Kirche und Mission gründlich revidierten. Manch einer kam als Gegner und Kritiker nach Mariannhill und ging als gewonnener Freund und Verteidiger der Wahrheit von dannen. Hervorragende Schriftsteller sahen das Kloster, die Arbeiten, den religiös-sozialen Einfluß auf Land und Volk und den seit Jahrzehnten voranschreitenden Umschwung. Als Engländer oder Amerikaner schrieben sie dann in vielgelesenen Zeitungen und Büchern ihre Berichte über das Wirken der Deutschen in Südafrika. Das auf den deutschen Namen fallende Licht kommt der Heimat und dem Vaterlande weit mehr zugute, als viele innerhalb der Reichsgrenzen ahnen mögen.

In den Mariannhiller Fremdenbüchern stehen lange Reihen von Einzeichnungen aus höheren und höchsten Ständen, aus Welt und Kirche, aus katholischen und nichtkatholischen Kreisen aller Grade und Schattierungen. Darunter nicht wenige Zeitungsreporter. Einer von diesen soll nach freier Überzeugung aus dem genannten Natal-Advertiser hier zu Worte kommen.

„Vor 50 Jahren begannen die deutschen Trappisten in der südafrikanischen Wildnis ihr Werk. Sie fanden nichts als eine Grassteppe mit Busch und rauhem Gestrüpp, heute eine wohlbebaute, blühende Landschaft. Noch steht als wertgeschätzte Reliquie das winzige Blechhäuschen inmitten des Klosters, welches der deutsche Gründer, Abt Franz mehrere Jahre als erste „Abtei“ inne hatte. Hier sann er seine weitausschauenden Pläne zum Wohle der Ansiedlung, seiner opferfreudigen Mitarbeiter, der Eingeborenen und des Landes. Nun schläft er schon lange Jahre auf dem schattigen Friedhofe Mariannhills, aber sein regssamer Geist belebt die Nachfolger, die das gleiche allgemeinnützliche Ziel verfolgen, das dem deutschen Namen in der Ferne alle Ehre macht. Die jetzigen Mariannhiller haben sich in eine Kongregation umgebildet, wie es die Berufsverhältnisse der Mission erfordern. Heute trägt das dem Orden von La Trappe entsproßte Reis den Namen R. M. M.: Religiosen-Missionare von Mariannhill. Es blüht in Afrika, Europa und Amerika, wie so viele segensreiche Anstalten der übernationalen katholischen Weltkirche, die gerade dadurch dem allgemeinen Wohl und Frieden ausgezeichnet dient.

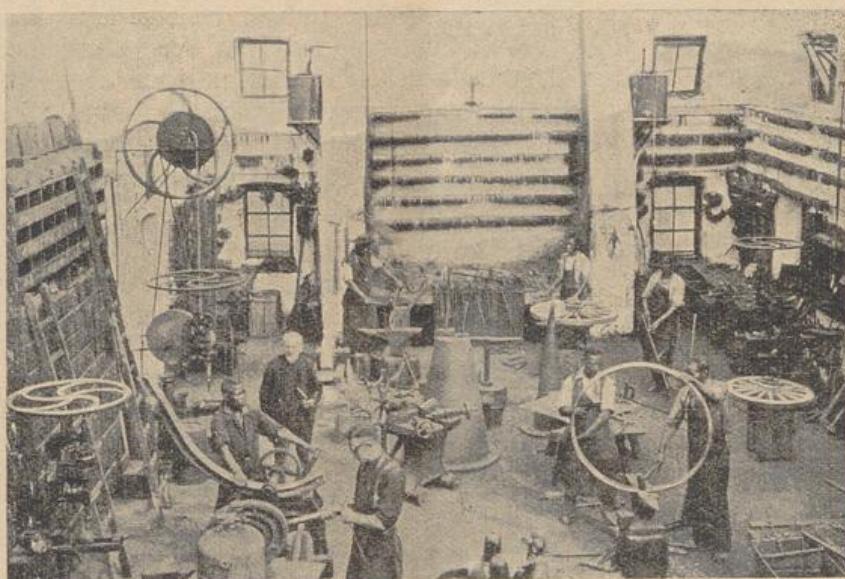
Unter „Trappist“ dachten sich viele ein Mitglied des strengstens Ordens, der sich in ewiges Stillschweigen begräßt, tot für die Lebensfreude, rückständig wie das konservative Mittelalter. Aber der Pförtner, der uns beim Aussteigen entgegenkam, war ein freundlicher Bäuer, heiter und geweckt. Rings in der Missionszentrale sah ich während meiner ganzen Rundschau einnehmende Mienen und konnte mich überzeugen, daß zufriedene, wenn auch schwer arbeitende Männer hier leben. Im sonnigen Zimmer an der Pforte wurde mir Tee serviert und dann ging es an die gründliche Besichtigung der ganzen weitläufigen Anstalt. Es erwies sich aber trotz der 6 Stunden als ein Ding der Unmöglichkeit, all die Räume genügend in Augenschein zu nehmen. Indes ich sah genug, um mit Erstaunen erfüllt zu werden. Die lange Reihe der Werkstätten, wo Eingeborene unter Leitung von Brüdern und deutschen Fachmännern bewundernswerte Arbeiten herstellen, wovon sie vor kurzem noch keine Ahnung oder Vorstellung hatten. Überall fleißige und geschickte Hände!

Ferner das eigentliche Kloster mit seinen widerhallenden und doch so friedlich schweigenden Wänden. Die eindrucksvolle, geräumig-schöne Kirche, das einfache, reinliche Refektorium, wo eben die langen Tische zur Mahlzeit bereitet wurden. Allenthalben die freundlichen Patres und

geschäftigen Brüder . . . Ich sah die Schulen, wo hunderte von ein-geborenen Kindern leben und lernen. Eben hörte ich eine Abteilung im Chore singen: Ave Maria! . . . in herrlichen Harmonien, die brausend von den Gallerien des Gebäudes widerhallten und sich draußen verloren im flutenden Sonnenlichte. — Das hat schon manchem Besucher Tränen der Rührung und Freude entlockt.

Hier werden die Kinder der afrikanischen Wildnis in gesittete Men-schen, fleißige Arbeiter und wirkliche Christen umgewandelt. Was diese hier unserem Lande und Volke seit Jahrzehnten tun, bleibt für alle Zukunft unbezahlbar nach rein praktischer Schätzung und auf religiösem Gebiete.

Als englischer Besucher der deutschen Missionsanstalt interessierte mich besonders religiöse Kunst in deutschen Formen, die im Bereiche unserer



Schmiede in Mariannhill

Kolonien eine Seltenheit ist. Beim Durchschreiten der weiten Räume der Pro-Kathedrale von Mariannhill bewunderte ich die hunte Menge von Freskomalereien, sämtlich von Künstlern der Mission ausgeführt. Nicht minder den schimmernden Hochaltar, die feinen Linien des Kommunion-gitters aus gehämmertem Schmiedeeisen, den soliden Kirchenboden und die Basreliefs in Terrakotta ausgeführt. Zu meinem und jedes andern Erstaunen hörte ich, daß alle diese Dinge wie der Bau selbst bis zum letzten Ziegel in Mariannhill hergestellt wurden, von deutschen Fach-männern der Kongregation mit Diensthilfe der Eingeborenen, von denen manche schon eine anerkennenswerte Fertigkeit besitzen.

Ich stattete auch dem etwas entfernt gelegenen Schwesternkloster einen Besuch ab und war insbesondere von der schmucken Hauskapelle über-rascht. Dann stieg ich hinan zu dem kleinen Heiligtum mit runder Kuppel, ein kleines Monument auf dem eigentlichen „Maria-Anna-Hügel“, wovon die ganze Mission den Namen trägt, nach seinem Taft des Gründers unserem Englisch angeschmiegt: Mariann-Hill. Auf dem Altare dieser Votivkapelle steht eine lebensgroße Statue des Welterösers mit aus-

gebreiteten Armen. Ein Symbol des Friedens, den seine Liebe allen Völkern anbietet. Möchten sie es nur gelehrtig erfassen und mitwirken!

Sodann besuchte ich den wohlgepflegten Friedhof, das sehr reinliche und helle Hospital der Eingeborenen, sowie jenes der Patres und Brüder im Kloster. Für Lüftung und Ventilation wie gute Pflege war in beiden bestens gesorgt.

Nun verstehe ich aus eigener Anschauung das Wort eines berühmten Afrikareisenden, der vor mir diese deutsche Oase im englischen Lande besuchte: „Wie eine Hymne auf Gebet und Arbeit liegt diese Musteranstalt zwischen den Palmenhügeln Natal's“. Was über dem geschmackvollen Pforteneingang in Riesenlettern geschrieben steht: Ora et labora! ist hier wirklich zur Tat und Wahrheit geworden. Wie gerne würde ich hier meine Erholungstage zubringen! Aber schon riß mich die untergehende Sonne los von dieser Stätte und so vielem, was ich ungeschen zurücklassen mußte. Die Mühlenanlage und das Pumpwerk mit seinen Turbinen samt der Buchdruckerei, wo unter anderem eine illustrierte Wochenzeitung für die Eingeborenen hergestellt wird, konnte ich leider nicht mehr in Augenschein nehmen, also auch nicht darüber berichten.

Es ist nicht möglich, im engen Rahmen eines Zeitungsartikels eine genügende Idee vom Ganzen zu geben. Die Eindrücke eines kurzen Tages häufen sich derart und unsere Aufmerksamkeit wird so schnell von einem Zweige der Industrie zu einem anderen abgelenkt, daß die Gesamtheit beinahe ermüdet und verwirrt, obgleich doch alles nur wohlgeordnete und friedliche Tätigkeit atmet. Federman aber drängt sich in Mariannhill die Überzeugung auf: Hier haben die Missionsmönche ein originell-wunderbares Werk geschaffen. Ein Ehrenmonument deutscher Kultur auf britischem Boden, ein goldenes Glied der übernationalen Kette, die alle Völker zusammenschließen sollte!

In erster Linie gilt die Tätigkeit dieser lebenskräftigen Anstalt mit ihren Filialen dem Wohle der Eingeborenen. Die Befehlung und Erziehung der Schwarzen ist Anfang und Ende all dieser Arbeiten und Mühen. Die Schulen mit vielen hundert Kindern aus allen Teilen der Union sind allein schon ein großes Institutswerk. Denn die meisten der Insassen erhalten hier nicht bloß vorzüglichen Unterricht, sondern auch Arbeit und religiöse Ausbildung. Wenn man diese Werkstätten durchwandert und die Leistungen dieser Schwarzen sieht, wird man einfach sprachlos. Die Knaben liefern gelungene Artikel der verschiedensten Handwerke, die Mädchen Näh-, Flecht- und Kunstarbeiten vieler Art. Eine jährliche Ausstellung steigert den fleißigen Wettbewerb aller.

Von dieser Zentrale ist seit Jahrzehnten eine Schar von Missionaren und Schwestern ausgegangen, die an die 50 Missionsstationen gründete in Natal, in der Kapkolonie, Pondoland, Tembuland und Rhodesia. Allenthalben findet man da die Früchte deutschen Fleisches und die Segnungen der Religion. Diese Männer und Frauen widmen ihre ganze Kraft und Lebenszeit dem herrlichen Werke, wahrlich nicht zum Schaden ihrer Nation und Heimat! Ein Land, das solche Diener der Religion und Kultur hervorbringt und aussendet, nötigt jedem Verständigen hohe Achtung ab.... „Schau des Friedens“ betitelte ein anderer Besucher Mariannhills seinen begeisterten Bericht, dessen tatsächliche Einzelheiten den Schlüssel abgeben könnten zum lange gesuchten und bis heute nie

gefundenen Geheimnisse: wie verschiedenste Menschen, Rassen und Klassen in schönstem Frieden miteinander leben und gedeihen können: unter dem höheren Einfluß und glücklichen Bann der wirklich gelebten einen Religion für alle! — Möchte unsere Zeit dieses Geheimnis begreifen. — So schließt der ungenannte Ausländer. Hätten die vielen, vielen



Die Seelenspeise!

Tausend Besucher unserer Zentrale ihre Eindrücke niedergeschrieben, es gäbe wohl reichen Stoff für ganze Jahrgänge unseres Bergfestsmeinnicht. (Fortsetzung folgt). D. D.

Das Christentum ist eine Religion, die nach dem Willen ihres göttlichen Stifters für alle Menschen bestimmt ist und die daher auch allen Menschen verkündet werden muß.

Zeige uns dein Reich!

18.

Große Ehre ist es dem Menschen, von einem irdischen König ausgezeichnet zu werden. Seelenes Glück, beim höchsten Herrscher des Reiches beliebt zu sein. Wäre die Welt eine einzige Republik und der weiseste, beste aller Sterblichen ihr Präsident, welche Freude, ihm zu dienen, welche Auszeichnung sich von ihm geliebt zu wissen! —

Wir haben indessen einen König, nicht bloß über die ganze Erde sondern auch über die Sternenwelt und das ganze sichtbare und unsichtbare Universum. Die totale Summe und Fülle des Erschaffenen, des Bestehenden und noch Werdenden ist sein absolutes Eigentum. Die materielle und geistige, sichtbare und unsichtbare, zeitliche und ewige Schöpfung zumal bildet sein Universalreich. Nichts, durchaus nichts ist von seinem Besitztum ausgenommen. Alles, bis zum geringsten Atom untersteht seiner Herrschaft. Element und Stoff, Kraft und Leben in allen ihren Arten, Verbindungen und Wirkungen dienen diesem Herrn. Jeder Geist und jede Seele ist ihm untertan und mit oder wider Willen dienstbar. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft bilden sein Reich. Was immer ins Dasein tritt, gehört ihm zu und alles Seiende fällt ihm notwendig zum Erbe. Denn das Ziel der gesamten Tätigkeit des dreieinigen Gottes seit dem Anbeginn der Zeit ist eben dieses Reich. Seine einstige Grundlegung, beständige Erweiterung und künftige Vollendung. Nichts kann den Plan des Ewigen stören, niemand den steten Entwicklungsgang aufhalten — am wenigsten die Ohnmacht der Gottlosen. —

Wie groß und einzig muß der König dieses Gesamtreiches sein! — Und er ist unvergänglich und unsterblich, das Leben in Person, die wesenhafte Macht und Güte. Sein Herz liebt einen jeden von uns in huldvoller Herablassung und unzählig sind die Beweise seiner Liebe. Er schenkt sich uns selbst und macht uns zu Mitgenießern seines unermesslichen Reiches! Denn unser König heißt **Jesus Christus**, hochgelobt in Ewigkeit!

In diesem Monat Juni gedenken wir alle mehr als sonst der Liebe seines Herzens und freuen uns der Herrlichkeit seines Reiches. Lasset uns seine königliche Liebe erwidern jeden Augenblick der Zeit und in alle Ewigkeit. Amen.

Mariannhiller Rundfunk: Neueste Missionsnachrichten!

Am Mikrophon: P. Otto Heberling RMM.

Firmung auf der Missionsstation Kewelaer: Die Missionsstation Kewelaer im apostolischen Vikariat Mariannhill hatte am ersten Sonntag im Monat März einen großen Festtag. Der apostolische Vikar von Mariannhill, Se. Exzellenz, der hochwst. H. Bischof A. Fleischer konnte nicht weniger als 325 Neuchristen das hl. Sakrament der Firmung spenden. — Wir freuen uns, daß die Armee der zum hl. Kampf für das Christkönigsreich gesalbten Streiter stets wächst. Der Sieg unseres Königs Jesus Christus ist unausbleiblich! Auch im dunklen Afrika muß die Nacht dem Lichte weichen. —



Die Mariannhiller Musikkapelle (Missionsbrüder und Eingeborene) auf der Außenstation St. Magdalena

Einweihung einer neuen Schulkirche: Am 17. Februar wurde auf der Außenstation St. Magdalena bei Ezimbokobweni eine neue Kirche eingeweiht, die gleichzeitig auch als Schule benutzt wird. Die Einweihung wurde vom hochwst. Herrn Bischof A. Fleischer RMM. von Mariannhill vorgenommen. Anschließend brachte der Missionsbischof in der neuen Kirche das erste hl. Opfer dar. Über 700 Eingeborenen wohnten der Feier bei. Auch die von Missionsbrüdern und Eingeborenen gebildete Musikkapelle von Mariannhill hatte es sich nicht nehmen lassen, die hl. Handlung mit ihren Darbietungen zu verschönern und erhebender zu gestalten. Als besondere Festgäste hatten sich auch der Missionsarzt Dr. S. Nicol, der Stellvertreter von Dr. Mc. Murtrie, der gegenwärtig eine Pilgerreise ins Heilige Land unternimmt, ferner der Schulinspektor des Distriktes, Mr. A. C. Spargo und Bürgermeister Hosken eingefunden.

Die Eingeborenen-Schwesternkongregation wächst: Neuerdings wurden wieder mehrere schwarze Mädchen als Kandidatinnen in die Eingebore-

nen-Schwesternkongregation der „Töchter des hl. Franziskus“ aufgenommen. Diese junge, aufblühende Kongregation zählt gegenwärtig 66 Professschwestern, 21 Novizinnen, 24 Postulantinnen und 43 Kandidatinnen. Möge Gott durch die Fürbitte des hl. Franziskus über dieses Institut seinen reichen Gnadenseggen ergießen.

Ein Eingeborenen-Bruder legt die ewigen Gelübde ab: Im Januar dieses Jahres legte der Eingeborenen-Bruder Br. Joseph FFJ. in der vom hochw. Herrn Bischof von Mariannhill A. Fleischer gegründeten Kongregation der „Franziskaner Familiaren des hl. Joseph“ die ewigen Gelübde ab. Br. Joseph ist das erste Mitglied der jungen Kongregation, das sich durch die ewigen Gelübde für immer Gott weihte. Mögen auch



Se. Exzellenz, der hochw. H. Bischof A. Fleischer RMM. bei den Eingeborenen-Franziskaner-Familiaren in Kiva St. Joseph

die anderen Mitglieder der Kongregation mit der Gnade Gottes die sittliche Kraft erwerben, sich für immer dem Dienste Gottes weihen zu können. Die Kongregation für die männlichen Eingeborenen entwickelt sich etwas langsamer als die Schwesternkongregation. Sie zählt erst 28 Mitglieder. Davon haben zehn schon zeitliche Gelübde abgelegt. Br. Joseph hatte als ältester nun das Glück, die ewigen Gelübde abzulegen. Sieben Mitglieder der Kongregation befinden sich zum Studium der Theologie im Priesterseminar bei Mariatal.

Gute Prüfungserfolge in katholischen Missionsschulen: In den beiden Lehrerseminarien der Mariannhiller Mission wurde auch im letzten Schuljahr Hervorragendes geleistet. Nach einem Bericht der obersten Schulbehörde steht das Lehrerseminar der Missionsstation Marizell, in der apostolischen Präfektur Umtata, von sämtlichen 14 Lehrerseminarien der Kapprovinz mit seinen Erfolgen beim letzten Dezemberexamen an der

Spize. Auch im Mariannhiller Lehrerseminar wurden gute Erfolge erzielt. In Mariannhill bestanden bis zu 90 Prozent ihr Examen, in Mariazell sogar bis zu 95 Prozent. Auch in der Benotung in den Mittelschulen stehen die katholischen Schüler an erster Stelle. Die Note hervorragend wird äußerst selten gegeben. In den letzten 8 Jahren erhielten 15 schwarze katholische Mittelschüler für ihre Schlussprüfung die Note: Hervorragend. Nichtkatholiken waren es dagegen nur 7 Schüler, die sich diese Benotung errangen.

Auf Wiederhören!

Das katholische Missionsheer

Der neue unter der Ägide der Propagandakongregation erschienene „Führer durch die katholischen Missionen“ gibt eine willkommene Übersicht



Eingeborenen-Seminar St. Mary, Xopo (Natal)

der Stärke und Gliederung des katholischen Missionsheeres nach dem Stande kurz vor der Jahreswende.

Das Missionspersonal der Propaganda zählt 10 666 ausländische Priester, 4972 ausländische Brüder und 20 360 ausländische Schwestern. An Eingeborenenkräften sind vorhanden: 5384 Priester, 2333 Brüder und 18 144 Schwestern. Ferner 74 127 Katechisten und 61 756 Lehrpersonen. Den 35 998 ausländischen Kräften stehen also insgesamt 161 744 einheimische gegenüber. Insgesamt zählt das Missionsheer der Propagandakongregation 16 050 Priester, 7 305 Brüder, 38 504 Schwestern, 135 883 Laienhelfer, insgesamt 197 742 Missionare. Beim Ordenspersonal stellen die Ausländer 58,1 v. H., die Einheimischen 41,9 v. H. Ein Drittel aller ausländischen Priester, fast die Hälfte aller ausländischen Brüder und 40 v. H. aller ausländischen Schwestern sind in Afrika tätig. In Prozenten ergibt sich folgende Skala der ausländischen Priester: Afrika 33,1 v. H. (3 539), China 21,3 v. H. (2 272), Indien 12,6 v. H. (1 350).

Die restlichen 33 v. H. verteilen sich auf die übrigen Missionsländer der Erde.

Der „Missionsführer“ gibt auch eine neue Tabelle der nationalen Zugehörigkeit der Missionare beiderlei Geschlechts. Von 6 v. H. des Personals konnte sie nicht ermittelt werden. 8 Länder schenken der Kirche 1000 und mehr Heidenmissionare: Frankreich, Deutschland, Italien, Holland, Belgien, Irland, Spanien, England. Frankreich stellt etwa 25 v. H. der ganzen Missionsarmee. Hinsichtlich der Priesterzahl folgt Italien an zweiter Stelle, hinsichtlich der Schwesternzahl Deutschland.

Im einzelnen stellt Frankreich 8 795 Missionare, Deutschland 5 136, Italien 4 013, Holland 3 211, Belgien 2 859, Irland 1 958, Spanien 1 626, Jugoslawien 1 610, England 1 042, Kanada 1 021, die Vereinigten Staaten 866, die Schweiz 537, Österreich 447, Polen 410 usw. Wir haben nur die Zahlen der größeren europäischen Staaten hervorgehoben.

In der römischen Statistik steht Deutschland hinsichtlich des Gesamtmissionspersonals unter 80 missionierenden Nationen der Weltkirche an zweiter Stelle. Der Direktor des Fideskorrespondenz Considine hatte in seinem 1931 erschienenen Atlas der katholischen Weltmission unter 56 Nationen Deutschland die 6. Stelle angewiesen. Das Vorrücken Deutschlands in der Statistik ist nicht einer sprunghaften Steigerung der Missionsaussendungen zu danken, sondern verbesserten Zählmethoden. Die wertvollen statistischen Arbeiten von P. Ansgar Sinnigen OP., dem Generalsekretär der deutschen Missionsprokuratorenkonferenz, scheinen sich hier segensreich ausgewirkt zu haben. Considine zählte damals 649 deutsche Priester, 429 Laienbrüder, 1 677 Schwestern und 52 Missionare, von denen nicht feststand, ob es sich um Patres oder Brüder handelte, insgesamt 2 807. Die neue (auch von ihm verfasste) Statistik gibt an: 954 deutsche Priester, 825 Brüder, 3 357 Schwestern, insgesamt 5 136. Auf diese Leistung für die Missionen darf das katholische Volk Deutschlands wahrhaftig stolz sein. Und niemand darf diesen auf objektiven Zahlenbeweisen beruhenden berechtigten Stolz durch bewußten Missionspessimismus zerreden.

Von besonderer Bedeutung für die Mission ist die Entwicklung des einheimischen Klerus. Läßt man den einheimischen Klerus Europas, Australiens und Neuseelands außer Betracht, so zählen die Missionen der Propaganda 4 702 in Südostasien, 24,6 v. H. wirken in Indien. Der Rest verteilt sich auf Afrika (15,2 v. H.), amerikanische Missionen (4 v. H.), Japan (3,3 v. H.), Westasien (1,3 v. H.). Ozeanien zählt 11 einheimische Priester, Niederländisch-Indien 5. In China vermehrte sich der einheimische Klerus in den letzten 10 Jahren um 458. Er stellt heute 40 v. H. des gesamtchinesischen Klerus dar.

Die Vorbereitung der einheimischen Priester im Bereich der Propaganda geschieht in 107 Großen und 286 Kleinen Seminarien. 23 Große und 19 Kleine Seminarien, die der Vorbereitung des aus westlichen Ländern stammenden Klerus dienen, müssen aus der Betrachtung ausscheiden, sodaß für die eigentlichen Missionen 267 Kleine und 84 Große Seminare übrig bleiben. In den großen Seminarien bereiten sich 3 944 Alumnen, in den Kleinen Seminarien 11 244 auf das Priestertum vor.

Laienbrüder zählt man in den Gebieten der Propaganda 8 755, in den eigentlichen Missionsgebieten (also nach Abzug Europas, Australiens und Neuseelands) nur 6 863. 38 v. H. aller Laienbrüder gehören

Lehrorden an. Die meisten Laienbrüder wirken im nahen Orient, wo allein ein direktes Missionswirken durch die Schule zum Ziele führt.

An Ordensschwestern zählt man im Gebiet der Propaganda 50 555. Nach Abzug der in Neuseeland und Australien wirkenden Ordensfrauen ergibt sich für die eigentlichen Missionsgebiete die Zahl 38 504 Missionsschwestern. Von je 5 ausländischen Schwestern wirken 2 in Afrika, 1 in China oder Indien, während die vierte und fünfte Schwestern in anderen



Neupriester Hochw. P. Romuald Hartberger R.M.M., feierte sein erstes heiliges Messopfer in München

Missionsgebieten tätig ist. Unverhältnismäßig starke Gruppen von Schwestern sind in den Gebieten des nahen Orients konzentriert, wo sie im Schulapostolat tätig sind. Einheimische Missionsschwestern zählt man zur Zeit 15 616. Von je 5 einheimischen Ordensfrauen sind 3 in Indien oder Südostasien, 1 in China, 1 in den übrigen Missionsgebieten tätig. Im Verhältnis zur Entwicklung seines Christentums hat Indochina die beste Entwicklung der einheimischen Schwesternschaft. Auch in Indien ist die Entwicklung bedeutend, während die Fortschritte in China langsamer,

Der Heeresfürst

Herr, in deinem Schritt
wandern Jahrhunderte mit.
Und an deines Mantels Saum
webte Jahrtausender Traum

Laut in deinem Wort
tönet die Ewigkeit fort,
Hell in deinem Herrscherblick
spiegelt sich Weltengeschick.

Gott, an deinem Mund
tranken sich Völker gesund.
Und aus deiner Hände Kraft
blühte des Reiches Schacht.

Herr, in deinem Schritt
nimm auch uns heute mit.
Und dein mächtiges Führerwort
ruft zum Sieg uns fort.

H. Reinach

aber auch beträchtlich genannt werden können. Japan verspricht viel für die Zukunft, Niederländisch-Indien ist in dieser wichtigen Sparte des Frauenapostolates sehr zurück. Angesichts der sozialen Geringsschätzung der Frau in Afrika geht die Entwicklung des weiblichen Ordenswesens in diesem Erdteil langsam vor sich. Sie entspricht der gesamten sozialen Höherentwicklung der Frau in Afrika.

Die größte Zahl von Katechisten (Laienmissionshelfern), deren Gesamtzahl 74 127 beträgt, zählt Afrika: 60,5 v. H. der Gesamtzahl. Wo eine starke Befehrungsbewegung ist, braucht man auch viele Katechisten. So hat Zentralafrika, das fruchtbarste Missionsfeld der Kirche, 25 000 Glaubenslehrer.

An Missionschulen wirken 62 087 Lehrkräfte. Davon leben 36 v. H. in Afrika, 22 v. H. in China, 20 v. H. in Indien. Der Rest verteilt sich auf die übrige Welt. Die katholische Weltmission zählt 215 Lehrerseminarien.

Die katholische Missionsarmee hat ihr Arbeitsfeld sehr ungleich besetzt. Nimmt man als (sehr ungenauen) Maßstab dieser Besetzung das Verhältnis der Priesterzahl zur Zahl der nichtchristlichen Bevölkerung, so gibt es nebst Gebieten, in denen schon auf 20 000 und 50 000 Heiden ein Priester kommt, solche, wo einem Priester 100 000 oder gar 200 000 und mehr Nichtchristen gegenüberstehen. Die letzteren Gebiete mit un-



Heiligstes Herz Jesu, zu uns komme Dein Reich!

geheuerer Heidenzahl sind Westasien; Indien-Birma-Ceylon; Südostasien und Niederländisch-Indien, China, Japan, Nordafrika, Westafrika. Insgesamt zählt man eine Gruppe von 850 Millionen Heiden, in deren Heimat nur 1 Priester auf 100 000 oder 200 000 und mehr Nichtchristen kommt.

Das Handbuch Roms gibt nur die Tatsachen. Warum die Kirche in manchen Gebieten so schnell, in manchen so langsam vorwärts kommt, will es nicht untersuchen. Diese Arbeit überläßt es der Erörterung einer weiteren Öffentlichkeit.
Joseph Peters.

lata Heitere Kirchengeschichte aus Südafrika

Von P. Severin RMM.

Das gleiche Recht, das die Reformatoren seinerzeit für sich in Anspruch genommen haben, nämlich die Offenbarung Gottes an die Menschen richtig erklären zu können, haben nach ihnen noch viele andere in Anspruch genommen. Sie verwirrten nicht nur die Lehre des Felsenmannes Petrus im Papsttum, sie verwirrten auch alle anderen Glaubensrichtungen und erklärten die eigene Lehre als die einzige wahre. So zählt man heute bereits gegen 500 verschiedene andersgläubige Sekten und jede von ihnen will die eine wahre Kirche sein. Würde aber jemand die Lächerlichkeit dieser Behauptung mit Händen greifen wollen, so müßte er nach



Reimlingen, St. Joseph: Klerikernoviziat der Mariannhiller Missionare

Südafrika kommen. Denn hier sind fast alle Sekten mit ihren Missionaren vertreten, „befehren“ Heiden, machen sich gegenseitig Konkurrenz und plötzlich fühlt sich sogar da und dort irgend ein Kaffer von Gott angetrieben, eine eigene Kirche zu gründen und sich als großen Prophet auszugeben. Dafür einige Beispiele.

1. Im Bereich unserer großen Missionsstation Mariatrost machen sich gegenwärtig die sogenannten „Apostole“ oder Gesundbeter bemerkbar. Es ist dies eine schwärmerische Sekte, die die Wunderkraft der Apostel zu haben meint. P. Rubenser wurde einmal zu einem Besuchgang zu einer kranken Frau gerufen. Als er beim Kraal ankam, erwartete ihn niemand, wohl aber hörte er aus der Hütte Stimmen und Rufe, wie wenn eine Litanei vorgebetet würde. Als er eintrat, lag die Kranke platt auf dem Boden und um sie herum knieten sieben Weiber, die die Hände über sie ausbreiteten und so eine Wunderheilung erbeten wollten. Sie waren so vertieft in ihr Tun, daß sie den Pater eine Weile gar nicht wahr-

nahmen. Als dieser endlich begriff, was da vorging, fasste er eine „Apostolin“ am Arm und schrie sie an, was sie denn da trieben. Da ließen alle eiligst davon. An einen Mann, der schon zwei Jahre krank ist, machten sie sich auch heran und versprachen ihn zu heilen, wenn er sich ihnen anschließe. — In einem Kraale waren die drei Kinder der Familie erkrankt. Die Apostole wollten sie gesund machen. Da kam die katholische Tante dazu, packte schnell zwei Kinder und lief damit davon. Merkwürdigerweise starb den Gesundbettern das eine Kind bald, während die beiden anderen gesund wurden. P. Rubenser sagte aber, daß die Sekte trotzdem ihre Anhänger nicht verloren habe, da man tatsächlich von manchen Heilungen spreche. In manchen Fällen spielt wohl Einbildung und Suggestion mit, aber es scheine auch der Teufel im Spiele zu sein.

2. Ebenfalls in dieser Gegend bildeten sich zwei neue selbständige „Kirchen“ unter den Eingeborenen. Zwei protestantische Katecheten waren miteinander in Streit gekommen und machten sich selbständig. Warum nicht? Nun hat jedes Bekenntnis seine Gläubigen, sein unfehlbares Oberhaupt und in Entfernung von kaum einer Viertelstunde je eine elende Schulhütte als erstes Gotteshaus. Der Anfang ist also gemacht und die Leute predigen und werben lustig darauf los. Zedenfalls ist's noch keine reiche Kirche.

3. Anderswo hatte der protestantische Prediger seinen schwarzen Katecheten aus irgend einem Grunde verjagt. Der war aber helle und hetzte seine Landsleute gegen die hohe Kirchensteuer auf. „Das, was der Pastor kann, kann ich auch. Er kann nicht einmal unsere Sprache und ich mußte euch immer predigen und die Schrift lesen. Kommt zu mir, ich gebe euch das Abendmahl um die Hälfte der Steuer!“ So entstand die „Christliche Kirche von Afrika“.

4. In der Nähe von Port Shepstone treibt gegenwärtig auch ein solcher Religionsstifter unter seinen schwarzen Landsleuten sein Unwesen. Seine Anhänger erweisen ihm göttliche Ehre, dürfen sich nur auf den Knien ihm nahen und wenn er sich irgendwohin begibt, ziehen die Anhänger in Prozession und Psalmen singend vor ihm her. Es ist unglaublich, zu welchen Opfern er seine Zuhörer zu begeistern weiß. Letzthin verstieg er sich sogar zur Prophezeiung, er werde nun bald in den Himmel auffahren. Eine große Schar Gläubiger und Neugieriger wollte dabei Zeuge sein. Der schwarze Erlöser stieg auf einen Baum, damit ihn alle sehen könnten, hielt eine feurige Ansprache, segnete noch einmal alle, breitete seine Hände aus und nachdem alles in erwartungsvoller Stille verharrte, begann der Heilige wirklich — furchtbar zu schimpfen! — Daran, daß er noch nicht in den Himmel auffliegen konnte, waren natürlich seine Gläubigen schuld. Er hatte sich doch soviel Mühe gegeben mit ihnen und sie hatten noch immer eine ganze Menge Sünden und Fehler. Wie man hörte, gingen viele der Leute voll Reue und guter Vorsätze nach Hause, nur einige wurden irre an ihm.

5. Ein anderer „Erlöser“ der Menschen hat in der Nähe von Highflats eine schöne Farm, groß wie eine Grafschaft. Es ist der Besitzer kein Schwarzer, sondern ein waschechter Engländer, der richtig alle seine schwarzen Bächter schon „befehrt“ hat, sonst noch niemanden, aber er zweifelt selbst an deren innerer Befehlung. Frau und Kinder sind ihm gestorben, er studiert viel in der Bibel, ist täglich nur einen halben Teller voll Maisbrei und predigt jedermann, der ihn hören will. Als

er einmal sinnend am Ofen stand, kam sein Gott zu ihm, berührte ihn an der Schulter und gab ihm den Auftrag, nach der Hafenstadt Durban zu gehen, dort ein Büro zu mieten und die Gründung der neuen Kirche zu beginnen. Er erzählte dem katholischen Missionar, den er übrigens auch noch zu „befehren“ hofft, ganz offenherzig, daß er bereits zweimal in Durban ein Büro eröffnet habe, alles sei bereit gewesen, sogar ein großes Straßenschild habe er angehängt gehabt, aber merkwürdiger Weise sei gar niemand gekommen, aber schon gar niemand. Da sei er wieder heimgegangen. Jetzt aber nähere er sich vom wahren Himmelsbrote, er allein noch, und auch die Katholiken hätten nicht das richtige Sakrament; dieses sei gar nicht materiell, es sei rein geistig, nur geistig. Sogar das Eintreffen des jüngsten Gerichtes hat er ausgerechnet. Einmal hat er sich dabei allerdings verrechnet gehabt. Das macht aber nichts. Jetzt weiß er es umso bestimmter, es kommt im Jahre 1960.

6. Vor kurzem trat auch in Rhodesia ein falscher Prophet auf, der behauptete, er sei gestorben und begraben worden, aber nach acht Tagen habe Gott ihn wieder auferweckt, und nun predigt er im direkten Auftrage Gottes. Er hieß Johannes und lebte auch nach dem Vorbild seines Patrons angeblich nur von Heuschrecken und wildem Honig. Er erregte riesiges Aufsehen und erhielt Zulauf nicht bloß von Andersgläubigen, sondern auch von Katholiken, da er sich bereits zwei Jünger zugelegt hatte, die noch eifriger predigten als er. Die Patres Jesuiten als Missionare jener Gegend waren dem blinden Fanatismus der Menge gegenüber in Verlegenheit und taten endlich hier das scheinbar Richtigste: Sie riefen die Polizei gegen den Schwindler zu Hilfe! Diese packte ihn kurzerhand und setzte ihn nach Entlarvung ins Gefängnis. Heute ist seine „Kirche“ bereits in alle Winde zerstoben und wenn er endlich frei wird, braucht man ihn nicht mehr zu fürchten.

7. Die Gegend des Umkomaasflusses ist besonders berüchtigt durch ihre vielen heidnischen Zauberer. Da zog sich unlängst eine der fünf Frauen eines solchen Betrügers lebensgefährliche Brandwunden zu. Der linke Arm und die Brust war ganz verbrannt. Sofort holte man den bereits weit hin durch seine Medizinen als Wunderdoktor berühmt gewordenen Vorsteher der Franziskanerbrüder von Mhlabatshane. Als er hinkam, war auch der durch seine Kunst reich gewordene alte Zauberer anwesend. Der Bruder sah sofort, daß es um das Leben der Frau ging und forderte den Alten auf, er sei doch selber Doktor, er solle selbst helfen. Ganz offen sagte er aber: „Das kann doch ich nicht, da kann nur ein weißer Doktor helfen“. Der half nun, so gut er konnte, mit einer Wundsalbe und Abnehmen der verbrannten Hautsezen und wirklich begann eine schöne und schnelle Heilung. Als der Bruder aber bereits einen Tag mit seinem Besuch aussekte, schmierte der graue Schwindler sofort auch seine Medizin auf die Brandwunde, um sagen zu können, er habe das Weib geheilt. Als wir dann wieder hinkamen und nachsahen, klagte die Patientin natürlich über viel größere Schmerzen und einige Stellen waren ganz bereitert. Als wir dem Alten und den anderen Neugierigen nun empört den unzweifelhaften Schaden „seiner Medizin“ zeigten, schlich er doch etwas erschreckt davon, zumal der Bruder Miene machte, nichts mehr zu machen an den Wunden.

8. Nach verschiedenen Mitteilungen bedienen sich in derselben Gegend die Zauberer oft folgenden Tricks: In der Nähe irgend eines Kraales,

manchmal sogar vom Dach der Hütte, hören die durch allerlei unheimliche Geräusche aus dem Schlafe erwachenden Bewohner irgendwelche drohende Tierstimmen. Vor lauter Geisterfurcht und Übergläubken wagt es natürlich niemand, Nachschau zu halten. Am nächsten Tag kommt dann ein Zauberdocttor zu den geängstigten Leuten und erzählt ihnen, er sei in der vergangenen Nacht auf dem großen Pavian (bei den Negern heiliges Geistertier) über alle Erdteile hinweggeflogen. Und da habe der Pavian plötzlich über einer Gegend Südafrikas stillgehalten und habe ihm gesagt, daß jetzt gerade die Leute dieser Hütte durch diese Geräusche und Tierstimmen geängstigt würden. Und dann bietet sich der Zauberer an, die unheimlichen Tiergeister zu vertreiben. Meist sagt der Zauberer gar, diese Geister seien nun in einer der anwesenden Per-



Reimlingen, St. Joseph: Haustapelle des Klerikernoviziates der Mariannhiller Missionare

sonen und fast immer bestätigt diese Person, daß sie sich krank fühle. Natürlich ist die Zubereitung der Medizin sehr geheimnisvoll und sie kostet meist einen Ochsen. Ist der Kraalsbesitzer reich, so zeigen die Geistertierchen manchmal eine merkwürdige Hartnäckigkeit, sie gehen einfach aus dem besessenen Körper nicht heraus, bis der „große Zauberer“ kommt. Freilich kostet das auch weit mehr. — So wird das abergläubische Volk betrogen.

In der katholischen Weltmission schlägt das katholische Herz. Dieser Herzschlag gilt Gott und Christus, der Kirche und den Seelen. Es ist der heilige Herzschlag, der gepocht hat im Herzen Jesu, der weiter pochte in den Herzen der Sendboten des katholischen Volkes.

Fronleichnam

Laßt, Christen, hoch den Jubel schallen
Und schwingt die Herzen himmeln!
Gott ist mit uns, und vor uns allen
Hat seine Huld sich kund getan.
Was früher keinem Volk hienieden,
Ist uns, nur uns allein beschieden;
In unsrer Mitte schlug ein Zelt
Zur Wohnung auf der Herr der Welt.
Alleluja! Alleluja!

Gehüllt in leibliche Gestalten
Will Gottes Sohn mit Fleisch und Blut
Auf immer unter Christen walten
Und spenden göttlich Heil und Gut.
Sich selbst in wundervoller Weise
Gibt er uns hin zur Seelenspeise!
Von Brot und Wein bleibt nur das Bild,
Darin sein Fleisch und Blut sich hüllt!
Alleluja! Alleluja!

Der wahre Gott im Himmel droben,
Durch den die Welt erschaffen ist,
Der wahre Mensch, vom Kreuz erhoben
Zur Rechten Gottes, Jesus Christ,
Der Heiland, der sein Blut vergossen,
Wird ganz und wahrhaft hier genossen,
Dadurch wir haben ew'ges Heil
Und an der Gottheit selber teil.
Alleluja! Alleluja!

Drum lasset hoch den Jubel schallen
Und jauchzet, Christen, himmeln!
Gott ist mit uns und uns vor allen
Hat seine Huld sich kundgetan.
Heut, angestimmt von allen Zungen,
Ertöne Christi Majestät
Der frohe Psalm der Huldigungen
Und aller Herzen Dankgebet.
Alleluja! Alleluja!

(Das in allen deutschen Gauen bis Ostpreußen (Ermland) gesungene,
112 Jahre alte Würzburger Fronleichnamslied, dessen geistiger Vater
Kanonikus Franz Oberthür war, † 1831 in Würzburg.)



„Kommt und lobet ohne End'
Das hochheil'ge Sakrament!“

Fronleichnamfest auf dem Lande

Die Mission für Alle

6.

Im Buch des Lebens stehen zahllose gute Werke auf ewig verzeichnet. Die Gebete, Arbeiten, Liebesgaben und Opfer zugunsten des Werkes der Glaubensverbreitung nehmen einen besonderen Platz darin ein. Europa und Amerika haben nun sehr viel für die Heldenmission getan. Aber auch die Neubefahrten in Afien und Afrika tragen ihren Teil dazu bei. Eine Zusammenstellung alles dessen, was die armen Afrikaner seit Beginn des Jahrhunderts für katholische Kirchen, Kapellen und Schulen geleistet haben, lieferte erstaunliche Beweise. Auch Südafrika könnte viele erbauliche Beispiele anführen. Hier nur zwei Tatsachen aus den letzten Jahren.



Gingeborene Brautpaare in Südrhodesia (Mariannhiller Mission)

Der greise Missionar einer Mariannhiller Missionsstation legte seiner schwarzen Gemeinde den dringend notwendigen Bau einer Außenkapelle ans Herz. Nach der Predigt kamen manche mit ihrem Scherflein in Geld oder Naturalien. Ein junger Mann brachte dem Missionar sein Sparfüllchen und erklärte sich bereit, alle Ersparnisse seines hart-verdienten Arbeitslohnes, an die 200 Schillinge, für diesen Kapellenbau zu opfern. Er blieb auch trotz des scharfen Tadels seiner heidnischen Verwandten bei diesem heroischen Entschluß, nahezu seinen ganzen Besitz hinzugeben.

Ein anderer Zulubursche, noch nicht einmal getauft, bot dem Missionar 6 Goldstücke, 120 Schilling, an, um damit gute Bücher zu kaufen, damit seine Stammesgenossen im Glauben und in der Religion gefördert würden!

Auf einer anderen Station arbeiteten die Männer und Burschen wochenlang und gruppenweise organisiert in der Ziegelei für den Bau einer größeren Missionskirche. In Basutoland sammelten die Neuchristen für

die Glaubensausbreitung trotz der schweren Hungersnot, die das Land bedrückt. Solche Liebesgaben der Afrikaner wiegen schwer, weil es meistens Heller der Witwe sind, die alles opfert, was sie eben hat.

Die Neuchristen des Mariannhiller Bifariates brachten auch schon manche hochherzige Gabe für die Unterhaltung des Priesterseminares bei Tropo. Hören wir in Kürze, was neulich einer der 40 eingeborenen Seminaristen in der Zulu-Wochenzeitung schrieb. Es ist eine Einladung an begabte Stammesgenossen, sich für den Priesterstand vorzubereiten.

Komme und folge mir nach!

„Wenn ihr die hl. Schrift öffnet, findet ihr viele Erzählungen von unserem göttlichen Erlöser, besonders wie er die hl. katholische Kirche errichtete, in welcher wir durch Gottes Gnade nun sind. Eines Tages fuhr unser Herr über den See und sah die beiden Brüder und Fischer Petrus und Andreas. Jesus lud sie mit liebevollen Worten ein: Folget mir nach, ich will euch zu Menschenfischern machen. Auch Jakobus und Johannes folgten Jesus aus dem Boote ihres Vaters Zebedäus, und verließen alles wie Petrus und Andreas . . . Ihr seht also, daß der Meister keinen von den Gelehrten Israels und keinen Reichen zum Apostel machte, sondern arme Fischer. Geringe Arbeiter sollten die Welt befehren, gut und tauglich gemacht durch Jesus. Sie machten sich trotz aller Hindernisse auf und begannen die schwere Aufgabe. Bewundert den Mut der Apostel! Sie fingen, stark im Vertrauen, an, die ganze Welt umzuwandeln und aus dem Heidentum in die Kirche aller Völker zu führen.

Ihre Nachfolger, die Päpste, Bischöfe und eine Menge Priester verbreiteten dieses Werk auf der ganzen Erde und zu allen Seiten. Die katholische Kirche besteht nun in allen Ländern; aber trotzdem befinden sich noch sehr viele Menschen in der Finsternis und Sklaverei der Gözen und Geisterverehrung. Sehr traurig ist es, daß auch bei uns hier noch so viele sind, die noch nichts von Gott, unserem guten Vater und unserem Erlöser gehört haben. Die noch nichts wissen von der heiligen Anstalt, die da gegründet ist, um im Diesseits der Ansprönn zum Guten und der gerade Weg zur Freude im Jenseits zu sein und die uns mit Sicherheit zu Jesus und zum Menschenziele führt. — Auch manche aus euch ruft Jesus: Komme, und folge mir nach! Gehorchet und vertrauet, damit ihr würdig befunden werdet, seine Priester und Apostel zu sein. Ihr wißt es, der Heilige Vater, der Papst, Christi Stellvertreter auf Erden, will, daß in allen Ländern Jünglinge zum Priestertum herangebildet werden, daß sie die große Aufgabe fortsetzen, die Christus seinen Aposteln stellte. Alle Bischöfe der ganzen Welt sind bestrebt, den Wunsch des hl. Vaters zu erfüllen. So hat auch unser Hochwürdigster Herr Bischof dieses Seminar gebaut, wo recht viele mit der Zeit zu Priestern Gottes herangebildet werden sollen. Kommet alle, wenn euch die Gnade ruft und folget so treu wie jene Fischer und wie nun schon so viele aus unserer Rasse in anderen Ländern Afrikas!“

„Ein Mensch ohne Religion ist ein Wanderer ohne Ziel, ein Fragender ohne Antwort, ein Ringender ohne Sieg, ein Sterbender ohne neues Leben zu gewinnen.“
(St. Augustin.)

Stimmen aus dem Königsraal

Von P. Josef Kammerlechner RMM.

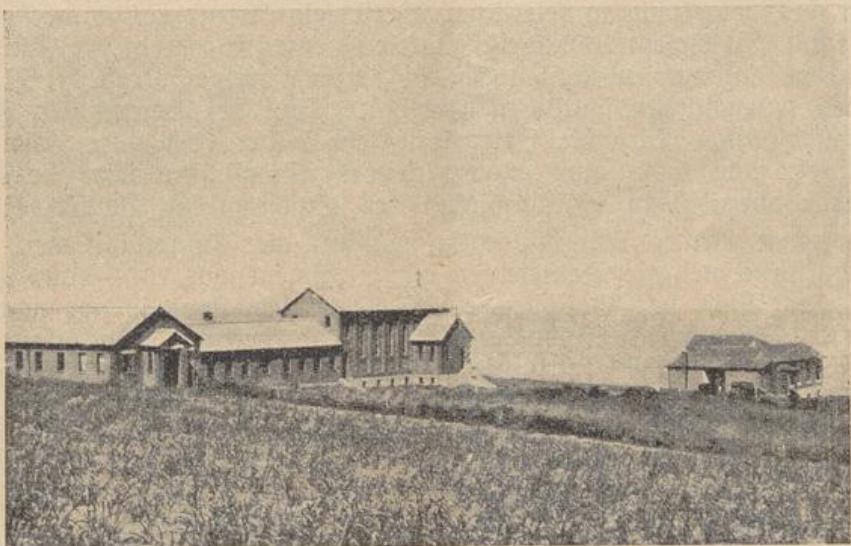
(Fortsetzung)

5. Das Schicksal eines Königsieblings

Wenn nun die Zauberdoctoren Lobengulas Königsmacht auch befestigten und gleichsam das Fundament für diese seine beispiellose Macht bildeten, so wurde doch auch er selbst von ihnen beeinflußt und stand im Banne ihrer geheimen Taschenspielkünste. Diese Zauberdoctoren waren eine sehr gefährliche Macht im Königsraal und wehe jedem, der ihre Mischung sich zuzog. Keine Geringere als die Schwester des Königs selbst hat dieses tragische Schicksal erfahren müssen. Mencencengi oder Ningi, wie die Weißen sie nannten, wohl weil sie Mencencengi nicht aussprechen konnten, war die leibliche Schwester Lobengulas mütterlicherseits und lange Zeit eine der Hauptpersönlichkeiten im Königsraal. Wie schon erwähnt, mußte Lobengula als Knabe längere Zeit verborgen werden, da sein Vater Mzilicazi auch seinen Tod wollte, wie den seiner beiden Brüder, um einen jeden, der vielleicht hätte früher als es Mzilicazi lieb war, Ansprüche auf den Thron erheben können, rücksichtslos zu beseitigen. Als deshalb der Knabe Lobengula verschwunden mußte, wenn er am Leben erhalten bleiben sollte, begleitete ihn seine Schwester Ningi in die Einsamkeit der Verbannung. Diese Tage gemeinsam verlebter Kindheit, wobei sie wohl auf sich selbst angewiesen waren und keinen Verkehr mit anderen Kindern haben konnten, mag wohl die zarten Bände innigster geschwisterlicher Liebe um die beiden geflochten haben. Es war ja notwendig, den Knaben in absoluter Verborgenheit zu halten. So ist ihm seine Schwester Ningi wohl auch der liebste Spielfreund geblieben, als er nicht mehr auf sie allein angewiesen war, sondern auch andere Jugendgenossen zur Verfügung standen. Aber nicht nur ein treuer Kamerad war ihm Ningi, sondern auch seine Vertraute, vor der es für den Jüngling kein Geheimnis gab. So mag wohl sie es auch gewesen sein, die ihm treu zur Seite stand, als die unerwartete Königsbürgde auf seine kräftigen Schultern gelegt wurde. Sie mag es gewesen sein, mit der er alle seine Zweifel wegen Übernahme der Königswürde und alle seine Pläne für die Zukunft besprach. Ihr schenkte er sogar sein Vertrauen in der rein persönlichsten Angelegenheit, nämlich bei der Auswahl seiner Frauen. Ningi muß denselben Scharfsinn und Weitblick gehabt haben; denn er zog sie auch in sein Vertrauen bei den wichtigsten Staatsgeschäften. Niemand stand ihm näher wie sie, keine seiner vielen Weiber hatte auch nur annähernd diesen Einfluß auf den König wie Ningi. So gehörte sie zu seiner ständigen Begleitung. Es scheint, daß sie so eine ähnliche Stellung einnahm, wie ein Adjutant. So begleitete sie den König auch vielfach auf seinen Reisen und mag ihm wohl in jeder Lage und Schwierigkeit mit ihrem Rat beigestanden haben. So war Ningi, die Königsschwester, tatsächlich die einflußreichste Persönlichkeit im Königsraal zu Bulaivaho. Das wußten auch gar bald die weißen Kaufleute und Jäger. So war es ganz natürlich, daß sie vor allem Ningi für sich zu gewinnen suchten, um durch ihre Vermittlung auch beim König selbst Gehör zu finden für ihre Wünsche. Da aber der einfachste Weg, jemands Kunst zu gewinnen, schöne Geschenke sind, so wurde Ningi gerade von den Weißen mit Geschenken aller Art überhäuft, sodaß wohl an Reichtum sie nur dem König selbst nachstand. Wer aber weiß, wie die Zauberdoctoren in alter Zeit

gearbeitet haben, wird nicht überrascht sein zu hören, daß Ningis Stellung und Einfluß schon gar bald deren Neid und Haß weckte und daß sie ihr deshalb den Untergang geschworen haben.

Doch durften sie wohl bei einer solch angesehenen, und vom König so hochgeschätzten Person, nicht unüberlegt zu Werke gehen. Die Sache mußte gut ausgedacht sein, wenn sie nicht wollten, daß der Anschlag fehl ging. Da kam ihnen ein Zufall zu Hilfe. Der König hatte ein junges Mädchen zur Frau genommen, wohl nicht, ohne zuerst Ningis Meinung sich einzuholen, wie er es immer tat, wenn er ein neues Weib sich nahm. Diese neue junge Frau scheint ihm nun besonders lieb gewesen zu sein. Sie muß wohl besonders bei ihm gegolten haben. Als dies die Zauberdoxen merkten, war ihr Plan auch schon fertig. Diese jüngste Frau des Königs mußte nun herhalten, Ningi zu stürzen. Sie redeten Lobengula ein, Ningi verherrte dieses sein jüngstes Weib. Dieser Verdacht gegen



Kassini: Missionsstation (Mariannhiller Mission)

Nungi ließ nun Lobengula nicht mehr zur Ruhe kommen. Er mochte sich wohl anfangs sträuben, dieser Verdächtigung sein Ohr zu leihen, aber der Same war nun einmal in des Königs Brust gesät und ließ sich nicht mehr ersticken.

In einem Zornesausbruch vergaß sich der König eines Tages so weit, daß er Hand an seine eigene Schwester legte. So ist der Liebling am Königshofe dem Neid der Zauberer zum Opfer gefallen.

6. Lobengula als oberster Kriegsherr seiner Armee

Wie in einem früheren Kapitel schon erwähnt wurde, hat Lobengula nicht einmal sein Heer persönlich in die Schlacht geführt, aber trotzdem verstand er es, den obersten Kriegsherrn seines Landes zu spielen. Im allgemeinen hat er an der militärischen Organisation, die sein Vater geschaffen hatte, nichts geändert, nur hatte er manches noch besser ausgebaut. Um über seine Truppen als oberster Kriegsherr zu stehen und sie ihm ergeben zu erhalten, hat er sie häufig unangemeldet besichtigt.

In den letzten Jahren seiner Regierung war sein Ochsenwagen, der im Hofraum des Königsraals stand, meistens angespannt und er selbst schlief auf ihm. Am frühen Morgen gab er dann nicht selten den Befehl zur Fahrt nach einem Militärkraal, um dort Besichtigung zu halten. So war nie ein Regiment sicher, ob nicht der König plötzlich mit seinem Ochsenwagen auftauchen würde, um es zu besichtigen. Bei diesen Gelegenheiten gab es dann auch ein Fest, wobei der König einen starken Eingriff in seinen Viehbestand erlaubte und wobei Ströme von Bier noch die Ergebenheit seiner Regimenter erhöhten.

Der militärische Haupttag aber war die große Parade im Februar jeden Jahres, im Königsraal zu Bulawayo. Bei dieser Gelegenheit mußte sich wenigstens die Hälfte der ganzen Armee zur Parade einfinden. Diese Parade war selbst für Weiße ein großes Schauspiel. Diese Tausende von Matabelekriegern in ihrer phantastischen Rüstung, ihrem dröhnenden Kriegsgesang, machten einen imposanten Eindruck. Während des Kriegstanzes gab der König in feierlicher Weise sein Kriegsprogramm für das Jahr kund. Zu diesem Zwecke schleuderte er einen Speer in der Richtung, in der der Jahreskriegszug ausgeführt werden mußte. Nach der Parade und den Kriegstänzen wurde noch mehrere Tage bei Bergen von Fleisch und Kübeln von Bier die Feier fortgesetzt. Aber trotz aller Feier und Festlichkeit mag wohl eine etwas schwere Atmosphäre über dem Fest gelagert haben; denn es war auch der Erntetag der Zauberdozenten.

Die ganze Armee Lobengulas bestand aus vier Hauptdivisionen. Jede Division hatte mehrere Regimenter. Ein Regiment war 700—1000 Mann stark. Das Alter der Soldaten eines Regimentes war immer ungefähr dasselbe. Die jungen Soldaten durften nicht heiraten ohne Erlaubnis des Königs. Um 1885 wird die Stärke der ganzen Armee Lobengulas ungefähr auf 15 000 Mann geschätzt.

Eine große Rolle spielte der Kriegsmedizinmann, der der einzige war, der vom erbeuteten Vieh auch seinen Anteil hatte; denn von seiner Medizin hing Sieg oder Niederlage ab. Er gehörte auch zum geheimen Rat des Königs, der gefragt werden mußte, wenn der König an Fremde Land abgeben wollte; denn nur das Land war Eigentum des Stammes, außerdem war der König Eigentümer aller Güter. Darum war Nungu, der Kriegszauberer, einer der bedeutendsten Männer im Königsraal Bulawayo.

Mit der Zeit aber begann die Armee Lobengulas zu veralteten; denn das Zeitalter des Speerkampfes begann seinem Ende entgegen zu gehen. Die Nachbarstämme gingen vom Speer als Hauptwaffe allmählich zu den Feuerwaffen über und so waren seine wilden Regimenter gegen diese so ziemlich machtlos. Lobengula versuchte nun auf alle mögliche Weise seine Armee mit der Feuerwaffe auszurüsten, um ihre alte Schlagkraft aufrecht zu erhalten, aber er hatte den rechten Zeitpunkt dafür übersehen und seine Krieger gewöhnten sich schlecht an die neue Waffe. So waren sie den Stämmen im Westen nicht mehr gewachsen und es blieb ihnen als Feld für ihre jährlichen Kriegs- und Raubzüge nur noch der Osten übrig, wo die kriegsuntüchtigen Mashonas wohnten. In dem Veralteten des Matabelekriegsheeres lag auch dann schon die Wurzel für den Sieg der Weißen. Die Matabele mußten der europäischen Kriegskunst und den europäischen Waffen notwendigerweise erliegen. So bereitete sich schon Jahre vor dem Aufstand 1893, das tragische Ende des Matabelereiches vor.

(Fortsetzung folgt).

Der Sohn des Freimaurers

Von Anna Kahser — Nachdruck verboten!

(Fortsetzung)

Ein Ruck. Der Wagen hielt. Zwischen Birkengrün und Fähnchen und weißen Mädchenkleidern weg löste sich eine Gestalt und sprang mit ein paar Säzen auf Werner zu.

„So, endlich habe ich dich erwischt, du Mordskerl! Seit zwei Jahren suchte ich dich steckbrieflich. Dachte, der Nil hätte dich verschlucht! — Also ist es doch wahr, ... du bist wirklich . . .“

„Kettenmann“, vollendete der Überrumpelte lächelnd, während ihn vom Wagen herab wohl zehn Augenpaare musterten.

Frater Mehren war weitergegangen, und Reinert bedeutete den Bewimpelten, ebenfalls weiterzufahren. Er selbst kam langsam mit Werner nach.

„Was in aller Welt hat denn dein alter Herr dazu gesagt?“ begann er wieder, während er Werners sehr veränderten äußersten Menschen von der Seite eingehend studierte. „Ich meine, so weit ich ihn kannte . . .“

Er brach ab, da er sah, wie ein Schatten über Herberts Gesicht glitt.

„Es ist gekommen, wie es kommen mußte“, entgegnete der ausweichend. „Wie geht es denn dir?“

„Ausgezeichnet, wie du siehst. Wir sind die Genießer, für deren Sünden du, armer Junge, büßen mußt. Aber, das muß ich dir verraten, dein und Helmut's Schritt wirkten damals auf die 'Burgundia', und die 'Fidelitas' insbesondere wie drei Kapuzinermissionen. Beinahe wäre die ganze Bande kopfüber in den Aschensack geflogen. Ich gestehe, ganz habe ich diesen Plan noch nicht aufgegeben.“

„Wirklich nicht?“ lächelte Werner mit einem belustigten Seitenblick auf Reinerts hellen Sportanzug.

„Übrigens das Neueste: Ab nächster Woche bin ich Assistent an der Klinik deiner Heimat. Soll ich Grüße ausrichten?“

„O ja, bitte“, versetzte Herbert erfreut. Er hatte den lustigen Hans immer gerne gehabt, trotz seines forschenden Draufgängertums, wohl gerade deshalb. Vielleicht, daß er ein wenig Sonnenschein daheim ins Elternhaus bringen konnte.

„Mach' dich ein wenig heimisch bei den Meinen. Du tust mir wirklich einen Gefallen. Weißt ja . . .“

„Wußte nicht, was ich lieber täte. Kann mir denken, wie leergebrannt die Stätte ist. Was fängt übrigens das verehrte Kusinchen an? Trägt wohl Witwertrauer, was? Herbert! Herbert! — Er drohte

schalhaft mit dem Finger. — „Ich ahne, daß du was angerichtet!“

„Ich muß sagen“, fuhr er fort, als Werner schwieg, „für mich hatte Donna Ruth damals bei aller Ursprünglichkeit etwas Unnahbares, Hoheitvolles, aber auch wieder Fesselndes, etwas, was vielleicht ernste Männer veranlassen könnte, die Klingen zu kreuzen. Man wird, ob man will oder nicht, unwillkürlich brav in ihrer Nähe.“

„Da hast du recht. Ruth ist ein Edelmensch. Sie verjagt die Unholde der Schwermut aus meinem Vaterhause, wie Mutter mir schrieb. Ich wünsche ihr ein Glück, wie es ihrer hochgesinnten Natur entspricht.“

Reinert war ernst geworden. Herberts schlichtes Wesen, sein idealer Sinn, der ein Glück, wie es nur wenigen Sterblichen blüht, einfach beiseite legte, nur weil es ihm ein Hindernis auf seinem Höhenstiege war, machte aufs neue einen tiefen Eindruck auf ihn. Wieder tat er einen Blick in die Sphären jener Geister, die den Körper nur mehr als den Dienst in dem großen Kampfe betrachten, die Pfade klimmen, enge, schmale, auf denen nicht Platz ist für viele, — nur für einen, — für einen, der überwunden hat.

Wieder, wie bei dem letzten Zusammensein in München, hätte er das Haupt entblößen mögen vor diesem Geheimnis, das ihm wohl ewig Geheimnis bleiben sollte. Ein manhaftes Einsehen für eine große Idee hatte ihm stets imponiert, selbst wenn diese auf unbewußtem Irrtum beruhte oder auch über seinen Horizont ging.

„Den lieb' ich, der Unmögliche begeht“, dieses kühne Goethewort war auch das seine.

Darum konnte er auch Herberts Vater von seinem Standpunkt aus verstehen. Er tat ihm leid.

„Herbert, sag mir eines: Bist du glücklich? Ganz glücklich? Fandest du, was du suchtest?“

Frater Werner empfand, wie selten vorher, das Glück seiner Berufung. Bärtlich glitt sein Auge an seinem schlichten Kleide herab.

„Mehr, als ich suchte“, entgegnete er mit Innigkeit. „Möge auch dein Teil auf Erden so reich werden wie der meine.“

„Wann wirst du geweiht?“ fragte Reinert unvermittelt.

„Genau weiß ich es noch nicht. Sobald meine philosophischen und theologischen

Studien beendet sind. Das kann noch ein paar Jahrchen dauern.“

„Darf ich mit dabei sein?“

„Das wolltest du? Bist herzlich eingeladen. Vor allem schreib bald einmal, wie es den Meinen geht.“

„Selbstverständlich. Aber wie ist's mit derzensur in eurem Kast . . . in eurem Kloster?“

„Ist ungefährlich, wo Brüder friedlich beisammenwohnen. Anarchistische oder nihilistische Ideen werden deine Episteln doch nicht enthalten?“

„Wer weiß! Bin doch noch ein ganz Unbefehlter.“

„Nun muß ich gehen. Leb' wohl! Daß es dir wohl ergehe!“ sprach Werner und reichte Reinert die Hand.

„Auf Wiedersehen, mein ehrwürdiger Freund! Leb' wohl!“

Eilig schritt Werner aus, den Gefährten einzuholen.

Er kam ins Pfarrhaus, wo er ihn anzu treffen hoffte. Der Pfarrer aber erklärte bestremdet, daß er von einem Novizen nichts gesehen noch gehört habe. Sie gingen zur Kirche. Herbert vermutete, daß es den Schwierigenden nach dem Frieden des Tabernakels verlangt habe. Er täuschte sich. Er fand seine Spur nirgends. Er mußte durchs Städtchen hindurchgegangen sein, hinaus in die Freiheit. Vielleicht hatte ihn nachträglich die Scham erfaßt, seine stürmische Seelentwelt dem Mitbruder aufgedeckt zu haben. Herbert kannte zu gut diese Eigenart, die lieber einsam verblutet als irgend jemand einen Blick oder ein Anrühren ihrer Wunden gestattet.

Er konnte nichts für ihn tun als ihn der göttlichen Vorsehung empfehlen.

Nach acht Tagen kam er ins Kloster zurück. Er hätte die Arme ausbreiten mögen, als er seine Belle wiedersah.

Der Pater Magister war nicht überrascht, als er allein heimkam. Ein Brief, den er in der Hand hielt, gab ihm traurigen Aufschluß über Rudolf Mehrens Verbleib. Und gewährte ihm endlich Einblick in eine von tausendfachem Kämpfen und Lieben und Hass und Schwanen vulkanisch aufgewühlte Menschenseele. Es tat ihm weh, daß gerade dieser Novize, der anfangs so viel versprochen hatte, stets stolz und verschlossen eigene Wege gegangen war und den Notschrei seiner Seele erst zu ihm sandte, als es zu spät war.

Noch einmal las er traurig einen Teil des Briefes, der am Abende jenes Tages, da Herbert den Mitbruder vor dem Tabernakel gesucht hatte, geschrieben war.

„. . . Wäre ich vor einem halben Jahre zu Ihnen gekommen! Hätte ich doch den Mut gehabt! Ich würde Sie beschworen

haben: „Helfen Sie mir! Halten Sie mich!“ Heute sage ich es nicht mehr, denn es ist zu spät. In mir ist alles tot, was einmal als Glut brannte. Nur nicht das Eine, für das ich keinen Namen habe. Was ich verließ, es lockt mich wieder mit tausend Stimmen. Meine Seele ist zu müde, um noch nach Rettung zu verlangen. Meine himmelsstürmenden Ideale, Träume sind sie, verfohlte Glut. Nichts findet in meiner Seele noch Widerhall als der Todesschrei des Gefreuzigten: „Gott, warum hast du mich verlassen?“ Er hat recht getan, ein Schiff zu verlassen, das am Versinken war. Alle Quellen meiner Seele sind versiegte. Und da lauschte ich den Klängen wieder und sog die süßen Düfte ein, die aus den verlassenen Blütenwäldern der Welt in meine Wüste herüberwehten. Ich fand den Weg nicht mehr zu Gott — und nicht zu Ihnen — weil ich lieber verschmachten wollte, als vor Gerichtsschränken stehen. Ich weiß, was den glänzenden Lichtträger ehemals aus seiner Höhe in den Abgrund stieß. Es hat auch mich aus seinem Frieden getrieben. Und doch will kein „mea culpa“ über meine Lippen.

Ich bin gegangen, weil ich gehen mußte. Aber ich weiß nicht, ob meine Seele nicht mit tausendfacher Sehnsucht nach der Belle zurückverlangen wird, nach der Belle, die ihr Kerker war. Vielleicht schon morgen.

Um diese Stunde gehen die Brüder zum Chorgebet. Wenn Sie den leeren Platz im zweiten Stuhl sehen, dann sprechen Sie ein „Miserere“ für einen Verlorenen. Oder nein, tun Sie es nicht. Was tot ist, kehrt zum Leben niemals wieder! . . . Verzeihen Sie, daß ein Untwürdiger den Frieden Ihres Hauses entweihte. Denken Sie, daß er auch ein Unglücklicher war, der grausam litt . . .“

Hier brach der Brief jäh ab. Keine Unterschrift, keine Angabe irgendeiner Adresse. Der Schreiber hatte alle Brücken hinter sich abgebrochen.

Pater Fels war erschüttert von diesem schönungslosen Selbstbekenntnis. Der Arme! Wäre er doch eher zu ihm gekommen! Ihm hätte geholfen werden können.

Mehren war ein stolzer, schwer zu behandelnder Charakter, mit stark ausgeprägter Eigenart. Mit glühender Liebe zum Ideal und starker Begeisterungsfähigkeit, neigte er sehr zu Gegensätzen, bedurfte er einer ziel sicher leitenden Meisterhand, die er aber von Anfang an hart empfand. Hätte er sich durchgerungen und ausgehartet, schlagenloses Gold würde einmal zum Vorschein getreten sein. Er gehörte zu denen, denen die Alserwähnung nicht als freies Gnadengeschenk kampflos gegeben wird, die vielmehr

schwer darum ringen müssen. Daher auch die eigenen Zweifel an seiner Berufung.

Der besorgte Priester konnte einstweilen nichts tun, als die zerrissene Seele des Ringenden in die Hände Gottes legen.

Die Pirkholts in Nürnberg waren ein altes Patriziergeschlecht, Kaufleute von traditioneller Gediegenheit und Großzügigkeit. Ihr Geschlecht reichte bis weit über die Reformation hinauf. Pirkholtsöhne hatten sich zu allen Zeiten in höchsten kirchlichen Ehrenstellen bewährt. Des Hauses ältester Sohn hatte stets vom Vater den reinen Kaufherrnschild übernom-

Berthold, ein junger Architekt und Neffe Pirkholts, dem es in seiner „Möblierten“ zu einsam war, verlebte diese Abende mit seiner Braut meist bei den Verwandten.

„Dass Maria aber auch gerade heute wieder zu ihren Rangen müsste!“ äußerte er mühsam und dehnte sich im Klubfessel. „Ich glaube, sie ist nur mehr im Nebenamt Pirkholtsche Haustochter.“

Der Hausherr zuckte die Schultern. Tante Elisabeth sah den Neffen strafend an.

„Rangen“ darfst du zurücknehmen. Es sind sehr liebe, artige Kinder im Vinzenzheim. Ich freue mich, dass Maria nicht,



Eingeborene Schwestern beim Unterricht (Mariannhiller Mission)

men und seinem erstgeborenen Nachkommen vererbt.

Johannes Pirkholz, der jetzige Hüter des alten Wappens, trug den alten Namen mit Sorge. Zwanzig Jahre war es her, da legten sie ihm sein Töchterchen in die Wiege, — seine Gattin in den Sarg. Mit ihr war auch in ihm etwas gestorben, das nie wieder aufleben wollte. Er war gedrängt und gemahnt worden, ihr eine würdige Nachfolgerin aus Nürnberg's Töchtern zu wählen, das alte Geschlecht nicht dem Sterben zu weihen. Er hatte es nicht vermocht. Ob lebend oder tot, seine Brigitta blieb ihm die treue, alleinige Weggefährtin, die nie ein anderes Bild verdrängte. Seine Schwestern Elisabeth blieb gerne bei ihm im Elternhaus und wurde der kleinen Maria zweite Mutter.

Ein traurlicher Abend im Frühherbst. Einer der wenigen, die Pirkholz ganz den Seinigen widmen konnte. Ferdinand

wie so viele junge Damen, ihre Zeit verändert und vergähnt. Die Kleinen in St. Vinzenz vergöttern sie.“

„Verzeihung, gnädigste Mühme. Aber fürchtest du nicht, dass dein Töchterchen dir eines Tages ein Nönnchen wird? He, O hm, man munkelt schon!“

„Nanu, das ist mir das Neueste. Ich habe Munkeln von ganz was anderm gehört. Ob's Hand oder Fuß hat, wird nur meine Tochter wissen.“

Seine Schwestern ließ die Häkelarbeit in den Schoß fallen und sah die beiden groß an.

„Zwei Sensationen auf einmal! Und ich habe keine Ahnung“, tat sie etwas verlegen.

„Ah, jetzt fällt mir's ein. Das letzte Gerücht läuft, seit mein junger Kollege hier ist. Gi, sieh da, unsere flatschhungrige Damenwelt!“ warf Berthold ein.

„Meinst du den jungen Mehren? Das ist, soweit ich weiß, am Stammtisch ver-

hechelt worden", nahm Pirkholt das angegriffene schöne Geschlecht in Schutz.

„Sawohl, Mehren! Ich habe ihn hier eingeführt, er hat ein paar Skats mit uns gefloppt, ein paar Arien mit Maria gespielt. Wupp, die Sache ist fertig. Das heißt, in Kränzchen und Kasinos.“

„Ja, in Kränzchen und Kasinos“, lachte Elfriede Stein, Bertholds Braut.

Pirkholt war ernst geworden. „Was weißt du von Mehren?“ fragte er unvermittelt.

Berthold sah den Onkel überrascht an und warf Tante Elisabeth einen vielsagenden Blick zu.

„Was ich von ihm weiß? So viel wie nichts. Ich weiß nur, daß ich ihn sehr schätze, mehr als irgendeinen andern jungen Mann meiner Bekanntschaft. Warum, weiß ich selber nicht. Jedenfalls ist er der bedeutendste Mensch und die interessanteste Psyche, die ich in meinem dreißigjährigen Dasein kennengelernt.“

„Ich glaube, du hast recht. Auch mir war der junge Mann vom ersten Sehen sympathisch. Nur — ich weiß nicht recht — wenn ich ihm in die Augen sehe, ist mir, als stände ich vor unlösbaren Rätseln.“

„Ich auch.“

„Weißt du nichts über seine Vergangenheit? Ihr geht doch öfter zusammen“, forschte Tante Elisabeth.

„Ich erfuhr nur von ihm, daß er ein Kind des Badener Landes ist, aus gemischter Ehe stammt und auf einer Auslandsreise mitten auf hoher See geboren ist, daß er weder Eltern noch Geschwister mehr hat, auch, wie mir scheint, keinerlei angenehme Heimat- oder Kindheitserinnerungen. In diesem Umstand mag man den Schlüssel zu seiner starken Eigenart suchen. Er ist ein sehr verschlossener Charakter.“

„Aber jedenfalls keiner, der mit der Herde läuft oder nach der Menge fragt“, entgegnete Pirkholt nachdenklich. „Und solche sind zu unserer Zeit weiße Raben. Mehren scheint mir ein Mann, der noch an Ideale glaubt, aber vielleicht an solche, die in den Wolken liegen. Er scheint mir noch keinen festen Grund unter den Füßen zu haben. Er sucht noch.“

„Bist du aber ein prächtiger Seelenforscher, Onkel! Aber ich habe denselben Eindruck. Was meinst du, Tante?“

„Ich habe auf dem Winterfest der *Unitas* eigentlich nur Mehrenstudien betrieben! Einerseits war es mit ergötzlich, wie die junge Damenwelt den neu aufgetauchten Helden umschwärmt, andererseits wollte ich feststellen, wie der *Löwe* die Huldigungen aufnahm.“

„Und das Resultat?“ lachte Ferdinand. „Hatte er eine andere Methode als wir gewöhnlichen Sterblichen?“

„Ich glaube, er pendelt zwischen zwei Polen. Einmal fand ich ihn als feuer- und witzsprühenden Mittelpunkt eines sehr angeregten Kreises, als unermüdlichen Tänzer und Billardspieler. Gegen Mitternacht sah ich ihn zufällig im Teebabinett sitzen, ganz allein, den Kopf im tiefsten Grübeln in die Hand gestützt, eine Melancholie im Gesicht —! Ich war erstaunt oder vielmehr ergriffen. Er mochte sehr weit weg sein, denn er bemerkte mich nicht. Ich suchte nämlich Seiffelds, die mit uns früh heim wollten. Nachher wurde Mehren vermisst, man suchte ihn. Ich habe sie suchen lassen. Er war ohne Abschied weggegangen, und die Gesellschaft hat ihn monatelang nicht mehr gesehen.“

„Vielleicht hat er Sorgen“, wandte Pirkholt ein.

„Nein, nein. Seine äußeren Verhältnisse liegen sehr klar, klarer als seine Vergangenheit. Einem Gerüchte zufolge hat er theologische Träume gehabt. Ich möchte es glauben. Vor längerer Zeit sah ich ihn abends beim Dämmern durch ein Seitenportal in die Klosterkirche gehen. Ich suchte ihn, hatte Geschäftliches mit ihm zu besprechen. Unterhalb Stunden wartete ich auf ihn im Café gegenüber. Ich glaube, er ist an dem Abend nicht mehr herausgekommen. Ob ihm die Mönche Nachahnl gegeben haben?“ Er zuckte die Schultern.

„Merkwürdig!“ entgegnete Pirkholt. „Aber der Mann gefällt mir.“

„Ich denke, wir laden ihn zu unserer kleinen Gesellschaft ein an Marias zwanzigstem Namenstag“, sagte Tante Elisabeth nachdenklich.

Die Tür ging auf, und die Tochter des Hauses kam herein, mit strahlendem Gesicht, in äußerst guter Stimmung.

Sie grüßte munter und ließ sich neben ihrer Tante nieder.

„Eines, teure Kusine“, sagte Berthold, ehe sie noch ein Wort gesprochen hatte, „spare deine Verlautbarungen in puncto Vinzenz- und Elisabethhaus für morgen. Läßt uns diese kostbare Stunde zum Projektieren des nahen Festes ausnutzen.“

„Festes? Mir keins bekannt.“

„Nun, kleines Nönnchen, feierst du nicht nächste Woche deinen zwanzigsten Namenstag? Das hast du wohl über *Ringelreihe* und *Blinde Kuh* vergessen?“ neckte Elfriede.

Maria lächelte. Pirkholt sah voll Stolz auf seiner weichherzigen Brigitta liebliche Tochter.

„Nun, was ist da groß zu überlegen? Ihr habt doch sonst immer alles arrangiert bei solchen Gelegenheiten.“

„Es geht um die Einzuladenden. Wen will das Festkind zum Partner haben?“

„Mir ganz einerlei.“

„Ich dachte, meinen Freund, den Architekten.“

„Herbholz?“

„Nein, Mehren.“

Ein jähes Rot stieg in das vorher so gleichmütige Mädchengesicht.

Berwirrt griff sie nach Tante Elisabeths Häkelsmuster und sagte, seinem Blicke ausweichend: „Du mußt es wissen. Wenn er . . . wenn es Herrn Mehren recht ist!“ Ihre Hand, die die feine Häkelarbeit musterte, bebte leise.

„Abgemacht! Und wer soll noch alles eingeladen werden?“

„Sehr wenige, bitte. Nicht wahr, Tante? Vater, du meinst doch auch, daß wir nur im kleinen, gemütlichen Kreise feiern, wenn es schon nicht ganz zu umgehen ist.“

„Also wie beim Maifest zu deinem achtzehnten Lenz“, schlug Berthold vor. „Weißt du dann vielleicht noch eine Dame, mit der wir Freund Herbholz behaften könnten? Der arme Kerl tut mir leid. Solch ein Toggenburgergeschick trägt sich schwer.“

Er sah Maria forschend an. Aber ihr Gesicht war unergründlich.

„Weißt ihr, was ich möchte? Ruth Heltorf einzuladen. Ob sie kommt, ist allerdings eine andere Sache. Sie ist sehr still geworden, seitdem ich im Februar zum Eislaufen am See war. Ich erwartete sie seit Monaten.“

„Ah, die „Mignon“ von Valkenburg?“ rief Berthold. „Ich habe sie ja damals bei unserer Rheinreise kennengelernt. Ganz was Alpartes. Die braunen Augen dieser Donna Ruth vergißt man nicht so leicht. Und sie ist doch eigentlich nicht, was man so gemeinweg schön nennt. War sie nicht quasi mit einem Bette fünften Grades verlobt?“

„Verlobt eigentlich nicht, aber es war schweigendes Übereinkommen von jeher. Es ist nichts daraus geworden, weil — du rätst nicht, warum.“

„Nun, da ist eben einer von den beiden abgeschwient. Kommt alle Tage vor.“

„Mitnichten. Dr. Werner ist Missionskandidat in T.“

„Wa — as?“

„Ja nun, warum wundert dich das? Ist für den Herrgott und seine Sache irgend was oder irgend jemand zu schade?“ warf Tante Elisabeth ein.

„War Werner nicht der einzige Sohn? Und sein Vater — Freimaurer?“ fragte Pirkholt im höchsten Grade interessiert.

„Allerdings. Ich kann die Tragödie nicht ausdenken, die noch jetzt über dem einst so frohen Wernerschen Hause liegen mag. Deshalb mag Ruth auch wohl so schweigend sein“, gab Maria ernst zurück.

„Davon mußt du mir Näheres erzählen. Das hört sich ja an nach Alohsius und

Franziskus. Ich meine, das ist schon Heldenhum, von einer Ruth Heltorf geliebt werden und dann — den schwarzen Rock anziehen.“

„Weißt ja gar nicht, daß sie ihn liebte“, warf Elsfriede dazwischen.

„Das wußten wir schon im Kloster“, sagte Maria versonnen. „Deshalb war Ruth auch allen so interessant. Herbert Werner war einmal mit seiner Mutter in Valkenburg. Wir sahen ihn mit ihr und Ruth im Garten. Von dem Tage an war Ruth die Allbeneidete. Wie mag sie es tragen?“

„Schade, den jungen Mann hätte ich kennen mögen“, sagte der Hausherr nachdenklich. „Ein Trost, daß unser Jahrhundert noch solche Geister zeugt.“

„Meine Reverenz solchem Übermenschen! Aber wer kann aus seiner Haut? Es muß ja auch Alltagsmenschen geben. Servus! Es schlägt zehn. Gute Nacht!“ Berthold stand auf.

Im Kamin verglomm die letzte Glut. Nach einer halben Stunde lag Haus Pirkholt in Ruhe und Dunkel. Nur Maria saß noch eine Weile sinnend bei abgedämpftem Licht und träumte in die herbstliche Nacht. Dann setzte sie sich an ihren Schreibtisch und schrieb einen langen Brief an ihre Pensionsfreundin Ruth Heltorf. Woher das tiefe Heimweh nach einer jungen, verstehenden Freundin kam, Maria Pirkholt wußte es in dieser Abendstunde selber nicht.

Es war am Tage vor dem Feste. Maria ging mit ihrem Vater über die Promenade, um frische Blumen für die Tafel zu besorgen.

„Freust du dich?“ fragte Pirkholt und sah sie forschend an.

„Sehr, Vater.“

„Früher war dir ein Herumtollen mit deinen Binzenzrabanten lieber als z. B. der Ball bei Landrats, der doch die ganze Jung-Mädchen-Welt entzückte. Weißt du, dein Papa hat hie und da Herzbangen um sein Töchterchen gehabt.“

„Warum?“

„Deine Mutter hat in ihrer Jugend Klostergedanken gehabt. Und da meinte auch Tante Elisabeth, ihre Tochter könnte erblich belastet . . . wollte sagen, bedacht sein.“

„Als Mütterchen dann aber meinen herrlichen Papa kennengelernt, hat sie doch nicht Nonne werden können, nicht wahr, Väterchen?“ kam's leise zurück. Pirkholt sah, daß ein weicher Glanz in den Augen seiner Tochter aufleuchtete.

„Ach, was Ernstes wird es auch mit dem Nonne-werden-wollen nicht gewesen sein. Vielleicht so eine Pensionatschwärmerei. — Weißt du auch, Kind, daß du —

schon viele Hoffnungen zum Tode verurteilt hast? Beichtveren dich so viele Träumer nicht?" lächelte er gutlauig.

Sie blieb ernst.

„Vater, ist ein einziger bis jetzt gekommen, der — auch einmal nach anderem gefragt hätte als nach meines Vaters Tochter? Etwa nach — meiner Seele?“

„Und ist er nun gekommen?“

Sie wandte das erglühnte Gesicht zur andern Seite und sagte leise: „Ich weiß es nicht!“

Sie waren an der Blumenauslage angekommen. Maria wählte weiße und rote Rosen. Es waren die letzten.

„Früher hattest du nur die weißen gern“, äußerte ihr Vater verwundert. „In deinem achtzehnten Geburtstage war alles Warme, Rote verbannt. Mir tat's eigentlich leid.“

„Ich weiß selbst nicht, Vater, warum ich jetzt auch die roten so gerne habe. Ich glaube, Ruth Heltorf hat sie auch gern. Damals hatte ich das weiße Arrangement den Schwestern von Maria Hilf für das Ewige Gebet zugesetzt, das am folgenden Tage war.“

„Kommt Ruth Heltorf?“

„Sie hatte erst abgeschrieben. Aber auf mein Ultimatum hin hat sie zugesagt.“

„Auch Architekt Mehren hatte erst abgelehnt, aber ich habe ihn selbst nochmals gedrängt. Ich schäze ihn sehr, Maria.“

Wieder forschte er in den Bügeln seiner Tochter. Was er feststellte, machte ihn sehr glücklich.

Maria war froh, daß sie gerade Bekannten begegneten, die sie der Antwort überheben. — — —

Das Fest war da und hatte eine Fülle leuchtender Herbstsonne mitgebracht.

Ruth Heltorf kam am Vorabend. Maria ging ein unbeschreibliches Gefühl durch und durch, als sie die Freundin nach einem halben Jahre wieder sah. Unsagbares mußte Ruth erlebt haben. Es lag eine Reife und Abgefährtheit über ihr, daß Maria sie auf dem Wege vom Bahnhofe immer wieder ansehen mußte.

„Ich glaube, Ruth, du bist nicht gerne gekommen“, fragte sie nach der Begrüßung.

„Zu dir kam ich gerne. Nur wäre ich lieber zu anderer Zeit gekommen. Ich weiß nicht, ob ich zum Festfeiern tauge“, gab Ruth verhalten zurück.

„So warst du früher nicht, obschon du lautem Krübel abhold warst. Ich meine, solch ein kleines Familienfest im kleinen, ausgewählten Kreise! Übrigens, wie steht's daheim am See?“

„Gut. Ich habe viele Grüße mitgebracht. Es ist ziemlich still bei uns geworden, seit du das letztemal bei uns warst.“

„Ich weiß . . .“

In Ruth Heltorfs Augen lag ein Ausdruck, der Maria schweigen ließ.

„Ich hatte große Sehnsucht nach dir, Ruth. Ich glaube, das Fest hätte mich nicht gefreut, wärest du nicht gekommen.“

„Eines möchte ich dir gleich nur sagen, Maria: Ich tanze morgen nicht!“

Maria Birkholz erschrak fast vor dem müden Ton, in dem Ruth sprach. Sie entgegnete nichts, denn auf dem gegenüberliegenden Bürgersteig ging eben ein Herr grüßend vorüber. Ruth Heltorf sah, daß ein tiefes Rot der Freundin bis in die Stirn stieg, und sah sie fragend an.

„Architekt Mehren“, gab Maria mit leiser Stimme Bescheid. „Er ist ein Freund meines Vaters. Den kennst du ja. Ferdinand führte ihn bei uns ein. Vater schätzt ihn sehr.“

Um Ruth Heltorfs Mund spielte ein Lächeln. Aber sie sagte nichts.

„Du mußt erst ein Stündchen ausruhen, ehe du Vater und Tante begrüßest, Ruth. Du siehst furchtbar abgespannt aus“, sagte Maria bestimmt, als sie daheim Ruth auf ihr Zimmer begleitete. „Überhaupt“, sie legte den Arm um die Schultern der Freundin und sah ihr tief in die Augen, „du scheinst mir sehr verändert. Bist so still — und so ernst — und — ich weiß nicht, ich habe keinen Namen dafür.“

Sie legte beide Arme um Ruths Nacken und drückte ihre heiße Wange an der Freundin kühle. „Ruth, ich glaube, du leidest.“

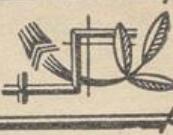
Über Ruths Gesicht ging ein weher Zug. Sie wandte den Blick weg, hinaus in den verglühenden Herbsttag. Dann sah sie Maria an, und in diesem Blicke lag eine Resignation und Traurigkeit und eine flehende Bitte: „Frag mich nicht!“ daß Maria die Tränen in die Augen stiegen. Leise, fast scheu flüsterte sie Ruths Stirn. Als sie sah, wie es um ihren Mund zuckte, ging sie still hinaus und ließ Ruth allein.

(Fortsetzung folgt)

Bergkämmeinnicht



Illustrierte Zeitschrift der
Mariannhiller Mission



Nummer 7

Juli 1935

53. Jahrgang

Heimsuchung

Maria wollt ins Bergland gehn
Und sah am Weg ein Bäumlein stehn,
Von Blüten überschleiert.
Da sprach sie leis: „Du helle Zier,
So heilig Blümlein blüht in mir,
Dass Erd' und Himmel feiert.“

Maria durch den Wald hinging,
Kein Quellchen war ihr zu gering,
Sie sprach im Weiterschreiten:
„Nun kommt in unsre arme Zeit,
Der uns von allem Durst befreit,
Der Quell der Ewigkeiten.“

Maria trat ins Haus hinein,
Da ist der Vase Kindlein
Vor Freude aufgesprungen.
Da sang die Jungfrau gottdurchglüht
Das allerschönste Jubellied,
Das je ein Mensch gesungen.

Hildegard Stein
(aus „Maria und ihr Kind“)

Unsere Liebe Frau vom kostbaren Blut

Mitgerissen von der lärmenden Unruhe des modernen Alltags, denkt man so wenig an die stille Hostie, die da in unserer Mitte weilt, und in der die Christusseele verborgen ist.

Es ist das jene stille Hostie, die in sich selbst einen fortwährenden stummen Lobspruch an die anbetungswürdige Dreifaltigkeit darstellt und deren immerwährende Aufopferung jeden Augenblick das Erlösungswerk am Kalvarienberg erneuert.

In der Hast des Alltags, inmitten unserer irdischen Sorgen vergessen wir so leicht das Ewige: den Gott, der unter uns wohnt, der die Menschen trotz allem immer noch in der hl. Hostie liebt, wie ehedem, da er sie liebte bis zum Tode. Wirklich ist an uns das Wort wahr geworden: Der Heiland ist „zu den Seinen gekommen, aber die Seinen haben ihn nicht erkannt.“

Nur die allerseligste Jungfrau ist über diese Erde geschritten, während sie den Blick immerzu auf das unbegreifliche Wunder, auf unsere Erlösung im Blute eines Gottes, gerichtet hielt.

So gedenkt denn auch die Kirche Christi der allerseligsten Jungfrau. Sie weiß und kennt, welcher Platz ihr, der Einzigen, ihr, der Mitwirkerin an unserer Erlösung, gebührt. So verehren wir sie denn in diesem Monat hauptsächlich in ihrer allgemein anerkannten Eigenschaft als „Unsere Liebe Frau vom kostbaren Blut.“

Die Erlösung im Blute

Dieser Glaubenssatz ist nicht neu. In den Schriften, in denen die Kirche das Andenken an ihren Gott bewahrt, und in der Liturgie, da sie ihre Freuden wie auch ihre Mutterschmerzen und ihre unsterblichen Hoffnungen besingt, spricht sie stets von dem großen Geheimnis eines Gottes, „der uns geliebt und uns in seinem Blute gewaschen hat.“

„Du hast uns alle erkaufst, o Herr, nicht mit Gold und Silber, sondern mit dem Blute deines eigenen Sohnes.“ Die katholische Theologie lehrt, „daß „das Wort Fleisch wurde und unter uns gewohnt hat.“ Und es hat unter uns gewohnt, „um zu retten, was verloren war.“ Der Gottessohn hat sich für uns am Kreuzestamme hingegeben und hat dort seinen letzten Blutstropfen dem himmlischen Vater aufgeopfert, um alle Sünden der Welt zu sühnen. Durch dieses unendlich kostbare Geschenk wurde die heiligste Dreifaltigkeit so sehr von Mitleid bewegt, daß der gerechte Zorn gegen die sündige Menschheit wich, und wir wieder zu Kindern Gottes wurden. Das ist unsere Erlösung im Blute.

Die Jungfrau vom kostbaren Blut

Jesus aber ist die Frucht Mariens. Und Maria blieb Jungfrau um ihres Sohnes willen. Sie ist die Unbefleckte, damit das Blut Christi auch unbefleckt sei. Sie war Jungfrau für ihren Gott, um ihm ihr ganz reines, jungfräuliches Blut anbieten zu können, das des fleischgewordenen Wortes würdig sein sollte. Durch alle Ewigkeit hatte Gott in seinen geheimnisvollen Erbarmungsplänen seinem Sohne eine lebendige Wohnung aussersehen, die im Einklang stehen sollte mit der göttlichen Herrlichkeit, die „ein Abbild der ewigen Glorie“ sein sollte.

Die am 16. Mai nach Südafrika abgereisten Missionare



P. Sixtus Impler



P. Franz Wojaczek



P. Iucundus Ebert

Gehet hin in alle Welt

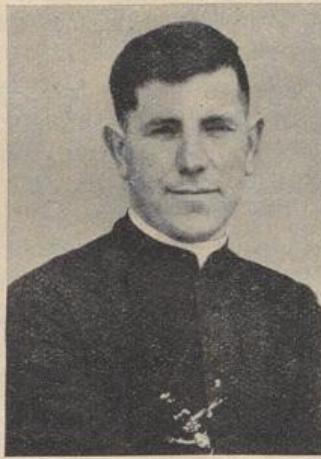


Br. Kuno Stark

und lehret alle Völker.
Matth. 28, 19



P. Wilhelm Loggen



P. Maxim. Kapfelsberger



P. Jakob Kreutmeier

Der Sündenstrom, der bisher die Menschen mit sich riß, machte plötzlich Halt vor einer makellos reinen Kindesseele, die ganz eingehüllt war in den strahlend weißen Gnadenmantel Gottes. — Das war die Jungfrau, die ganz reine, die Mutter Emanuels und die jungfräuliche Ernährerin des Messias: die Mutter Gottes. Das ganze große Geheimnis dieser Jungfrau liegt also in dem Titel: Sie war unbefleckt um ihres Sohnes willen, um das ewige Wort in sich aufnehmen zu können. Die heiligste Dreifaltigkeit selbst schmückte diese herrliche Seele mit immer reicherem Gnaden, mit immer herrlicherem Glanz, mit solch strahlender Schönheit, daß unser irdischer Leib bei deren Anblick vor Wonne sterben müßte.

Die Mutter des kostbaren Blutes

Als endlich die Fülle der Zeiten gekommen war, da sich das größte und erhabenste Wunder vollziehen sollte, da war es wiederum die heiligste Dreifaltigkeit selbst, die die jungfräuliche Seele Mariens vorbereitete zur Würde der göttlichen Mutterschaft. Sie neigte sich herab zu Maria, die sie mehr liebte als das ganze Weltall, zu ihr, die göttlich war in ihrer jungfräulichen Schönheit, die alle Engel und Heiligen überstrahlte.

Das Schöpferwort senkte sich herab auf sie, durch deren Mithilfe Jesus Christus das Erlösungswerk vollbringen wollte.

Der Heilige Geist überschattete die Jungfrau mit seiner Liebe, um aus ihrem reinen Blute den lebendigen Gott zu schaffen.

„Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt.“

Das Fiat Mariens, gestützt auf die Allmacht Gottes, schenkte der Welt das Erlöserblut.

Miterlöserin im Blute

So war die Jungfrau Mutter Gottes geworden und in stiller, demütiger Liebe betete sie das fleischgewordene Wort in ihrem Schoße an. Sie war zum lebendigen Tempel ihres Gottes geworden. Hierin wird sie zum leuchtenden Vorbild für alle innerlichen Seelen, die verborgen wie Maria unter dem Blick der allerheiligsten Dreifaltigkeit leben wollen.

Vom ersten Augenblick seines menschlichen Daseins an opferte sich der Gottessohn seinem himmlischen Vater auf als Sühnopfer für die Sünden der Menschheit. Dieser Opfergedanke begleitete ihn durch sein ganzes Leben hindurch bis hin auf den Kalvarienberg. Der Tod auf Kalvaria sollte nur der Schlußakt seines Marterlebens auf Erden sein. Durch sein ganzes Leben hatte er also die Qualen seines Erlösungswerkes in seiner Seele getragen.

An allen seinen Leiden nahm aber auch seine Mutter teil und so wurde sie die Miterlöserin der Menschheit. Tropfenweise leerte sie mit ihrem Sohn den Leidenskelch. Als aber vom Kreuzestamme herab die Worte des Heilandes ertönten: „Siehe, deine Mutter!“, da vollzog sich in ihrem Herzen ein neues Wunder der Mutterschaft. Mit unermesslicher Mutterliebe sprach sie angesichts ihres mit dem Tode ringenden Kindes aus vollstem Herzen ein neues Fiat. Ja, sie wollte all den sündigen Menschenkindern, für die ihr Sohn soeben sterben wollte, eine gute, erbarmende liebende Mutter sein, nicht nur jetzt unter dem Kreuze, nein, für alle kommenden Zeiten. Darum stand Maria willensstark trotz unermesslichen Seelenleids unter dem Kreuz, ganz versenkt in den Willen der allerheiligsten Dreifaltigkeit, ganz durchdrungen von sorgenden Liebesgedanken.

Hier unter dem Kreuze wurde die Gottesmutter zur hohen Priesterin der Menschheit, daß sie in tieffstem Mitleid das Fiat sprach, mit dem sie ihren einzig geliebten Sohn in vollstem Einflang mit dem göttlichen Willen in den Tod gab, ihn aufopferte für das Wohl aller Menschenseelen.

In diese Opfergedanken hinein ertönte auf einmal das feierliche: „Es ist vollbracht!“ des Gottessohnes, und Maria sah, wie sich das Haupt ihres geliebten Sohnes im Tode neigte. Da senkte sich in ihre Seele unendlicher Friede. Es war vollbracht, das Größte, das Schwierste, — die Erlösung der sündigen Menschheit. Und im Geiste erblickte Maria die Gnadenströme, die sich aus dem Blute ihres Sohnes über die ganze Welt heilend und heiligend ergossen. War es nicht auch ihr Blut?

O du schmerzhafte Gottesmutter, ja, du bist wirklich die Miterlöserin,



Deutscher Dampfer Watussi im Hafen von Durban. Hier landen die Missionare, welche in die Mariannhiller Mission reisen

denn durch dich und mit dir vollzog sich das große Erlösungswerk. Durch dein treues Mitopfern wurdest du unter dem Kreuze deines Sohnes zu unserer Mutter, ja zur Königin des Weltalls. Über alle Nationen ergießt sich seither deine erbarmende Liebe, denn die Kinder aller Völker erkennen dich jubelnd als ihre Mutter an. Bitte darum für uns jetzt und jederzeit, du barmherzigste Mutter.

Unser Blutstropfen

Bis zum Ende der Zeiten leidet Christus immerfort in unserer Kirche. Wie viele Christen gibt es doch in unseren Tagen, gegen die sich der Erlöser todtraurig umwenden würde, um mit schmerzbebebender Stimme und mit vorwurfsvollem Blick die Frage zu stellen: „Wie ist doch meine Seele betrübt! Könntest du denn nicht eine Stunde mit mir wachen?“ Unser ganzes Menschenleben ist ja nichts wie eine Stunde. O, so seien wir doch großmütig gegen unsren Erlöser! Es wäre nicht gut, wenn die Menschheit

ohne ihren Gott leben wollte. Helfen wir doch mit allen Kräften mit, dieses Unglück von den Menschen abzuwenden. Fliehen wir in dieser Not zu Maria, der Miterlöserin, die es nicht mitansehen kann, wie ihrem Sohne seine mit dem Herzblut erkauften Kinder entrissen werden. Sie wird sich auch heute wieder an ihren göttlichen Sohn wenden, um uns das Heil zu sichern. Erinnerte sie uns doch gerade im verflossenen Jubeljahr eindringlich an das vor 1900 Jahren für unser Heil vergossene Blut ihres göttlichen Sohnes. Sie ruft ihre Getreuen alle zusammen aus allen Völkern und allen Nationen und fordert uns neuerdings auf, uns wieder um das Kreuz zu scharen. Der Gekreuzigte herrsche wiederum über die Welt und die gesamte Menschheit.

In diesem Geiste opfert die heilige Kirche im Verein mit der



Heidnische Wahrsager (eine ganze Familie)
aus dem Mariannhill Mission Gebiet

jungfräulichen Gottesmutter der allerheiligsten Dreifaltigkeit alle Leiden durch ihn, mit ihm und in ihm auf. Gießen darum auch wir in Liebe unser Blutströpflein in den Kelch der Erlösung!

Weit über alle Rasseneigentümlichkeiten in Form und Farbe, in Sprache und Lebensart soll die Kirche Christi alle Menschen zu einer Gottesfamilie, zu einem Reiche Christi, zu einer Herde und Hürde zusammenfassen. Die wahre Kirche Christi muß katholisch sein, wie auch ihr von Christus gewolltes Missionswerk katholisch sein muß.

Wenn du ein wahrer Christ sein willst und den Heiland lieb hast, darf es dir nicht gleichgültig sein, ob tausend Millionen ihn kennen oder nicht, seinem Namen fluchen oder ihn segnen. Erkenne deine Missionspflicht!

Mariannhiller Rundfunk: Neueste Missionsnachrichten!

Am Mikrophon: P. Otto Heberling RMM.

Zunehmende Schülerzahl und schöne Erfolge in unseren Missionschulen: Von Jahr zu Jahr besuchen mehr Eingeborenen-Kinder unsere Missionschulen in Südafrika. Immer neue Schulen müssen eröffnet, immer mehr alte Schulen vergrößert werden. Im Mariannhiller Lehrerseminar obliegen in diesem Jahre 170 Eingeborene dem Studium des Lehrfaches. Die dortige Hochschule zählt gegenwärtig 120 Studierende. — Das Lehrerseminar von Mariazell beherbergt 111 Lehramtskandidaten. Neben dem Lehrerseminar besitzt Mariazell auch noch eine Hochschulabteilung. Diese ist die jüngste ihrer Art in der Kap-Provinz. Sie wurde im Jahre 1931 mit 11 Schülern eröffnet. Schon 1932 hatte sich diese anfängliche Zahl verdoppelt. Dieses Jahr nehmen bereits 41 Studenten an dem Hochschulkurs teil. Als Oberlehrerin des Mariazeller Hochschulkurses ist die Schwester Edeltrudis, aus der vom hochv. Abt Franz Pfanner gegründeten Kongregation der Missionsschwestern vom kostbaren Blut überaus erfolgreich tätig. Schwester Edeltrudis CPS. erwarb sich unlängst auch den B. A. Degree (Grad) der Universität von Südafrika.

Ehrenvolle Berufung eines Eingeborenen-Lehrers: Soeben traf die Nachricht ein, daß der im Mariannhiller Rundfunk schon mehrmals genannte Eingeborenen-Lehrer, Mr. Benedict Vilafazi B. A., an die Universität von Johannesburg berufen wurde. Er soll dort dem ordentlichen Professor für Bantu-Sprachen als Assistent zur Seite stehen, und den Universitätsstudenten behilflich sein, die Eingeborenen-Sprachen in der Konversation und Komposition richtig zu gebrauchen. Mr. Benedict Vilafazi ist der erste Eingeborene, der in den Lehrkörper einer Universität für Europäer aufgenommen wird. Das Mariannhiller Lehrerseminar kann stolz auf diesen ehemaligen Schüler sein. Wir aber wünschen dem strebsamen Eingeborenen von Herzen alles Gute für die Zukunft. —

Wahrsager-Plage in Südafrika: In Südafrika üben Zauberer und Wahrsager immer noch ihren unheilvollen Einfluß auf die Eingeborenen aus. Wenn auch manche Prophezeiungen noch so lächerlich klingen, es gibt immer noch Eingeborene genug, die den Unsinn zu ihrem eigenen Schaden glauben. — Unlängst „prophezeite“ eine Wahrsagerin in der Kap-Provinz, daß nun allen Schweinen Flügel wachsen, und daß sie an einem bestimmten Tage alle fortfliegen würden. Die Eingeborenen der Gegend, in der die Wahrsagerin ihr Unwesen treibt, schlachteten deshalb alle ihre Vorstentiere und hatten so einen guten Tag. — Ein ernsterer Fall wird wieder vom Swaziland berichtet. Dort ist erneut ein Eingeborener umgebracht worden, und zwar ein Mann von 60 Jahren. Sein Leichnam sollte zu einer Wundermedizin für die schlecht stehende Saat verarbeitet werden. — Herr, sende Dein Licht und Deine Wahrheit in die Nacht des Heidentums!

Wo immer auf Erden eine Menschenseele lebt, da ist Missionsland für unsere Kirche, groß genug, um den weiten Missionsweg zu gehen, wertvoll genug, um alle Missionsopfer zu bringen, verdienstlich genug, um das Leben einzusezen. Sag Menschenseele, und du sagst Missionsarbeit.

Zeige uns dein Reich!

19.

Die siebente Frage unseres kleinen Reich-Christi-Katechismus: Was wir verstehen unter dem Universalreiche oder Gesamtreiche Christi, wurde bereits im Herz-Jesu-Monat kurz beantwortet. Es ist „die Summe und Fülle alles dessen, was „Gott denen bereitet hat, die ihn lieben!“

Diesen kürzesten Aufschluß verdanken wir dem großen Meister der Reich-Christi-Wissenschaft, der in unseren knappen Monatsgedanken über dieses vom Heiligen Vater bevorzugte Thema unser Lehrer und Führer sein soll. Der Stoff, den er uns vorlegt, ist überreich und unerschöpflich für immer. Wir bieten indessen mit Absicht nur ein kleines Bergiszmännchen des großen „Paulinischen Gedankens“, monatlich je 30 Manuskriptzeilen auf einer Seite. Wahr und klar, einfach und allen verständlich will dieses wichtige Thema behandelt sein. Die 33 Fragen und Antworten des kleinsten aller Katechismen sind für alle Stände und Altersstufen berechnet. Groß und Klein, Jung und Alt, Gelehrt und Ungelehrt findet darin reichen Stoff zu eigenem Denken. Die Reich-Christilehre vom heiligen Apostel Paulus wendet sich an alle in ihrem elementaren Inhalte — doch wird niemand sie jemals zu Ende denken in ihrem Wesen-ganzen und praktischen Schlussfolgerungen. Ein jeder dringe in den „Reichs-Schatz Pauli“ so weit ein, als das Licht von oben ihn befähigt und sein Stand und Alter es erfordert.

Im Monat Juli legen viele Kommunitanten dem Könige ihres Herzens nach der hl. Kommunion die Bitte vor: „Heiligstes Herz Jesu, du König und Mittelpunkt aller Herzen, verleihe uns die Erkenntnis, die Liebe und den Frieden deines Reiches und Königtums!“ Je öfter sie die große Bitte vertrauensvoll in der gesegneten Gnadenstunde ihres Lebens wiederholen, desto mehr wird der König selbst sie einführen in diese fundamentale Wissenschaft eines jeden Christen. Wer immer das Königtum und Reich Christi richtig erfaßt und hochschätzt und danach handelt, findet schon darin den Frieden seiner Seele. Würden recht viele, möglichst alle es tun, so hätten wir in den Familien, Gemeinden und Staaten den schönsten Frieden und allseitiges Gedeihen! Gott gebe es!

Marienlied — aus fernem Süd

III.

Nicht wenige der vielen Patres, Brüder, Missionsschwestern und Mitarbeiter unseres Vikariates und der beiden Apostolischen Präfekturen kamen nach Afrika, weil auch der Name *Mariannhill* sie anzog. Ein Werk, das diesen schönsten aller Namen an der Stirne trägt, ist eben jedem marianisch gesinnten Herzen sympathisch. Schon beim Klange des Wortes macht sich eine gewisse gute Stimmung fühlbar, die von der Mutter aller Gnaden ausgeht.

Der Ruf zum Ordens- und Missionsstande bedeutet eine große Doppelgnade, deren Empfang von Maria nicht getrennt gedacht werden kann.



Südafrikanische Früchte (Ausstellung in Mariannhill)

Wahre Marienfinder folgen am leichtesten diesem zwar hohen, aber opferheischenden Ruf und bleiben ihm am sichersten treu bis in den Tod. Die größte aller Missionarinnen war Maria selbst. Mit der denkbar wichtigsten Sendung an das ganze Menschengeschlecht betraut, trat sie in diese Zeit und Welt. Ihr ganzes Leben lang hat sie am vollkommensten ihrer Mission gedient. Jede Stunde ihrer 63 oder 70 Erdjahre ist voll der kostbarsten Früchte für das Werk ihrer Sendung. Nachdem aber die Miterlöserin aller Völker in die Ewigkeit eingegangen ist, setzt sie ihre Tätigkeit noch viel wirksamer fort bis zum jüngsten Tage.

Könnten wir die einzigartige Mission der hehren Gottesmutter erfassen und ihre Segensfülle überschauen, so würde jedes Herz in Jubel und Dank ausbrechen. Schon die gewöhnliche, alltägliche Vermittlungstätigkeit der Königin des Gnadenreiches übersteigt unser Erkenntnisvermögen. Durch Maria ergeht jeder Gnadenruf Gottes an die Herzen. Mit Maria vollzieht die ganze Kirche ihre erhabene Mission in der Welt der Seelen. In Maria laufen alle Fäden der göttlichen Barmherzigkeit zusammen. Von ihrem Herzen aus umspannen diese goldenen Fäden den Erdkreis und bilden das

weite Netz des reichen Fischfanges. Die endlose Reihe der Fischer von Petrus bis zum jüngsten der Missionare empfängt aus ihrer Hand das hl. Kreuz der Glaubensverbreitung. Die Mutter der Gnaden begleitet jeden Apostel auf allen seinen Wegen. Ohne sie wird kein Messopfer gefeiert, kein Sakrament gespendet, keine fruchtbare Predigt gehalten, kein Schäflein gerettet. Immer und überall begegnen wir der hohen Sendung Mariens, denn im Plane Gottes ist sie eins mit Christus und seiner hl. Kirche. Papst, Bischöfe, Priester, Ordensleute und der Laien unabsehbare Schar: alle insgesamt sind ihre Mitarbeiter. Und jeder Einzelne von ihnen bedeutet überdies für sich allein schon einen Triumph der Gnadenmittlerschaft. Die ganze katholische Aktion der Heimat und der Ferne, die ganze Frucht der inneren und äußeren Mission ruht in ihrer mächtigen, segnenden Hand. Maria ist die erste Patronin dieser doppelten Generalaktion der Kirche Gottes, eigentlich eine einzige marianische Aktion nach dem Willen des Ewigen!

Mariannhill blüht als kleiner Zweig am großen Lebensbaum der Weltmission. Sein Name setzt sich aus drei bedeutungsvollen Worten zusammen. Kind, Mutter und Hügel stehen in sinnreicher Verbindung. Maria, das Kind der heiligen Mutter Anna, deren Name ebenfalls so viel wie Gnade bedeutet, gibt der ganzen Gründung marianische Weihe. Hügel erinnert uns an die heiligen Stätten, an die Hügel von Bethlehem, Tabor, Kalvaria und den Ölberg, wo der Urheber und Verdiener aller Gnaden sein göttliches Missionswerk begann, fortsetzte und vollendete. Die Verschmelzung der drei Worte im englischen Idiom zu: Mariannhill ist ein Hinweis auf die übernationale Sendung der Kirche an alle Völker und in alle Sprachen. Wie Engländer einst unseren Vorfahren den Schatz des christlichen Glaubens brachten, so dürfen Deutsche gegenwärtig, nach 1400 Jahren genau denselben Glaubensschatz englischen Untertanen in Afrika bringen. Das überzeitliche Reich Gottes kennt keine engen Begriffe; nur weitherzige Liebe, wie Christus selbst, der Erlöser der ganzen Welt und der König aller Völker und Zeiten. Sein Standbild zierte die Botikapelle auf dem ursprünglichen und eigentlichen Mariannhill, wo Abt Franz einst sein Kloster errichten wollte. Wer die Türe dieses kleinen Heiligtumes öffnet, steht überrascht vor dieser überlebensgroßen Statue des Königs aller Herzen. Mit weit ausgespannten Armen nimmt er jeden Besucher auf und erwartet gleichsam die Rückkehr seiner Lieben zum Mittelpunkte der Heimat. Über das Haupt des Standbildes sollte man noch in großen Lettern schreiben: „Herz Jesu, du Verlangen der ewigen Hügel!“

Seiner marianischen Einstellung verdankt das Mariannhiller Missionswerk seit 52 Jahren vielen Segen. Der Gründer folgte keiner bloß menschlichen Eingebung, als er dem Kloster und Hügel diesen Namen gab. Als würdiges Gegenstück zu seiner ersten Gründung Maria Stern verkündet es das Lob der Königin im fernen Lande. Auch diese bunte Reihe von Missionsgedanken sei ein Kränzlein von Bergkämmen nicht um das Standbild unserer Patronin. Ihr zum Dank und Preise ein schlichtes Marienlied auf fremdem Süd'!

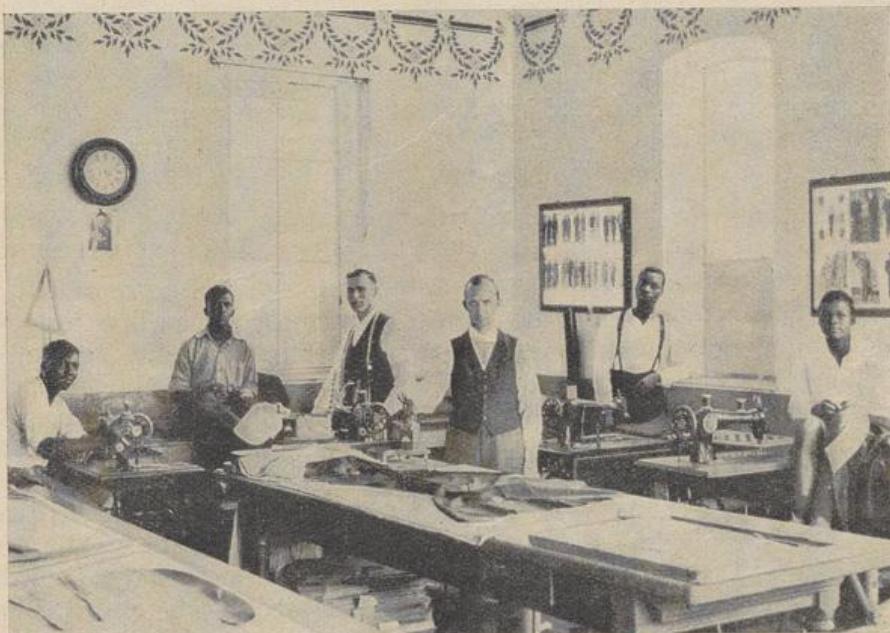
O. O.

(Fortsetzung folgt).

Die Mission für Alle

7.

Mit der ganzen katholischen Kirche feierte auch Südafrika die „drei großen Oktobersonntage“ des vergangenen Jahres 1934. Das Andenken an den Eucharistischen Weltkongress zu Buenos Aires am 14. Oktober. Den Welt-Missionssonntag der Gesamtkirche am 21. Oktober und das Christ-Königsfest am 28. Oktober. Ein Sonntag im Jahre ist wahrlich nicht zu viel für die weltweite Förderung der gewaltigen Missionsaufgabe unserer heiligen Kirche. Sie allein hat und behält die rechtmäßige Sendung und führt sie in Wirklichkeit aus. Jeder Katholik soll an dieser erhaltenen Sendung tätigen Anteil nehmen in jeder ihm möglichen Weise.



Schneiderwerkstatt im Missionskloster Mariannhill

Das ist sein Ehrenrecht und seine Bürgerpflicht im Reiche Christi. Damit niemand im Missionseifer erlahme, sollten alle jährlich wenigstens einmal das Werk der Glaubensverbreitung im Gesamtbilde schauen. Jeder sollte einen Vollanblick des wirklichen Missionsgeschehens genießen, um den Ganzeindruck dauernd in sich aufzunehmen. Mit dem klaren Auge des Glaubens überschau er das Gotteswerk in weiter Welt und dieses geistige Missionspanorama wirke hemmungslos auf seine Seele ein.

Schon eine oberflächliche Skizze zeigt den gewaltigen Umfang des Missionsgedankens, den Reichtum des Stoffes, die Länge und Breite, Höhe und Tiefe des Werkes der Glaubensverbreitung. Der folgende kleine Beitrag hierzu wurde am genannten Welt-Missions-Sonntage in Afrika niedergeschrieben.

„Gehet hin in alle Welt, lehret alle Völker und kündigt allen das Evangelium!“ So lautet die Sendung des Herrn

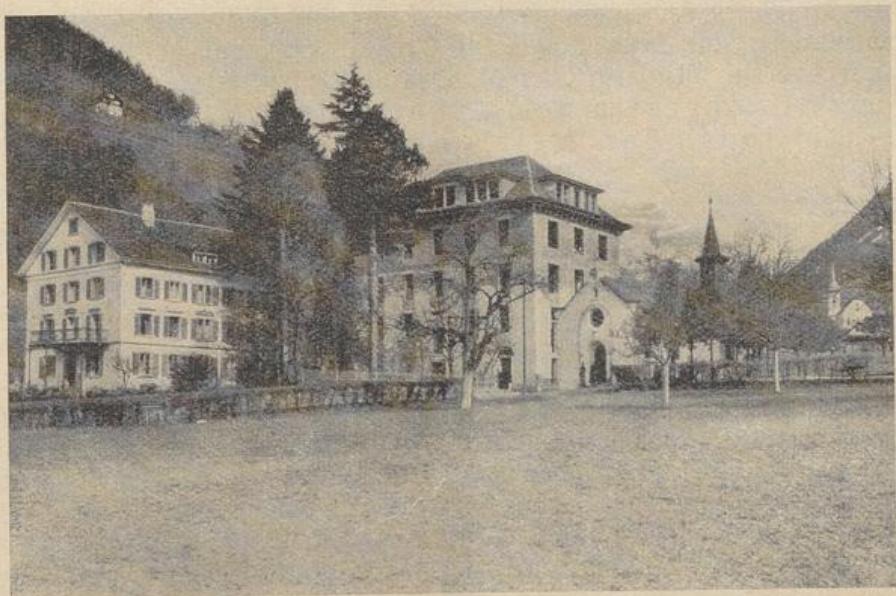
der Welt, des Erlösers der Menschheit. So der Missionsbefehl an seine Kirche für alle Jahrhunderte bis ans Ende. Auf sein Wort haben die Apostel und ihre Nachfolger das Neß ausgeworfen. Tausend und Neuhundert Jahre lang sind sie unermüdlich an der Arbeit. Ihre Zahl und ihr Werk als ein Ganzes zu schauen: welch ein erhabener Anblick!

Die Missionsarmee der Vergangenheit von Petrus und Paulus bis zu Leo XIII. Die Missionsarmee der Gegenwart, ein Schauspiel des heutigen Sonntags! Die ganze Schar der Missionsbischöfe, Missionare, Missionsbrüder, Missionsschwestern und Katecheten um Pius XI. in St. Peter zu Rom versammelt! Diese Schau allein wäre ohne Worte schon eine gewaltige Missionspredigt. Dazu die Vollzahl der Mitarbeiter und Missionshelfer in allen Ländern der Erde. Die Scharen der Neugetauften seit Beginn des Jahrhunderts in weiter Welt. Die wachsende Menge der Katechumenen in ganz Asien und Afrika zumal. Alle in diesem Jahrhundert erbauten Missionskirchen, Kapellen und Schulen. Die Seminarien und relig. Institute der eingeborenen Priester und Ordensleute. Die Spitäler, Versorgungsheime, Werkstätten und Häuser der Gesamtmission. Sonstige Bauten, Felder, Gärten, Industrieanlagen, Brücken und Straßen. Die Außenposten, Katechesen, Druckereien, Leprosenanstalten und Friedhöfe. Alle Missionsschulen, ihre weißen und farbigen Lehrer und Lehrerinnen, Schüler und Schülerinnen.

Also ein Panorama der katholischen Weltmission unseres Jahrhunderts.

Was diese 34 Jahre allein ins Dasein gerufen, begonnen und fortgesetzt haben. Ein Gesamtüberblick auch des Früheren, wie die vatikanische Ausstellung ihn bot. Zum Vollerblick des Äußen auch ein Einblick in die innere Welt der Seelen. Eine Umschau der geistigen Vorgänge, Umwandlungen und Neuschöpfungen aller Art. Die Summe der katholischen Missions-Aktion in der gesamten Christenheit. Die Fülle der religiösen Ereignisse in der Gnaden- und Seelenwelt. Die Menge der Missionsarbeiten, Gebete, Opfer, Leiden, Anstrengungen und Erfolge. Die Zahl der hl. Taufen, Firmungen, Kommunionen, Beichten und Gottesdienste. Alle Predigten, Katechesen, Unterrichte, Besprechungen und privaten Zusprüche. Die erlittenen Verfolgungen, Angriffe, Enttäuschungen und Misserfolge. Der Aufwand an Hilfsaktionen, Sammlungen und Propaganda daheim und in der Ferne. Alle Arbeiten der Feder, der Presse und Post, des Films und Radio im Missionsdienste. Die Leistungen des Verkehrsverkehrs zu Land, Wasser, Luft und allenthalben. Gelieferte Kirchen-einrichtungen, Altäre, Paramente, Glocken und Dinge aller Art. Die Masse von Korrespondenzen, Berichten, Briefen, Karten usw. von und nach der Mission. Hundert weitere Dinge im mittelbaren und unmittelbaren Dienste der Weltmission.

Damit dieses alles auf den Beschauer lebendigen und fruchtbaren Eindruck mache, muß allerdings auch die geheimnisvolle, übernatürliche Macht in ihm wirken, die den ungeheueren Missions-Apparat ins Leben ruft, bewegt, befruchtet und über den Erdkreis verbreitet: die Macht der Gnade, das Licht und Leben des Heiligen Geistes! Er ist der Gesandte des Vaters und des Sohnes, der eigentliche Weltmissionar, das Herz und die Seele der Kirche. Er allein erleuchtet und führt die Seelen der Heiden, Katechumenen und Irrgläubigen, daß sie die Wahrheit erkennen und das Reich Gottes suchen und finden. Der Heilige Geist



Das im Werden begriffene Missionskolleg der Mariannhiller in Altdorf, Uri



Patres, Brüder und Studenten des Mariannhiller Missionshauses St. Josef,
Altdorf, Uri (Schweiz)

inspiriert und dirigiert die Missionsarmee der Kirche und bewirkt das Wachstum nach innen und außen. — Darum ist er nur der erfolgreiche Festprediger des heutigen Missionssonntages. Von ihm hängt die Frucht des Tages ab, die Hoffnung der Stunde und das Schicksal der Zukunft...

So stimmen wir denn das Veni Creator Spiritus! an und schließen mit drei Ave zur Mittlerin aller Gnaden und rufen unsere Missionspatronen an: Hl. Theresia vom Kinde Jesu, bitte für uns und alle Missionen der Welt! Amen.

Eine, die Mzilizazi noch gekannt hat

Von P. Joseph Kammerlechner RMM.

Neulich hat der Pfarrer von St. Patrick wieder einmal seine weitentfernten Christen besucht. Dabei hat er mit seinem Motorrad nicht weniger als 122 Kilometer zu machen, bis er zur ersten von den Schulen kommt, die er dabei zu besuchen hat. Daß nach einer solchen Fahrt auch der feinste Gentleman nicht mehr so recht gentlemanmäßig aussieht, wird jeder ohne weiteres begreifen. Aber Gott sei Dank sind hohe Herren nicht zu viel in der Wildnis anzutreffen. So macht sich auch der Pfarrer von St. Patrick nicht viel daraus, wenn er einmal auf einige Wochen nicht mehr recht viel von Kultur sieht, nein, ganz im Gegenteil, er fühlt sich immer in diesen Wochen gerade am wohlstens, wenn er so ganz unter seinen Schwarzen leben kann. O wie schön sein die Wildnussen, schreibt Schießl unter sein Bild: Der Einsiedler. Ja wie schön sein die Wildnussen, denkt auch der Missionar auf seinen Missionsreisen.

Was aber bei uns in Rhodesia ganz besonders anziehend wirkt, ist die Tatsache, daß man auf Schritt und Tritt fühlt, wie nahe wir noch der Urgeschichte des Landes sind. Anderswo schreibt und studiert man Geschichte, wir in Rhodesia, wir erleben Geschichte. Vor kaum 50 Jahren hat die Geschichte Rhodessias erst angefangen. So trifft man natürlich ab und zu auf Leute, die den Anfang der Geschichte Rhodessias noch selbst miterlebt haben, ja die sogar noch in die Urgeschichte zurückreichen, deren Jugend also noch den Tagen angehörte, in denen noch keine Weißen im Lande waren. Also hier kann man noch aus erster Quelle schöpfen und man sieht gleichsam die alten Germanenfürsten wieder lebendig vor sich, wenn man von den alten Matabelekönigen erzählen hört. So ähnlich muß es wohl auch im alten Deutschland vor 2000 Jahren gewesen sein, wie es hier noch vor erst einigen Jahrzehnten war.

So ist mir früher schon auf einer dieser weitentfernten Außen Schulen eine steinalte Christin aufgefallen, die, wenn nicht die älteste, so doch eine der ältesten Christen der ganzen Präfektur Bulawayo sein mußte. So dachte ich mir, mußt sie doch einmal fragen, ob sie Lobengula noch gekannt hat. Da sie eine sehr eifrige Christin ist, kam sie täglich zum Oktoberrosenkranz. Am Sonnagnachmittag nun war sie die allererste von der kleinen Christengemeinde, die zur Schule kam und so bot sich mit günstige Gelegenheit, eine Unterhaltung mit ihr anzufangen. Nach einigen einleitenden Redensarten ging ich auf mein Ziel los und fragte: „Na, Maria, du mußt doch schon riesig alt sein.“ — „Ja, das bin ich auch“, war ihre Antwort. „Dann mußt du sicher auch noch Lobengula gesehen haben“.

„O ja, ich habe auch noch Mzilizazi gesehen. Lobengula kannte ich schon, als er noch ein heiratsfähiger Bursche war.“ „Wie alt warst denn dann selbst damals?“ „O, ich war damals auch schon ein heiratsfähiges Mädchen.“ „Wer war älter, du oder Lobengula?“ „Lobengula war älter als ich.“

Nun konnte ich mir selbst ausrechnen, wie alt die Alte schon sein mußte. Lobengula ist bereits 41 Jahre unter der Erde und auch er war nicht mehr jung als er starb.

Später kam dann auch ihr Sohn Thomas, der auch nicht mehr jung ist und schon längst erwachsene Söhne hat, die in alten Zeiten wohl schon längst Soldaten wären. „Deine Mutter hat mir gerade gesagt, daß sie sogar noch Mzilizazi gekannt hat.“ „Ja“, sagte er, „ich bin auch noch mehrere Jahre Soldat unter Lobengula gewesen. Ich denke so ungefähr 5 Jahre.“ So war natürlich für einen alten Frontsoldaten gleich ein Gesprächsstoff da. Ich erzählte ihm einiges aus unserem Soldatenleben im Weltkrieg. Da staunte der alte Matabelekrieger und meinte, daß hätten sie doch nicht gemacht zu Lobengulas Zeiten, in der Luft, unter der Erde und unter dem Wasser Krieg zu führen, die Weißen seien doch verfligte Kerle, mit denen nicht gut Kirschen essen sei.

Mittlerweile kamen auch die anderen Christen an und alle gingen in die Schule und da kniete nun der alte Matabelekrieger ganz demütig neben



Thomas, der alte Matabelekrieger und seine steinalte Mutter Maria, die noch die alte Matabeleherrschaft erlebte

seiner steinalten Mutter zum Preise der Himmelskönigin: Ave Maria!

Du Hehre bist das ewige Morgenrot, auch für das Matabeleland und seine einst so wilden Bewohner.

O breite deinen Mantel auch aus über dieses Land und Volk und seine Missionare.

In Wahrheit, die Kleinen verlangen nach Brot, und keiner ist, der es ihnen bricht. Die Länder sind reif für die Ernte, und zwar zu einer reichen Ernte, der Arbeiter aber sind nur wenige. Darum ermahnen wir Euch, die Missionen angelegenstlich und mit allem Nachdruck zu unterstützen.

Papst Leo XIII.

Wie ein Wesleyaner katholisch wurde

Von ihm selbst erzählt

Konvertiten reden eine eigene Sprache. Ihre Geschichte wirkt selbst auf alte Katholiken gründlicher ein wie eine meisterhafte Predigt. Da spricht langjährige Erfahrung, innerste Überzeugung und tiefes Erleben zu Herz und Geist.



Südafrikanische Dame

„Umafrifa“, die Mariannhiller Wochenzeitung der Eingeborenen Südafrikas, brachte vor einiger Zeit den Eigenbericht eines gebildeten Wesleyaners, der gegenwärtig als Katholik seine Universitätsstudien in Fort Hare vollendet. Hier die etwas gekürzte Wiedergabe seines Berichtes aus dem Englischen:

Mein Weg zur wahren Kirche

„Ich bin von Eltern, die der wesleyanischen Sekte angehörten, geboren. Daher war meine Kenntnis von Gott und seinen Geboten die eines Wesleyaners. Ich wußte nichts von anderen Bekenntnissen, bis ich mit 17 Jahren das Kolleg besuchte. Daheim wünschte ich mir oft, ein Wesleyan-Minister zu werden und betete im Stillen darum. Aber im katholischen Training-Kollege von Mariannhill in Natal lernte ich zum erstenmal den Katholizismus kennen.

Anfangs verwirrte ich den katholischen Glauben und beschuldigte die Katholiken vieler Irrtümer, deren sie von voreingenommenen Leuten seit Generationen hier beschuldigt werden. Während meinen ersten Jahren im Mariannhiller Kolleg war ich ganz antikatholisch. Jetzt sehe ich ein, daß bloß die Unkenntnis der wirklichen katholischen Lehre daran schuld war. Allmählich aber wurde ich mit der katholischen Religion vertraut und gewann tieferen Einblick in die einstige Reformation mit ihren unseligen Folgen. Ich frug mich ernstlich, weshalb denn so viele Sekten die erste Kirche verließen, wenn sie doch von Christus gestiftet war? Ich versuchte in jeder Weise der Sache auf den Grund zu kommen. Inzwischen aber tröstete ich mich damit, daß ja auch die anderen anerkannte Kirchen Christi seien . . . Doch auf die Dauer konnte mich die Lage und das Verhalten der andersgläubigen Abarten nicht befriedigen. Ich geriet in geistige Verwirrung über die wahre Kirche unter so vielen, die

sich alle die richtige nennen. Als Folge meiner nun gewonnenen Überzeugung, daß einzig die katholische Kirche von Rom vom Urbeginn des Christentumes existierte, verlor ich das Vertrauen in die andersgläubigen Gekten als Seelenretter. Ich konnte keinen vernünftigen Grund und keine Notwendigkeit für so viele „Kirchlein“ finden. Die Konfusion veranlaßte mich, die katholische Lehre genauer zu studieren. In kurzer Zeit fand ich mich selbst mehr katholisch als wesleyanisch. Ich war vollständig überzeugt, daß Christus nicht auf so vielerlei Art verehrt sein wollte, als er sagte: „Du bist Petrus und auf diesen Felsen baue ich meine Kirche!“ Es war also bloß eine Kirche; er sprach nicht von vielen ...

So konnte ich also nicht mehr wesleyanisch bleiben, war aber auch noch nicht imstande, die ganze katholische Lehre und Praxis anzunehmen. Über manche Punkte stritt ich noch und wollte alles mit Vernunftbeweisen abmachen. Beste Gründe einzusehen und alles Dunkel klar zu durchschauen schien mir vernünftiger, als die Wahrheit demütigen Sinnes künstlich gelehrt zu lernen. Als ich indessen nach Jahren das Kolleg verließ, war ich fest entschlossen, katholisch zu werden und als ganzer Katholik zu leben.

Zunächst wurde ich freilich wieder von verbitterten Gegnern angegriffen. Aber nichts konnte meinen Entschluß zum Wanken bringen. Glücklicherweise ließen mir die Eltern volle Freiheit, zu tun, was mir das Rechte schien. Ich war der erste von der großen wesleyanischen Mission, der zum Katholizismus konvertierte. Bald folgten auch mehrere meiner Mitstudenten am Kolleg. Es war aber uns Katechumenen sehr schwer, in solch verbissener andersgläubiger Umgebung den katholischen Glauben auszuüben. Ich stritt indessen wacker, meiner neuen Religion treu zu bleiben. Ich betete viel und heiß und bat unseren Herrn, mir den Weg zu zeigen, auf welchem ich ihm dienen solle. Ich bat, daß, wenn die katholische Kirche die rechte sei, möge der Herr mir Mut und Kraft verleihen, all die Verdächtigungen und Widersprüche zu ertragen, die da kommen würden und — auch in Menge kamen. Die Anschuldigungen und Angriffe gegen meine als wahr erkannte Religion forderten dann übrigens nur meine kräftige Verteidigung heraus, zu der ich inzwischen fähig geworden war.

Nach Jahresfrist erhielt ich Anstellung in einer Stadt, von welcher es nur 3 Meilen weit zur nächsten katholischen Missionsstation war. Das förderte mein Vorhaben, den Übertritt sobald als möglich auszuführen. Nicht lange und ich verließ meinen Posten im Städtchen und ward Lehrer auf der katholischen Mission, zugleich Schüler in ihrer Glaubenslehre als Katechumene. Hier nahm die Überzeugung vollkommen Besitz von meinem Geist und Herzen, daß die katholische Kirche die einzige von Christus zur Rettung der Seelen gestiftete Kirche ist. Mit großer Ehrfurcht und eifriger Bereitwilligkeit empfing ich den Katechismusunterricht. Ich beschloß, mit Gottes Hilfe ein ganzer, guter Katholik zu werden und als solcher meine Pflichten treu zu erfüllen.

Niemals werde ich die einzige schönen Tage vergessen, an denen ich so glücklich war, die heiligen Sakramente der wahren Kirche feierlich zu empfangen. Den größten Augenblick meines bisherigen Lebens, wo der dunkle Schleier bedauernswert andersgläubiger Unwissenheit von meinen Augen ganz hinweggenommen wurde! Ich empfing die heiligen Sakramente der Kirche Christi in dieser Reihenfolge: die erste heilige Beicht am

16. April. Die erste heilige Kommunion am 24. April und die heilige Firmung am 5. Juni des Jahres meines neuen Lebens. Die Freude, welche ich während und nach diesen Ereignissen empfand, kann ich niemals beschreiben. Seit diesen Gnadenstunden fühle ich mich geistig wahrhaft lebendig. Meine Seele ist voll Ruhe und Frieden. Was ich einzig noch verlange, das ist: als vollkommener Katholik dem Namen und der Tat nach zu leben und zu sterben. Ich kann nach, wie ich durch ein besonderes gutes Unternehmen dem Herrn Dank sagen könnte für alles, was er mir getan.

Am Beginn meiner Befehlung hatte ich einst einen merkwürdigen Traum. Das ergreifende Gesicht machte so starken Eindruck auf mich, daß ich fast nur noch daran dachte, recht bald ein Katholik zu werden. Wunderbar! Zene so unvergesslichen Träume haben sich erfüllt. Zwar mußte ich meinen anfänglichen Wunsch, katholischer Priester zu werden, aufgeben; aber dafür bin ich jetzt als katholischer Katechist und Lehrer so glücklich, für Gott besonders zu wirken. Schon durfte ich diesen Dienst 4 Jahre lang ausüben. Ich bin auf einem neuen Missionsplatze angestellt. Bei meiner Ankunft war hier bloß ein einziger Katholik; doch ich hatte guten Erfolg. Nun lebt hier am gottgeschenkten Wirkungsorte eine beständig anwachsende Katholikengemeinde. Ich finde keine Worte, um all das Gute zu schildern, was die Kirche für mich getan hat. Mein dauerndes Gebet ist, daß ich einzig leben und sterben möge für Gott! — Als Katholik habe ich nicht den mindesten Zweifel über die Echtheit, Heiligkeit und Unfehlbarkeit der katholischen Kirche. Das macht mein geistiges und sittliches Leben erhebend, angenehm und kraftvoll.

Eine Hauptpflicht ist es für uns Katholiken, für jene zu beten, die noch im Irrtum stecken. Aus persönlicher Erfahrung habe ich nun das größte Mitleid für sie. Oft und oft bete ich für sie, daß sie aus ihrem geistigen Elende errettet werden mögen. Wie sehr danke ich Gott, daß meine lieben Eltern meinem Beispiel folgten und sich bekehrten. In einem Lande wie Südafrika kann man nur hoffen, daß eine Zeit kommt, wo unsere religiös irregeführten Stammesbrüder erwachen und sich aus den „Mißgriffen“ herausarbeiten, in welche sie durch die Prediger und Advokaten der Sektengesetz gerieten. Obwohl letztere noch an vielen Plätzen des Landes stark ver-schanzt leben, geschieht es nicht auf inneren Widerstand der Bantubevölkerung, sondern nur infolge Irreleitung und gänzlicher Unwissenheit über das, was der katholische Glaube wirklich ist. Schon geben sie allgemein zu, daß die katholische Kirche vor allen anderen existierte. Was sie nicht verstehen, das ist, worin die katholische Kirche von anderen fundamental verschieden ist. Und diese Unterscheidungsunfähigkeit ist das Haupthindernis für meine Landsleute. Sobald diese Schranke fällt, wird die Lösung der südafrikanischen Bantus sein: „Eine Herde und ein Hirte!“ Die Zukunftsaussichten sind für den Katholizismus hierzulande in jeder Hinsicht hoffnungslädt und viel versprechend. Sobald derselbe sich weiter ausbreitet, wird er die Banturasse mächtig heben und unter den Eingeborenen immer festeren Fuß fassen. Die so drohenden ökonomischen, sozialen und geistigen Probleme lösen sich dadurch von selbst. Die Sektengesetzprediger, die ja selten selbst tun was sie predigen, werden verlassen dasstehen. Wenn in der Religion richtig geführt, wird das Bantuvolk stramm christlich. — Möge unser Herr Barmherzigkeit haben mit unseren getrennten Brüdern!

Das Lied von Glück und Seligkeit!

Selig die Armen im Geiste.
Ihrer ist das Himmelreich.

Selig die Trauernden.
Sie werden getröstet werden.

Selig die Sanftmüfigen.
Sie werden das Land besitzen.

Selig, die Hunger und Durst haben
nach der Gerechtigkeit.
Sie werden gesättigt werden.

Selig die Barmherzigen.
Sie werden Barmherzigkeiterlangen

Selig, die reinen Herzens sind.
Sie werden Gott schauen.

Selig die Friedensstifter.
Sie werden Gottes Kinder sein.

Selig, die Verfolgung leiden um der
Gerechtigkeit willen.
Ihrer ist das Himmelreich.

(Matth. 5, 3–10)

Heilige, die durch Wien gingen

Von Josef K. F. Naumann, Bregenz

Im Herzen Wiens, wo sich heute noch Spuren der einstigen Römerstadt zeigen, steht die Ruprechtskirche, Wiens ältestes Gotteshaus, das die Heiligen Gisilar und Chuniald, Schüler des hl. Rupertus, um 740 hier erbaut haben sollen. Es wird kaum ermittelt werden, in welches Jahr der erste Kirchenbau fiel. Die ältesten, romanischen Teile des heutigen Baues stammen aus dem 12. Jahrhundert. Die Kirche, die alle die Stürme erlebt hat, die über die nachmalige Kaiserstadt gingen, wurde von den Wienern lange stiefmütterlich behandelt. Erst seit Domkapitular Prälat Fried, der Führer der Wiener Katholiken, vor 11 Jahren hier Kirchendirektor wurde, ist das anders geworden. Heute ist die Restaurierung schon weit fortgeschritten und sein Eifer um dieses Werk läßt erwarten, daß er es glücklich zu Ende führen wird. Einer der glücklichsten Gedanken war es, die schmucklosen Fenster durch Glasmalereien zu er-

setzen, die 1500 Jahre Geschichte in den Darstellungen der Heiligen verkörpern die in Wien gewirkt haben. Denn Wien war zu allen Zeiten nicht allein eine Stadt glorreicher Geschichte und edler Kunstübung, ernster Arbeit und heiteren Lebensgenusses, es war seit je auch eine feste Burg unerschütterlichen Glaubens. Dafür zeugt die Reihe der Heiligen, die durch Wien gingen.

Weit zurück gehen die Wurzeln des Glaubens dieser Stadt, die zugleich die Wurzeln der Kraft seiner Bevölkerung geworden sind. Die alte Kultur des christlichen Römerreiches war am Zerbrechen: Der heilige Severin predigte auf dem Boden Vindobonas. Neue, christlich-germanische Kultur begann: Auf den Ruinen der Römerstadt steht der heilige Rupert, ihm folgten die heiligen Gisilar und Chuniald. Und in das Zeitalter der schottischen Glaubens-



† Bernhard Hovestadt, Oberpostschaffner a. D.,
Neheim, Westfalen,
ein eifriger Förderer unserer Missionsschriften

boten fiel das Leben des hl. Koloman und bald war Österreich Mittelpunkt deutscher Kulturgestaltung unter dem volkstümlichsten Heiligen, dem Babenberger Markgrafen Leopold. In Wien begegneten einander Große aus dem Deutschen Reich, aus Italien, Polen und Frankreich. Zum Beginn der Türkennot predigte Johann von Capistran im Stephansdom; die nach menschlichem Urteil bereits erliegende Kirche richtete Petrus Canisius wieder auf, Stanislaus Kostka ist der erste Zeuge dieses neuen Geistes. Den Grund zur katholischen Restauration legt der hl. Laurentius von Brindisi, an der Peripherie von Österreichs Schicksalskampf steht Dominikus a Jesu Maria, die dramatische Epoche in Österreichs Geschichte lenkt Markus Alivano. In Wien empfing der Märtyrer der abessinischen Mission, der Bäher Liberat Weiß, die Priesterweihe. Die Stadt wurde das Wirkungsfeld des Südmährers Clemens Maria Hofbauer, des Überwinders von Auflärung und Josephinismus, sowie seines Ordensbruders P. Josef Almandus Passerat. Das Dörflein Enzersfeld bei Korneuburg im Niederösterreichischen wurde die Heimat des frommen Redemptoristenbruders Johann Baptist Stöger, der 1883 in Eggendorf im Ruf der Heiligkeit starb. Er hatte in Wiener Klöstern gedient. Es ließe sich in diesem Zusammenhange noch auf manche hervorragende Männer des Geistes und des tief religiösen Lebens hinweisen, auf P. Gasser, P. Schwarz, P. Abel, auf den Redemptoristenpater Wilhelm Danauscheck, über dessen Leben gerade in unseren Tagen der bischöfliche Informationsprozeß eingeleitet wurde.

Es ist eine eigenartige Geschichte Wiens, die aus den Fenstern von St. Rupert grüßt und uns die Gewissheit bringt, daß alle diese Heiligen oben im Himmel beten für diese Stadt und das von ihr regierte Land. Kanonikus Fried sind wir dankbar, daß er uns diese Geschichte Wiens auch in 15 kurzen Monographien, zusammengefaßt in einem Büchlein unter dem Titel dieses Almanches (Reinhold-Verlag, Wien) vorgelegt hat. Und indem Prälat Fried die Geschichte dieser heiligen Männer aus eineinhalb Jahrtausenden der Donaustadt so volkstümlich erzählt, in dem dies alles vor uns so lebendig wird, ergeben sich überraschende Ausblicke auf unsere Zeit und die tröstliche Gewissheit, daß dieses schon immer katholische deutsche Wien es auch in alle Zukunft bleiben wird.

Stimmen aus dem Königsraal

Von P. Joseph Kammerlechner RMM.

(Fortsetzung)

7. Ein Tag im Königsraal

Wenn wir die äußere, aus starken Baumstümpfen bestehende, Einfriedung des Königsraales durchschritten haben, sehen wir im Vordergrund zwei Ziegelsteinhäuser, die dem König selbst zur Wohnung dienten. Hinter diesen beiden Häusern lag das Frauenviertel, eine ganze Reihe von gewöhnlichen Eingeborenenhütten. Jede Frau hatte ihre eigene Hütte, die mit einer Schilfumfriedung von den anderen abgetrennt war. Gleich an das Frauenviertel stieß der Platz für Versammlungen, Audienzen und die Gerichtssitzungen. Auch der Ziegenraal war in der Nähe, der das hoherpriesterliche Heiligtum des Königs war; denn im Ziegenraal waltete er seines Amtes als Hoherpriester seines Volkes und Regenmacher. Lo-

bengula, der sich seiner Königswürde voll und ganz bewußt war, amtierte täglich als oberster Richter seines Volkes. Das muß ein Kommen und Gehen gewesen sein in der Zeit seiner unumschränkten Macht. Er erschien nur mit königlicher Begleitung im Gerichtshof. Herolde und Gerichtsbeamte verkündeten mit lauter Stimme die Titel und die Tugenden und die Macht und Würde des Königs bei seinem Erscheinen auf dem Gerichtsplatz. Da warteten ja schon viele auf ihren König, sei es, daß sie vorgeladen waren, um eine Streitigkeit zu schlichten, oder daß sie ein Anliegen hatten, oder es waren Berichterstatter aus den Militärkraalen, um über die Vorgänge dort zu berichten. Der Nachrichtendienst war vorzüglich ausgebaut, sodaß Lobengula über alles, was in seinem Lande und an dessen Grenzen vorging, auf das Genaueste unterrichtet war. Falls er Weizen für kurze Zeit für die Jagd die Erlaubnis zum Aufenthalte gab, wurde er aufs genaueste von dem Tun und Treiben derselben auf dem Laufenden gehalten. Er hatte ein ausgezeichnetes Gedächtnis, sodaß er tatsächlich über alle Vorgänge in und außer seinem Reiche auf dem Laufenden blieb. Auf dem Richtplatz war ein ganz genaues Ceremoniell vorgeschrieben. Niemand durfte es wagen, auch der Weise nicht, dieses Ceremoniell zu übertreten. Nun hatte sich der König niedergelassen, um seine Audienzen zu beginnen. Einer seiner Leute kommt mit einer Bitte an ihn. In einer gewissen Entfernung hat er seine Waffen niedergelegt und nun durfte er sich erst dem Gewaltigen nähern. Aber nicht aufrecht, wie ein freier Mann; nicht darf sein Auge dem seines Herrschers begegnen. Er ist ganz Sklave ihm gegenüber. Es gibt nur einen freien Mann im Reiche Lobengulas, nur einen Mann, der immer aufrecht steht, nur einen Mann, der seinen stolzen Nacken niemals und vor niemand heugt, nur einen Mann, ihn selbst, den König. Wenn sich der Bittsteller ihm nähert, hat er es in kriechender, zur Erde gebeugter Stellung zu tun. Ist dieser Fall erledigt, wartet bereits ein Weiser auf Audienz beim furchtbaren Beherrschter der Matabele. Schon vor einer Woche war er in das Land gekommen, aber auf der Grenzwache wurde er festgehalten, bis die Erlaubnis zur Einreise in das Land der Matabele vom Königskraal eingetroffen. Heute steht er zum ersten Mal vor dem Gewaltigen, um Durchreiseerlaubnis bittend nach den weltberühmten Wasserfällen des Sambesi. Es wäre ein zu großes Risiko, durch das Matabeleland reisen zu wollen, ohne den Schutz des Königs. Nun kommt er an die Reihe. Auch er muß seine Waffen an derselben Stelle niederlegen, an der es gerade vorher der Matabele-Bittsteller getan hat. Auch er muß sich vor dem Gewaltigen verbeugen, um anzuerkennen, daß er in ihm den alleinigen Beherrschter des Landes verehre, durch das er heil seinen Weg fortsetzen möchte, dann aber darf er sich ihm nahen, aufrecht, als Freund, nicht kriechend wie die eigenen Matabeleleute; denn er ist nicht Sklave des Königs, sondern sein Gast, der nichts zu befürchten haben soll in seinem Lande, solange er sich an seine Anordnungen halten wird. Er ist nicht der letzte, der vorgelassen werden will, aber er ist der einzige, dem die Methoden am Königshofe Lobengulas auf die Nerven gehen. Lobengula ist ein Mann, der selbst von der rasenden Zeit sich nicht beherrschen läßt. Da gibt es keinen einzigen Fall, dessen Erledigung Eile hat. Wer heute nicht daran kommt, kann bis morgen warten.

Aber selbst im Königskraal war man nicht peinlich bedacht, die Häute und Hirnschalen der geschlachteten Ochsen zu entfernen und nicht nur das, sondern auch die Nähe der Vieh- und Ziegenkraale war die Ursache

einer entsetzlichen Fliegenplage. Der Weisse ist aber auch nicht das Stehen unter freiem Himmel bei der sengenden Tropensonne gewohnt, wie die Eingeborenen. Lobengula aber hat seinen Richtplatz im Freien und das ist auch der Platz für seine Audienzen. Aber auch der Weisse muß heute seine Nerven beherrschen, wenn er sein Ziel, die gewaltigen Fälle des Sambesi erreichen will. Da aber Gericht halten und Gäste empfangen anstrengend ist, ist gar bald der Appetit des Königs gereizt und eine Reihe seiner Frauen bringen geschmortes Ochsenfleisch und Bier in Menge, um diesem Übel abzuholzen. Der König betrachtet es als seine Hausherrenpflicht, seinen weißen Gast zu seiner reich besetzten, wenn auch primitiven Tafel einzuladen. Will der Weisse seinen hohen Gastgeber nicht verletzen, muß er die Einladung annehmen. Wahrscheinlich wird ihm aber die königliche Ehrung, die ihm dadurch zuteil wird, ein gar großes Opfer kosten. Jedenfalls wird der König heute seine Herrscher-tätigkeit im Rechtsprechen und Audienzengaben und Berichtentgegen-nehmen solange fortsetzen, bis er fühlt, daß die Menge des Bieres, die dabei von ihm vertilgt wird, seine Urteilstatkraft und somit seine Herrscher-fähigkeiten bedeutend beeinflußt. Dann wird Schluß gemacht und die übrigen Fälle auf morgen vertagt. Aber jedenfalls gibt schon ein ein-ziger Tag im Königsraal Lobengulas den unbedingten Eindruck, daß man am Hofe eines mächtigen, aber auch fähigen Herrschers sich befindet.

8. Des Königs Wort

„Ein Mann, ein Wort“, heißt der deutsche Spruch und man hält es allgemein als ein Zeichen sittlicher Größe, wenn das gegebene Wort unter allen Umständen gehalten wird. Leider sehen wir, daß oft sogenannte primitive Völker dem „Ein Mann, ein Wort“ mehr entsprechen, als sogenannte Kulturvölker, wobei man dann immer mehr in Zweifel kommt, was man denn eigentlich mit Kultur meint. Wenn es nun schon beim einfachen Mann als Zeichen seiner sittlichen Höhe gilt, wenn er sein Wort hält, umso mehr erwarten wir diese Treue zum gegebenen Wort von höher gestellten Personen. Vor allem ist diese Treue auch der Ausfluß sonstiger Geduld, kein Falsch, keine Schleichwege. Dieses Zeugnis gaben nun alle dem Mzilizazi und noch mehr seinem ebenbürtigen Nachfolger, Lobengula. Er ist niemals zum Verräter an seinen weißen Gästen geworden. Wem er einmal seinen königlichen Schutz zugesagt, der brauchte auch von seinen wilden Untertanen nichts mehr zu befürchten. In dieser seiner Treue zu seinem gegebenen Wort steht der letzte Matabele-König unantastbar vor uns und er würde darin wohl in der Weltgeschichte über vielen gekrönten Häuptern und anderen Großen stehen, die die Weltgeschichte zur Unsterblichkeit erhoben hat. Unter des Matabele-Königs Schutz und Schirm war man sogar noch sicher, wenn auch die Verhältnisse sich ganz und gar geändert hatten von den Verhältnissen, unter denen er seinen Schutz gegeben hat. Es war im wahrsten Sinne des Wortes ein wahrhaft königlicher Schutz. Wie häßten nicht seine Untertanen fast ohne Ausnahme diese Weiß. Am liebsten hätten sie alle aufgefressen oder doch wenigstens wie räudige Hunde über die Grenze gejagt. Aber keinem Weiß wurde auch nur ein Haar gekrümmt, wenn er unter des Königs Schutz im Lande als Jäger weilte oder als Forscher das Land bereiste, ganz besonders, um die grandiosen Fälle des Sambesi zu bewundern. Muß man da nicht bewundernd stehen vor einer Gestalt wie Lobengula, dessen persönlicher Schutz den Haß eines ganzen Volkes gebunden hielt.

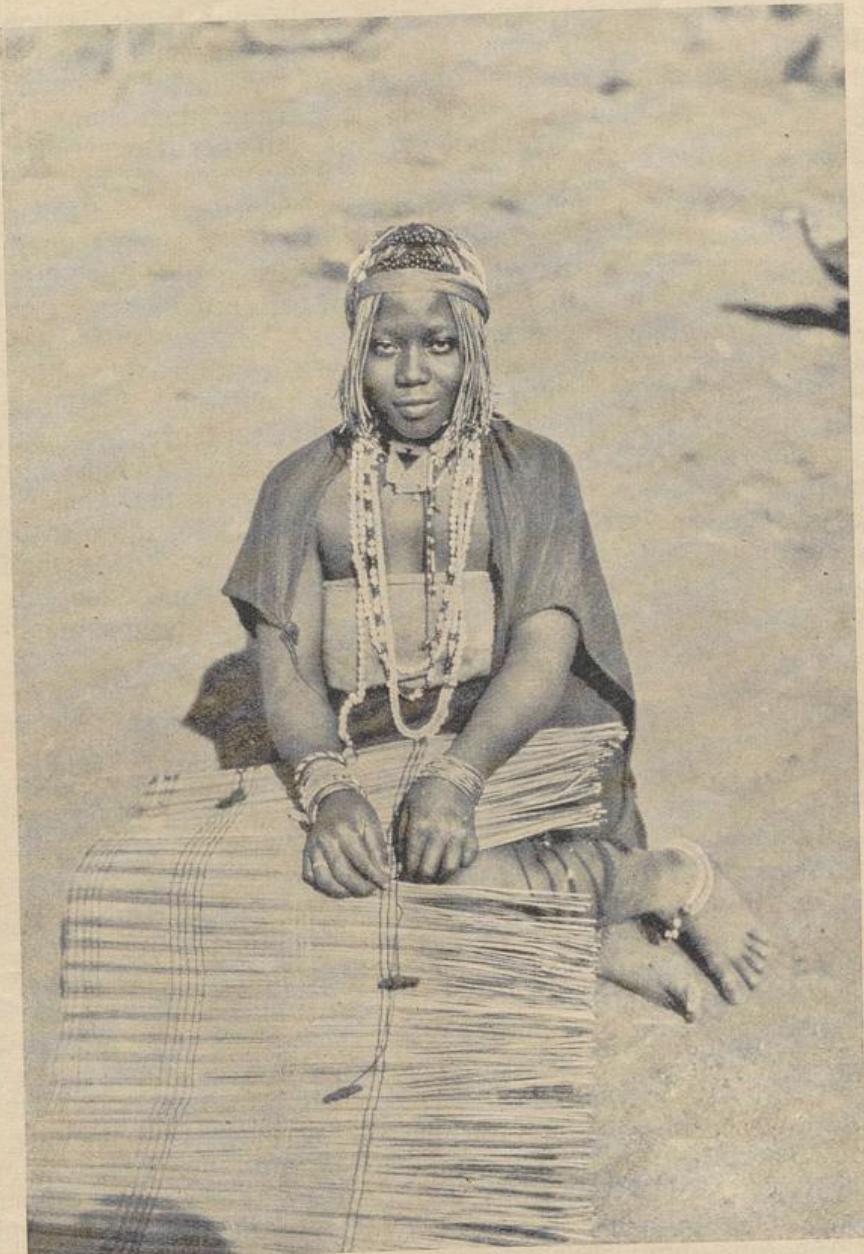
Wie univandelbar diese Treue zu seinem Königswort war, beweist die Tatsache, daß zwei Weiße, James Fairbairn und Ussher, die selbst während der Matabelerevolution 1893 im Königsraal verblieben waren, auf des fliehenden Königs strengen Befehl hin, unbelästigt blieben und als die siegreiche Kolonne im Königsraal Bulawayo einrückte, fand sie beide wohlbehalten. Man muß, um zu verstehen, wie Lobengula an seinem einmal gegebenen Worte fest hielt, bedenken, daß er überzeugt war, die Weißen würden ihn verraten und würden sich um die ihm gegebenen Versprechen nicht mehr kümmern.

Man kann gegen diese Treue zu seinem gegebenen Wort nur einen Fall anführen und kann auch für diesen Fall keinen Beweis bringen, daß Lobengula sein Wort gebrochen hat, man muß es nur aus den Umständen vermuten. Aber selbst, wenn man es beweisen könnte, würde dieser Fall seiner Ehrenhaftigkeit in diesem Punkte keinen Eintrag tun und man wird zugeben, daß vielleicht auch ein Fürst eines Kulturstaates ähnlich gehandelt hätte unter gleichen Umständen. Daß Lobengula sich dabei geirrt hatte, tut in Beurteilung seines edlen Charakters nichts zur Sache. Als 1877 Hauptmann Paterson, ein englischer Offizier und Herr Sargeant nach Bulawayo kamen, um Erlaubnis zur Durchreise nach den Sambezifällen von Lobengula zu erbitten, waren diese beiden dem König fälschlich als zwei Burenspione gemeldet worden, da bereits ein Burenheer ihnen folgte, um in das Matabeleland einzufallen. Zu dieser falschen Meldung kam noch als erschwerender Umstand ihr Empfehlungsschreiben, das von einem gewissen Herrn Theophilus Shepstone, bei dem einst der falsche Nkulume, der betrügerischer Weise Lobengula die Krone streitig machen wollte, angestellt war. So trug dieses Empfehlungsschreiben nicht dazu bei, die falsche Meldung über die beiden abzuschwächen, sondern bestärkte den König nur noch in seinem Misstrauen. So verweigerte er den beiden und einem protestantischen Missionarssohn die Erlaubnis. Als aber diese drei nicht nachgaben, erteilte er schließlich die Erlaubnis und gab ihnen eine Begleitmannschaft mit. Diese kehrte bald zurück mit der Meldung, die drei Weißen wären durch Wasser von Buschleuten vergiftet worden. Diese Meldung aber stellte sich als Erfindung heraus. In Wahrheit waren sie von Lobengulas Begleitmannschaft ermordet worden und zwar war begründeter Verdacht ausgesprochen, auf Anordnung des Königs. Der Beweis wurde dafür nie erbracht. Aber auch sonst müßte man sagen, daß diese drei, da sie doch des Königs absoluten Willen: Paterson und Sargeant sollen unverzüglich nach Natal zurückkehren, sahen, sein Misstrauen fühlen mußten, unbedingt mutwillig mit ihrem Leben gespielt hatten.

So spricht wohl dieser Fall wenig gegen Lobengulas Ehrenhaftigkeit in der Treue zu seinem gegebenen Wort, die er noch gehalten, als sein Königsraal bereits in Flammen stand und er seine Königskrone und sein Zepter in diesen Flammen untergehen sah. Es bleibt wohl unumstößlich bestehen: Lobengulas Wort war ein Königswort.

9. Der Schutzherr der Missionare

Lobengula war ohne jeden Zweifel ein äußerst fähiger Kopf. Daher erkannte er auch bald, daß nicht alle Weißen, die zu ihm kamen, von rein irdischen und selbstsüchtigen Interessen geleitet wurden, wie die Jäger, Goldgräber, Händler und auch Forschungsreisende. Allerdings konnten sie



Heidnisches Weib beim Flechten von Matten (Mariannhiller Mission)

nach anfänglich guten Hoffnungen, weder den König und noch weniger jemand seiner Leute für das Christentum gewinnen. Bei seinem Regierungsantritt hat Lobengula zwar Versprechungen gemacht, die die Missionare mit zuversichtlicher Hoffnung erfüllten, aber sie wurden bitter enttäuscht. Lobengula blieb ein Zulukönig ganz nach altem Schlag. Aber trotzdem blieb er immer ein Freund der Missionare. Gerne wies er ihnen Ländereien an für ihre Friedensarbeit unter seinen Leuten. So hat er auch den katholischen Missionaren ein großes Stück Land angewiesen, das noch heute in ihren Händen ist: die Missionsfarm Empandeni. Da Lobengula selbst nicht viel Interesse zeigte, für die Lehre des Christentums,

so ist es ohne weiteres klar, daß das nicht der Grund seiner Freundschaft sein konnte, sondern er sah eben, daß die Missionare vollständig uneigen-nüzig waren. Wer mit fremden Sprachen zu tun hat und einmal einen Dolmetscher benutzt, auch wenn er selbst die Sprache schon etwas versteht, wird immer wieder die Erfahrung machen, daß der Dolmetscher seine Rede anders wiedergibt, als er es erwartet hat. Dies wußte auch der schlaue Matabelekönig und vertraute sich deswegen am liebsten den Missionaren an, um ihm Dolmetscherdienste zu leisten. Das waren auch seine Privatsekretäre, die ihm die Briefe übersetzen und die Antworten wieder schreiben mußten. Das war aber auch der einzige Erfolg der Missionare, die Freundschaft des Königs.

Ihren eigentlichen Zweck aber, Befehlungen, erreichten die Missionare in den ersten Jahren ihres Wirkens im Matabeleland nicht. Die Matabelekrieger konnten nämlich mit einem Himmel nach dem Tode, der dazu noch unsicher war, wenig anfangen und suchten lieber ihren Himmel hier auf Erden, der ihnen schon schön genug war, wenn sie genug Fleisch, Bier und Weiber hatten. Der dauernden Freundschaft des Königs aber dankten es die Missionen, daß nach und nach doch der Same der Friedensbotschaft Einkehr fand in diese rauen Kriegerherzen, die wohl später ein klein wenig ahnen mochten, daß diese Männer vertrauenswürdig waren.

10. Die Untertanen

Lobengula hatte das Erbe seines Vaters und großen Vorgängers Mzilizazi übernommen und dieses Erbe war die Matabelenation. Vor Mzilizazi hat es keine Matabele gegeben. Als Mzilizazi 1817 mit seinen 20 000 Zulukriegern vor Tschaka die Flucht ergriff, war die Matabelenation gegründet. Diese 20 000 Mann bildeten den Grundstock. Nun aber muß man bedenken, daß die ganze Nation nichts als Krieger waren, die nicht in Garnison im Frieden lebten, sondern die fast dauernd in Kriegszustand waren. Krieg aber kostet immer Opfer, auch für den Sieger. Ein einziger heißer Kampftag mit den Buren kostete Kalipi, dem Hauptgeneral Mzilizazi's, 150 Mann und bei einem Angriff auf den Hauptkraal Mzilizazi's sind mehr als 400 Matabelekrieger gefallen. Den größten Teil seiner kriegsfähigen Leute aber verlor Mzilizazi am Sambesi. Einen Teil seiner Krieger mit den Weibern und den Kindern ließ er im jetzigen Matabeleland zurück und mit dem anderen streitbaren Teil zog er gegen Norden. Von diesem Kriegszug, der ungefähr 3 Jahre dauerte, hat er nicht mehr viele Krieger zurückgebracht, da die Matabele den Stämmen am Flusse nicht gewachsen waren und nur für den Landkampf geschult waren. So kann man verstehen, daß zu Lobengulas Zeiten nicht mehr viel übrig waren von denen, die mit Mzilizazi geflohen und von reinem Zulublut waren. Sie bildeten den Adel und Albezanzi (d. h. die Leute vom Zululand, Unterland), da Mzilizazi seine Truppen immer wieder auffrischte aus den Gefangenen der besiegten Stämme. So hatte er es auch bei seinem Zuge nach Norden durch Transvaal gemacht. Die Nachkommen dieser waren die zweite Klasse und hießen Abenhla d. h. die Leute vom Oberland (Transvaal-Hochebene). Diese beiden Klassen waren somit zu Lobengulas Zeiten bereits fest umgrenzt, da ja vom Zululand, wie auch von Transvaal kein neuer Zuwachs mehr kam. Die dritte Klasse waren die Almaholi, entstanden aus Gefangenen der Makalangas, Mahonas und der anderen Stämme zwischen Limpopo und Sambesi.

(Schluß folgt).

Der Sohn des Freimaurers

Von Anna Kahser — Nachdruck verboten!

(Fortsetzung)

Tante Elisabeth konnte kaum das Fest erwarten. Sie hatte Ruth Heltorf noch nicht ausschließlich für sich haben können. Sie war sehr begierig, Näheres über ihren Vetter Herbert zu hören.

Endlich nach dem Diner sah sie Ruth ganz allein an einem Seitentischchen sitzen und in einem Buche blättern. Maria stand mit Rudolf Mehren im Erker, über Kunstablättter gebeugt.

„Darf ich mich ein wenig zu Ihnen setzen, Fräulein Heltorf?“

„Bitte.“ Ruth legte das Buch weg.

„Wie geht's zu Hause? Wir hatten lange nichts von Ihnen und den verehrten Verwandten gehört.“

„Danke, wir sind zufrieden. Tante Mathilde lässt Sie besonders grüßen“, gab Ruth lächelnd Auskunft.

„Und was ich höre, Doktor Werner, ihr verehrter Vetter, hat sich der hohen Scholastik zugewandt?“

Der junge Architekt im Erker fuhr hastig herum, als der Name Werner fiel. Er sah Ruth Heltorf an, drängendes Fragen in den Augen. Aber er beherrschte sich und wandte sich scheinbar unbewegt Maria wieder zu.

Auch Maria hatte die Frage der Tante gehört und warf ihr einen bittenden Blick zu.

„Mein Vetter ist seit einiger Zeit Missionärskandidat in T.“, gab Ruth ruhig Antwort und griff unbewußt wieder zu dem Buche. Ihre Finger bebten.

Aber die alte Dame war zu sehr interessiert, um abzulassen.

„Ist es dem jungen Herrn ganz plötzlich eingefallen? Ich meine, er war doch sehr lebensfroh, und von diesem Unglaublichen ist nie etwas verlautet. Maria hätte es mir sicher gesagt, da sie weiß, daß mich solches von jeher brennend interessierte.“

„Es mag ihm doch nicht über Nacht gekommen sein. Es liegt in seiner Art. Und sein Onkel, Tante Mathildes Bruder, war ja auch Missionar. Den letzten Ausflug mag sein Freund Helmuth gegeben haben, der vor zwei Jahren Franziskaner wurde. — Welch wunderschönes Gemälde drüben! Ist es neu?“

Tante Elisabeth merkte, daß Ruth ablenken wollte.

„Es ist von einem jungen Künstler, der noch nicht recht warm sitzt. Mein Bruder fördert ihn sehr. Er ist einer unserer Besten. Wetterleuchten auf der Alm. Gefällt es Ihnen?“

Ruth stand auf und trat zu dem Bilde über dem Flügel.

„Kannst du haben“, kam Maria dazu. „Da sitzt der Künstler bei Vater und Herbholz. Ein Tiroler Kind. Er hat das Wetterleuchten selbst auf hoher Alm erlebt, als Hütebub, wie er stolz erzählt.“

In Marias Gesicht war Verstimmung. Sie konnte sich Mehrens plötzliche Schweigsamkeit nicht erklären. Sie wirkte fast verleidet. Ihre letzte Frage, was er für einen Eindruck von ihrer Freundin Ruth Heltorf habe, hatte er ganz überhört.

Sie sah ihn zu ihrem Vetter treten, der eben zum Rauchkabinett ging, und sich ihm anschließen. Er war noch ernster als sonst. Er war und blieb ihr ein Rätsel. Einmal glaubte sie eine ganze Welt von Interesse und Verständnis in seinem immer etwas verhaltenen Blicke zu lesen, und in derselben Stunde lag eine Abwehr wie ein wahres Mysterium in seinen Augen, in seinem ganzen Wesen, daß sie sich mädchenstolz hinter himmelhöhe Wälle hätte verbergen, das leiseste Interesse hätte tausendmal widerufen mögen. In solchen Augenblicken fühlte Maria Pirkholt erschauernd ein rätselhaftes Verhängnis auch über sich herausziehen und ihr Herz und Seele und Leben umflammen, ohne daß sie sich dagegen zu wehren vermochte.

„Kennen Sie einen Dr. Werner, der Missionärskandidat in T. ist?“ fragte Architekt Mehren seinen Freund Berthold, als sie im Rauchkabinett allein waren.

„Tatwohl. Aber ich weiß nur, daß er einziger Sohn und Erbe des Wernerschen Namens, daß er ein überaus liebenswerte Kerl ist und von jeho mit seiner goldenen Kugel weißläufigen Grades, die mit ihm aufwuchs, sozusagen verlobt war. Auch daß sein alter Herr Logenbruder ist und zu diesem waghalsigen Schritte seines Einzigen wohl ein merkwürdiges Gesicht gemacht haben wird. Weiteres können Sie sich denken. Kennen Sie die Werners?“

„Den jungen Werner, ja. Ich traf ihn in — einer Gesellschaft. Habe aber seitdem nichts mehr von ihm gehört. Er interessierte mich.“

„Was sagt Fräulein Heltorf dazu?“ fragte Mehren nach einer Weile.

„Was sie dazu sagt, sieht ihr ein schlechterer Psychologe als ich auf hundert Meter Abstand an. Ein interessantes Menschenkind übrigens! Wir Männer können manchmal grausam sein. Meinen Sie nicht auch, Herr Kollege?“

Er sah Mehren vielsagend an. Der schien weit weg, merkte nichts.

„Soll mich wundern, ob meine Cousine sich für Herbolz oder für den ‚Wetterleuchter‘ Hertling entscheidet!“ versuchte er den andern durch einen Gewaltakt zur Wirklichkeit zurückzurufen.

Da sprang Mehren auf. „Was meinen Sie? Der Maler? Ich — verzeihen Sie — ich dachte gerade — ich habe den Kopf voll Pläne. Lassen Sie uns zu den andern gehen.“

Maria Birkholts Gesicht leuchtete auf, als ihr Partner angeregter und liebenswürdiger als je zurückkam und sie in ein lebhaftes Gespräch zog.

„Ich fürchtete schon, Sie fühlten sich gar nicht wohl bei uns!“ sagte sie, und ein leiser Vorwurf klang durch.

„Mehr als wohl. So, daß ich wünschen möchte, dieses Fest möchte Ewigkeitsdauer haben.“

Er sah sie an, und ein Glücksstrom ging ihr durch und durch.

„Sie waren vorhin sehr ernst, ja betroffen, als meine Tante den Fall Werner erwähnte. Interessiert er Sie?“

„Allerdings. Der Name erinnert mich an ein — Erlebnis, das Sie aber kaum interessieren dürfte. — Tanzen Sie gern, gnädiges Fräulein?“

„Ich tanzte wenig in meinen bisherigen zwanzig Jahren, da ich dieser Unterhaltung nie viel Geschmack abgewinnen konnte. Und Sie?“

„Ganz meine Ansicht. Aber ob man sich heute ganz ausschließen darf? Wenn es Ihnen jetzt recht wäre?“

Eben schwiebten die einladenden Klänge eines Walzers durch den Festraum. Sie mischten sich unter die tanzenden Paare. Maria fühlte, daß Mehren immer noch nicht bei der Sache war. Sehr bald schon ließ er ab und führte sie zum Exer. Setzte sich ihr gegenüber, stützte den Kopf in eine Hand und sah sie an. Maria senkte den Blick vor dem seinen. Sie fühlte, wie seine Seele tastend, suchend, fragend nach der ihren griff. Ein Schauer ging ihr durch Herz und Seele. In dieser Stunde wußte sie, ein Geheimnis war in Rudolf Mehrens Leben, das auch sie vielleicht in seinen Bann ziehen würde, wenn sie sich dem merkwürdigen Einfluß, den dieser Mann wie kein anderer vom ersten Begegnen auf sie ausgeübt hatte, nicht entziehen würde. Das aber — konnte sie nicht mehr.

Verwirrt griff sie nach der Goldtrommel der Portiere und ließ sie mechanisch durch die Finger gleiten.

„Sie sind mir noch eine Antwort schuldig, Herr Mehren“, sagte sie endlich leise, um etwas zu sagen. „Wie gefällt Ihnen meine Freundin Ruth Heltorf?“

„Da sind zu viele Rätsel, um sie in so kurzer Zeit zu lösen. Solchen Menschen

begegnet man nicht alle Tage. Hat sie irgendein ernstes Erleben gehabt? Sie sieht über ihre Jahre gereift aus.“

„Sie hörten ja, daß ihr Vetter ins Kloster gegangen ist. Sie galten allgemein als füreinander bestimmt. So etwas verwindet eine Ruth Heltorf nicht.“

„Was sagen Sie zu Dr. Werners Beruf?“ Er sah sie dunkel an.

„Ich bin ganz Bewunderung. Heldenhum ist das! Und doppelt von einem jungen Menschen wie Herbert Werner, dem die ganze lachende Welt zu Gebote stand. Und dazu eine Ruth Heltorf.“

„Was würden Sie von einem Menschen sagen, der dieses Ideal erwählte und auf halbem Wege umkehrte?“ fragte er verhalten und sah sie an, als erwarte er einen Gerichtsspruch aus ihrem Munde.

„Da müßte ich schon seine Gründe kennen. Auch dazu gehört ja Mut, einen begangenen Irrtum einzusehen und gutmachen.“

„Und wenn es kein Irrtum gewesen wäre? Nur Schlappeheit, erbärmliche Feigheit! Was dann?“

„Auch dann stände mir kein Richter zu. Denn — nicht alle fassen es!“

„Glauben Sie, daß Fräulein Heltorf dieses Erleben überwinden wird?“

„Überwinden vielleicht. Aber so wie ich sie kenne, wird nie ein anderer Mann ihr Herbert Werner ersezten können. Er wird ihr Geschick bleiben. — Ich glaube, Herr Mehren, Sie lieben ernste Probleme. Waren Sie immer so — so tiefgründig?“

Er zuckte nur die Schultern. Und sagte nach einer stummen Weile: „Ob es wahr ist, daß Menschen, die auf dem ruhelosen Meere geboren sind, immer heimatlos bleiben? Meine Eltern waren es, und ihrem Waisenknaben wird es auch Verhängnis bleiben.“

Maria fühlte die Tragik in seinen Worten und in seinem Leben. Sie hatte Fest und Gesellschaft vergessen. Ein heftiges Verlangen überkam sie, ihm zu sagen: „Fühlst du nicht, daß du nicht mehr heimatlos bist? Und nicht mehr allein?“

Sie seufzte und schwieg.

„Glückliche Menschen, die nie die Sonne auf der einsamen Alp sahen! Und nicht das Heimweh in den Tälern kennen! Ruhelos da oben, ruhelos hier unten . . .“ murmelte er abwesend und sah sie mit fremdem Blicke an. Und konnte doch das Auge nicht von ihrer lieblichen Schönheit lassen.

Sie fühlte ein Bittern und unbestimmtes Bangen, daß seine Seele, die kaum die ihre berührte, ihr entgleiten wolle. Das unsterbliche Wort des großen Gottsprechers von Karthago ging ihr durch die Seele: „Unruhig ist unser Herz, bis . . .“ Sie hatte es ja selbst schon in ihrem jungen

Leben empfunden. Bis das Große, Ungeahnte in ihr Leben getreten — bis er gekommen war.

„Ob auch er . . . ?“ Sie vermochte den Gedanken nicht auszudenken. Er war so ganz anders als tausend andere . . .

Er blätterte in einem Kunstabrum, ohne von einem Bilde Notiz zu nehmen. Bis er plötzlich gefesselt ein Blatt in die Hand nahm und mit dunklem Blick festhielt.

Maria trat näher. „Jesus und der reiche Jüngling.“ Sie sah seine Ergriffenheit, und eine jähre Ahnung stieg in ihr auf, eine Angst, die ihr alles Blut zum Herzen trieb.

„Warum packt Sie das so?“ fragte sie hastig.

„Dieses Bild hat mich von jeher gefesselt. Ich mußte immer nachdenken, ob jener junge Mann wohl jemals wieder Ruhe — und Frieden — und Glück gefunden hat. Ich glaube es nicht.“

„Das habe ich früher auch gedacht. Ich habe den Jüngling eigentlich nicht begreifen können.“

„Und jetzt?“

Sie beugte sich tief über das Bild, das er hingelegt hatte, damit er die jähre Glut, die ihr bis in die Stirn stieg, nicht sehe. Sie fühlte, es war eine Schicksalsfrage.

„Jetzt?“ sagte sie endlich zögernd. „Jetzt muß ich viel an die liebliche Elisabeth von Thüringen denken. Es ist ein anderes Ideal, das sie verirrte, aber ist es nicht auch einer vollen Kraft und Liebe wert?“

Er sah sie voll Bewunderung an. Seine ganze Seele lag in diesem Blick, daß sie die Augen niederschlug. Dann aber wandte er sich ab, über sein Gesicht ging ein strenger, abwehrender Zug, ein Strafen durch seinen Körper. Er sah sie noch einmal an mit dunklem Blicke und sagte unvermittelt: „Lassen Sie uns zu den anderen gehen!“

Sie erschrak vor dem Tone in seiner Stimme. Ein Schauer ging ihr frierend durch Herz und Mark. Sie fühlte den strengen Griff des Schicksals.

Schweigend gingen sie zur Gesellschaft zurück.

Elsriede Steiner sah ihren Ferdinand verstohlen an, hielt die Spieltarten vor den Mund und wispelte: „Ist das aber ernst zugegangen. Das stimmt noch nicht. Schade! Ich dachte, es hätte noch Chambagner gegeben!“

„Still! Weißt du was, ich gewinne meine Wette. Und dann gibt's Chambagner, aber auf dein Konto“, raunte Berthold.

Es war, als es gegen Mitternacht ging, als fröhchen Humor- und Scherz- und Witzefselchen aus allen Räten. Ferdinand Berthold war ein Genie im Fabri-

zieren ergötzlichster Gesellschaftsspiele, und auch Mehren und Maria Pirkholz wurden in die allgemeine Frohstimmung hineingezogen.

„Hierher, Herr Kollege!“ rief Berthold übermütig. „Nun machen Sie doch nicht so ein verboten gotthelig Gesicht! Noch sind die Tage der Rosen! Da!“ Lachend griff er eine rote Rose aus der Kristallvase und warf sie Mehren ins Gesicht.

Der griff sie auf und reichte sie mit einer Verbeugung Maria, die sie schweigend in den Gürtel steckte. Das leuchtende Warm der Rose kontrastierte scharf mit der Blässe ihres Gesichtes. Sie beteiligte sich an den munteren Spielen, blieb aber bis zum Ende still und ernst. Manch prüfender Blick traf sie aus des Vaters und Tante Elisabeths Augen. Dann senkte sie hastig den Blick und bemühte sich, froh zu sein.

Mehr als je wurde ihr Rudolf Mehren ein Rätsel. Er schien das ernste Gespräch von vorhin vergessen zu haben. Seine Laune wurde immer prickelnder. Mit seinem geistsprühenden Humor wurde er schließlich der Mittelpunkt des kleinen Birtels. Es war, als triebe ein Heer verschmitzter Lustgeisterchen hinter der hohen, sonst immer grüblerisch-ernsten Stirn sein fröhliches Wesen und wisperte ihm immer neue Wize und heitere Anekdoten zu.

Als er bei einem Pfänderspiel gar dazu verurteilt wurde, mit Ruth Heltorf „Ringelreihe“ zu spielen, da war er es, der ihre entschiedene Abwehr schließlich überwand und endlich die ganze Gesellschaft zur Beteiligung diktirte.

Über Maria Pirkholts Gesicht ging ein trauriger Zug. Sie mochte sich von dem harmlosen Spiel nicht ausschließen. Als alle lustig auf ihre Plätze zurückkehrten, streifte sie Mehren mit einem flüchtigen Blicke und erschrak vor dem unheimlichen Däster, das wie ein jähres Wetterleuchten über sein Gesicht fackelte. Keiner sonst hatte es gesehen. Im nächsten Augenblicke, als Herbolz ihn kollegial beim Arme nahm, war er wieder der alte.

Maria sehnte das Ende des Festes herbei. Längst hatte sie es auch Ruth angemerkt, wie sie sich beherrschte, um bis zum Ende froh zu scheinen.

Architekt Herbolz war den ganzen Abend ziemlich still gewesen. Er berehrte Maria Pirkholz von der Zeit an, da sie noch in langen Böpfen Tennis mit ihm spielte. Sie hatte auf sein behartliches Werben immer nur ein lächelndes: „Ritter, treue Schwesterliebe . . .“ gehabt, hatte ihn geneckt und ihm tausendfachen Schabernack gespielt wie einem guten großen Bruder. Hatte ihn ausgelacht, wenn er ihr verzweifelt erklärte, außer Landes

oder gar ins Wasser gehen zu wollen. Daß ich war's geblieben. Daß das geliebte Mädchen seit Mehrens Aufstauchen in Nürnberg so verändert war, packte ihn mit grimmem Schmerze. Er hatte in Marias Eigenart Klostergedanken vermutet und sich als Rivalen nur den Herrgott selber denken können, dem er sie ehrlich gönnte. Aber nun —! Doch er war ein viel zu ehrlicher Charakter, um Mehren gram zu sein. „Persönliches Pech!“ tröstete er sich. „Bin eben nicht zum Herzenbrecher geboren!“

Gegenüber fiel der Name „Raueneck“. — Die Rauenecks waren ein altes Grafengeschlecht, dessen Stammburg in Süddeutschland lag. Der alte Graf und seine junge Enkelin Ida Maria waren die Letzten des alten Stammes.

Herbold horchte auf.

„Wisset ihr, wer mir heute morgen begegnete? Die Komtesse!“ kam Tante Elisabeth mit einer Sensation.

„Ah!“ Dutzendfaches Staunen. „Ist's doch nur eine Marotte gewesen? Und das verwöhnte Kind kehrt zu den Fleischköpfen Rauenecks zurück?“

„Verstehe ich vollkommen,“ warf Berthold ein.

„Für ein solches Glückskind blühen auch andere Rosen!“ meinte Elsfriede im Vollgefühl bräutlichen Glücks.

„Alle vergalopiert! Als Schwester . . . nun, wie heißt sie doch gleich? —“

„Schwester Melitis!“ kam Maria zu Hilfe.

„Also als wirkliche und wahrhaftige Klosterschwester, in Schleier und Kukulle, sah ich sie den Schloßberg hinaufsteigen, so einfach und selbstverständlich, als wäre sie in einer Rösterstube und nicht auf einem Grafenschloß geboren. Der alte Graf soll in schlechten Hesten stecken, und es wird gemunkelt, daß er die Komtesse zurückgerufen habe. Sie will ihn pflegen, hörte ich vom Verwalter.“

„Dann wird er es aber mit der Loge verdorben haben,“ meinte Pirkholt. „Campalla, seinen schwarzen Freund, hat er auch heimgesucht, wie ich von meinem Kompagnon hörte. Er war sein böser Genius. Gottlob! Eine Schande wär's gewesen, der Letzte des alten, glaubenstreuen Geschlechtes ein Kirchenfeind oder Schlimmeres.“

„Wie aber kam die Komtesse dazu, den Schleier zu nehmen?“ fragt Berthold erstaunt. „Dergleichen geht über meinen Horizont.“

„Wie manches.“ Tante Elisabeth warf ihm einen mißbilligenden Blick zu. „Wie kam unser Herr aus dem Himmel auf die Erde? Und der Erbprinz Gonzaga vom Grafenschloß in die Jesuitenzelle? Wer es fassen kann, der fasse es. Und wer es

nicht kann, der lasse es. Ich bewundere es.“

„Ich meine, in unserer Zeit tätet eine aktive Mitarbeit am Menschheitstwohl vor allem not. Solche Orden zum Exempel, in denen nur gebetet und gefastet und gewacht wird —!“ Berthold zuckte die Schultern.

„Ferdinand, ich glaube, an solchen Problemen rennen wir Alltagsmenschens uns die Köpfe ein,“ widersprach Pirkholt. „Eines nur: Warum schickte der Herrgott den betenden Moses nicht vom Berge ins Tal, dem schwer kämpfenden Josue zu helfen? Warum neigte er den Sieg slets auf die Seite der Feinde, sobald seine erhobenen Arme sinken wollten? Wer hatte wohl nachher mehr für den Sieg getan, der kämpfende Josue oder der betende Moses —? Lassen wir unsere Beter und Bützer in ihren Zellen, und um das große Welt Schlachtfeld wird es gut stehen. Der dunkle Erdteil mit seinen dunklen Menschen und Seelen weiß von Siegen zu erzählen, die wir in unsern behaglichen Sphären nicht einmal ahnen.“

„Mag sein. Im übrigen, meine ich, sind die Klosterkandidaten doch meist solche, denen unsere schöne Welt hier draußen irgendeinen Streich gespielt oder doch kein schönes Gesicht gemacht hat, und die dann ihren Kummer und Groll in die Bette tragen.“

Rudolf Mehren hatte bis jetzt schweigend dagesessen. Nun flammte es in seinem Auge auf. Mit festem Blick sah er den Sprecher an.

„Da muß ich entschieden widersprechen, Herr Kollege. Glauben Sie, daß es Menschen, viele junge Menschen gibt, die der Welt Lebewohl sagen, ob diese auch tausend Sonnen aufzieht, und die eine ganze, unverbrauchte Kraft und Liebe in die Bette tragen? Ich weiß es.“

Er sah Ruth Heltorf an, und sie sah, daß es in seinem Gesicht zuckte.

„Unbegreiflich!“ beharrte Berthold.

„Herr Mehren hat recht,“ fiel Tante Elisabeth lebhaft ein, und Pirkholt nickte Beifall:

„Warum sollte der König da oben nicht auch seine Leibgarde haben, an die sein Ruf ergeht, und die seine Interessen vertreibt?“

„Da ist unser guter seliger Onkel Meinrad mit seinen vierzig Missionsjahren aber sicher Feldmarschall oder so was Ähnliches gewesen,“ lachte Ferdinand.

„Ob es da auch Fahnenflüchtige gibt?“ meinte die alte schweigsame Professorin Merten, eine Cousine Pirkholts.

„Ja, — es gibt auch — Fahnenflüchtige,“ sagte langsam Rudolf Mehren. Jedes Wort war, als käme es aus einer

dumpfen Tiefe und fiel zurück in einen Abgrund.

„Kinder, laßt heute die ernsten Gespräche,“ fiel Pirkholt dazwischen. „Die ganze Gesellschaft fängt an, ganz übernatürlich auszusehen.“

Er hatte den schwierigen Ernst in Mehrens Gesicht gesehen und wollte um jeden Preis die alte Lustigkeit wieder herstellen. Aber es wollte nicht mehr gelingen. Die Unterhaltung schlepppte sich hin.

Als Mehren Abschied nahm, hielt er länger als gewöhnlich Marias Hand und sah sie an mit dunklem, unbeschreiblichem Blicke.

Ohne ein Wort ging er.

Maria packte ein Schwindel. Müde griff sie nach Ruths Hand, wisch aber ihrem Blicke aus. „Läßt uns gleich zur Ruhe gehen, Ruth. Ich glaube, — wir sind alle müde.“

Ruth drückte ihre Hand in diesem Verstehen. „Auch du, Maria?“ wollte es über ihre Lippen. Aber sie wußte es selbst, die beste Trösterin in solchem Weh ist immer die Einsamkeit. —

Am andern Tage nahm Ruth Abschied. Sie dachte der beiden einsamen Menschen am See. Es war zu keiner Aussprache zwischen den Freundinnen gekommen. Jede wußte von der andern, daß sie einen heiligen Schmerz im Herzen trug. Dieses Wissen gab ihrer Freundschaft eine ernste Weih.

Maria weinte, als Ruth von ihr ging. „Ruth, vergiß nicht auch du mich!“ sprach sie leise, als Ruth ihr aus dem Abteil noch einmal die Hand reichte.

Allein ging sie durch die einsamen Wege des Stadtcafés heim. Zu ihren Füßen fielen die ersten welken Blätter. „Es ist Herbst!“ dachte sie müde. „Alde, Lenz! Sommer, ade!“

Als sie heimkam, rief der Vater sie zu sich. Er hielt eine Briefkarte in der Hand und war sehr ernst. Tante Elisabeth erhob sich aus einem Sessel, streifte Maria mit einem sorgenden Blick und ging hinaus.

Frageend sah Maria den Vater an. Der räusperte sich verlegen und trat zum Schreibtisch.

„Elfriede war eben hier. Sie wollte dich abholen zum Tee bei Wienfelds,“ begann er endlich und mühte sich, gleichmütig zu sein.

„Ich hatte Elfriede aber schon gestern gesagt, daß ich nicht mitkommen, weil Ruth noch hier sei,“ entgegnete sie, verwundert, daß der Vater sie um solch eine Angelegenheit rufen ließ.

„Und dann — da schreibt mir Architekt Mehren eben, daß er wohl auf unbestimmte Zeit verreisen würde. Er habe die Sache lange mit sich herumgetragen

und sei erst heute zu einem festen Entschluß gekommen. Er bittet mich, dir einliegendes offene Schreiben zu übergeben.“

Pirkholt nahm einen kleinen Umschlag vom Schreibtisch und reichte ihn Maria, die, noch bleicher als vorher, an der Ecke des Schreibtisches lehnte.

„Selbstverständlich nahm ich von dem Schreiben keine Einsicht, und ich überlasse es ganz dir, mein Kind, den Inhalt als dein ausschließlich Eigenes zu behalten. Nur, Maria, — er trat auf sie zu, legte die Rechte auf ihre Schulter und sah sie in tiefer Vaterliebe an, — „behalte Vertrauen zu deinem Vater.“

Maria stieg es heiß bis zum Halse. Ein heftiges Verlangen packte sie, die Arme um des Vaters Hals zu legen und Schutz zu suchen vor dem Schweren, das — sie fühlte es — über ihr Leben sinken wollte. Aber sie bezwang sich. Was kommen mußte, würde sie allein auskämpfen müssen. Mit äußerster Willenskraft schluckte sie das Bangen hinunter, nahm den Brief und reichte dem Vater die Hand.

„Darf ich hinausgehen, Vater? Und willst du mich bei Tante und Ferdinand, wenn er kommen sollte, entschuldigen? Ich bin sehr müde.“

Pirkholt strich ihr leise über die Wange, um ihr etwas Liebes zu tun. „Geh nur, mein Kind. Gott sei mit dir!“

Lange hielt Maria auf ihrem Zimmer den Brief in der Hand. Und wagte doch nicht, ihn zu lesen. Kam nun das große Leid, das Menschenleben aus den Fugen werfen, das lachendes Lenzglück in graue Herbsttrauer wandeln kann? Immer standen Ruth Heltorfs traurige Augen vor ihr. Wäre sie doch jetzt bei ihr! Doch nein, nein. Der Schmerz trifft sie allein. Sie wird ihn auch allein besiegen müssen. „Trotz allem Freundeswort und Mitgefühlsgebärden — bleibt jeder tiefe Schmerz ein Eremit auf Erden!“ ging ihr das Wort eines großen Seelenforschers durch den Sinn.

Sie zog ein schmales Blatt aus der Briefhülle und las:

Mein verehrtes Fräulein!

Sie fühlen es selbst, daß Sie ein Unrecht auf diese Mitteilung haben. Erinnern Sie sich des Bildes, das wir gestern zusammen betrachteten? Und unseres Gespräches? Ich wiederhole es heute mit allem Nachdruck: Nie wird jener Jüngling, der der Einladung eines großen Herrn nicht folgte, rechten Frieden gefunden haben, er kommt es nicht. Soll sein Geschick nicht das meine werden, so muß ich gehen. Der himmlische König ruft den Fahnensüchtigen zu seiner Armee zurück. Daß er sie verließ, darum wollen Sie ihn nicht verachten. Ich habe das

Vertrauen, daß Ihre Seele der meinigen vor unserem Gott gedenken wird, damit der Sohn des ruhelosen Meeres endlich eine Heimstatt finde. Darf ich Ihnen noch sagen, daß die wertvollen Stunden geistiger Anregung und seelischen Ausruhens in Ihrem Hause mir den Weg dahin gezeigt haben und mir immer unvergeßlich bleiben werden? Unser aller Leben und Zukunft steht in der Hand des großen Lebenslenkers über den Sternen. In seinen Zelten werden alle Seelen und ihre Geschicke einmal in großer Harmonie wieder vereint, und jeder Verzicht wird zur großen Erfüllung werden.

In dieser Übersicht empfiehlt sich Ihnen
Ihr immer ergebener
Rudolf Mehren.

Der Brief fiel Maria in den Schoß. Still saß sie an ihrem Fensterplatz, still und flaglos unter der Hand des Geschickes, das mit strenger Schnitterhand ihres jungen Lebens knospende Blüten dahinmähte.

Im glutroten Westen sank die Sonne still in eine fremde Unendlichkeit, schied, um ihr Licht in andere, dunkle Reiche zu tragen, und ließ sie in der Nacht.

Sie schaute ihr nach, bis die Abendglut langsam verblutete und die Dämmerung ihre müden Schleier über Land und Menschen legte. Sie merkte es kaum, wie Träne um Träne über ihre Wangen rieselte. Sie fühlte, da brachen im tiefsten Seelengrunde Quellen auf, die sie selbst bisher kaum gefannt, und drängten nach Befreiung. Diese erlösende Flut wurde ihr zur milden Trösterin, Erlöserin.

Es war schon lange dunkel, als Maria um sich schaute und sich auf das, was geschehen war, besann. Sie atmete tief auf, strich mit der Hand über die Stirn und stand auf. Am offenen Fenster ließ sie das heiße Gesicht von der Abendluft fühlen. Aus den Fenstern eines hohen alten Hauses, einen Steinwurf weit, schimmerte ein rötlches Licht. Maria ging nie zur Ruhe, ohne einen Gruß hinüberzusenden. Lange sah sie wie gebannt hinüber. Und griff dann in plötzlichem Entschluß zu Hut und Mantel. Geräuschlos huschte sie die Treppe hinab und zur Haustür hinaus.

Die Kapelle der Dominikanerinnen war noch offen, als Maria eintrat und sich ein stilles Plätzchen in einer Seitennische suchte. Hier und da ging eine Nonne lautlos von einer Kreuzwegstation zur andern. Der Rektor des Hauses kniete in seinem Chorstuhl und betete die Komplet.

Zu beten war Maria Pitkolt nicht gekommen. Regungslos saß sie in ihrer Bank und sah in das zitternde Licht der ewigen Lampe. Ein heftiges Verlangen kam über sie nach seinem Loje. So verglühen zu dürfen, wunschlos, leidlos, hier sich eine Hütte bauen, wie jene Nonne mit dem stillen Gesicht, die eben zum Altare ging und die ewige Lampe nachfüllte, den weißen Rosen auf dem Hochaltar neues Wasser gab, hier und da ein Stäubchen wegstrich und so den Geliebten bräutlich umsorgte.

Nun verschwand sie durch die Klausurture, und eine andere Nonne kam, um zu schließen. Maria stand auf und ging dem Ausgänge zu. Sie hatte das Gefühl, als ginge sie in die Fremde. Frierend zog sie den Mantel um sich.

Aus dem Familienzimmer kamen noch die halben Laute abendlicher Unterhaltung. Maria lauschte einen Augenblick. Ferdinand war noch da. Und wie ihr schien, auch sein Kollege Herbold. Ob der schon um Mehrens Abreise wußte und — neue Hoffnungen hegte?

Lautlos huschte sie die Treppe hinauf und erreichte, ohne gesehen zu werden, ihr Zimmer. Dort zündete sie ihre rotbeschirmte Stehlampe an und legte sich auf ihr Ruhebett. Aber das warme Rot tat ihr weh, und sie löschte das Licht. Durch die geschlossenen Vorhänge drang nur hier und dort ein schwacher Lichtschein in die Kammer, huschte über die alten, liebvertrauten Gegenstände und legte sich gütig auf ihr Gesicht.

Wieder wollten ihr die Tränen in die Augen kommen. Ob so ihr Leben bleiben würde? Ein paar arme Mondstrahlen —? Und noch gestern hatte sie verlangend nach einer ganzen Sonne gegriffen.

Aber sie war in der friedvollen Nähe der ewigen Liebe und des ewigen Lichtes ruhiger geworden. —

Als der Morgen herbstwarm ins kleine Mädchenzimmer auf der Königstraße leuchtete, da grüßte er ein friedlich schlafendes Menschenkind, das in den gütigen Mutterarmen der Nacht ein Weilchen Vergessen gefunden hatte.

Maria rieb sich die Augen und sah fremd um sich. Das große Erleben des vorigen Tages wollte wieder wie feindliches Däster auf ihr Gemüt sinken. Aber sie wehrte es ab, fühlte Gesicht und Augen, kleidete sich eilig um und ging zur Klosterkapelle hinüber, wo die Sakristanin eben zur Messe läutete.

(Fortsetzung folgt).

Beregissmeinnicht

 Illustrierte Zeitschrift der  Mariannhiller Mission

Nummer 8

August 1935

53. Jahrgang

Zum Fest Mariä Himmelfahrt

*Hymnus „O quam glorifica luce coruscas“ von Huebald,
Benediktinermönch von St. Amand in Flandern (840—930)*

Herrlich vom Lichte bist ganz du umflossen
Jungfrau Maria auf himmlischem Thron,
Die du aus Davids Stamm einst bist entsprossen,
Dich preist der Himmel mit jubelndem Ton!

Mutter geworden und Jungfrau geblieben
Trugst du am Herzen das göttliche Kind:
Gott, den Allmächtigen durfstest du lieben,
Betten im heiligen Schoße ihn lind.

Ihm, den anbeten die Völker der Erde,
Beugen in Andacht sich alle Knie;
Heute, wo du im Himmel verklärte
Königin bist, verlasse uns nie!

Vater, gib, daß wir das Licht einst schauen
Durch deinen lieben Sohn, Jesus Christ,
Der mit dir wandelt auf himmlischen Auen
Mit dir und dem Geiste All-Herrlicher ist.

Nach dem latein. Text von P. Dominikus RMM.

Marienlied — aus fernem Süd

IV.

Wie mit Christus und seiner heiligen Kirche, so ist Maria mit dem gesamten katholischen Missionswerk untrennbar verbunden. Durch die Mutter der Lebendigen soll allen Völkern im Schatten des Todes das ewige Leben werden. Wo die gottbestellte Mittlerin aller Gnaden fehlt, da gibt es keine wahre Befehlung der Heiden, kein dauerndes, echtes Christentum. Sogar viele der besseren Heiden haben ein erstaunlich richtiges Gefühl für diese geheimnisvolle Tatsache. Wie ihre Vernunft die Existenz eines höchsten Wesens als selbstverständlich anerkennt, so empfindet ihr Herz auch hohe Verehrung für seine heiligste Mutter, sobald sie mit dem Christentum näher in Berührung kommen. Die Japaner z. B. frugen bei der Ankunft von Missionaren sogleich, ob sie Maria, die Mutter Christi verehren? Die Bejahung gewann sofort ihr volles Vertrauen. Bei den Chinesen findet die hohe Auszeichnung der Himmelskönigin in der kath. Kirche begeisterten Anklang. Den Indiern ist die „Mutter Aller“ sympathisch.

Ähnliches stellten die Missionare aller Bantustämme Afrikas fest. Aus dem Süden und Gebiete der Mariannhiller könnten überraschende Beispiele angeführt werden. Auch der frühere König des Basutolandes gab den Katholiken den Vorzug, weil sie, „taffolser als die Andersgläubigen“, die Mutter des Erlösers nicht ignorieren, sondern geziemend hochachteten. — Daß die Oblaten der unbefleckten Jungfrau dort die Mission übernahmen, galt den Basutos als guter Stern. Die einigermaßen unterrichteten Swazis schäzen sich gegenwärtig besonders glücklich, daß „Diener Mariens“, die Serviten, ihre geistlichen Väter sind. Nicht minder sind die Söhne des hl. Alfonsus in Transvaal, die Franziskaner-Missionarinnen Mariens und die Töchter des hl. Dominikus unter den Neubefehrten beliebt. Das echt Marianische übt einen geheimnisvollen Zug auf die Seelen aus, welcher Rasse und Bildungsstufe sie auch angehören.

China und Indien erfreuen sich mancher marianischen Gnadenstätten. Amerika sah längst wirkliche Erscheinungen der Himmelskönigin. Sogar Ozeanien und die Inselwelt gingen nicht ganz leer aus. — Sollte nicht auch Afrika einmal eines Besuches der Mutter der Gnaden gewürdigt werden? In Nordafrika und Abessinien wirkte sie zwar schon Großes. Uganda ist ihr offiziell besonders geweiht und mit Helden des Martyrums gesegnet. Aber in sichtbarer Gestalt schritt Maria nur durch den Südosten Ägyptens, als sie mit dem hl. Joseph Afrika schon den Erlöser brachte. Sonst aber ist noch kein Ort bekannt, wo eine bevorzugte Seele Maria schauen durfte, wie etwa die hl. Bernadette an der Grotte von Lourdes oder die Kinder zu Fatima in Portugal. Letzteres Ereignis hatte übrigens auch für Afrika schon Segensfolgen, indem das geistig wunderbar restaurierte Mutterland nun auch portugiesisch Ostafrika heilsam beeinflußt. Die Tatsachen von Lourdes werfen Lichtstrahlen auch in den dunklen Erdteil, namentlich durch viele französische Missionare, die marianische Begeisterung in den Süden tragen.

Eigentlich ist jedes katholische Missionsplätzchen ein bevorzugter Ort, wo durch Maria unsichtbare Wunder der Gnade vor sich gehen. Jede Station bedeutet eine wirkliche Gnadenstätte, denn die Genesung der



Der dich, o Jungfrau, im Himmel gekrönt hat!

Seelen, die Umwandlung der Heiden in gute Christen ist etwas viel Größeres, als die Heilung von Krankheit oder die Auferstehung eines leiblich Toten! Wir führten bereits über 50 Plätze des Mariannhiller Missionsgebietes an, die mit altheirwürdigen Namen marianischer Gnadenstätten geschmückt sind, wie z. B. unser Einsiedeln, Czenstochau und Ottung. Aber auch die 20 übrigen Bistariate und Präfekturen des Südens wetteifern mit Mariannhill, das Reich der Gnadenkönigin immer mehr zu erweitern. Seit drei Jahren ist das Fest Mariä Aufnahme in den Himmel am 15. August für ganz Südafrika zum gebotenen Feiertag erhoben. Ein sehr erfreulicher Fortschritt im Lande nichtkatholischer Vormachtstellung! Im Mariannhiller Gebiete wurden übrigens in den ersten 25 Missionsjahren fast alle sieben Marienfeiertage festlich begangen,



Primiz von P. Pirmin Klaunzler RMM., aus Almberg (Schw.)

wenigstens im engeren Kreise der Söhne und Töchter des sel. Gründers, Abt Franz, dem trotz energischen Gebetseifers „ein Marientag doch mehr galt als 7 Werkstage“.

Afrika hat also noch keinen Erscheinungs- und Wallfahrtsort, wo lange Prozessionen mit Kreuz und Fahnen betend und singend zur Mutter der Gnaden ziehen. Keine Marienquelle, aus welcher sterbende Neger gesund heraussteigen. Aber es besitzt doch schon viele Hundert katholische Kirchen und Kapellen, zu denen allsonntags die Neubefehrten wassen. Seit bald 100 Jahren stiegen auch im Süden Tausende von Afrikanern aus dem Taufbrunnen als neugeborene Gotteskinder. Von diesen tragen eine gute Anzahl sogar bereits das geistliche Kleid. Und das alles durch die glorreiche Missionskönigin Maria! D. D.

(Fortsetzung folgt).

mission ist Wachstum. Missionskraft ist Lebenskraft. Missionsgeist ist Glaubensgeist. Missionsliebe ist Gottesliebe, ist Christusliebe, ist Seelenliebe.

Zeige uns dein Reich!

20.

Die Summe alles dessen, was Gott von Anbeginn der Zeiten erschaffen hat und bis zum Schlusse der Schöpfungsperiode noch ins Dasein ruft bildet, wie gesagt, das **Gesamtreich Christi**. Wir leben, bewegen uns und sind in seinen Grenzen. Jeder von uns kennt einen kleinen oder größeren Teil vom universalen Christkönigreiche. Jeder Einzelne ist selbst ein lebendiger Teil desselben. Jeder Mensch wird für das Gottesreich Christi geboren!

Er soll für dasselbe leben und wirken im kleinen oder weiteren Kreise seines Standes und Berufes. Der Berufe und Tätigkeitsfelder sind viele; doch alle zielen auf das eine, große Gotteswerk. Jede Arbeit soll ihm gelten, jeder Dienst ihm gewidmet sein, alle Mühen und Opfer ihm geweiht!

Wir alle sind auf Erden, um Gott und sein Reich zu erkennen, Gott und sein Reich zu lieben. Gott und seinem Reiche zu dienen. Diese erhabene Bestimmung ist des Menschen höchste Ehre. Die treue Erfüllung dieser Aufgabe sein eigentliches, wahres und dauerndes Glück! Niemand ist davon ausgeschlossen, keiner gehindert. Das von der Vernunft, dem Gewissen und göttlichen Willen geregelte Tun und Lassen ist ein immerwährender Reich-Christi-Dienst. Was von dieser Norm abweicht, die sündhaften Handlungen und die Bestrebungen der Gottlosen schließen sich allerdings davon aus. Satan und seine Verführten arbeiten gegen das Gottesreich. Dennoch müssen sie wider Willen und auf Umwegen irgendwie dem Endziel dienstbar sein . . .

Der wohlunterrichtete Christ aber dient freiwillig und in großer Herzensfreude seinem Daseinszweck und ehrenvollsten Lebensziel. Er denkt und handelt nach dem Wahlspruch eines früheren berühmten Staatsmannes: „Zu allem stets bereit — für des Reiches Herrlichkeit!“

Unsere Erdenzeit gleicht den Vorbereitungen zum größten und herrlichsten Eucharistischen Weltkongresse. Unser Leben darf und soll eine immerwährende Mitarbeit an der fortschreitenden Entfaltung und kommenden Vollendung des grandiosen Schauspiels der Glorie Christi sein! Wie das katholische Irland, Amerika und Argentinien zu den weltbekannten Kongressen einmütig ihr Bestes leisteten, so wir alle für Christi Reich!

Mariannhiller Rundfunk: Neueste Missionsnachrichten!

Am Mikrophon: P. Otto Heberling RMM.

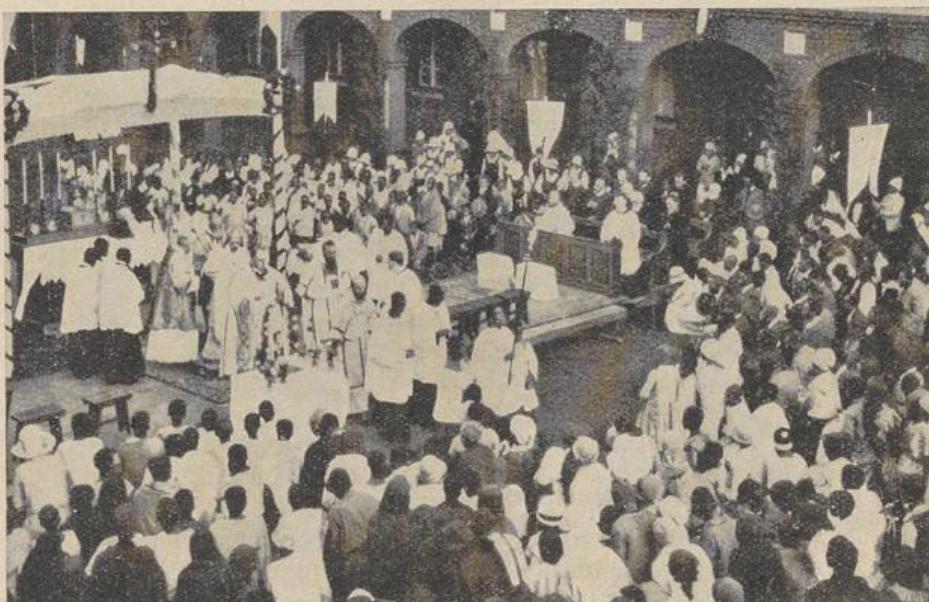
Erster Besuch des Apostolischen Delegaten auf der Missionsstation Mariazell: Ungeheure Volkscharen begrüßten fröhlich mit großer Freude den Apostolischen Delegaten von Südafrika, Se. Exzellenz, Erzbischof B. J. Gijlswijk bei seinem ersten Besuch auf der Missionsstation Mariazell am Fuße der Drakensberge. Der hohe Herr traf in Begleitung von Monsignore E. Hanisch, dem Apostolischen Präfekten von Umtata und vielen Mariannhiller Missionaren ein. Basutos im Festschmuck ritten dem Besucher auf Pferden und Ochsen ein Stück Weges entgegen. Mehrere Hundert Schul Kinder, darunter die „Pathfinders and Wayfarers“ (Pfadfinder und Wandervögel), der Lehrkörper des Mariazeller Kollegs, Patres, Brüder und Schwestern, hatten am Tor der Missionsstation Aufstellung genommen. Bei der Ankunft des Stellvertreters des Papstes sang der Kirchenchor das „Ecce Sacerdos magnus“. Unter dem Geläute der Glocken zog die Prozession in die herrliche Missionskirche ein. Sie war mit Eingeborenen dicht gefüllt. Freudigen Herzens waren die guten Leute herbeigeeilt, um den päpstlichen Segen zu erhalten. Monsignore E. Hanisch RMM. richtete herzliche Worte der Begrüßung an den Gesandten des Heiligen Vaters in Rom. Se. Exzellenz, der Apostolische Delegat, dankte in tiefempfundenen Worten und bekundete seine Freude über den überaus feierlichen Empfang, der ihm am Fuß der Drakensberge zuteil wurde. — Am nächsten Tage, es war der 5. Mai, zelebrierte der hohe Besucher ein Pontifikalamt und weihte anschließend das neuerrichtete Hochschulgebäude ein.

Landwirtschaftlicher Lehrkurs für Eingeborenen-Farmer: Am 24. und 25. April fand in der Landwirtschaftsschule der Missionsstation Reichenau ein kurzer Lehrkurs für Eingeborenen-Farmer statt. 60 katholische Eingeborenen-Farmer nahmen an dem Kurs teil. Die Belehrungen und Unterweisungen wurden von zwei Mariannhiller Missionspriestern und zwei Missionsbrüdern gegeben. Gleichzeitig sorgte eine Ausstellung von landwirtschaftlichen Produkten für den nötigen praktischen Anschauungsunterricht. Der Kurs wurde auch von einigen Ehrengästen besucht und von diesen mit aufmunternden Worten bedacht. Unter anderem beehrte der Oberkommissar für die Eingeborenen Natal den Kurs mit seinem Besuch. Ferner waren zugegen die Landwirtschaftsdirektoren für die ganze südafrikanische Union und für Natal, der Oberschulinspektor von Natal, der Magistrat des Distriktes, der Distriktschulinspektor und der Distriktsarzt. Da die Teilnehmer des Kurses das größte Interesse zeigten, wurde beschlossen, im nächsten Jahr am gleichen Platz einen ähnlichen Kurs zu veranstalten. —

Kirchweihe in Richmond: Nach den Kirchweihen auf den Missionsstationen Himmelberg und Mariatrost hatte nun auch das Distriktsstädtchen Richmond in der Nähe der Missionsstation Einsiedeln seine Kirchweihe. Schon lange hatten weiße, halbweiße und schwarze Katholiken des Städtchens den sehnlichsten Wunsch gehabt, doch auch eine eigene Kirche zu erhalten, um ihren religiösen Pflichten besser nachkommen zu können. Nun ist ihr Wunsch in Erfüllung gegangen. Die Kirchweihe fand unter

größter Anteilnahme der ganzen Bevölkerung statt. Möge Christus, der eucharistische König, vom Tabernakel der neuen Kirche aus herrschen im ganzen Städtchen und recht viele, die ihn noch nicht kennen und lieben, an sich ziehen.

Ein Bantu-Prophet und Sektengründer gestorben: Issaih Shembe, ein vielgenannter Eingeborenen-Prophet und Sektengründer, ist am 2. Mai vor den Richterstuhl Gottes gerufen worden. Lange Jahre hat dieser Mann in Natal und darüber hinaus sein Unwesen getrieben und verhältnismäßig viele Anhänger gewonnen. Seine Religion war ein Gemisch von Judentum, Christentum und Heidentum. Er gab an, seine Religion auf ganz geheimnisvolle Weise von Gott erhalten zu haben. Bald sagte er, er wäre schon einmal gestorben gewesen, und hätte bei



Ein Pontifikalamt in der Mission (Mariannhill)

dieser Gelegenheit von Gott seine Sendung erhalten, bald behauptete er, Gott habe ihn in die Wolken entrückt und ihm dort den Auftrag gegeben, zu predigen. Seinen Anhängern verbot er streng, bei Krankheiten zu einem Arzt zu gehen, oder Medizin einzunehmen. Alle Krankheiten sollten nur durch Gebet wieder geheilt werden. Von sich behauptete er, daß er nicht auf natürliche Art und Weise sterben, sondern einfach in den Himmel auffahren würde. Von all seinen Prophezeiungen ist nun aber nichts mehr übrig geblieben. Er wurde nämlich von einem kleinen giftigen Tierchen gebissen. Bald war das Gift in alle Adern gedrunken, und brachte ihn dem Tode nahe. Den Rat, einen Arzt rufen zu lassen, wies er energisch zurück. Das Gesundbeten seiner Anhänger nützte ihm aber nichts, sodaß er eben an Blutvergiftung sterben mußte. Kurz vor seinem Tode rief der arme Mann dann doch noch einen protestantischen Geistlichen, der ihm helfen sollte, einige große, ungesetzmäßige Taten in Ordnung zu bringen. Möge ihm Gott ein gnädiger Richter sein!

Auf Wiederhören!

Begegnungen mit Afrikanern

Von P. Otto Hebersling R.M.M.

I.

Im Sommer 1916 war's. Die Sommeschlacht tobte. Von der Champagne wurde die 28. Division mitten ins Schlachtgewühl des Sommegebietes hineingeworfen. Das Grenadierregiment 110 wurde links der Stadt Peronne eingesetzt.

Schon die weit hinter der Front gelegenen, von französischen Zivilisten bewohnten Dörfer wurden von weittragenden Geschützen beschossen und die Zufahrtsstraßen mit schweren Kalibern belegt. Als wir gerade, noch immer in Kompagnieordnung, durch ein Dorf marschierten, sauste eine schwere Granate in ein Haus. Schreckensschreie der Zivilisten gellten durch die Luft, Zammern und Wehklagen und Todesröheln folgte. — Die armen Leute! — Zerrissen von den herstenden Geschossen der eigenen Soldaten! — Dasselbe Schicksal würde auch unseren Lieben in der Heimat zuteil werden, dachte ich da, wenn — nun, wenn wir Soldaten an der Front nicht unsere Pflicht bis aufs äußerste erfüllen würden.

Wir marschierten weiter, nachdenklich, schweigend. Der Tod umlauerte uns um so heimtückischer, je näher wir der unter Trommelfeuer liegenden ersten Linie rückten. Wer von uns würde wohl noch gesund und heil und lebend aus dieser Hölle zurückkommen?! —

Beim Dunkelwerden hatten wir das Somme-Flußgebiet erreicht. Weite Sumpfstrecken waren zu überwinden. Auf einem, von Pionieren gelegten Laufsteg tasteten wir uns voran. Der Laufsteg lag unter feindlichem Artilleriefeuer. Rechts und links sausten die Granaten in den Sumpf und in das Wasser. Viele versanken, ohne gleich zu krepieren, zischend und fauchend in der bodenlosen Tiefe und wirbelten die schlammige Masse haushoch in die Luft. Schlammregen klatschte dann auf uns nieder. — Dann gab's mal wieder einen Volltreffer auf den schwankenden Laufsteg. Einige Pioniere hatten beständig Ausbesserungen vorzunehmen. Es war furchtbar, wenn eine Granate wieder mehrere Meter des Laufsteges zertrümmerte und dadurch die ganze, nach vorne strebende Soldatenreihe aufgehalten wurde. Auf einem schmalen Laufsteg stehen, sich weder vor- noch rückwärts bewegen können, und dabei von heulenden und herstenden Granaten umheult sein, das nimmt auch die stärksten Nerven schon gewaltig her. — Doch die wackeren Pioniere arbeiteten tapfer. Sie halfen uns, die notdürftig geflickten Stellen kunstgerecht balanzierend zu überqueren.

Weiter ging's. Hundert Schritte. Da gab's wieder eine Stockung. Eine neben dem Laufsteg krepierende Granate hatte einen Kameraden in den Schlamm hinabgeworfen. Mit viel Mühe wurde er wieder herausgezogen.

Endlich hatten wir den eigentlichen Somme-Kanal erreicht. Hier war das Artilleriefeuer am stärksten. Schrapnellkugeln prasselten auf uns nieder, Granatsplitter schwirrten uns zischend und fauchend um die Ohren. Da war in der Tat „dicke Luft“. — Aber trotzdem drängten wir weiter. Immer näher der vordersten Linie. — Die vorderste Linie?! Wo war die überhaupt? — Da stiegen Leuchtkugeln auf, dort aber auch! Und — da drüben war eine Strecke so finster! — War dort niemand, oder brütete dort die Dunkelheit und Finsternis unser Verderben aus? — Wer

konnte es wissen. — Wir hatten vernommen, daß am Nachmittag Schwarze, Senegalsneger, angegriffen hatten. Es galt auf der Hut zu sein. Bald erfuhren wir auch, daß halb rechts von uns eine Lücke in der Front sei. — Plötzlich wurde von vorne der Befehl durchgegeben: zweite Kompanie: Halt! Rechts ran! An der Straßenböschung Stellung nehmen. Einschanzen! — Bald waren wir am Wühlen und Schaufeln. Kleine Anfänge von Schlupflöchern hatten schon Kameraden vor uns gemacht. — Wo waren Sie? Vielleicht einige Hundert Meter vor uns. Vielleicht auch? — — Granaten schlugen beständig um uns herum ein. Schrapnells durchgesetzten die Luft. Wir wühlten weiter. Wir schwitzten, wir rangen mit der Pickel und dem Spaten in der Hand schon mit dem unsichtbaren



Heidnische Eingeborene der Mariannhiller Mission

Feind, wir bohrten uns tiefer in den Boden hinein und trockten dem Franzmann unser Leben ab.

Gegen Morgen flaute das Artilleriefeuer etwas ab. Wir ließen ermüdet unsere Spaten sinken und versuchten in unseren Löchern etwas auszuruhen. Allzugut ging es aber nicht. — Als es tagte, hieß es: „Bei Tag sich völlig ruhig verhalten und dem Franzmann unsere Unwesenheit nicht verraten!“ — Hätte sich der Franzmann nur auch ruhig verhalten! — Aber das fiel ihm nicht ein. Gegen Mittag steigerte sich das Artilleriefeuer zu einem Trommelfeuer ersten Ranges. Da war also ein Angriff zu erwarten. Bald kam auch der Befehl: „Zum Vorgehen fertig machen!“ — Nun, wir waren eigentlich schon fertig. Es brauchte nur das Kommando kommen: Los! — Und es kam bald. „In großen Abständen einzeln bis zu dem Hohlweg halblinks vorarbeiten!“ lautete ein weiterer Befehl.

Der erste ging los. Nach einer Weile folgte der zweite, dann der dritte, vierte, fünfte, sechste. — Schließlich war die ganze Kompanie am Laufen. Die Granaten wühlten um uns den Boden auf, glühende Eisenstücke

schwirrten pfeifend durch die Luft, Erdschollen fielen auf uns nieder. — Die Ersten der Kompagnie kamen im allgemeinen noch ganz gut durch, aber die Letzten — na, ich danke. Ich hatte mal wieder Glück, denn ich war weder bei den großen Ersten, noch bei den kleinen Letzten, sondern bei den Mittelgroßen. Im Hohlweg sah es bös aus. Tote und Verwundete lagen da in großer Zahl. Ein Feldgeistlicher spendete den Sterbenden den letzten Trost. Überreste der vordersten Linie sammelten sich hier. Es waren fast nur noch Schatten von Menschen. Die vorderste Linie!! — „Wo ist sie“, frugen wir. — „Gleich oberhalb des Hohlweges, teilweise von Afrikanern besetzt“, erklärten uns die abgekämpften Kameraden. „Die Stellung säubern und selbst besetzen!“ wurde uns darauf befohlen. — Wir griffen nach unseren Handgranaten und schlängelten uns in einem



Südafrikanische Fußballmannschaft,
Eingeborene Christen der Mariannhiller Mission

flachen Laufgraben entlang. Tote Kameraden lagen darin. — Da sahen wir an einer Biegung des Grabens plötzlich einen großen Senegalsneger sitzen. Einen Augenblick gab es eine Stockung. — Dann bemerkten wir aber, daß sich der Kerl nicht mehr bewegte. Er war anscheinend tot. — Wir näherten uns ihm mit entsichertem Gewehr. Doch er war wirklich mausetot. — Nach einigen Metern hörte der Graben auf. Was nun? Wir hielten Umschau nach vorne, nach rechts und links. Rechts und links sahen wir in einiger Entfernung mehrere ausgehobene Löcher. In einem derselben entdeckten wir einen noch lebenden deutschen Soldaten. Er winkte uns. Mit ein paar Säzen hatten wir die Löcher erreicht. Schnell sprang ich in eines hinein. Zwei tote Kameraden lagen darin. Ich stand auf ihren toten Leibern. Das wollte ich meinen Kameraden auf die Dauer aber nicht antun. Deshalb spähte ich nach einem weiteren Loch. Mit einem einzigen Sprung stand ich darin. Es war leer! Oder

doch nicht?! Soldatengepäck lag noch da! — Wo aber waren die Soldaten? Vielleicht in Gefangenschaft geraten. — Da galt es die Augen offen zu halten.

Ringsherum lagen Tote, und zwar meistens Senegalese. Bis hierher sollten sie gedrungen sein. Keinen Meter durften sie weiter voran. Nun wollten wir unter allen Umständen die Stellung halten. Unsere Kameraden durften nicht umsonst gefallen sein! — Also, Handgranaten zurechtgelegt. Das Gewehr schußfertig gemacht. Vielleicht kam ein erneuter Angriff, denn noch immer heulten Granaten aller Kaliber durch die Luft. Noch immer hieß der Tod grausige Ernte. Hier schrie einer zu Tode getroffen auf. Da lag einer röchelnd in seinem Blute. Dort verhauchte ein anderer für das geliebte Vaterland sein junges Leben. Ein letztesmal flüsterte sein Mund noch das süße Wort Mutter! — dann hatte er ausgerungen. —

Doch auch über diesem blutigen Tag ging die Sonne unter. Beim Dunkelwerden ließ das Artilleriefeuer etwas nach. Da konnte man wieder klarer denken. Und dieses Denken galt unserm Vaterland, galt seinem und unserem Leben.

Bei näherem Zusehen stellte es sich nun heraus, daß wir tatsächlich nach rechts keinen Anschluß hatten. Unser rechter Flügel hing in der Luft. 400, 500 Meter oder noch weiter rechts von uns regte sich nichts, war es so unheimlich still. Da konnten ja im Dunkel der Nacht ganze Regimenter Senegalese durchmarschieren. Drum mußte sobald als möglich eine Verbindung hergestellt, der Anschluß gesucht werden. irgendwo da drüben, hieß es, muß unser drittes Bataillon in Stellung liegen. — Eine Patrouille wurde ausgeschickt. Ich war auch dabei. Unser Kompanieführer gab uns nach den Sternen die Richtung an, die wir einschlagen sollten und wünschte uns „Gut Glück!“ — Lautlos verschwanden wir im schwarzten Gelände. Wir mußten die allergrößte Vorsicht anwenden. Vor allem durften wir die Richtung nicht verlieren, wollten wir den Senegalese nicht unter's Messer fallen. — Das ging aber nicht so einfach. Die stets in allernächster Nähe einschlagenden Granaten frugen nichts danach, ob wir noch wußten, wo Norden oder Süden, Westen oder Osten, hinten oder vorne war. Ab und zu kamen wir auch in einen Maschinengewehrkugelregen hinein. Da hieß es sich ducken und dünn machen wie ein Blatt Papier.

Plötzlich sahen wir in der Dunkelheit vor uns einen Mann liegen. Wir horchten. Nichts regte sich. — Wir riefen ihm halblaut unsere Parole zu. Keine Antwort kam zurück. War er tot? — Es war so still um ihn! — Wir krochen zu ihm hin. — Ja, es war ein toter Kamerad. Neben ihm lag ein Fahrrad. Es muß ein Melderadfahrer gewesen sein. — Doch wir mußten weiter. Andere Tote trafen wir an. Deutsche, Franzosen, Senegalese.

Würde man uns morgen vielleicht ebenso finden. Zerfetzt, bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt? — Gott, Dein Wille geschehe! betete ich in meinem Herzen. — Weiter ging's! Schleichend, kriechend. — Da stieg etwa 150 Meter rechts von uns zischend eine Leuchtkugel hoch. Der Art nach war es eine deutsche. — War dort vielleicht der gesuchte Anschluß? — Wir krochen wieder einige Meter zurück und tasteten uns langsam und vorsichtig vorwärts. — So lagen wir dann plötzlich einige Meter hinter einem Graben. Er war besetzt. Die Posten feuerten beständig ihre Gewehre ab. Wir hörten, wie sie die Gewehrschlösser aufrissen und von neuem luden. Das geschah in einer so schneidigen Weise, daß

wir gleich wußten: Das können nur Kameraden sein. Deshalb riefen wir sie halblaut an, und sagten unser Lösungswort. Im nächsten Augenblick standen wir dann im frisch aufgeworfenen Graben und suchten den Kompanieführer auf. Diesem meldeten wir kurz den Zweck unseres Erscheinens und zeigten ihm, in welcher Richtung unser linker Flügel ungefähr liege. Die große Lücke mußte sobald als möglich ausgefüllt werden. Vorerst sollte ein Streifendienst die Verbindung aufrecht erhalten und die nötige Sicherheit gewährleisten. In den nächsten Tagen aber sollte ein auszuhebender Graben die direkte Verbindung herstellen. Auf dem Rückweg gab's noch einmal „Zunder“ in allen Größen und Tonarten. Aber wir kamen durch und waren unserer Sache schon viel sicherer als vorher. Unser Kompanieführer, der schon etwas in Sorge um uns gewesen war, freute sich sehr, als wir alle heil und gesund vor ihm standen und ihm das Ergebnis unseres Erfundigungsganges meldeten. — Nach dieser Meldung nahmen wir wieder „Stellung“ in unseren Löchern. Zwischen den einzelnen Posten mußte die Verbindung hergestellt, also ein Graben ausgehoben werden. Wir lösten uns deshalb bis zum Morgengrauen beständig ab im Schanzen und Postenstehen. Unsere Handgranaten und Gewehre lagen immer griffbereit. Uns Schlafen war nicht zu denken. Aber wir wachten und schwitzten gerne. Wir wachten ja für unsere Lieben in der Heimat; Senegaleger sollten Deutschlands Boden nicht betreten; wir wachten und kämpften für unser teures Vaterland, unser Deutschland.

Als die Sonne aufgegangen war, lag das Vorfeld deutlicher vor unseren Blicken. — Es war ein Totenfeld. Franzosen und Deutsche lagen friedlich nebeneinander. Die blauen Uniformen der Franzosen aber waren überwiegend. Ihre Träger waren „Franzosen“ aus Afrika — Senegaleger.

Das war meine erste Begegnung mit Afrikanern, es war eine Begegnung mit dem Tode. — — — (Fortsetzung folgt).

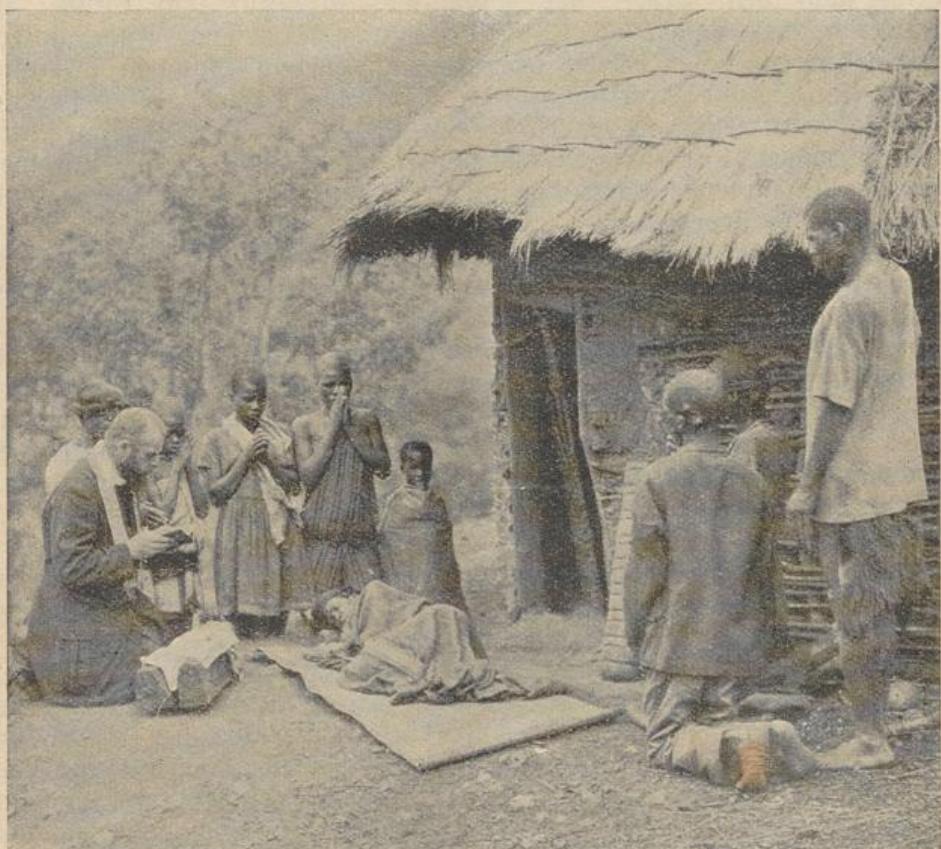
Aus Gottes Garten

Hochw. P. Karl Rubenzer RMM. †

Am Mittwoch, den 29. Mai 1935 starb in Mariannhill nach längerem mit bewundernswerter Geduld ertragenem Leiden der am 1. April 1887 geborene hochw. P. Karl Rubenzer RMM. aus Alten, Ober-Osterreich. Der verstorbene seeleneifrige Missionar war vor seinem Eintritt in die Mariannhiller Missionskongregation, der am 3. Juli 1925 erfolgte, einige Jahre als Kaplan im Krankenhaus zu Schärtling, O.-Österr., tätig gewesen. Nach Ablegung seiner Ordensgelübde am 13. Juli 1926, wurde er wunschgemäß sofort in die Mission nach Südafrika geschickt. Als Betätigungsgebiet wurde dem jungen Missionar die Missionsstation Mariatrost angewiesen. Mit dem Feuereifer der Apostel und mit heiliger Begeisterung begann er die Missionstätigkeit in der wildromantischen Gegend von Mariatrost. Tag und Nacht gönnte sich der seelenhungrige Priester keine Rast und Ruhe. Christen und Heiden, Kranke und Sterbende, Kinder und Erwachsene, alle umfaßte seine Hirtenfürsorge auf gleiche Weise. Auch auf den Nachbarstationen half er gerne aus, als Beichtvater, Exerzitienmeister und Prediger bei Volksmissionen. Eine Herzensangelegenheit war dem teuren Verstorbenen der Bau einer neuen, größeren Missionskirche.

Nach Überwindung allergrößter Hindernisse und Schwierigkeiten gelang dem unermüdlichen Arbeiter im Weinberge des Herrn auch dieses Werk. Der Herr des Himmels und der Erde ließ seinem treuen Diener gerade noch den Freudentag der Einweihung der Kirche erleben, dann warf ihn die heimtückische Krankheit aufs Schmerzenslager, das ihm zum Sterbebette wurde.

Groß ist die Trauer und tief der Schmerz der Eingeborenen über den



P. Rubenzer versieht eine sterbende Frau

frühen Heimgang ihres guten und geliebten Vaters. Mit den Eingeborenen trauert aber auch die Mariannhiller Missionskongregation, trauern seine Mitbrüder, denen er stets mit gleichbleibender Liebe, Güte und Freundlichkeit begegnete. Die höchsten Obern stellen dem teuren Entschlafenen das beste Zeugnis aus und nennen ihn einen „musterhaften, eifrigen, frommen Priester und Missionar und einen kindlich offenen, treuen Ordensmann.“ — Gott hat seinen getreuen Apostel nun heimgeholt in den Frieden, den er den armen Heiden durch seine apostolische Tätigkeit vermittelte. Sein früher Tod ist als Folge der Überarbeit in der Mission ein Opfertod im wahrsten Sinne des Wortes.

Wir leben deshalb auch der festen Überzeugung, daß Kongregation und Mission trotz des herben Verlustes keinen Schaden erleiden, sondern durch den Opfertod des vorbildlichen Missionars weitere große Erfolge erzielen und des Himmels Segen erlangen werden.

Madonna am Wege

Von Margaret Hohmann

Der Weg, an dessen Rand man ihr Bild vor vielen Jahren stellte, war schmal. Die Gleise stanen voller Steine, so holperten die Wagen. Im Sommer sanken die Räder des Sandes, im Herbst und Frühjahr des aufgeweichten Bodens, im Winter der Schnees wegen tief ein und so konnte man nicht gar zu schnell daran vorübersfahren. Es reichte bei jedem, auch dem Lenker des Gefährtes, zu Blick und Gruß. Die Wanderer aber hatten alle Zeit, eine kurze Rast am Bilde unserer lieben Frau zu halten, denn es ruhte sich gut im Schatten der alten Linden, im Schutz Mariens. Wenn die Natur es hergab, versäumten es die Frauen selten, Sträuße zu den Füßen der Heiligen zu legen, Kinder brachten ihre ausgerupften Wiesenblumen und ließen sich wohl auch das schmückende Kränzchen vom Kopf nehmen und es als Gabe am Sockel des lieben Bildes aufhängen.

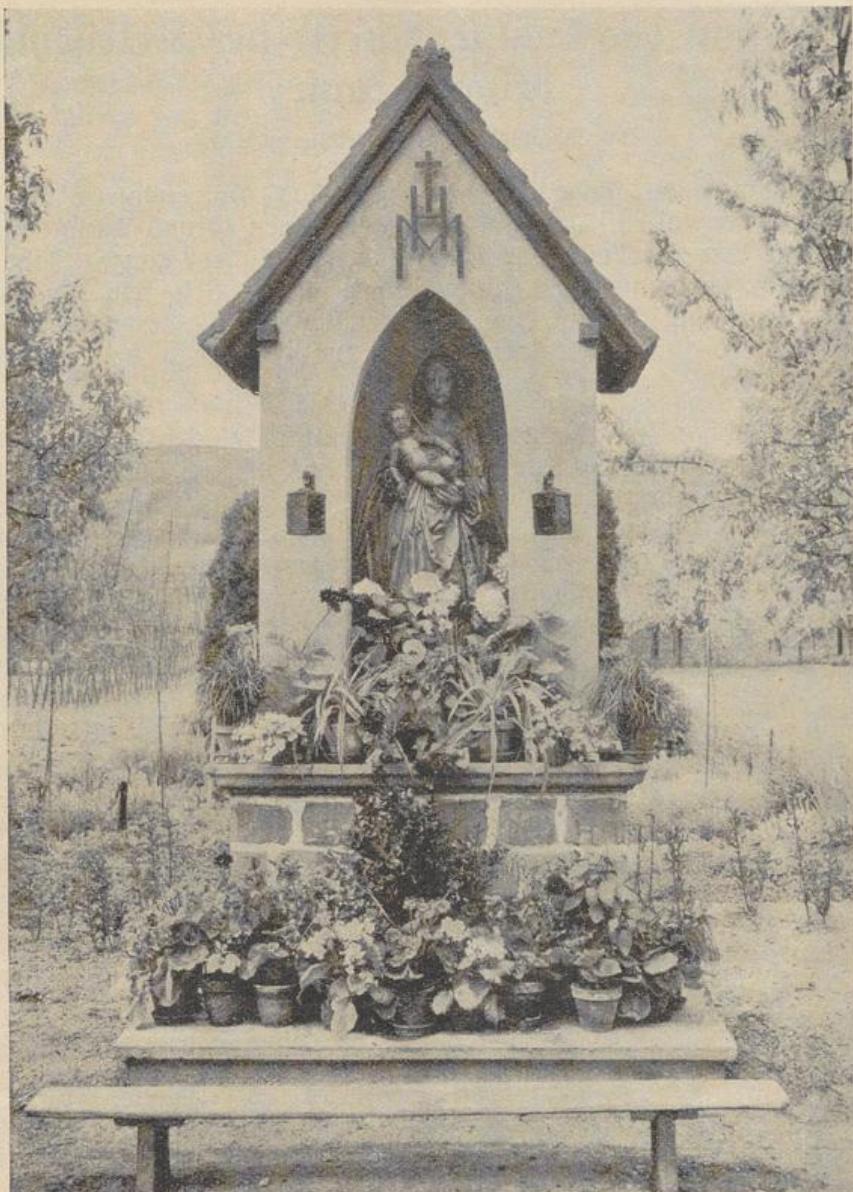
Manchmal hingen mehrere solcher Kränzchen dort, kleine Opfer von ganz kleinen Seelen, und es schien, als ob die Madonna dann besonders freundlich lächelte.

In den Zweigen der Bäume aber nisteten die Vögel und sangen der Heiligen das ewig alte und ewig neue Jubellied der Natur.

Dieser schmale Weg wurde so nach und nach breiter geebnet und glatter gewalzt. Die Fuhrwerke konnten schneller darauf hinfahren. Es gelang manchem nicht mehr, den Blick zum alten Bilde hinzulenken, er hatte auf Wagen und Pferd zu passen, auf Fußgänger und kommende Wagen zu achten. Wenn Beter am Sockel des Bildes stehen blieben, wurde ihre Andacht, ihr Ausruhen immer bald gestört, und die Blumensträuße und Kränze überzogen sich schnell mit einer grauen, sie unansehnlich machenden Staubschicht.

Die schnellere Bewegung der Welt war auch in diesen Weg übergegangen, walzte ihn fester, machte ihn breiter für ihre Zwecke, ließ die Gefährtne hastiger rollen, die Menschen immer weniger Zeit haben für sich selbst und für die Mutter, die mit demselben Jesuskind am Wege steht und wartet. Ihr leuchtend blauer Mantel schwingt noch in genau den lustigen Barockfalten, aber er ist gleich den Blumen grau vom Staube der vorüberfligenden Autos und Radfahrer und der Motorräder, dieser Plage der Straßen. Das Jesuskind streckt denen, die guten Willens sind, sein Händchen genau so freundlich hin, aber die Menschen sehen es nicht. Das Bild ist ihnen, wie jeder die Straße begrenzender Baum, ein grauer Meilenstrich, der keiner Beachtung weiter wert ist.

Nur am frühen Morgen, oder spät am Abend, bleibt vielleicht ein Feldarbeiter davor stehen und sieht fast mitleidig das alte Bild an. Er nimmt sein Mützchen ab und denkt an die alte Zeit. Er sagt nicht viel, als was er immer sagt. Es ist ein kurzer Gruß, aber er weiß, daß die Mutter mit dem Kinde ihn versteht. Sie weiß noch, daß er mit der Frau hier stand, jeden Morgen wie jetzt. Und wieviele Sträuße hat die auf den Wiesen für das liebe Bild gepflückt. Und was haben seine Mädel und Buben für schön gewundene Kränze und Girlanden am Sockel aufgehängt und um ihn herumgewunden. O, so schön war es und wo ist alles hin? Die Blumen verwelkt und die Frau verkümmert, die Kinder verweht und gestorben... der Krieg, die lange Lebenszeit, die Not. Alles ist so anders geworden, man hat keinen rechten Platz mehr



Ein liebliches Plätzchen im Missionsseminar Alohsianum. Die Mutter Gottes überhaut den Spielplatz der frohen Missionsjugend

im Leben. Alles ist verrückt von seiner Stelle, nur dies alte Bild steht noch da und wartet auf seinen Gruß. Es ist vielleicht das einzige, was ihn noch braucht, und so wird es ihm warm ums Herz, wenn er mit bebenden, ungeschickten Händen ein Blümchen nimmt und es dem Jesuskind ins Händchen steckt.

Doch die Ruhe der Straße ist schon dahin. Ein schwerer Lastwagen rattert mit Getöse an dem Bild und seinem stillen Beter vorüber. Er hat soviel Staub aufgewirbelt, daß es eine Weile braucht, bis sich die Nebel gelichtet haben. Dann blickt der alte Mann die Madonna noch einmal an, lüftet sein Mützchen und geht an sein einsames Tagewerk.

Wie man das Galgenpaterle in Verlegenheit bringen kann

Von P. Joseph Kammerlechner RMM.

Es ist nun schon lange her, daß sich das Galgenpaterle hat zum letztenmal hören lassen. Das hat zum Teil seinen Grund darin, daß der Gouverneur von Rhodesia das Galgenpaterle fast ein ganzes Jahr nicht in Anspruch genommen hat, da er diese ganze Zeit kein Todesurteil bestätigte. Aber da ich weiß, daß die Leser sich sehr für das Galgenpaterle interessieren, so will ich wieder etwas zur Erbauung von mir hören lassen.

Daß natürlich niemand das Sterben freut ist eine bekannte Tatsache und das Galgenpaterle braucht das nicht erst zu beweisen. So geht es natürlich auch den armen Sündern, die eine schwarze Haut haben. Sie hoffen alle auf Begnadigung und es wäre ihnen viel lieber, wenn ihnen das Galgenpaterle aus dem Gefängnis heraushelfen könnte, anstatt in den Himmel hinein. Da sie würden es sogar vorziehen, wenn er für sie die Gefängnistür auf Lebenszeit schließen könnte, anstatt ihnen die Himmelstür für eine ganze Ewigkeit zu öffnen. Niemand wird deswegen den armen schwarzen Sündern einen Vorwurf machen wollen; denn bekanntlich sind ihre sonst so gescheiten weißen Brüder in diesem Punkt durchaus nicht klüger und ziehen auch elendes, langes Erdensleben den ewigen Himmelsfreuden vor. Nun aber ist das durchaus nicht die Aufgabe des Galgenpaterle, einen jeden Verbrecher vor dem Tode am Galgen zu retten, sondern seine Aufgabe ist es, die unsterbliche Seele des Verbrechers vom ewigen Tode zu retten.

Habe da vor gut einem Jahre einen alten Matabele zum Tode vorbereiten müssen und den hat das Sterben aber auch gar nicht gefreut. So ist er auf den Gedanken gekommen, ich sollte Berufung für ihn einlegen und an dieser dummen Idee hat er bis zum Vorabend seines Todes festgehalten. Da es selbstverständlich für ein priesterliches Arbeiten von großer Wichtigkeit ist, das volle Vertrauen des Verurteilten zu gewinnen, so mußte es unbedingt gelingen, diese Idee zu widerlegen. Dieser alte Heide aber hat von einem Fall gewußt, in dem einer unserer Patres wegen eines Mordfalles

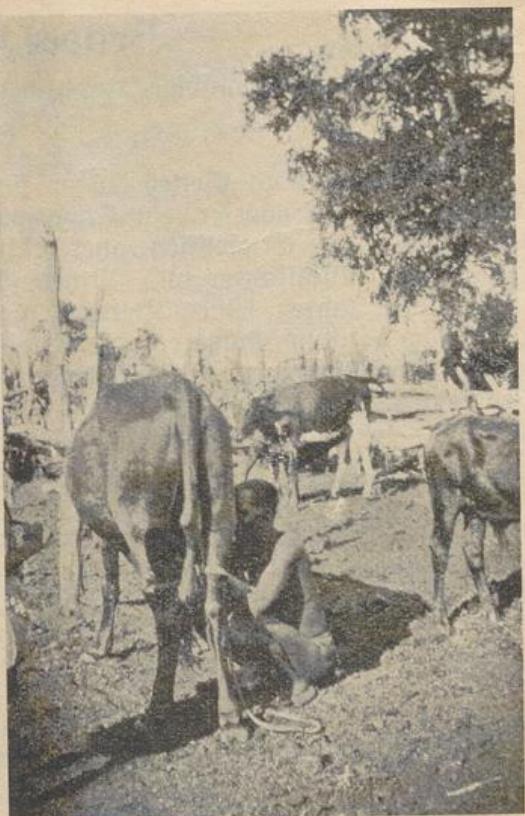


Das Galgenpaterle im Kreise seiner Lieblinge

an das hiesige Gericht mußte und auf sein Zeugnis hin wurde der Betreffende freigesprochen. So bildete sich der Alte ein, ich würde ihn schon freibekommen, wenn er nur einer von den Unfrigen wäre. Auch hatte er große Hoffnung auf sein Vieh, das er gerne darangesezt hätte, um frei zu werden. Er ließ sich dann doch schließlich überzeugen, daß das Galgenpaterle für ihn sonst nichts tun konnte, als ihm zu einem guten Tod zu verhelfen.

Da kommt das Galgenpaterle schön in Verlegenheit, wenn man ganz etwas anderes von ihm erwartet als er geben kann, nämlich die Freiheit von Sünde und Schuld vor dem ewigen Richter, nicht aber die irdische Freiheit, was vielfach nichts anderes bedeuten würde als sie aufs neue dem Satan überantworten.

Eines aber konnte der Matahele bis zur letzten Stunde nicht, nämlich den Engländern sein Todesurteil verzeihen. Er meinte nämlich, diese hätten kein Recht ihn zu töten und hätten eine größere Sünde als er, da er doch nur den ermordet, der widerrechtlich in das Heiligtum seiner Ehe eingebrochen sei. Das wäre nichts anderes als Notwehr gewesen. Ich glaube aber sicher, daß der liebe Gott Nachsicht mit ihm gehabt hat; denn wir brauchen uns nicht zu wundern, wenn der christliche Heroismus der Feindesliebe nicht mehr in diesen alten, harten Matabeleschädel hineinging. Er ist sonst ganz ruhig und ergeben gestorben und hat seinen Fehler wenigstens unserem Herrgott gegenüber eingesehen.



Beim Melfen (Matabeleland)

Das wäre mir ein liebes Kind, dem die Wünsche seiner Mutter eitel Dunst wären, das sich nicht nach Kräften bemühte, sie zu erfüllen! Wohlan denn, das Kind, der Schuldner bist du! „Glückselig werden mich preisen alle Geschlechter“, so ist es der Wunsch deiner Mutter, so ist's der Wille Gottes selbst. Willst du nicht dein schwaches Lob der Mutter noch verstärken durch das Lob, das du ihr durch dein Gebet, deine Tätigkeit, deine persönlichen Opfer für die Heidenmission bereitest?

P. B. Danzer OSB.

Bruder Benno

der heiligmäßige Kapuzinerpförtner vom Bodensee

Von Josef R. F. Naumann, Bregenz

Wie seltsam doch Gottes Wege sind. Da ist es kaum ein Jahr her, daß Johann Birndorfer, ein Kapuzinerlaienbruder, der ein Leben führte arm an äußeren Erlebnissen, aber reich an aufopfernder Liebestätigkeit im Dienste der Wallfahrer und Armen, heilig gesprochen wurde, weil er es in den 41 Jahren seines Berufes als Pförtner am St. Anna Kloster zu Altötting verstand, äußeres Handeln mit innerer Gottverbundenheit und tiefer Marienverehrung zu verbinden; weil seine Seelengröße, die Heiligkeit seines Menschenlebens in der treuesten Erfüllung der täglichen Pflichten und in der heldenhaften Ausübung der Alltagstugenden bestand. Kaum ein Jahr ist vergangen seit der Heiligsprechung des Bruder Konrad von Parzham, der als Patron Deutschlands auf die Altäre erhoben wurde, und schon hört man wieder von einem Leben, das dem seinen in so vielem und so stark gleicht, und das zum Großteil nicht einmal allzuweit fernab von der Wirkungsstätte dieses Heiligen sich vollzog, fast auch noch im Bayrischen, nämlich in der österreichischen Grenzstadt Bregenz am Bodensee.

Noch leben viele, die den Bruder Pförtner drüben in Altötting gekannt haben und noch leben hier in Bregenz viele, die sich der Bruders Benno erinnern, der am hiesigen Kapuzinerkloster 18 Jahre lang die Pforte gehütet, bis ihm der Tod den Schlüssel aus der Hand nahm. Seltsam die Ähnlichkeit dieser beiden Leben. Der eine wie der andere Deutsche, Kapuzinerbruder, Pförtner, beide aus den gesunden Quellen gottverbundenen Bauerntums kommend und beide in ihrem Wandel so ähnlich. Wie an dem Bayern Birndorfer, mag an dem Österreichischen Koglbauer, denn so hieß unser Bruder Benno seines weltlichen Namens, zu seinen Lebzeiten keiner der Mitmenschen etwas außerordentliches bemerk't haben. Einfach verlief der Beiden Erdenwallen, auch das Leben Bruder Bennos lässt sich ja in ein paar Strichen nachzeichnen.

Zwei Fahrstunden südwestlich von Wien, wo die strohgedeckten alten Bauernhöfe viertelstundenweit auseinanderliegen, die zu dem als Kurort bekannten Mönichkirchen gehören, am 1728 Meter hohen Wechsel, im Niederösterreichischen also, dort stand seine Wiege. In einem solchen schlichten Bauernhause draußen auf den weiten Feldern kam er 1862 als jüngstes von vier Geschwistern zur Welt. Simon und Maria Koglbauer, geachtete, gottesfürchtige Bauersleute brachten dem „Hiasl“ frühzeitig das Rosenkranzbeten bei, wie es allabendlich vorm Sonntag im Haus gepflegt wurde. Hiasl lernte brav und war stets guter Dinge, zu gemütlichem Kartenspiel oder harmlosen Streich in späteren Jahren nicht abgeneigt. Er war vielleicht gar nicht frömmmer als seine Schul- und Dorfameraden, nur in Ehren mußte es überall zugehen, wo er sich bewegte. An einem armen Mädchen, das nach dem Tode ihrer Eltern als Waise von den Koglbauerischen angenommen wurde, entwickelte Hiasl erfolgreich seine Erziehungskunst, indem er sie zu allem Guten anleitete, wie es ihm die Mutter gelehrt.

Als die Zeit kam, da andere im Eheleben das Glück der Erde auszuschöpfen suchen, beschloß Hiasl „auf die Walz“ zu gehen. Als Jüngsten litt es ihn nach dem Brauche nicht, am Heimathof zu sitzen, am Heiraten

fand er aber auch noch keinen Gefallen. Er kommt auf seinen Wanderungen nach Arbeit oder Geschäft nach Salzburg und klopft auf dem dortigen Kapuzinerberg an die Pforte des Klosters, ob nicht Knechtesarbeit für ihn bei den Barfüßlern wäre. Göttliche Fügung: Der andere Knecht hatte familienhalber den Posten verlassen, Matthias wurde eingestellt. Ruhig und fleißig leistete er die oft beschwerlichen Arbeiten und Wege und bald hatte er das Vertrauen der Patres. Nach Feierabend findet man ihn bei stiller Anbetungsstunde vor den Altären. So vergingen vier Jahre. Koglbauer war sich noch nicht im Klaren, ob er heiraten oder einen Ochsenhandel anfangen sollte; für beides waren ihm Aussichten gegeben. Gottes Fügung wollte es indessen anders. Im heiligen Jahr 1900 zieht Hiasl mit dem österreichischen Pilgerzug gen Rom, den von Papst Leo XIII.



Postulanten des Missionshauses St. Joseph, Reimlingen

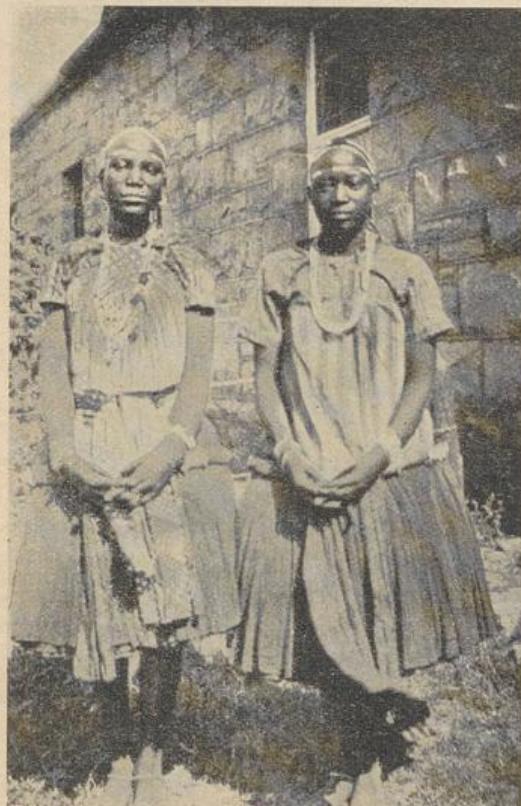
ausgeschriebenen Jubiläumsablaß zu gewinnen. Von Rom kehrte er mit dem festen Entschluß zurück, Kapuziner zu werden. Was in ihm den Entschluß reifen ließ, war nie aus ihm herauszubringen. So nimmt Matthias Koglbauer am 9. September 1900 das grobe Kleid der Armen von Assisi entgegen, künftig nichts als ein dienender Barfüßlerordensmann, Bruder Benno geheißen. Schon im Probejahr zeichnet er sich durch Gewissenhaftigkeit, liebevolles Entgegenkommen Nächsten gegenüber, durch Opferbereitschaft und beispielgebende Sammlung beim Gebet aus. Vor Ablegung seiner einfachen Gelübde pocht noch einmal die Welt an seine Seele. Noch einmal wird er an die günstige Heiratsmöglichkeit gemahnt. Doch die Gnade von oben läßt ihn den Seelenkampf mit dem Verzicht auf irdische Güter siegreich enden. Bruder Benno kommt auf ein Jahr in die Küche des Innsbrucker Klosters und dann nach Brixen als Kellermeister und Unterpfortner. An beiden Orten gibt's nur Lob über ihn vonseiten der Patres; er wird als echter Kapuziner erkannt, den andern dient er als Vorbild zur Erbauung.

1907 wurde er nach Bregenz berufen, allwo er sein Erdenseelen nach

18 jähriger Pförtneramtigkeit beschlossen hat. Beim Abschied von Brigen hält dem jungen Bruder der dortige Guardian den heiligen Kapuzinerlaienbruder Felix von Cantalicio als Idealbild vor Augen; wie dieser solle er Humor und Arbeitsfreude mit Gebet und Liebe zu Jesus und Maria verbinden lernen. Bruder Benno eiferte diesem Vorbild nach. Vor allem durch seine Gewissenhaftigkeit; es gab keinen Augenblick, da

er müßig gewesen wäre; und wenn er auch nur Rosenkränze flickte oder am Friedhof für die verstorbenen Mitbrüder ein kurzes Gebet zum Himmel sandte. Nie begibt er sich außer Reichweite der Pförtenglocke, um immer zur Hand zu sein, wenn es Öffnen heißt. Überall hält er musterhafte Reinlichkeit. Und trotzdem fehlt er nie bei den geistlichen Übungen. Mit Genauigkeit verzeichnet er jede, auch die kleinste Spende, nie gab es einen Mangel in seiner Rechnungslegung. Seine Gewissenhaftigkeit war beste Gewähr für das reine Herz. Kindliche Frömmigkeit zeichnete Bruder Benno aus, der besonders den Heiland im hl. Sakrament verehrte. Leistete er Ministranten-dienste, so wurde seine Andacht zur Erbauung aller Anwesenden. Kein Tag verging ohne Kommunionempfang, auch wenn die Glocke nicht ruhen wollte, blieb er mit Gott verbunden. Mitten in dem zerstreuenenden Vieleslei, das schon manchem

zur Gefahr für den Ordensberuf wurde, versteht er die Sammlung des Gebetes, die unmittelbare Verbindung mit Gott zu wahren. Still und verborgen bringt er manche Nachtstunde vor dem Altar, als er die Erlaubnis zur Kirchenschließung erhalten hatte. Kindliche Marienliebe verband ihn mit Jesus; der Rosenkranz war sein Lieblingsgebet, die Betreuung der Lourdeskapelle neben der Klosterkirche seine Hauptfuge. Er pflegt ein eigenes Beet, um immer Blumen für die Unbefleckte zu haben. Groß war seine Ehrfurcht vor den Obern, jede Weisung wurde peinlich befolgt. Sanftmut und Nächstenliebe, die über keinen Nebenmenschen Nachteiliges zu reden wußte, zeichneten ihn aus. Nie belästigte er Mitbrüder mit Dingen, die er selber leisten konnte. An die Pforte des Klosters bringen vielfältige Anliegen, Hunderten von Menschen reicht er das Brot des Almosens, die Klostersuppe. Niemand mußte mit leeren Händen die Pforte verlassen, er sorgte schon immer, daß das Antoniusbrot nicht ausging. Hatte er in den argen Zeiten des Krieges und der Nachkriegszeit aber schon gar nichts anderes zu geben, dann wenigstens einen Blick aus



Zwei Christenmädchen (Matabeleland)

seinem liebeswarmen Herzen, der so vielen zeitlebens nie mehr aus dem Gedächtnis schwand. Die Klosterwohltäter, die dem Bruder manche Gabe gereicht, rühmen ihm hohe Dankbarkeit, viele Fragesteller heldenmütige Geduld nach. Das Pförtneramt am Bodensee ist schwer. Hier treffen drei Staaten zusammen, hier ist der Boden des Fremdenverkehrs. Oft sprechen eines Tages allein 40 Geistliche vor mit ihren Anliegen, oft ist des Schellens kein Unterlaß, oft kein Ende an Fragen; aber Bruder Benno verrät nie, niemals auch nur leisesten Unmut.

Bruder Benno war dabei nicht einmal gesund. Jahrelang litt er unter erfrorenen Händen und an offenem Bein. Aber ein Klagen konnte er nicht, so sehr auch sein kranker Fuß oft der Ruhe bedurfte hätte. Selbst wenn ihn nachts ein Betrunkener narrte, nie beklagte er sich darüber, immer war er an der Pforte, immer zur Stelle. Diese Reihe der kleinen Opfer, die seiner Seele den Weg in den Himmel pflasterten, ließe sich noch in langer Aufzählung vermehren.

Als Bruder Benno nach 25 Jahren Klosterdienst im Sommer 1925 die Heimat wiedersehen durfte, wo einer seiner Brüder als langjähriger Bürgermeister lebt, da sagte er bei seinem Besuch im Heimathof den nahen Tod voraus: „Auf dieser Welt werden wir uns nicht mehr sehen!“ — Und er sollte Recht behalten. Zurückgekehrt nach Bregenz, zog er sich bei einer Almosensammlung eine schwere Erfältung zu, die zur Lungenentzündung führte. Der Obere mußte ihn der Obhut der barmherzigen Schwestern im Stadtpital übergeben. Nicht leicht wurde ihm der Abschied vom Kapuzinerkloster am Bodensee, dem er 18 Jahre treu gedient. Zum letztenmal war ihm hier Gelegenheit gegeben, seine unerschütterliche Geduld zu erweisen. Stets war er zufrieden lächelnd, trotz aller Schmerzen ergeben im Willen Gottes von einem heiligen Gleichmut. Und als er sich in seinem Befinden so verschlechterte, daß er nimmer sprechen, nur ein paar Zeilen niederkriechen konnte, bat er noch um die Vorsprache kurzer Stoßgebetlein, zuletzt um die hl. Kommunion. Ruhig und sanft, wie er sein ganzes Leben gewesen, schlummerte er in das himmlische Jenseits hinüber.

Mit dem Verstorbenen sei ein Heiliger dahingegangen, war das einhellige Urteil der Bevölkerung der österreichischen Bodenseestadt, wie das seines Beichtvaters. Und der damalige Stadtpfarrer sagte prophetisch voraus, daß man nicht für Bruder Benno, sondern zu ihm beten müsse.



Matabelefrauen

Und das tat das Volk von Bregenz. Und der Anliegen sind heute nicht wenige, die in unserer Stadt der Fürsprache des heiligmäßigen Laienbruders empfohlen werden. Mir selbst hat man schon manche Gebetserhörung versichert. Kein Wunder, daß der Landesbischof Dr. Waiz, der heutige Salzburger Fürsterzbischof, am 12. April 1934 über Wunsch des katholischen Volkes Vorarlbergs und auf Anregung des Pater Provinzials der Tirol-Vorarlberger Kapuzinerprovinz die Gebeine des Dieners Gottes aus dem Klosterfriedhof erheben und in die St. Josefkapelle der Kirche übertragen und in einem würdigen Grabe dortselbst bestatten ließ. Ein Stein mit einfachem Kreuz als Gruftplatte, eine bekränzte marmorne Gedenktafel und das immer mit frischem Grün umzierte vergrößerte Lichtbild aus dem Reisepaß des Verstorbenen zierte die Grabstätte. Zu allen Seiten aber kann man Betende dort finden. Nicht immer kommen sie, um in ihren Anliegen die Hilfe des im Rufe der Heiligkeit Verstorbenen anzurufen, oft genug auch ist es ein Gebet, das sie um die Seligsprechung des Bruders Benno himmelwärts schicken.

Stimmen aus dem Königsraal

Von P. Joseph Kammerlechner, RMM.

(Schluß)

11. Die Unterdrückten

Ostlich vom Mataleeland wohnen die friedlichen Stämme des Mashonalandes. Im 19. Jahrhundert waren sie in einem Staatenbund vereinigt und lebten miteinander so ziemlich in Frieden. Vor 300 Jahren sind die Portugiesen mit ihnen zum ersten Mal in Berührung gekommen. Es soll damals ein großer, mächtiger und reicher Herrscher, Monomotapa, im Lande regiert haben. Da das Land sehr goldreich ist und auch große Steinruinen von alter Kultur zeugen, nimmt man an, daß man im Reiche des Monomotapa das alte Alphir des Alten Testamentes zu suchen hat. Das Volk war hochstehend, gewerbetreibend und widmete sich der Viehzucht. Mit den Nachbarstämmen wurde ein reger Handel gepflegt. Darum war dieses friedliebende Völkchen nicht dem Ansturm der vielen Matalele-Krieger gewachsen. Ganz besonders zu Lobengulas Zeiten waren sie fast noch das einzige Kriegsgebiet für die Heere Lobengulas; denn die Stämme im Westen waren kriegstüchtiger und zum Teil schon mit Feuerwaffen ausgerüstet. So mußten die Matalele ihre Kriegszüge nach dem Westen mit der Zeit ganz einstellen. Die kriegsuntüchtigen Mashonas aber mußten dafür büßen und um so mehr leiden.

Die Heere der Mataleles drangen jedes Jahr in ihr Gebiet ein, mordeten Frauen und Kinder und Männer, führten die Mädchen und Burschen mit sich fort und raubten ihr Vieh, die Kraale aber ließen sie als Trümmerhaufen zurück. Lobengula betrachtete das Mashonaland als unter seiner Oberhoheit und manche Mashonahäuptlinge versuchten dem ständigen Morden und Rauben dadurch ein Ende zu machen, indem sie hohen Tribut an Lobengula zahlten. Einen Widerstand konnten die kriegsuntüchtigen Mashonas den Matalele-Kriegern nicht leisten, sie mußten andere Wege finden, um dem gänzlichen Untergang zu entgehen.

Ihre Berge waren ihre Zuflucht. Ihre riesigen Felsen, die überall im Land zerstreut waren, erkoren sie als Bauplatz für ihre Hütten, zu denen

es dann keinen Zugang mehr gab, sobald die Strickleiter hochgezogen war. So konnten sie wenigstens ihr Leben retten, wenn sie auch das Vieh preisgeben mußten. Oder sie lebten in den Bergen in ihren Höhlen in Gemeinschaft mit den Pavianen und wagten kaum ihr Versteck zu verlassen, um zwischen den Felsen ihre armseligen Felder zu bestellen.

Bevor die Engländer kamen, gab es für sie keine Erlösung aus ihrem Elend; denn erstens brauchten die Matabeles viel Vieh, das sie sich leichter von den Mashonas holten als selbst zogen, zweitens war es Lobengula vielfach nur möglich, seine Krieger unter Disziplin zu halten, wenn sie ständig in Aktion waren. Ganz besonders war dies seine Taktik, als allmählich immer mehr Weiße in seinen Königsraal kamen und die Wut seiner Krieger gegen die Weißen manchmal den Höhepunkt erreichte. Er schickte sie auf Raub und Mord in das Mashonaland und dann hatte er wenigstens Ruhe. So war es ein furchtbar schwerer Kreuzweg für die Mashonas, bis Lobengula selbst, ohne es zu wollen, den Grundstein zu ihrer Befreiung legte, indem er den Engländern erlaubte, sich im Mashonaland niederzulassen.

Arme Heidenkinder

Von P. Severin R.M.M.

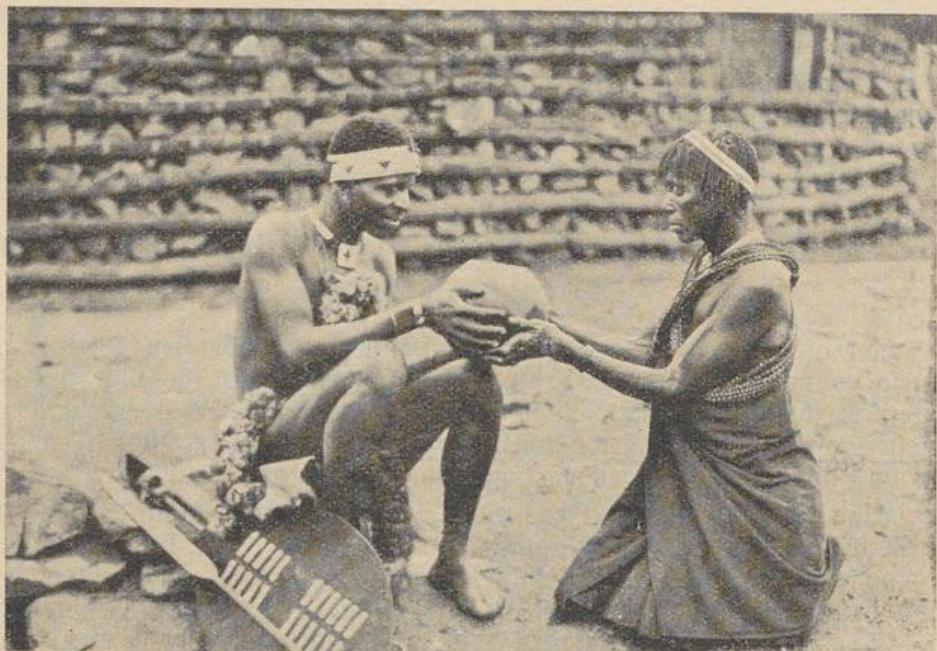
Schon als kleinen Buben hatte man mir das Gebetchen gelernt: „O Maria, ohne Makel der Erbsünde empfangen, bitte für uns und die armen Heidenkinder.“ Ich habe es oft gebetet, als Student und als Priester, oft gewiß nur gewohnheitsmäßig. Welche Berechtigung es aber hat, das möchten die folgenden Erzählungen etwas beleuchten.

1. Kam da unlängst die Frau eines Katecheten mit ihrem Mann zum Missionar und erklärte ganz aufgereggt, halb weinend: „Baba, ich ziehe weg von meinem Manne, du mußt es erlauben. Siehe, fünf Kinder sind schon gestorben und liegen droben im Friedhof. Kaum geboren, mußten wir sie eingraben. Eines haben wir noch, aber wer weiß wie lange. Die Sache muß ein Ende haben, ich will nicht soviel Schmerzen um der Kinder willen ertragen, sie sterben ja doch alle dahin.“ Der Pater hatte Mühe, die bedauernswerte Frau mit dem Hinweise auf ihre Gattenpflicht, die unerforschlichen Fügungen Gottes und die Verklärung der in der Taufunschuld gestorbenen Kinder von ihrem verzweifelten Entschlisse abzubringen.

Die erschreckend hohe Kindersterblichkeit in Afrika! Fehlerhafte Ernährung, fehlerhafte Pflege, Unreinlichkeit, mangelhafte Bekleidung bei großen Temperaturschwankungen und Unsteckung sind die Ursache, daß mehr Kinder sterben als aufwachsen. Ohne jemals ihren Verstand, Willen und ihre Fähigkeiten im Guten betätigt zu haben, müssen sie fort aus dem Leben, die vielleicht einmal lange Jahrzehnte hindurch das verdienstreiche Leben guter Christen geführt hätten. Von den getauften Kindern wissen wir wenigstens, daß sie sicher im Himmel sind. Wie viele Heidenkinder aber sterben jährlich dahin ohne die Taufe! Unsere Christen wissen recht wohl, was sie zu tun haben und selbst heidnische Eltern wünschen immer häufiger die Taufe ihrer sterbenden Säuglinge. Aber wie weite Gegenden sind von den Missionaren noch nicht erfaßt,

ganz abgesehen von der oft falschen Taufpraxis andersgläubiger Missionare und überraschenden Sterbefällen. Arme Heidenkinder!

2. Im Eingeborenen-Priesterseminar bei Tropo studiert gegenwärtig ein Schwarzer namens Eduard. Der erhielt einmal die Nachricht, daß seine Mutter im Sterben sei und nach ihm verlange. Schnell bat er um Urlaub, erhielt ihn und mußte nun viele Stunden weit zu Fuß gehen. Er fand die Mutter wohl besser, mußte aber schließlich in der gemeinsamen Hütte mit vielen fremden Besuchern übernachten. Nach der Rückkehr ins Seminar erzählte er einem Pater, daß er froh sei, wieder hier zu sein. Alle seine Angehörigen seien noch Heiden, bis auf zwei Schwestern, die andersgläubig getauft seien. Auch er selber habe ursprünglich einer Sekte angehört, habe aber auf einer Missionschule den katholischen Glauben



„Reich mir mal die Litschivala-Pulle her“.
Eingeborene der Mariannhill Mission.

kennen gelernt und angenommen und nunmehr finde er für die Idee des katholischen Priestertums bei seinen Angehörigen nicht das geringste Verständnis. Da er schon zwanzig Jahre alt sei, habe man ihn gleich gefragt, wieviel er verdiene und ob er schon ein Mädel habe. Man habe ihn wohl freigebig bewirkt, aber auch verstehen lassen, daß es für einen jungen Mann mit solchen Aussichten eine Schande sei, noch mit keinem Mädel bekannt zu sein. Diese oder jene der Anwesenden sehe ihn ganz gern! Schließlich könne er ja niemanden etwas verübeln; aber er sei gern wieder fortgegangen.

Die meisten Besucherungen bringen die Missionschulen. Da ist es dann sehr oft der Fall, daß das Schulkind mit seiner Taufe, seinem Glauben und seinem christlichen Leben ganz allein mitten in einer stockheidnischen und vielleicht auch schon teilweise andersgläubigen Umgebung drinnen steht. Wenn auch oft die Taufe mehrere andere nach sich zieht, so kann

es auch wohl anders sein. Will das Kind seinen Katechismus lernen, heißt es: Weg mit dem Buch, wir wollen plaudern!

3. In der Schule der Missionsstation Kwa St. Josef waren zwei getaufte Schwestern im Alter von 10 und 14 Jahren, deren Vater gestorben war. Nach dem heidnischen Gesetz ist der älteste Bruder des Vaters Erbe von Frau, Kindern und Eigentum. Der Onkel also, Stockheide, hatte bereits fertige Heiratspläne für die Kinder, wollte sie aus der Schule nehmen und an Heiden verschachern. Die christliche Mutter kommt in ihrer Verzweiflung zum Missionar gelaufen, er soll helfen. Aber er darf doch nichts gegen das Gesetz unternehmen. Die Mutter jedoch will alles wagen. So rät der Missionar, die Kinder sofort auf eine weiter entferntere Missionsstation zu geben, natürlich müsse alles streng geheim bleiben. Der Pater schrieb einige Briefzeilen, daß die Mutter für die Kinder zahlen wolle und sofort machen sich die Mädchen heimlich davon, 14 Stunden weit, nur begleitet von einem kleinen Buben, der sie auf den richtigen Weg führt. Der Onkel tobt, kommt auch zum Missionar und droht, bietet die Polizei auf, misshandelt die Mutter, aber erfährt kein Wort. Nach einer längeren Weile bringt die Polizei doch heraus, nach welcher Richtung die Mädel geflohen sind, es hatte sie ein anderer Bube gesehen, und nun kommt der Onkel mit der Mutter und einem Polizisten wiederum zum Missionar. Die Mutter ist voll Angst, der Pater könnte etwas verraten. Als sie aber sieht, daß der sie nicht im Stich läßt, trumpft sie mächtig auf, trotz der Reitpeitsche in der Hand des Polizisten und schrekt den Schwager: „Du wirst die Kinder überhaupt nicht mehr zu Gesicht bekommen!“ Der beginnt nun zu verhandeln, verspricht, den Mädeln vollständige Freiheit zu lassen, aberheim sollen sie wieder. Schließlich ist er sogar damit einverstanden, daß die Kinder bis zum Schulschluß fortbleiben, da der Pater ihm versichert, daß er den Aufenthaltsort der Mädel kenne und daß es ihnen gut gehe. Der Heide hielt sein Wort, der Pater hofft sogar auf seine Befehrung und die Mädel sind längst daheim. Was aber wäre aus ihnen geworden, hätten sie nicht soviel gewagt oder wäre die Hilfe Gottes nicht so offensichtlich gewesen?

4. Ein schlechtes Negerweib hatte bereits ein halbes Dutzend Kinder von verschiedenen Vätern. Die Kinder waren ihrem liederlichen Leben natürlich hinderlich und so begann sie dieselben zu verschenken. Das letzte, ein gewecktes Mädchen von 6 Jahren, brachte sie einem unserer Missionsbrüder und drang so lang in ihn, bis er es wirklich annahm. Er ließ sich vor Zeugen und nach gesetzlichem Brauch das Kind übergeben, ließ es in einer Missionschule erziehen und heute ist das Kind längst eine angesehene Lehrerin. Sie ehrt immer den alten Bruder in anhänglicher Dankbarkeit als ihren Vater, während ihre Mutter ganz verschollen ist. Vor kurzer Zeit hat diese schwarze Lehrerin einen braven, katholischen Burschen geheiratet. Derselbe war in der Hafenstadt Durban auf Arbeit und hatte seiner heidnischen Schwester nach Hause geschrieben, sie möge ihm ein braves Mädel suchen, er wolle, wenn er genug verdient habe und nach Hause komme, heiraten. Die Heidin hielt wirklich still Umschau und ihr Blick richtete sich, ohne daß sie deren Beruf und Religion noch kannte, auf die Lehrerin. Die Heirat kam wirklich zustande und ist eine glückliche. Aber vorher hatte die Lehrerin wie eine ordentliche Tochter die ganze Angelegenheit mit ihrem Biehvater beraten und sie ehrt diesen heute noch, besser wie manche leibliche Tochter ihre Eltern.

(Fortsetzung folgt).

Der Sohn des Freimaurers

Von Anna Kahser

(Fortsetzung)

Als sie heimkam, nahm sie den Brief und ging zum Vater hinunter. Schweigend legte sie ihn in seine Hand. „Gib ihn auch Tante Elisabeth. Aber sonst niemand.“ Sie lächelte ihm zu und ging wieder.

Pirholt schnitt das Lächeln ins Herz. Ja, so war sein Kind. Kein Klagen, keine Duldermiene, keine überstürzte Handlung. Und er wußte doch, daß sie soeben die tödliche Erfüllung eines kaum gefannten Ideals begraben hatte. Wie es auch sein möchte, den Weg würde sie nicht verlieren.

Auch als er voll tiefer Bewegung den Brief Mehrens gelesen hatte, machte er keinen Versuch, Maria zu einer Aussprache zu bewegen. In dem Gedanken, daß alles Gute und Große aus Leid geboren wird, ließ er den Dingen ihren Lauf.

Ruth Heltorf kam von ihrem täglichen Spaziergang zur Bergkapelle zurück. Dort auf der alten Bank, im Schatten des Kirchleins, weihte sie alle Tage der Erinnerung eine Stunde.

Heute mußte sie immer an Maria Pirholt denken, die einzige, der sie in der Pensionszeit innerlich nahegekommen war. Ob die Vorsehung sie beide schon damals für gleiches Geschick bestimmt hatte?

So vieles hatte sie in Rudolf Mehrens ganzem Wesen an Herbert gemahnt. Daraum bangte ihr für Maria. Wie würde sie es tragen?

Schon in Valkenburg galt sie als Klosterkandidatin. Wenn in einem Theaterstück eine Nonnenrolle zu vergeben war, dann spielte sie immer Maria Pirholt in vollendet Weise.

Da war nur das einzige Bedenken gewesen, daß sie der letzte Sproß des alten Patrizierhauses war. Und nun —? Ob auch ihr Weg, so sonnenfroh begonnen, in einem Herbst ohne Ernte und Hoffnung?

Eine träge Resignation lag Ruth bleiern im Gemüt. Ob das jene Art von Weltschmerz war, den sie früher manchmal belächelt hatte? Jedenfalls würde sie ihn als etwas Unhaltbares abschütteln müssen. Wenn sie es nur könnte!

Eine barmherzige Schwester begegnete ihr. Ihr Auge leuchtete auf.

„Schwester Melitis! Grüß Sie Gott!“

„Grüß Gott, Fräulein Heltorf!“

„Nun, wieder auf dem Wege von Jerusalem nach Jericho? Wo haben Sie denn den Berschlagenen?“

Hier oben im dritten Stock. Kommen Sie nur mit!“

Ruth folgte der Schwester, fast ohne Bewußtheit, in ein hohes, graues Haus und stand nach ein paar Minuten an einem — Sterbelager.

In blaugewürfelten Kissen lag ein junges todlieches Menschenkind. Ruth erschauerte. Sie ahnte, hier schwebte der Fürst der Schatten über einem Opfer. Eine Luft, fremd und voller Geheimnisse, wehte sie wie von Ewigkeitsufern an. Es war zum ersten Male, daß sie Zeit und Ewigkeit sich begegneten sah.

Alle Müdigkeit war von ihr abgefallen. Sie konnte den Blick nicht von dem weißen, schreckhaft abgezehrten Gesicht des jungen Kindes lassen. Das Jenseitige warf bereits einen ersten Schein auf die schmalen, vom Fieber ausgehöhlten Wangen, auf denen hektische Rosen brannten.

Mit hingebender Liebe umsorgte Schwester Melitis das sterbende Kind der Armut, trocknete ihm mit ihrer verarbeiteten Hand den Todesschweiß von der Stirn, flüsterte ihm tröstende Mutterworte zu.

Die Kranke wurde unruhig. Die Seele drängte aus ihrem zerbröckelnden Erdenhause.

Ruth war auf die Knie gesunken und sah erschüttert dem letzten Ringen zu. Trotz des furchtbaren Ernstes der Stunde hatte dieser Kampf nichts Schauriges für sie.

Wohl eine Stunde lang kniete sie am Fußende des Bettes. Schwester Melitis hielt den in letztem Aufbäumen sich wehrenden Körper in ihren Armen. Bis die Sterbende ganz still wurde. Die Angst war nur äußerlich, körperlich gewesen. Als der vom Heimatdrang der Seele überwundene Leib sich seinem Geschick ergab, zog ein früher Friede über das weiße Gesicht.

Ein leises Lächeln . . . ein staunendes Aufleuchten der großen Kinderaugen, die nie das Licht der Erde geschaut hatten . . . ein langer, tiefer Atemzug . . . eine letzte Träne . . . und die schöne Seele der blindefligen Anna ließ war zu ihrem Gott gegangen.

Ein Weilchen noch hielt Schwester Melitis die Entschlafene in ihren Armen, während der Priester die Sterbegebete betete. Als sie die Tote dann sanft wie eine Mutter aufs Lager zurückgleiten ließ, sah Ruth eine Träne auf das noch lächelnde Gesicht der toten Blinden fallen.

Sie sah voll Bewunderung auf die Nonne, sah die Ergriffenheit in dem feinen Gesicht. Was der alte Graf Rauenbeck, der Ahnenstolze, wohl sagen würde, wenn er die Komtesse Isa Maria, seine Enkelin, in dieser Armeleutefammer bei ihrer Samariterarbeit sehen könnte —?

Leise beugte sich Ruth über die Tote und strich ihr über die schmale, weiße Hand. Dann wandte sie sich zur Schwester Melitis und sprach mit zitternder Stimme: „Schwester, warum nahmen Sie mich nicht eher einmal mit?“

„Ja, wir hätten Sie gebrauchen können,

Ruth sagte zu und ging heim. An der Stätte des Todes hatte ein neues Leben in ihr zur Geburt gedrängt. Ihre Seele war ganz erfüllt von jener hohen Liebe, die am eigenen geliebten Ich vorübergeht zu den Armen, Glücklosen, Einsamen, Mühseligen.

Acht Tage nach diesem Geschehnis bat sie die Eltern, bei Frau Karitas in die Lehre gehen zu dürfen.

„Also doch eine halbe Nonne!“ bemerkte der Onkel voll Ironie.

„In Zivil!“ lächelte sie. „Sieh zu,



Ordensgemeinde von St. Josef, Altdorf (Schweiz)

besonders seit das blinde Kind so allein war und arm.“

„Ich ahnte ja nicht, daß . . . es so etwas gäbe, solche Armut und Verlassenheit.“

„Ja, es ist hart, besonders, wenn Armut und Not die Hausgenossen geprüfter Dulder sind wie hier. Und es gibt solche Kammern wie diese hier viele.“

Ruth drückte der Schwester die Hand. Sie war ergriffen bis in die letzte Faser.

„Schwester Melitis, ich danke Ihnen. Sie sandte die Borsehung mir heute in den Weg. Nicht umsonst. Wenn Sie mich gebrauchen können, ich bin zu jeder Stunde bereit. Bin nur noch ganz ungeschickt.“

„Mitnichten! Ich sehe nur ein gutes, hilfswilliges Menschenkind. Wenn Sie morgen einmal zu mir kommen wollen? Sie machen mir eine Freude.“

Onkelchen, daß ich an dir nicht meine ersten Versuche mache.“

„Bleib mir vom Leibe mit Pflastern und Pillen. Aber zur „blauen Villa“ dürfstest du mal mitkommen. Campalla steckt in schlechten Hesten. Melitta hat er auch weggegrault.“

„Goll ich Schwester Melitis einmal darum angehen? Ich könnte dann mitgehen.“

Der Justizrat gab keine Antwort. Aber ein Blick trug sie voll lächelnden Sarcastus, der zu sagen schien: „Campalla und eine Nonne! Welche Idee!“

Frau Mathilde segnete Ruths Entschluß. So war's ihr recht. Fremde Wunden würden sie die eigenen vergessen lassen. Aber eine leise Sorge hatte sie doch.

„Kind, wenn du nicht doch weiter denfst! Du weißt, es gäbe Onkel den Rest. Aller-

dings, wenn es Beruf wäre! Aber so . . .

„Keine Not, Tantchen! Für einen Flug, wie dein Sohn ihn gewagt, reicht's bei deinem Töchterchen nicht. Und ein halbes Herz ins Kloster bringen, . . . dafür sind wir zu stolz.“

Am dritten Tage ihres praktischen Pflegkurses ging Ruth, ganz in Gedanken, durch einen Flur der Klinik. Da kam einer der Assistentärzte auf sie zu. Ein überraschter Blick beiderseits. Und er reichte ihr erfreut die Hand.

„Mein gnädiges Fräulein, gestatten Sie: Hans Reinert, weiland Ihr ergebener Ritter vom Gondelfest am See. Darf ich annehmen, daß auch Sie sich erinnern?“

Ruth war angenehm überrascht.

„Ah, von der „Burgundia“? Gewiß erinnere ich mich noch meines Kavaliers. Freut mich sehr, Sie wiederzusehen. Aber — wie kommen Sie in unser Städtchen?“

„Seit acht Tagen bin ich Gefundant unseres verehrten Sanitätsrats. Das erste Einarbeiten ließ mich den Weg zum See noch nicht finden, wennschon es mich drängte, da ich liebe Grüße abzuladen habe.“

Ein großes Fragen stand in Ruths Augen, das rührte ihn. Sie senkte die Augen unter seinem forschenden Blick.

„Ja, denken Sie sich die erbärmliche Kleinheit des Erdkreises,“ fuhr er fort. „In Rom, bei Sankt Peters Obelisk, rennt Minderbruder Helmuth — Sie kennen ihn gewiß noch — unsern guten Herbert beinahe über den Haufen. Und ich Barbar jage Hochdero Better, Frater Werner, der als ehrwürdiger Bagabundus von Gottes Gnaden meine Heimatgau durchwanderte, auf ein Haar in den Straßengräben. Als ich den frommen Bruder „Fidelio“ so selbstverständlich der losen Horde — meine Nichtsnutzigkeit an der Spitze — Platz machen sah, ich hätte an ihm zum Mörder werden können. Also lauter Bewunderung natürlich.“

Ruth hörte hungrig zu.

„Eine Menge Grüße soll ich ausrichten. Und — daß er sehr glücklich sei.“

„Danke! Das letzte — freut mich besonders. Wie sollte es auch anders sein! Was er tut, tut er ganz.“

Ein rührender Ausdruck der Ergebung war in ihrem Gesicht.

Reinert sah es, und das ganze tragische Geschick dieses Menschenkindes ging in plötzlichem Begreifen durch seine Seele. Ihre eigenartige, ernste Schönheit machte ihm einen tiefen Eindruck.

„Herbert, törichter Knabe!“ fuhr es ihm durch den Sinn. Daß Jakob von Sichem einst sieben und nochmal sieben Jahre um seine Rachel hatte dienen können, das be-

griff er nun. Diese Ruth Heltorf war mehr als Rachel.

„Wann sehen wir Sie bei uns?“ fragte Ruth.

„Vielleicht morgen. Augenblicklich ist Hochdruck hier im Hause. Aber was sehe ich? — Samariterin? Ich bin ganz Bewunderung!“

Ruth lächelte. „Ich glaube in Ihrem und meiner Verwandten Sinne zu handeln, wenn ich sie bitte, sich Trac und Lad u. s. w. zu schenken und in Gemütlichkeit einfach zum Tee zu kommen. Nur offiziellen Stunden würden Sie meinen Onkel auch schwerlich treffen.“

„Mit Vergnügen! Grüße und Empfehlung einstweilen. Bis morgen!“

Es wurden Stunden heiterer Gemütlichkeit, die Dr. Reinert am folgenden Abend in der Wernerischen Villa verlebte. Als er auf Herbert zu sprechen kam, stieg eine Wolke in des Justizrats Stirn. Da wußte Reinert Bescheid und berührte das Thema nicht mehr.

Er fand Herberts Vater sehr verändert. Hier und da zogen sich bereits weiße Fäden durch das früher so tiefschwarze Haar. In seinem ganzen Wesen lag die müde Interessenlosigkeit eines Menschen, der ohne Sinn und Zweck dahinlebt.

Dr. Reinert konnte sich nur schwer von dem kleinen behaglichen Kreise trennen. Der Gedanke an Herbert und sein ungestümes Opfer verließ ihn keinen Augenblick. Der Gegensatz schien ihm zu schroff. Diese feinen Menschen, dieses vornehme, behagliche Milieu und die kühle, arme Klosterzelle! Das mochte ein anderer begreifen. Er, der lebens- und schönheitsfrohe Hans Reinert, fühlte es nicht, — nun erst recht nicht.

Warum nicht, das wollte er sich nicht eingestehen. Wollte er sich selbst nicht gelten lassen, daß er vom ersten Augenblitze an unter dem Zauber von Ruth Heltorfs Eigenart stand.

„Wie Nekenduft, herb und würzig zugleich,“ empfand er die Sphäre, die das seltene Mädchen umgab. Ja, wenn ihm jemals eine Blume an seinem Wege früher einmal geblüht hätte, er wäre nicht bis zur Stunde so unverwundet von Almors Pfeilen geblieben.

Einen Augenblick hielt er Ruths Hand, als er gehen wollte. Eine Frage war auf seinen Lippen. Doch Werner und Frau Mathilde kamen ihm zuvor.

„Hoffentlich sehen wir Sie öfter bei uns, Herr Dokter? Sie wissen, ein wenig heitere Gesellschaft tut unserem stillen Hause gut.“

Reinert verbeugte sich. „Mit Vergnügen! Ihnen und der edlen Frau Musika werden meine Mußestunden gehören.“

„Ah, Frau Musika?“ freute sich Ruth.

„Da können wir der hohen Dame ja zusammen huldigen.“

„Sehr wohl. Doppelter Dienst — doppelter Genuss!“

Reinert ging in Gedanken versunken heim. Seine mit so viel Kunstsinn eingerichteten Räume fanden ihm plötzlich öde und seelenlos vor.

„Prachtmenschen, diese Werners! Patrizier!“ murmelte er, ließ sich tief in seinen Klubessel sinken und begann zu träumen. Hans Reinert, der Realist, der gewohnt war, nur mit Wirklichkeiten zu rechnen, träumte . . .

Die von der „Fidelitas“ konstatierten überhaupt seit langem, daß der „Gurmus“ seit einiger Zeit schrecklich solide geworden sei. Er wußte es selbst. Und wer ihn jetzt am Abend so gedankenschwer dasaßen sah, der mußte glauben, daß er sich mit Haut und Haaren dem tiefsten Lebensernst verschrieben habe.

Wer die Schuld an dieser „Befehlung“ hatte — ein junger Novize mit ernstem Gesicht, und nun noch ein schmales Mädchenantlitz mit braunen, traurigen Augen —, das sagte Reinert seinem. Mochten sie es seinem ernsten Berufe zuschreiben.

Mit einem Machtwort rief er seine unbotmäßige Phantasie zurück. „Hände weg, alter Hans! . . . 's ist Edelwild . . . Läßt sich nicht erjagen von solch plumpem Weidmann . . . Bist halt zu fremd auf hoher Alp . . . Könnt dir den Hals brechen,“ fiel er in die alte Selbstironie, während er sein Schlaflabinnet auffuhrte.

Als er am andern Morgen Ruth Heltorf in der Klinik wiedersah, begannen die lästigen Kombinationen aufs neue. Ihm war, als sei es ganz allein ihre weiche Hand, die die Wunden der Kranken heile, ihr still sonniges Wesen, das die Stätten der Schmerzen durchwärme. Er konnte sich das Haus der Wunden nicht mehr ohne ihr wohltuendes Wesen denken. So vergingen Wochen, Monate. Reinert wußte es längst, daß er sich aus dem Banne des eigenartigen Mädchens nicht mehr befreien könne. Oder es gäbe eine schlimme Krise. Und solche hatte Hans Reinert von jeher gerne andern überlassen. Er hatte sich einer so ernsten Neigung nie für fähig gehalten. Nach manchen bunten Schmetterlingen hatte er gehascht, sich mit ihnen vergnügt in der Sonnenwelt der Münchner Salons. Dann waren sie im davon geflogen, ohne daß er sich nach ihnen umgeschaut hätte. Waren eben Blumen, die in jedem Garten blühen. Was hatte er damals geahnt von

dem Edelweiß der Alpensirnen, das der, der es einmal gesehen, nie mehr vergessen kann.

Von der Ehe hatte er nie eine sonderliche ernste Auffassung gehabt. Für die Frau mochte sie ein ganzer Lebensinhalt sein, für den Mann, der Mitten im „feindlichen Leben“ steht, schien sie ihm eine recht nützliche Einrichtung, von der er nachdem er alles andere erreicht, Gebrauch machen oder die er, je nachdem, andern überlassen könne. Heute begann er bereits das himmelhöhe Glück, aber auch die tiefe Tragik zu ahnen, die dieser Begriff für Menschen, ob Mann oder Weib, bedeuten kann.

Er fühlte es tief, es waren nicht nur seine Sinne, die nach dem Besitz dieser stolzen Mädchenblüte verlangten. Nach dem Heiligtum dieser feuschen Frauen seel e zog es die seine.

Würde Herbert ihm zürnen, wenn er in diesen streng gehüteten Garten eindränge? Sicher nicht. Im Gegenteil, Ruths herbe, selbstgewählte Vereinsamung mußte wie ein Schatten auf seinem Wege liegen, der ihn zwar nicht behinderte, aber doch quälte.

Schon damals, als er als Herberts „Leibbursch“ einige Tage bei Werners zu Besuch weile, hatte Ruths Eigenart ihn mächtig angezogen. Er hatte den Freund beneidet.

„Nimm dich in acht, daß ich dir nicht in den Kohl hüte!“ hatte er ihn tec̄t geneckt, als er bei einer Eispartie Ruths Partner war. Herbert hatte nur gelächelt, wie einer, der sorglos in sicherem Besitz ist.

Nach solchen Träumereien gab es für Reinert allemal ein energisches Aufraffen. Mochte es sein, wie es wollte, an einer unglücklichen Liebe zu sterben, dazu verspürte er nicht die geringste Lust. Aber froh war er doch, als nach Verheiratung seiner jüngsten Schwester die Mutter zu ihm kam und Hans mit Heim und Herd unter ihre Obhut nahm. Sie bannte die Einsamkeit aus seinen Pfählen und machte aus ihm wieder den alten fröhlichen Jungen von einst, da er unter drei jüngeren Schwestern nur der „roße Junge“ hieß, im Städtchen der „Schallhans“, vor dem nicht Spaz noch Spiz noch Mächenzopf sicher war.

—
Im Park der „blauen Villa“, genannt nach der die weißen Mauern rings umwuchernden Klematis, singen Drossel und Nachtigallen ihre ersten Liebeslieder. Königin Sonne küßt in Lenzübermut tauende schlafende Blumenkinder wach.

Drinnen hinter dunkel verhangenen Fenstern aber wohnen Geister, die grölend auf die lichte Frühlingspracht schauen: düstere Schwermut und Verzweiflung.

Giacomo Campalla ist der finstere Bewohner dieses kleinen Paradieses, das ihm längst zur Hölle geworden ist.

Nur seine alte, treue Almme und ein halbtauber Diener haben bis jetzt bei dem unheimlichen Manne ausgehalten. Alle andern, auch die kleine Melitta, die er als Vermächtnis der einzigen Schwester mit aus dem Süden gebracht, sind geslohen, zu Seiten, wenn Campalla seine Wutanfälle bekam.

In solchen Stunden verfluchte er die ganze Welt und sich selbst. Und den „Galläer“, der ihn nicht besiegen soll.

Auch die Logenbrüder, seine mächtigen Freunde verlässt er, weil sie ihn im Stiche lassen, ihn, der ein halbes Leben lang für ihre Zwecke gearbeitet hat. Nun ist er schachmatt — und sie lassen ihn fallen wie ein verbrauchtes Rad. Warum? Er weiß es. Der alte Graf Rauenec ist beim ersten Sichtanfall zu Kreuze gefrochen. Hat sein hysterisches Mündel aus dem Kloster heimgerufen. Und Werners Weib und Tochter sind Kirchenläufer nach wie vor. Und die ekelste Teufelslei: Sein Einziger ist Kuttentmönch. Dafür liegt nun der Gross der Loge auf ihm. Er möchte in die Tiefe fahren und Luzifer dafür henken.

Campalla ist nur Halbitaliener. Sein Vater hatte auf einer Reise durch Süddeutschland bei einem Winterfeste in der fröhlichen Isarstadt die schöne, blonde Gisela Werner, des jetzigen Justizrats Schwester, kennengelernt. Die beiden so verschiedenartigen Menschen hatten sich im Sturm gefunden. Und schon bald führte der Italiener das angebetete Mädchen mit sich in seine südländliche Heimat in Venedien, trotz des unerbittlichen Widerstandes des alten Justizrates, der seine Tochter lieber einem deutschen Handwerker als einem welschen Marchese gegeben hätte. Gisela aber, wie der Vater und Bruder von leidenschaftlichen-troziger Gemütsart, ließ nicht von dem feurigen Romanen. Und so ließ der Vater sie ziehen, brach aber jede Verbindung mit ihr ab.

Als der alte Werner längst gestorben und sein Sohn Kurt Rechtsanwalt und später Justizrat in seiner Vaterstadt geworden war, tauchte Giselas Sohn Giacomo in seiner Mutter Heimat auf und erworb die gerade unter dem Hammer liegende „blaue Villa“.

Ob es nur die Pietät für seine deutsche Mutter war, die ihn dazu bewog? Keiner glaubte es.

Im Städtchen erzählte man sich, daß andere dunkle Beweggründe ihn hergetrieben hätten. Die Kirche mied er. Und beten hatte den schwarzen Campalla noch keiner gesehen. Dann und wann waren die Fenster des Untergeschosses der Villa bis tief in die Nacht erleuchtet, nach außen aber abgedämpft. Dann hatte der Italiener seine geheimnisvollen Gesellschaften. Was es für Freunde waren, die dann mit dem Nachzuge wegfuhren —? Keiner kam so recht dahinter. Nur das wußte jeder, daß Justizrat Werner an solchen Abenden nie daheim war. Und daß seine Gattin und Nichte — wie das Wernersche Haussädchen erzählte — dann immer verweinte Augen hatten.

Gisela Campalla, daheim in einer glaubenssalten Atmosphäre aufgewachsen, frisch mutterlos geworden, hatte den Trost der Religion erst kennengelernt, als Leid und Enttäuschung über sie kamen. Für Renato Campalla, den heißblütigen Italiener, war die kühle, vornehme Deutsche nur eine pikante Abwechslung gewesen. Mit ihrem Besitz war der Reiz schon halb verloren. Er war kaum ein Jahr mit ihr vermählt, da hatte ihre stolze Zengendhaftigkeit ihn gelangweilt. Und er hatte sich wieder seinen glutäugigen Landsmänninnen zugewandt.

Gisela war eine viel zu stolze Natur, um eine erloschene Liebe zu betteln oder ihre grenzenlose Enttäuschung und Entwürdigung zur Schau zu tragen. Sie barg ihren Schmerz in ihrer Kammer und würde eine einsame Frau. Langsam verblühte sie nach innen. Sie begann hinzusiechen, und nur die aufopfernde Liebe ihrer treuen Dienerin, die sie von daheim mitgebracht, ließ ihr trauriges Leben ertragen. Und die Religion, die die Geprüfte wie eine treue Mutter ans Herz nahm, als ihr Kreuzweg mit all seinen Erniedrigungen begann.

Donna Gisela hatte im stillen gehofft, ihre beide Kinder Elena und Giacomo in ihrem Sinne erziehen zu können. Doch sie hatten beide das leichte, unbeständige Naturell des Vaters geerbt.

Das war die letzte bittere Passion der unglücklichen Mutter, als sie ihren Sohn als offizielles Mitglied der Loge und Elena als Gattin eines ihrer fanatischsten Vertreter sah. Das gab ihr den letzten Stoß. Ohne je ihre Heimat wiederzusehen zu haben, von ihrem Gatten verlassen, von ihren Kindern als Religionsfanatikerin bespöttelt, legte sie ihr Herz in fremder Erde zur Ruhe. Ihr letztes Wort war eine flehende Bitte an die alte, treue Dienerin: „Ich beschwöre dich, Hanna, laß die Seelen der Meinigen nicht aus der

Hand! Ich bete im Himmel, du auf Erden."

Bald darauf starb auch Renato Campalla, ihr Gatte. Und Elena, deren Gatte Weib und Kind schon ein Jahr nach der Vermählung verlassen hatte. Sterbend gab sie ihr Kind, die kleine Melitta, ihrem Bruder in Obhut, das Lamm dem Löwen.

Als dann der junge Giacomo vom Großorient als Vertrauensmann nach Süddeutschland geschickt wurde, erreichte es Hanna, daß er sie als Wärterin des Kindes mitnahm. So konnte sie ihr der Herrin gegebenes Versprechen einlösen und die kleine Melitta vor dem Einfluß des Onkels schützen. Zum größten Teil war ihr dieses gelungen, da Campalla sich nicht allzuviel um die Geistesrichtung seiner Nichte kümmerte und Hanna in Frau Werner und Ruth Heltorf tatkräftige Stützen fand.

Melitta Morlano, die im Wesen und Charakter ihrer deutschen Großmutter ähnelte, war bei Werners wie daheim. Ihr größter Schmerz war, daß Tante Werner und Ruth nie zur „blauen Villa“ kamen. Nur der Onkel. Und wenn der kam, dann konnten sie die kleine Melitta nicht bei ihren Unterhaltungen gebrauchen. Warum, das ahnte das arglose Kind nicht.

Nun war Melitta achtzehn Jahre alt. Da zeigten sich bei ihrem Onkel die ersten Symptome eines unheilbaren Leidens, das ihn mit der Zeit zum verzweifelten Menschen und zum Quälgeist seiner Umgebung machte. So kam es, daß alle seine Untergebenen aus seiner unheimlichen Nähe flohen. Als letzte Melitta. In einer Stunde, da er Gott und Menschen und Himmel und Hölle verfluchte, hatte Melitta schluchtern einmal gewagt, ihn zur Geduld zu mahnen. Mit einem furchtbaren Fluch hatte er ihr sein Wasserglas an den Kopf geworfen und sie aus seinem Hause gewiesen.

Sie war gegangen. Ihr graute vor dem düsteren Manne. In einem nahen Pensionate wartete sie die Entwicklung der Tragödie in der „blauen Villa“ ab. Heute hatte Campalla einen seiner schlimmsten Tage. Er stöhnte laut. Die gräßlichen Schmerzen, die ihm in den Eingeweiden wühlten, machten ihn rasend. Der Gesang der Vögel vor seinem Fenster brachte ihn in Wut.

„Glendes Leben, das solch blöden Kadavern mehr Recht gibt, zu vegetieren, als uns, den Herren der Welt. Mir läuft's nichts, als zu verenden wie ein Vieh.“

Er griff zum Morphiumfläschchen, aber die lange Gewöhnung beeinträchtigte die Wirkung. Und so begannen die

Schmerzen nach kurzer Unterbrechung aufs neue.

„Däß der verfl... Billendreher nicht endlich so viel Mut hat, mit den Gnadenträuf zu geben,“ knirschte er ingrimig. „Wird auch einer sein von den feigen Subjekten, die vor den Kuttten rutschen.“

Wild sprang er von dem Ruhebette auf und raste im Zimmer auf und ab, bis er erschöpft wieder hinsaß.

„Wenn nur Werner käme! Ist auch nicht mehr der alte. Die Ungnade der Lage mag ihn drücken. Was erzieht er seinen Jungen auch für Abschensal und Weihwasser?“

Stöhnend wandte er sich von einer Seite zur anderen. Dann griff er heftig zur Schelle und läutete anhaltend. Die alte Hanna stürzte herein.

„Schick Friedrich zu Justizrat Werner. Er soll zu mir kommen. Zum Henker, er soll mir helfen, oder...“ Ein furchtbarer Fluch... Hanna war vieles gewohnt, aber sie zuckte zusammen unter der unerhörten Lästerung und griff heimlich nach dem Kreuze ihres Rosenkranzes.

Dann wagte sie zaghaft einen Vorschlag, zu dem sie bisher nie den Mut gefunden hatte. Aber nun, da Melitta nicht mehr da war. — — —

„Wenn der Herr es nur einmal erlauben würde, ich wüßte ihm eine Pflegerin, ... gut und treu, ... daß es sicher besser würde. Sie hat meiner Base und der armen Annelies beigestanden wie ein leibhaftiger Engel. Fräulein Ruth ist mit dabei gewesen.“

„Zum Teufel, bleib mir mit deinen Engeln vom Leibe! Wird irgend so ein knöchern Gespenst unten aus eurem Kloster sein, das mir statt Morphium Weihwasser gibt... Und eine Kette steht gleich dahinter!“ schrie er wütend und kehrte das Gesicht zur Wand.

Hanna schwieg beklommen und ging, den alten Friedrich zur Stadt zu schicken.

Es dämmerte bereits als Justizrat Werner mit Ruth zur blauen Villa ging. Ruth hatte eben ihr Pflegerinneneramen gemacht und war sofort bereit, zu dem bisher gemiedenen Manne mitzukommen.

Ein unbeschreibliches Gefühl ging ihr durch die Glieder, als sie das Zimmer des Mannes betrat, der ihr von jeher unheimlich gewesen war. Sie wußte nur zu gut, wo der Onkel seinen Haß gegen Gott und Religion in solcher Unversöhnlichkeit eingezogen hatte. Der Vetter aus dem Süden hatte ihm das letzte, tödlich wirkende Gift, das den eigenen Sohn dem beschworenen Prinzip opferte, eingegeben.

Wie Erlösung ging es über des Kranken Züge, als die beiden bei ihm eintraten. Interessiert und überrascht hastete sein Blick auf Ruth. Er fand sie verändert und äußerte es.

„Das mag stimmen,“ nickte Werner. „In Operationstischen und Krankenbetten blühen keine Rosen. Das weißt du auch.“

„Ob ich's weiß!“ stöhnte Campalla. Der Schmerz entstelle unjäglich sein verfalsenes Gesicht. Er wand und krümmte sich.

Hilfsbereit eilte Ruth ihm zur Seite. Ihr geübter Blick hatte es gleich erkannt, hier war jener tödliche Würger am Werke, der sein Opfer nicht läßt, bis er mit ihm in die Grube steigt. Sie gab dem Armlasten eine hilflose, schmerzlindernde Giftenz, machte wohltuende Klutschläge und brachte ihn mit Hannas Hilfe zu Bett.

„Gott vergelte es Ihnen, Fräulein, was Sie an meinem armen Herrn tun,“ sprach die treue Dienerin glücklich. „Und denken Sie auch ein wenig an seine Seele!“

Ruth versprach es gern.

„O, solch rührende Treue einfacher Menschen!“ dachte sie. „Die großen Freunde haben ihn verlassen; diese Frau aber, die er ständig schmäht, hält bei ihm aus.“ Sie sprach auf dem Heimweg mit dem Onkel darüber.

„Hm, wird wohl ein lohnendes Legat in Aussicht haben. Kommt ihr auch zu,“ gab er leichthin zurück.

„Ein solches erhielt sie, wie ich von Schwester Melitis weiß, bereits von Campallas Mutter, und so reichlich, daß sie auf ihren Lorbeerren ausruhen dürfte. Und doch bleibt sie auf ihrem schlimmen Posten. Onkel, sie erwartet ein anderes Legat: ihres Herrn Seele und“ — sie zeigte zum Sternenhimmel — „ein schönes Plätzchen da oben.“

Werner zuckte die Schultern, murmelte etwas von „Hundetreue“ und schwieg. Dergleichen ging über seinen Horizont.

Es war ein schroffer Gegensatz, die milde, wonnige Mainacht mit ihrem großen Frieden, der stille See, über dem die Leuchtkäfer schwirrten, und das düstere Krankenzimmer mit jener ruhelosen, von Dämonen gefesselten Seele.

Von da an wurde Ruth Heltorf tägliche Besucherin in der „blauen Villa“. Wenn Campalla seine Anfälle bekam und sich fluchend auf seinem Lager wand, dann rief er nach „Fräulein Ruth“. Wenn sie dann vor ihm saß und beruhigend auf ihn

einsprach, dann biß er die Zähne zusammen, um ihr seine Schwäche nicht zu zeigen. Dann fragte sie ihn wohl nach seiner Mutter, nach seiner Kindheit, nach seiner sonnigen Heimat. Ein sehnüchiger Zug zog jedesmal über sein vergrolltes Gesicht, wenn sie ihn von seiner Mutter sprechen hörte. Für kurze Zeit vergaß er dann sogar seine Schmerzen. Was er in solchen Momenten verschwieg, das verriet er überwiegend in nächtlichem Fieberwahn. Dann rang er in wilden Phantasien mit dunklen Mächten, die ihn nicht lassen wollten. Dann wieder sprach er in weichen südlichen Lauten zärtlich zu seiner Mutter und erslehte ihre Verzeihung für seine Knabenstreiche. Und einmal lauschte Ruth erschüttert, wie er in abgebrochenen Worten erste süße Kindergebete zum „Jesuslein“ und zur „Madonna“ stammelte. Ein Lächeln glitt dann über die düsteren Züge. Es war, als schwebe ein verirrter Engel durch ein Dämonenreich.

In solchen Stunden sah Ruths Traumgeist einen fröhlichen Knaben von einer zärtlichen Mutter behütet unter Pinien und blauem Himmel spielen, südlich glutvolles Feuer im Auge, unbewußte Unschuld im Herzen. Was mochte einst den Knaben oder Jüngling auf die dunkle Bahn gelockt haben — ? Schlimme Freunde — ? Schlechter Lektüre seelenmorden des Gift — ? Die betörende Sünde — ?

Dr. Reinert, dem der alte Sanitätsrat Reeling die Sorge für dieses tragische Krankenlager übergeben hatte, hatte des öfteren Gelegenheit, Ruth in der heroischen Art ihres Samariterberufes walten zu sehen. Wenn er sah, wie sie Campallas wildes Aufbegehren, seine Lästerreden mit verziehendem Gleichmut ertrug, immer dieselbe, dann hätte er vor ihr niederknien mögen und bitten: „Bleib bei mir. Läßt uns zusammen gehen zu dem steilen Berge, wo das Ideal wohnt.“

Längst waren sie Kameraden geworden, mit gleichen Interessen, sowohl am Operationstische, an dem Ruth mit Anspannung letzter Nervenkraft aushielt, wie in köstlichen Feierabendstunden, wenn sie in Beethovens und Mozarts Wundergärten lustwandelten. Oder auf Dantes und Michelangelos Spuren die ergreifende Tragik der Vereinsamung großer Geister nachempfanden.

„Zu stolz und weich, um glücklich je zu sein . . .“ zitierte Ruth im Mitgerissen sein von Dantes und Beatrice's herbem Geschick einmal ein Dichterwort, das den großen Verbannten meinte.

(Fortsetzung folgt).

Verehrtheitmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der
Mariannhiller Mission

Nummer 9

September 1935

53. Jahrgang

Mariä Geburt

Sankt Anna, falte deine Mutterhände;
Hast du das leise Singen schon erfaßt,
Das des Gemaches morgenstille Wände
Umspielt, von einem bis zum andern Ende?
Viel lichte Engel sind bei dir zu Gast.

Sie schauen auf das Kindlein auserkoren,
Das lieblich dir am Mutterherzen liegt.
Viel Leben wird in diese Welt geboren,
Viel Leben wächst zu Weisen und zu Toren,
Und alle hat die Sünde schon besiegt.

Nur dieses nicht. — Wir andern Mütter sehen
Die dunkle Schuld, die unser Sein zersetzt,
In unsren Kindern wieder auferstehen;
Nur dein's darf lächelnd über Schlangen gehen
Und tritt auf Skorpione — unverletzt.

Sankt Anna, falte deine Mutterhände;
Von ferne jubelt ein Magnifikat,
Bald tönt das Gloria der Weltenwende —
Groß schaut dein Kind, als ob es schon verstände,
Was es der armen Welt zu geben hat.

Hildegard Stein „Maria und ihr Kind“.

„Ich sterbe gerne . . .“

Von P. Ferdinand Holzner, RMM.

Wenn die Muschel bricht, zeigt sich, ob sie eine Perle birgt, und wenn die Schale des Menschen, der Leib, im Tode bricht, offenbart sich — wie kaum sonstwo vorher — der Wert seiner Seele. An dieses Bild und seine Wahrheit muß ich jetzt immer wieder denken nach dem Tode unseres lieben Mitbruders, des Hochwürdigen Paters Karl Rubenzer, des Rektors der Missionsstation „Maria-Trost“ in unserem Bistum Mariannhill. Dadurch fühle ich mich auch ermuntert, einiges unseren Missionsfreunden in der Heimat zu erzählen von dem erbauenden, lehrreichen Leiden und Sterben dieses Missionars.

Am 16. März dieses Jahres hatten wir gerade unseren lieben Bruder Botholf in unserem großen Friedhof zur letzten Ruhe gebettet, da brachte ein Auto den kranken Pater Karl. Im St. Mary's-Hospital hier erhofften wir mit ihm seine baldige Wiederherstellung. Jedoch wurde im Gegenteil bald seine Überführung in das Sanatorium der Stadt Durban notwendig. Lange bemühten sich dort die Ärzte vergebens, den Krankheitserreger zu finden, bis man Magenkrebs feststellte. Hoffnungslos! Sterben aber wollte Pater Karl in Mariannhill, und so brachte unser Bruder Makar den Sterbenskranke wieder heim. Inzwischen aber hatten sich schon viele Herzen himmelwärts gewandt, um das Leben des lieben geistlichen Vaters und Mitbruders von Gott zu erflehen. Hochw. P. Heribert Fritz, der gerade als Rekonvaleszent hier weilte, zelebrierte sogar mit Erlaubnis der zuständigen kirchlichen Behörde eine hl. Messe zu Ehren der hl. Theresia vom Kinde Jesu vor dem Zimmer des Kranken. Aber noch war dieselbe nicht zu Ende, war Pater Karl schon daheim beim göttlichen Meister, Jesus Christus. Es war am Vorabend des Festes Christi Himmelfahrt.

Aber dieses Sterben zeigt doch nichts Besonderes? Gewiß nicht nach außen. Aber Vieles können wir von dem Verstorbenen lernen, wenn wir uns nur einige Hauptzüge seiner Seele vor Augen stellen und nachzuahmen suchen. Vor allem überraschte der Kranke seinen Besucher immer mit einer gewinnenden Freundlichkeit. Als hätte er nichts zu leiden, als fühlte er sich nicht elend und matt, oftmals kaum fähig zu reden, so freundlich und liebevoll widmet sich P. Karl seinem Besucher. Dabei machte er keinen Unterschied der Personen. Nie aber kam ein Wort der Klage über seine Lippen in bezug auf seine Krankheit und sein nahes Sterben. Und doch waren manche Tage wahre Passionstage, die uns an niemand mehr erinnerten, als an den sterbenden Heiland. Diese edle, anziehende Freundlichkeit offenbarte sich dann fast stets als eine aufrichtige Dankbarkeit. Mochte ihm die Krankenschwester das Eis oder die Milch reichen — die einzige Nahrung mehrere Wochen lang vor dem Tode — mochte ihm der Obere oder Mitbruder eine Aufmerksamkeit erweisen, mochte ihm jemand mit Blumen eine Freude bereiten, oder ihm gar etwas vorbeten, jedes erntete für seine Dienstleistung, und wäre sie noch so einfach und selbstverständlich gewesen, ein aufrichtiges — ich möchte sagen — herzlich-frommes „Vergelt's Gott!“ Von einer allzeit liebevollen, dankbaren Seele wundert uns aber dann vielleicht nicht so sehr ein dritter, edler Charakterzug, wahrer Gehorsam. Bei unserem heimgegangenen Mitbruder war es aber ein kindlicher Gehorsam. Gar

oft konnte ich ein Sichfügen, ein Folgen beobachten, wie wir es gewohnt sind von einem guten Kinde. Ja, manchmal hatte ich den Eindruck, es war bei ihm nur ein „Daraufwarten“ um folgen zu dürfen. Passiert mir hier nicht eine Übertreibung? Und ist solcher Gehorsam nicht etwas Unmännliches? Doch durch ein Beispiel verstehen wir das Angedeutete besser: An seinem Sterbetag brachte die Zuführung von Sauerstoff dem Kranken keine Erleichterung mehr in seiner Atemnot. „Es hilft nichts mehr“, sagte P. Karl. Die Schwester aber meinte: „O! Versuchen Sie es nur noch einmal!“ Gleich folgte P. Karl. Kein Zweifel, bis in den Tod seinen eigenen Willen so verleugnen, ist etwas Großes. Wo hatte der



† P. Karl Rubenzer auf dem Totenbett

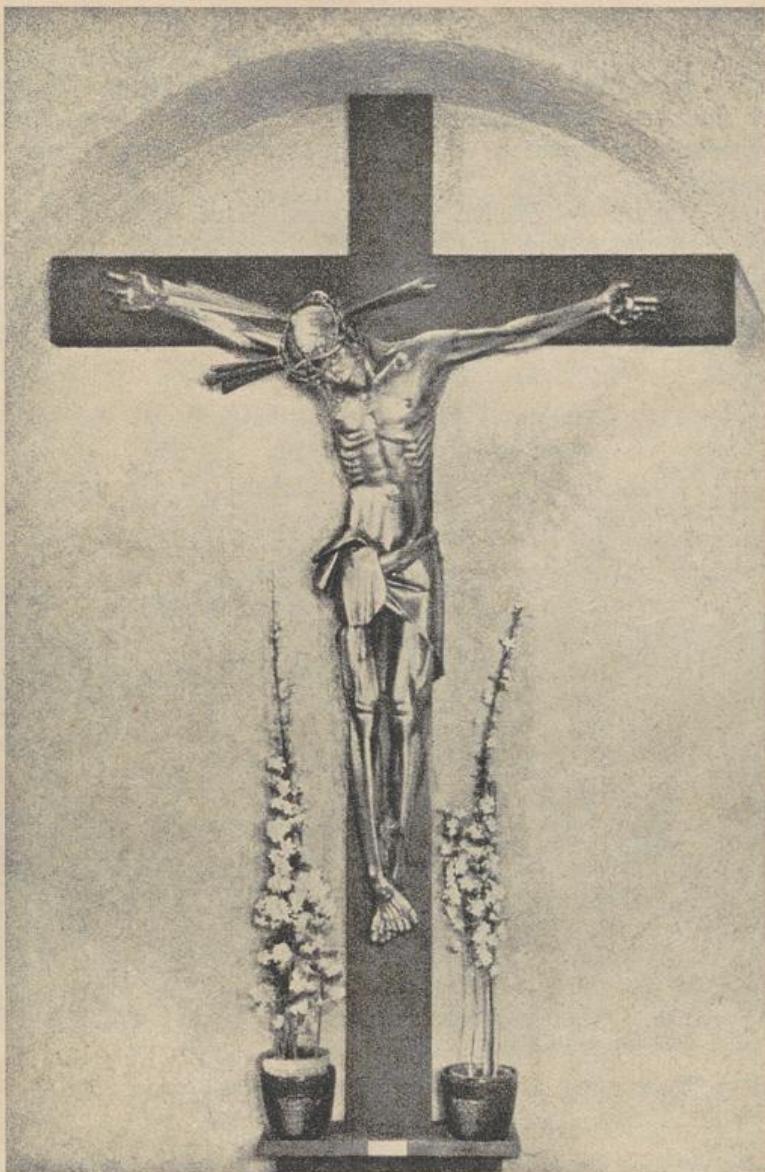
heimgegangene diesen Gehorsam gelernt? Zu seinen Füßen stand das Bild der heiligen Theresia vom Kinde Jesu. Ein ganz inniger Verehrer dieser Heiligen, der Patronin der Missionare, war P. Karl, aber nicht so sehr ihrer Person, als ihrer Alzese. Er hatte sich in Wahrheit zu eigen gemacht ihren „Weg der geistigen Kindheit“, der in sich schließt das Opfer, das dem menschlichen Hochmut am schwersten fällt, die vollständige Verneinung des eigenen Ichs, von dem Papst Benedikt XV. sagte, daß die Gläubigen aller Nationen, jeden Alters, Geschlechtes und Standes ihn großmütig gehen müssen.“ Die Auswirkung solchen hochherzigen geistlichen Strebens — ganz im Sinne der heiligen Karmeliterin von Lissieu — ließ aber über unserem fränkischen Mitbruder als das Egreifendste und Wertvollste seiner Seele aufleuchten eine tiefe, begnadete, beharrliche Gottverbindung in seinem Leiden und trotz seines Leidens. Nichts fällt ja bekanntlich den Kranken schwerer als gut beten und länger an Gott denken. Hauptsächlich beschäftigte sich P. Karl mit einem Jesu-

kind-Bildchen, dann ruhte sein Blick wieder lange auf dem Kreuz oder auf der „Kleinen Blume“. Dem entsprechend waren auch unsere Reden fast ausschließlich geistliche Unterhaltungen. Nicht wenig oft betonte der Kranke: „O, der Heiland ist gut!“ Wie er auch über sein Leben geschrieben: „Gott ist die Liebe!“ So können wir es verstehen, daß er einmal sagte: „Als eines der wichtigsten Dinge (im geistlichen Leben) betrachte ich die geistige Sammlung, auch bei äußerer Tätigkeit.“ Diese Sammlung des Geistes konnte man bei unserem Kranke auch gut beobachten in den vielen unangenehmen, harten Augenblicken seines Leidens, wie z. B. bei den vielen Einspritzungen.

Dieses Hingerichtetsein der Seele auf Gott nahm P. Karl nicht bloß jegliche Furcht vor seinem nahen Tode, sondern erfüllte ihn geradezu mit einer gewissen Sehnsucht nach dem Ende. Mit einer überraschenden Ruhe fragte er einmal nach seinem Platz im Friedhof. Ich antwortete ihm später: „Sie werden wohl neben P. Odilo hinkommen; haben Sie ihn gekannt?“ Darauf sagte er ganz ruhig: „Ja, ich habe ihn als einen innerlichen Priester kennen gelernt, und ich kann mir sein Grab ganz gut vorstellen.“ Gerne versicherte er uns zum wiederholten Male: „Ich sterbe gerne. Ich fürchte mich nicht zu sterben. Im Kloster ist schön sterben.“ Diese gleiche ruhige Seelenverfassung erklingt auch aus seinen „Abschiedsworten an seine Schwarzen“ in Maria-Trost. In der deutschen Übersetzung lautet dieses mir einige Tage vor seinem Tode mühsam in Bulu dictierte „Testament“: „Ich bin jetzt am Sterben. Ich danke euch sehr. Ich wunderte mich sehr, daß ihr so fleißig für mich gebetet habt, besonders in den hl. Messen. Ich werde euch alles vergelten, wenn ich zu Gott gekommen bin. Ich fürchte mich nicht zu sterben. Ich will gerne Jesus sehen. Folget mir nach, indem ihr treu seine Gebote beachtet. Lebet wohl! Im Himmel werden wir uns wiedersehen. Ich bitte euch um Verzeihung, wenn ich jemand beleidigt habe, wie auch ich euch verzeihe.“

Wie einfach, und doch wie tief ergreifen diese Worte jede Seele! Und erst bei den Schwarzen: Als diese Worte den Schwarzen in Maria-Trost nach dem Tode von P. Karl vorgelesen wurde, war ihre Wirkung eine tiefe, zu Herzen gehende: „O, das war ein Weinen und Schluchzen! Immer wieder kamen die guten Leute und wollten von seinen letzten Tagen hören — sie können gar nicht glauben, daß der „gute Baba“ nicht mehr kommen soll. Doch eigentlich, viele sagen: „O, der Vater ist in seiner Kirche, wir fühlen es“, so schrieb mir jemand aus Maria-Trost.

In dieser wunderbaren seelischen Ruhe und ganz gesammelten Einstellung verbrachte P. Karl auch seine letzten Stunden auf Erden. Wenige Stunden vor seinem Tode fragte er mich: „Hat das kirchliche Fest, Christi Himmelfahrt, schon begonnen?“ — „Ja, mein Vater, die Kirche hat schon die Vesper gesungen.“ — „Nur noch um einige Stunden handelt es sich bei Ihnen, und Sie werden beim lieben Heiland sein!“ — „Gott sei Dank“, sagte ganz froh seine Seele. — „Sehen Sie“, fuhr ich fort: „Hier ist auch Ihr Missionskreuz! Als uns der Hochwürdigste P. General in die Mission geschickt, hat er uns dasselbe gegeben mit den Worten: — Und jetzt horchte P. Karl ganz gesammelt zu — „Nimm hin dies Kreuz, es sei Dir Schutz auf Deinen apostolischen Wegen, Zuflucht in jeglicher Gefahr, Trost im Leben und im Tode“ und dann haben wir das Kreuz gefüßt und gern gebetet: „Amen“. Und ohne daß ich noch etwas sagte, fasste P. Karl ganz innig mit seinen schon ganz kalten Händen



Fest Kreuz-Erhöhung

Heil'ges Kreuz, sei hochverehret,
Hartes Ruh'bett meines Herrn!
Einstmals sehn wir dich verkläret,
Strahlend gleich dem Morgenstern.

Sei mit Mund und Herz verehret,
Kreuzstamm Christi meines Herrn!

Heil'ges Kreuz, sei uns're Fahne
In dem Kampf in jeder Not,
Die uns wecke, die uns mahne
Treu zu sein bis in den Tod.

Sei mit Mund und Herz verehret,
Kreuzstamm Christi meines Herrn!

Eines sei uns noch gewähret:
Ruft uns einst der Ruf des Herrn,
Sei im Sterben noch verehret,
Leucht' uns als ein Morgenstern.
Sei mit Mund und Herz verehret,
Kreuzstamm Christi meines Herrn!

(Kirchenlied).

sein heiliges Missionskreuz und fügte lieberfüllt alle Wundmale seines sterbenden göttlichen Meisters. Etwa vier Stunden später aber ging er ganz ruhig ohne jeglichen Todeskampf heim zu seinem Herrgott, erst 48 Jahre alt. Jetzt aber schlummert er im Schatten des großen Kreuzes unseres Friedhofes, neben P. Odilo, dem Morgen seiner ewigen Auferstehung entgegen. —

Doch lebt für unsere Seelen das Andenken an P. Karl Rubenzer als großer Segen fort, stets uns mahnend: freundlich und dankbar, gehorsam und gottverbunden zu sein. Für unsere liebe Mariannhiller Mission bedeutet freilich der frühe Tod dieses vorbildlichen Priester-Missionars einen schweren Verlust. Doch lebt in uns die frohe



Eine sog. Außenstufe (Filiale) von der Missionsstation Maria Ratschib
Mariannhiller Mission

Hoffnung, daß er seine „Mission“ — wie er oft versichert in seinem Leiden — fortsetzt am Throne Gottes, daß er vielen gottgeweihten Seelen die notwendige Gnade erwirkt zu einem opferfrohen, tiefen Innenleben, daß er manchen, jungen Menschen den beglückenden Mut erfreht zu einem Leben und Streben, Leiden und Sterben, wie er es vollbracht, dieser Priester und Ordensmann und Missionar ganz nach dem Herzen Gottes.

Wer selbst krankt, der hat Mitleid mit den andern Kranken. Es gibt noch Armere, Kränkere, Seelenfranke, Gnadenarme — die armen Heiden — um die sich noch niemand kümmert, die niemand mit solcher Liebe zu heilen und zu pflegen sucht wie unsere Seelen, wenn sie in Not und Elend seufzen. Erbarmen, Mitleid mit ihnen! Abt Norbert Weber.

Zeige uns dein Reich!

21.

Wer ein großes Ziel erfaßt — Wirkt mit Eifer, sonder Rast.

Ohne Ziel und Ideal — Bleibt das Leben leer und schal.

Unser großes Ziel haben wir einigermaßen kennen gelernt. Es ist das größte von allen: die Ausgestaltung und Vollendung des Reiches Christi! Unser Lebenszweck: beständige Mitarbeit an dem Plane und Werke Gottes! Unser Ideal: möglichst treue und eifrige Hingabe unserer ganzen Kraft und Person an dieses Gotteswerk! „Mitarbeiter Gottes“ nach dem Worte und Beispiele, im Sinne und Geiste des heiligen Paulus! Dann leben wir volle Tage. Keine Stunde bleibt „leer“, kein Augenblick wird schal, nichts ermüdet uns. Wir arbeiten ja mit Gott an seinem eigenen Plan: Höchste Glorie Christi zur vollkommensten Freude all der Seinen für alle Zeit und Ewigkeit! Der Urzweck der Schöpfung ist dann unser beständiger, täglicher Lebenszweck. Das göttliche Ideal ist zu unserem eigenen geworden, sein Endziel das unsere.

Wer immer dieses große Ziel erfaßt — wirkt in der Tat mit Eifer, sonder Rast. Er hat das Geheimnis der Glückseligkeit entdeckt, des wirklichen und unzerstörbaren Lebensglücks! Er hat mit Paulus einen Blick in den „Zusammenhang aller Dinge getan“, er weiß, wozu er existiert, er sieht oder ahnt wenigstens die Länge und Breite, Höhe und Tiefe des Gottesreiches!

So trägt er nicht bloß mit aller Bereitwilligkeit, sondern in echter Begeisterung seinen großen oder kleinen Teil bei zum kommenden allergrößten „Weltkongreß“ der vollendeten Christ-Königs-Verherrlichung, zum endlosen „Feste der Ewigkeit“, zu welchem wir alle geladen sind!

Und was für ein Glück für einen jeden aus uns! Wir können im kleinsten und engsten Kreise unserer gewöhnlichen Tagespflichten und Berufsdienste dem großen Ziele ebenso eifrig dienen wie unser Meisterlehrer in der hl. Reich-Christi-Wissenschaft, der heilige Apostel Paulus! Lernen wir von ihm zunächst soweit als möglich nach und nach die volle Wahrheit über das Universalreich Christi. Dann wird uns sein Geist und Eifer erfassen, sein Ideal begeistern und sein Beispiel mächtig antreiben. — Damit ist bereits die Antwort auf die achte Frage unseres kleinsten Katechismus gegeben.

Mariannhiller Rundfunk: Neueste Missionsnachrichten!

Am Mikrophon: P. Otto Heberling RMM.

Erezitien für die Marienkinder von Mariannhill: Vom 29. Mai bis 1. Juni fanden in Mariannhill Erezitien für die Mitglieder der mariannischen Kongregation der Missionspfarrei von Mariannhill statt. Die hl. Übungen wurden vom Hauptmissionar von Mariannhill, vom Hochw. Pater Heinrich Jakob RMM. selbst geleitet. 150 Marienkinder aus der Jungfrauen- und Jünglingskongregation nahmen an den Erezitien teil und zeigten vom Anfang bis zum Ende einen ganz erstaunlichen und erbaulichen Eifer. Am Schluß der Erezitien wurden 20 neue Mitglieder in die Kongregation und 25 in die Abteilung der Kandidatinnen aufgenommen.

Sonntag der C. A. U.: Wie in den verflossenen Jahren, so wurde auch dieses Jahr am 1. Sonntag im Mai der Sonntag der „Union afrikanscher Katholiken“ (CAU.) allüberall festlich begangen. Von allen größeren Mariannhiller Missionsstationen liegen Berichte über die Feierlichkeiten vor. Am festlichsten wird aber wohl dieser Sonntag in Mariannhill selbst begangen worden sein. Vor dem Hauptgottesdienst in der großen Mariannhiller Missionskirche stellten sich die einzelnen Zweigvereine der CAU. auf dem Gelände des Lehrerseminars auf und marschierten dann mit wehenden Fahnen, angeführt von der großen Mariannhiller Musikkapelle zum Gotteshaus. Dort fand vor Beginn des Hochamtes die Weihe zweier neuer Fahnen statt. Nach dem Festgottesdienst marschierten die Vereine unter Vorantritt der Musikkapelle wieder zum Lehrerseminar zurück. Dort wurde dann anschließend eine große Festversammlung veranstaltet. Als erster nahm P. Heinrich Jakob RMM. das Wort. Dann sprachen nacheinander die Eingeborenen Mr. W. J. Gumede, Mr. J. A. Kumalo und Mrs. W. J. Gumede, Musikstücke, Gesänge, Reigen und Gruppentänze der Schulkinder verschönerten den Nachmittag.

P. Bernard Huß bereist Rhodesia: P. Bernard Huß, der große soziale Arbeiter Südafrikas, dehnt sein Wirkungsfeld immer weiter aus. Ende Mai unternahm der unermüdliche Missionar von seinem gegenwärtigen Standort, der Missionsstation Mariazell aus, eine Vortragsreise nach dem fernen Rhodesia. Am Mittwoch, den 23. Mai traf P. Bernard in Plumtree in Süd-Rhodesia ein. Hier erwartete ihn der Apostolische Präfekt von Bulawayo, Monsignore Ignatius Arnoz RMM. Dieser nahm den Besucher in seinen Kraftwagen und brachte ihn zuerst auf die Missionsstation Embatwe, dann nach Empandeni. Auf der Missionsstation Empandeni hatten sich schon die Schulkinder versammelt, um den Besucher zu begrüßen. Bald darauf hielt der große Freund der Eingeborenen die ersten Versammlungen für Männer, Lehrer und Schüler. Die Lehrer wünschten vor allem Auffschluß über das Wirken der in ganz Südafrika verbreiteten CAU. Von Empandeni aus ging die Reise weiter nach Bulawayo, der Residenz des Apostolischen Präfekten. Am 24. Mai sprach P. Bernard in einer großen Eingeborenen-Viertels von Bulawayo. Die Eingeborenen von Bulawayo kommen aus verschiedenen Teilen Zentralafrikas und sprechen auch verschiedene Sprachen. Auf der Suche nach

Arbeit und etwas Verdienst sind diese Eingeborenen oft einige Monate zu Fuß unterwegs nach der Stadt Bulawayo. Am 25. Mai verließ P. Bernard Bulawayo und fuhr mit der Bahn nach Salisbury, wo eine große Missionskonferenz stattfinden sollte. Der Besucher wurde von den Jesuitenpatres von Salisbury herzlich empfangen und als Guest in der bischöflichen Residenz gut aufgenommen. An der interterritorialen Konferenz über „Entwicklung der Eingeborenen-Dörfer und das Erziehungs- wesen“, nahmen Delegierte von den 4 Provinzen und den 3 Protektoraten der südafrikanischen Union, ferner von Süd- und Nord-Rhodesia, von Portugiesisch Ost-Afrika, vom Nyasaland, von Tanganjika, Kenya, Uganda, Zanzibar und der Goldküste teil. Mehrere Delegierte waren mit dem Flugzeug gekommen. Der Vorsitzende der Konferenz war ein alter Freund



Eingeborenen-Erzeugnisse-Ausstellung in Mariannhill

von Mariannhill, Dr. C. A. Loram, der von 1916—1920 Hauptschulinspektor von Natal, von 1920—1930 Mitglied der Kommission für Eingeborenen-Angelegenheiten in Südafrika war und seit 1931 Professor der Pädagogik an der Universität von Yale in Amerika ist. Obwohl Professor Dr. Loram mit seinem Schiff mit 6 Tagen Verspätung in Südafrika angekommen war, hatte er es sich doch nicht nehmen lassen, Mariannhill noch vor der Konferenz einen kurzen Besuch abzustatten. Sonntag, den 2. Juni, sprach P. Bernard Huß für die Eingeborenen-Katholiken von Salisbury in der Kirche der Location über das Werk der CAU. Seine Ansprache wurde von einem Katecheten in die Mashona- sprache übersetzt und darauf von einem Missionar der Weissen Brüder in der Nyanja-Sprache von Nyasaland wiederholt. P. Bernard hatte auf der Konferenz auch selbst einen Vortrag zu halten, und zwar am Dienstag, den 4. Juni. Sein Thema lautete: „The Significance of the Cooperative Movement in African Village Development“ (Die Bedeutung der kooperativen Bewegung in der afrikanischen Dörferentwicklung.)

Die Ausführungen des Redners wurden mit allergrößtem Interesse verfolgt und mit freudigem Beifall aufgenommen. Die Konferenz wurde auch durch einen Besuch des Gouverneurs von Süd-Rhodesia, Sir Herbert Stanley mit seiner Frau Gemahlin hoch geehrt. P. Bernard hatte noch mehrmals Gelegenheit, in der Konferenz das Wort zu ergreifen, und in anderen Versammlungen von Europäern und Eingeborenen in Salisbury selbst und in dessen näherer und entfernter Umgebung zu sprechen. Allüberall fand der Sprecher aufmerksame und dankbare Zuhörer. Bei dieser Gelegenheit erhielt P. Bernard auch neue Einladungen, in späterer Zeit Vorträge an verschiedenen Plätzen zu halten. Unter anderen wurde er von einem protestantischen Missionar nach Portugiesisch Ost-Afrika zu einer Vortragsreise eingeladen. — Wir wünschen dem rasiösen sozialen Arbeiter und seeleneifrigen Missionar von Herzen weitere große Erfolge und Gottes Schutz und reichsten Segen zu all seinen Reisen und Unternehmungen.

Auf Wiederhören!

Begegnungen mit Afrikanern

Von P. Otto Heberling RMM.

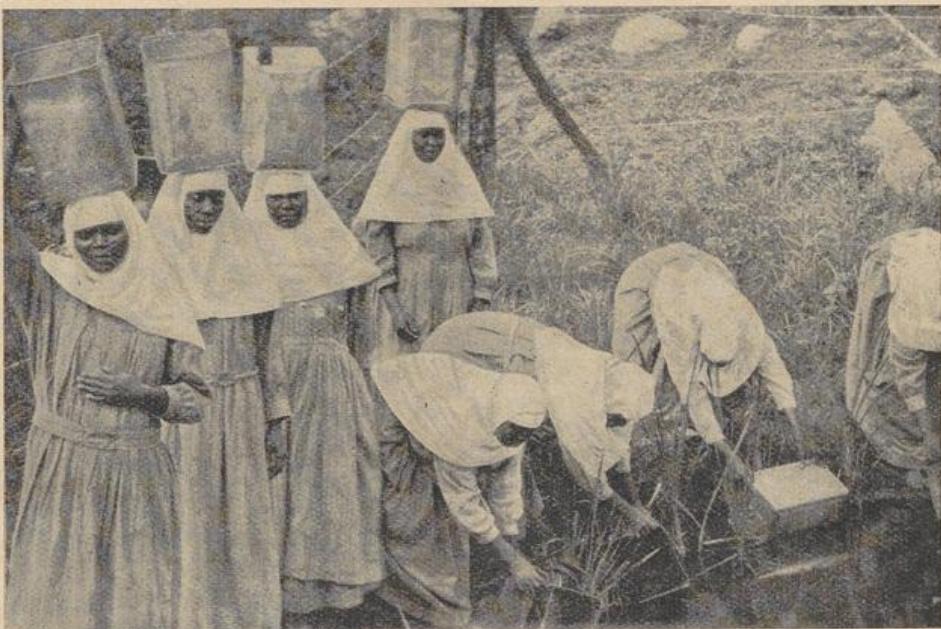
II.

Zwei Jahre später! — —

Noch immer tobte der Krieg unvermindert weiter. Noch immer floß edelstes deutsches Soldatenblut für die geliebte Heimat. Nach den Kämpfen an der Somme focht die 28. Division noch manchen harten Kampf siegreich und glorreich aus. Wir kämpften und bluteten vor Verdun. Wir sammelten kurz neue Kräfte in den Ruhestellungen im Oberelsäß, wir wurden am Chemin des Dames eingesetzt, machten einen erfolgreichen Gegenstoß bei Cambrai, wir sahen die alte Champagne wieder, nahmen mit Begeisterung an der März-Offensive 1918 teil, wir erreichten im Mai 1918 durch einen glänzenden Vorstoß sogar wieder die Marne, wehrten mit Erfolg die Durchbruchsversuche der feindlichen Armeen bei Soissons ab, waren bald da, kämpften bald dort. Unsere Reihen lichteten sich immer mehr. Ein Kamerad nach dem anderen sank ins kühle Grab, oder wurde im Heldenkampf fürs teure Vaterland ein Invalide für immer. Nach jedem mörderischen Kampf wunderten sich die noch Überlebenden mehr, daß sie noch da waren und noch ganze Glieder besaßen. Auch ich gehörte dazu. Ja, ich kann sogar sagen, daß in mir die feste Überzeugung lebte und ich fast eine unerschütterliche Gewissheit hatte, daß ich den Krieg glücklich überleben würde. —

So war es Oktober 1918 geworden. — Die vielen und anstrengenden Gewaltmärsche, das beständige Hin und Her hinter der Front, das Wandern von einer Stellung zur andern, machte uns etwas stutzig. Schließlich sollten wir im Cunnel-Wald eingesetzt werden. Mir war beim Durchsickern dieser Nachricht ganz eigenartig zu Mute. Ich hatte das Gefühl, daß diesmal etwas passieren würde. Uns Sterben dachte ich auch jetzt nicht, aber ich wußte, diesmal packt es dich. Seit 1915 hatte ich stets in vorderster Linie gekämpft und war immer glücklich durchgekommen. Nun würde mich wohl auch einmal eine Kugel oder ein Granat-

splitter finden? — Vielleicht war eine schwere Verwundung diesmal mein Los? — Doch, ich schüttelte das unangenehme Gefühl von mir ab. Ich hatte auch bald keine Zeit mehr, mich mit Vorahnungen näher zu befassen. Wir gingen im Tunnel-Wald in Stellung. Diesmal im wahrsten Sinne des Wortes. Ein Graben war nämlich nicht vorhanden. Deshalb stellten wir uns hinter die Bäume und spähten mit brennenden Augen nach allen Seiten, denn es war alles so unklar. Hätten wir sicher gewußt, wo unsere Gegner eigentlich steckten, dann, ja dann —. Die beiderseitige Artillerie schoß auch noch im Nebel herum. Bald krepierten deutsche Granaten hinter uns, neben uns und vor uns, dann wieder amerikanische. — Amerikaner sollten wir hier vor allem als

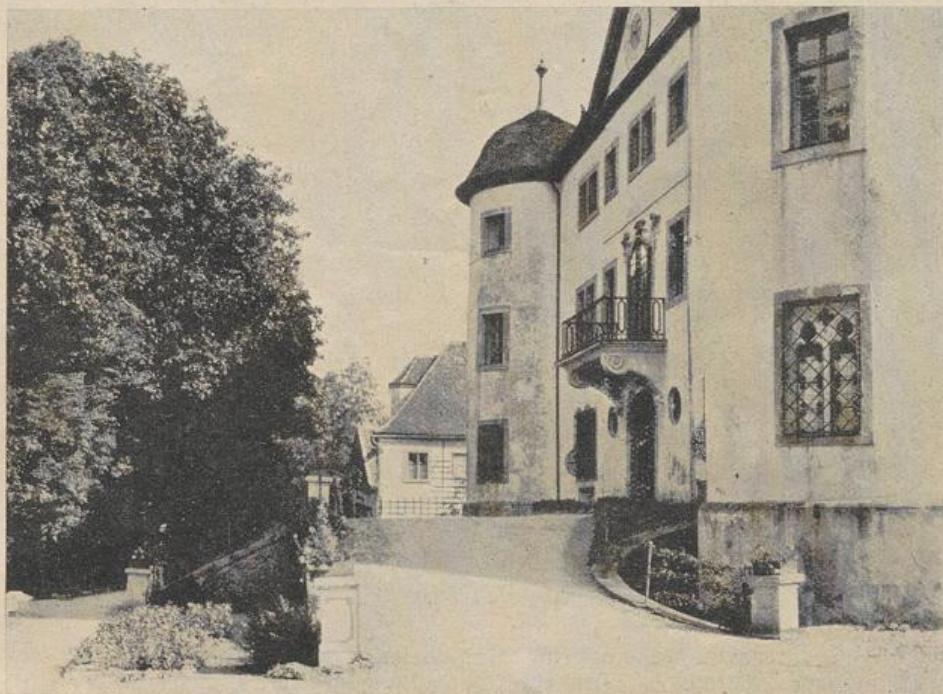


Eingeborene Schwestern beim Wasserholen. (Der Benzinkanister ist in ganz Afrika und Asien ein Haushaltungsgegenstand geworden.)

Gegner haben. Vielleicht waren waschechte Indianer darunter. Mir fielen alle Indianer-Geschichten, die ich in meiner Jugend gelesen hatte, ein. Leider kam ich aber weder mit einem „Adlerauge“ noch mit einem „Fliegenden Pfeil“ ins Handgemenge und skalpiert wurde ich auch nicht. —

Vielleicht wäre auch vollends alles gut gegangen, wenn wir im Walde sitzen geblieben wären. Aber es hieß: Wir würden umgangen und müßten uns deshalb aus dem Walde zurückziehen, um bessere Übersicht zu erhalten. Etwa 100 Meter vom Waldrand entfernt fanden wir etwas Grabenähnliches. Ich mußte mit meiner Gruppe und einem leichten Maschinengewehr hier Stellung nehmen. Der Rest der Kompanie zog sich noch etwas weiter zurück. — Schwere Granaten umheulten uns auf dem Vorposten. Feindliche Flieger surrten über unseren Köpfen herum und lenkten das Artilleriefeuer. Der Tod streckte seine Knochenhand nach uns aus. Einen der Jüngsten aus der Gruppe, der erst aus der Garnison gekommen war, nahm der Sensenmann zuerst mit. Andere

wurden verwundet. Schließlich waren wir noch 3 Mann. Sie genügten aber, um mit unserm Maschinengewehr Haufen von Amerikanern, die plötzlich am Waldrand auftauchten, in Schach zu halten. Von vorne wagte es keiner, unser Maschinengewehr zu erobern. Wir schossen und schoßten, bis wir uns verschossen hatten und als vorgeschoßener Posten von der linken Flanke her unversehens von den Amerikanern gefangen genommen wurden. Das hätte ich mir aber doch nicht träumen lassen. So ein Pech! Meine Ahnung hatte sich also erfüllt, wenn auch anders, als ich es erwartete. — Unsere Kameraden hinter uns merkten zuerst gar nicht, was mit uns geschah, sie konnten vor Nebel und Dunst nichts sehen. Ich wäre eigentlich froh gewesen, wenn man von hinten im Augenblick unserer Gefangennahme mit Maschinengewehren zwischen uns „gefunkt“



Noviziatshaus für Kleriker der Mariannhiller Mission in Reimlingen
(In diesem alten Deutschherrenhaus war der Stab der kaiserlichen Armee des Generals Gallas während der Schlacht bei Nördlingen (1634) einquartiert.)

hätte. Durch die Verwirrung wäre es dann wohl möglich gewesen, daß wir noch einmal Reizhaus hätten nehmen können. So begannen aber die Maschinengewehre unserer Kameraden erst zu rattern, als wir schon an der 2. Sturmreihe der Amerikaner angekommen waren. Mit Blitze schnelle legten sich die Amerikaner platt auf den Boden. Wir dazwischen. Nach einer Weile hieß man uns einen Schwerverwundeten auf eine Tragbahre legen und damit nach Rückwärts im Wald zu verschwinden. Einige Amerikaner folgten uns. Rechts und links schlugen deutsche Granaten ein. Gasgranaten waren auch dazwischen. Bäume wurden von den Geschossen zerfetzt, fielen mit lautem Gebrach zu Boden. Wir hasteten weiter, stolperten, fielen. Der Schwerverwundete stöhnte, röchelte, stieß Angst- und Schmerzensschreie aus. Der ganze Wald

wimmelte von Amerikanern. Die deutschen Granaten heimsten eine furchtbare Todesernte ein. Nie, während des ganzen Krieges, sah ich so viele Tote auf einem Haufen, wie im Tunnel-Wald. — Wir suchten weiter zu kommen. Viele Amerikaner deutschen Blutes riefen uns trotz des Ernstes der Lage in deutscher Sprache Scherze zu: „Fritz, wo ist der Kaiser?“ — „August, wie weit ist es noch bis Berlin?“ —

Als wir in die Nähe des Divisionsgefechtsstandes kamen, sahen wir uns plötzlich von lachenden und schreienden Negern umringt. Es waren Armierungssoldaten, die hier Geschützstände bauten und Blockhäuser errichteten. In der vordersten Linie wurden die „amerikanischen Afrikaner“ nicht eingesetzt. Als wir uns so plötzlich von diesen Negern umringt sahen,



Kleriker-Noviziat 1934/35, St. Paul, Walbeck

die so unbändig lachten und johnten, war es uns nicht gerade einerlei zu Mute. Wir waren ja wehrlos. Sollten wir vielleicht — — —

Nein, es wurde uns kein Leid angetan. Bald wurde das laute Schreien der Neger schwächer. Rufe wurden laut wie: „Poor Boys!“ — Do you like Cigarettes? — Do you like Chocolate?“ — (Arme Jungs! Wollt ihr Zigaretten? Auch Schokolade?) Bei diesen Worten boten uns die schwarzen Kerle Zigaretten und Schokolade an. Wir griffen nach den Zigaretten, um den Nachkommen von armen afrikanischen Sklaven die Freude nicht zu verderben. — Unsere Begegnung mit diesen „amerikanischen Afrikanern“ dauerte nicht allzu lange. Die amerikanischen Soldaten drängten uns weiter. — Daß wir Zigaretten von ihnen angenommen hatten, war allem Anschein nach eine große Ehre für sie. Deshalb wollten sie uns auch noch etwas Gutes sagen. Sie versuchten einige deutsche Worte zu sprechen und sagten: „Du, deutsches Soldat, gutes Soldat, gutes Boy! Deutsches Bier sein gut, verh good! — Ah! —

Wir gingen weiter. Ich wußte nicht, sollte ich froh oder traurig sein. — Die Deutschen sind gut, hatten Nachkommen von afrikanischen Neger-skälen gestanden und doch hatten wir Deutsche gegen eine ganze Welt von Feinden zu kämpfen. War es vielleicht gerade deshalb, weil wir zu gut waren? — Und deutsches Bier ist auch gut! — O weh! In der Gefangenschaft wird uns keines vorgesetzt werden, dachte ich. —

Wie aber amerikanische Neger herausgefunden haben, daß deutsches Bier gut ist, obwohl Amerika damals noch trocken war, erfuhr ich bei einer späteren Begegnung mit „Afrikanern.“ — (Fortsetzung folgt.)

Marienlied — aus fernem Süd

V.

Außer den wiederholt erwähnten marianischen Orden und Kongregationen in der südafrikanischen Mission nehmen u. a. auch die Maristenbrüder als ausgezeichnete Leiter von Schulen für Weiße und Eingeborene an der Christianisierung des Landes wachsenden Anteil. Dieses marianische Laieninstitut pflegt nebst den Priestern nach echt katholischem Programm vor allem die „Kultur der Seele, welche die Seele der Kultur ist“ — wie ein großer Bischof das Wort prägte. Die Maristen besitzen blühende Anstalten in Transvaal, Kimberley und Basutoland. Andere Zweige der katholischen Aktion im Süden machen sich hervorragend um die Presse verdient. Neben den riesigen Tageszeitungen Südafrikas, wie z. B. der schon lange Jahrzehnte erscheinenden reich illustrierten Natal-Witness und dem Durban-Mercury, steckt die kathol. Presse allerdings noch in den Kinderschuhen. Doch hat sich das ideal geleitete „Southern Cross“ — Kreuz des Südens — in den 14 Jahren seines Bestandes bereits unsterbliche Verdienste um Religion, Kirche und Sozialwesen erworben. Diese hervorragendste Wochenzeitung der Katholiken Südafrikas gab mitten im Monat der Rosenfranzösin Maria, am 16. Oktober 1920 ihre Erstlingsnummer heraus. Heute im ganzen Süden verbreitet, fördert das Southern Cross in Wort und Bild auch die marianischen Interessen.

Die Pallottiner haben die Presse-Aktion in Afrikaans eröffnet. Zunächst freilich nur eine monatliche Kinderzeitschrift in der Kapkolonie, betitelt: „Die Königin der Apostel“. Doch das Säenforn wird sich allmählich zum frischen Zweig des Pressebaumes entwickeln, der alle Länder überschattet. Mariannhill bediente sich von den Gründungstagen an schon der Presse. Eine der ersten Sorgen und Arbeiten des Pater Franz war der Bau einer Druckerei mit Wasserkraft am Lmhlatuzan. Das Werk begeht soeben auch sein 50 jähriges Existenzjubiläum und darf mit Befriedigung auf das Halbjahrhundert zurückblicken. In den ersten Jahren Mariannhills lieferte die Druckerei den allbekannten und beliebten Mariannhillkalender und dieses unser „Vergißmeinnicht“. Bis zur Stunde brachten beide nicht wenig marianischen Stoff, Texte und Bilder über unser Thema, wovon dieses „Marienlied“ ein Blümchen im Kranze ist . . .

Dieselbe Druckerei liefert heuer den 24. Jahrgang des „Umafrika“ — „Der Afrikaner“ — die katholische Wochenzeitung der Eingeborenen des

Südens und seit einigen Jahren das Organ der CAU. — Catholic African Union — für die religiöse und soziale Entwicklung der Eingeborenen. Umafrika hatte aber als Vorläufer einst den „Umshlobo wesiminya“, — „Freund der Wahrheit“ — und noch früher den „Ingelosi Yamakolwa“ — „Engel der Christen“ — beide aus der Mariannhiller Druckerei. Alle vier vertraten in Zulu und Englisch nicht allein die Interessen der Schwarzen — „Zindaba Zabantu“ — im gewöhnlichen Sinn, sondern fördern auch bei jeder Gelegenheit die mariannischen Interessen. Die 50 Jahrgänge brachten anregenden, erbaulichen und belehrenden Stoff und Bilderschmuck in dieser Richtung und trugen zur Bildung mariannischer Sodalitäten unter der eingeborenen Jugend bei.



Studentengruppe des Missionshauses St. Bonifaz, Schurgast, Schlesien,
Mariannhiller Mission

Heute erscheint Umafrika jeden Freitag 8 Seiten stark, im Format des genannten Southern Cross: 44×28 cm. Die Auflage läßt freilich für ein so großes Land viel zu wünschen übrig, denn die Schwarzen haben die Bedeutung der Presse noch im entferntesten nicht begriffen. Eben wird ein offizieller Aufruf an alle Lesekundigen vorbereitet, daß sie ihr einziges Bantu-Organ auf katholischer Seite besser würdigen und unterstützen sollen. Die protestantische Bantupresse ist der unsrigen quantitativ weit überlegen.

Die Mariannhiller Druckerei stellte im Laufe der Jahre ungezählte Tausende von Schulbüchern, namentlich Katechismen, biblische Geschichte, Gebet- und Gesangbücher in etwa zehn afrikanischen Sprachen her zur Verbreitung im eigenen und auch weit entfernten anderen Missionsgebieten. Ohne Zweifel trug die katholische Presse solcherweise wesentlich viel zur Christianisierung des Südens bei. Damit auch zur Grundlegung

und Heranbildung des Ordens- und Priesterstandes unter den Afrikanern, welcher für die Zukunft des Landes von so großer Wichtigkeit ist. — An allen Blüten und Früchten des Missionsbaumes aber hat Maria, die Königin des Reiches Christi hervorragenden Anteil. Denn ihre Hände verteilen die ganze Summe der Gnaden hier und in Afrika, wo immer die Hirten und Schäflein der Hilfe, des Schutzes und Segens sich erfreuen.

Wenn die von brasilianischen Bischöfen zur Veröffentlichung frei gegebene Meldung sich bestätigt, hat das besondere Gnadenzeitalter Mariens begonnen und nach diesen Privatoffenbarungen würde eine laufende Kette von außerordentlichen Hulderweisen der Gottesmutter den Nöten der Zeit zu Hilfe kommen! Das walte Gott!

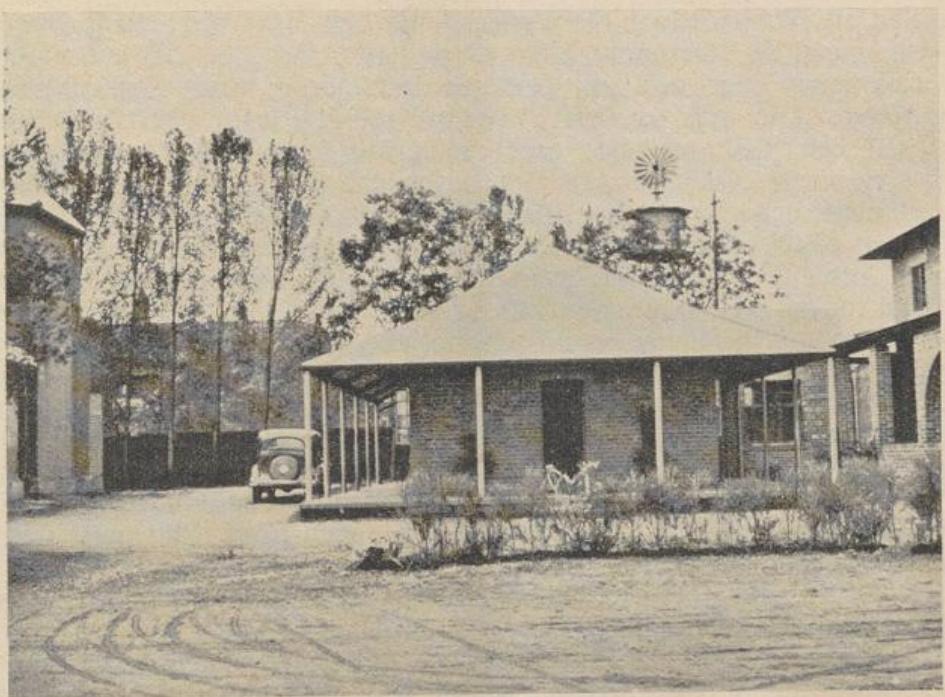
Arme Heidenkinder

Von P. Severin RMM.

(Schluß)

5. Auf der Missionsstation Kiva St. Joseph kam eines Tages ein Mann zum Missionar und bat ihn um die Erlaubnis, seine etwa achtjährige Tochter aus der Schule mit nach Hause nehmen zu dürfen. „Ich bin der Bruder des Häuptlings, bin eben von der Arbeit in Durban nach Hause gekommen und möchte nun meinem Kinde und den Freunden einen Ochsen schlachten. Der Pater kannte diese Sitte der Neger, hatte allerdings über diesen Vater des Mädchens noch nichts gehört und fragte also den Mann nach seinem Namen. Als der nun ganz und gar nicht zum Kindesnamen stimmte, forschte der Pater weiter und nun erklärte der Mann, daß er nur der ledige Vater sei, die Mutter sei an einen anderen Mann verheiratet, das Mädchen trage den Namen der Großeltern, von denen es erzogen werde. Das konnte allerdings ganz richtig sein, aber der Pater hatte trotzdem ein unheimliches Gefühl. Er schickte jemanden zur Schule, in der Pause solle die Lehrerin mit dem Kinde herkommen. Als das Kind dann den Mann erblickte und erfuhr, daß es mit ihm gehen solle, zeigte es eine ängstliche Miene, hatte Tränen in den Augen, wagte aber nichts zu sagen. Sofort nahm es der Pater unauffällig bei Seite und da erklärte das Kind leise: „Er will mich stehlen, er hat die Mutter und mich früher auch schon einmal gestohlen!“ Nun erklärte der Pater dem Manne, daß das Kind erst später mitgehen könne, er müßte erst Erkundigungen einziehen. Die Lehrerin nahm das Kind mit zurück in die Schule. Buben aber verständigten schnellstens die Zieheltern. Inzwischen verhandelte der Vater weiter, er wurde schließlich grob und schrie, er werde nicht früher fortgehen, bis er sein Kind erhalten habe. Und er ging tatsächlich nicht weiter. Erst nach längerer Zeit verschwand er plötzlich. Der Pater aber erhielt Botschaft von den Zieheltern, er solle das Kind nicht herausgeben, er möge aber nun auch keine Sorge mehr haben, für die Sicherheit des Kindes auf dem Heimwege sei vorgesehen.

Später kamen die Brüder der Kindesmutter, dankten ihm für seine Vorsicht und erzählten ihm weitere Umstände. Der Mann sei tatsächlich lediger Vater des Kindes, Bruder des Häuptlings, aber ein ganz schlechter Lump. Er habe offenbar das Kind herauslocken, mit nach Durban nehmen und dort an einen Lüstling verschachern wollen, um dann vom Erlös selbst



Links Kirche, rechts Pfarrhaus, Mitte Wohnung
des Apostolischen Präfekten in Bulawayo-Stadt



Das neue Pfarrhaus in der Stadt Bulawayo (Weißen-Gelehrte). Erbaut 1934.

heiraten zu können. Auch die Polizei hätte das Kind nicht mehr finden können, wenn sie überhaupt hätte eingreifen können. Das Freudenmahl sei eine reine Lüge gewesen, denn er habe weder einen Ochsen, noch eine Hütte. Nun aber sei ihm seine Strafe sicher, sogar vom Häuptling.

6. In den Missionschulen macht man fast überall die Beobachtung, daß weit mehr Mädchen zur Schule kommen als Buben. Die Buben haben nicht Zeit zum Lernen, sie müssen das Vieh hüten, während die Mädchen oft bis zur Hochzeit die Schule besuchen können und auch selbst großen Lernerfolg zeigen. Dafür müssen diese Alphabeten als Heiratskandidaten erst den Taufunterricht erhalten, wenn die christliche Braut dies überhaupt erreichen kann. Andererseits zeigt sich aber auch, daß hauptsächlich junge Burschen Konflikte mit der Polizei haben oder, herangewachsen ohne Religion und Gnadenmittel, schon in jungen Jahren Verbrecher sind. Recht üble Erfahrungen machte diesbezüglich eine unserer Missionsstationen. Man hatte dort schwer erziehbare und vernachlässigte Buben von der Polizei übernommen und unglücklicherweise zugleich mit anderen in den Schulunterricht genommen, ohnehin unter guter Beaufsichtigung. Aber schon nach mehreren Wochen war ein Knabe vergiftet worden, andere schwer erkrankt und in Speisen fand man einmal fein zerriebenes Glas, von anderen Missitaten ganz zu schweigen. Augenblicklich mußten die Regierungszöglinge wieder abgesondert werden. Sie hatten als Kinder bereits zu viel von der Kunst der heidnischen Zauberdoctoren und Giftmischer gelernt. Giftmorde sind bei den Negern ja sehr häufig, ohne daß jemand es wagen würde, eine Anzeige zu machen oder daß die Polizei einmal etwas herausbrächte. Die kleinen Kinder hören und erlauschen die Gespräche der Alten und praktizieren gelegentlich. Sie sind Mitwisser so mancher grausiger Geheimnisse geworden, übertreffen aber auch noch manchmal die Alten an Heimtücke, Verstellung und Verstocktheit. Dann sind sie aber erst recht „arme Heidentinder“.

7. Einmal kam ein zehnjähriger Ministrant zu seinem Pater und brachte ihm den Ministrantenlohn. Er möge ihm das Geld aufheben, um Ochsen kaufen und bald heiraten zu können! Schon bei kleinen Buben ist das ganze Denken und Sinnen auf das Heiraten gerichtet. Die Frau ist ja vollständig Eigentum des Mannes, er kauft sie um 10 Ochsen und sie hat durch ihre Arbeit den Mann zu erhalten. Selbstverständlich spielt das Grobsinnliche die Hauptrolle und sind schwer sittliche Verfehlungen der Kinder sehr häufig. Sie lernen es ja nicht anders, d. h. eben das lernen sie im Heidentum von frühestem Zugang auf.

8. Eine richtige Geisterstation scheint Citeaux zu sein. Mehrere Missionare und Schwestern erzählten mir wirklich gruselige Dinge, die sie dort öfters und mit vielen anderen erlebt hatten. Die Ereignisse dort gäben Stoff für ein ganzes Buch. Ältere Missionare nennen Afrika auch deshalb das Land des Teufels, weil tatsächlich der Teufel dort noch eine große Macht ausübt. Die Geschichte der Teufelsaustreibungen in St. Michael ist ja veröffentlicht worden. Der Überglauke der Neger aber weiß von noch viel schrecklicheren Dingen und in solcher Menge, daß das Heidentum wirklich eine Religion des Schreckens ist.

So hieß es plötzlich einmal in Citeaux unter den Schwarzen: „Die Hütte, in der gegessen wird, ist eine Geisterhütte!“ Der Pater sah das Entsetzen der Kinder und hielt heimlich zur Geisterstunde, nämlich nach dem Abendessen Wache. Die Tür der Hütte war nur angelehnt, auf dem Tisch und einer Fensterbank waren verschiedene Speisereste. Der Pater

aber versteckte sich mit seiner Flinte in einem Winkel. Nach einer Weile kam ein Hund zur Tür herein, der am Boden herumschnupperte und schließlich auf den Tisch hinaufsprang. Dabei klapperte natürlich das Geschirr und gleich weinten in der Schlafhütte nebenan einige Kinder vor Geisterfurcht. Bald darauf bewegte sich die primitive HüttenTür wieder, eine hungrige Katze kam herein, machte fauchend einen großen Buckel gegen den knurrenden Hund, jagte davon und der Hund ihr nach. Natürlich Geister! Der Pater hatte schon früher Ratten wahrgenommen. Da kam nun gar ein großer Affe angehoppst, der alles visierte und schließlich ganz gemütlich auf dem Fenstergesims seine späte Mahlzeit hielt. Nur der Kinder wegen kam er lebendig davon. Der Pater aber lachte die Kinder weidlich aus und sparte nicht mit seinem Spott. Einige Zeit später holte man ihn am hellen Tage zu einem Geisterspuk. Er nahm wieder seine Flinte und machte Witze über die dummen Neger. Auf dem Platz aber, einem gut überschaubaren Felde, wurde er mit Erdteilen und Rasenstücke beworfen, ohne daß er jemanden entdecken konnte, schließlich so stark und von allen Seiten, daß er davonlaufen mußte. Er soll nachher recht schweigsam gewesen sein, wie mir sein Kaplan erzählte. Ja, die Geisterfurcht, mit Recht und Unrecht, macht die Heidenkinder wirklich bedauernswert.

9. Auf einem Missionsritte, wohl mehr als eine Tagereise zur nächsten Missionsstation kam einem unserer Patres ein halbwüchsiges Mädchen ganz atemlos nachgelaufen: „Warte, warte, Baba, ich muß katholisch werden.“ Der Pater konnte die Sprache noch nicht recht, aber soviel verstand er davon, daß das Mädchen bereits protestantisch getauft war und eine solche Schule besucht hatte. Durch eigene Überlegung und die katholische Frau eines Eingeborenen war sie bereits überzeugte Katholikin, aber es gab weitum keinen katholischen Missionar. Die Regierung hat einzelne Bezirke ganz für die Schwarzen reserviert und kein Weißer darf dort wohnen, außer höchstens der eine oder andere Händler. Die Protestanten haben zudem die Mission in diesen Gegenden fünfzig Jahre früher begonnen und tun alles, um das Eindringen unserer Missionare zu verhindern. So kann also unser Missionar in diesen Reservationen keinen Platz erwerben, keine Kirche und keine Schule erbauen, höchstens manchmal in den Hütten von Gläubigen oder bekannten Heiden Gottesdienst halten. Es gibt dicht besiedelte Gegenden, wo man zwei, drei Tage lang reiten kann, bevor man wieder einen Tabernakel trifft. Auch unser



Hauskapelle in Bulawayo-Stadt
(Msgr. Arnoz)

Pater konnte dem heilsbegierigen Mädchen nur den nächsten ständigen Missionar angeben, wo sie das Weitere erfahren könne. Arme Heidenkinder!

Maria hat der ganzen Welt den Erlöser gebracht, der Schlange den Kopf zertreten, sie möge auch auf die schwarzen Kinder Afrikas ihre Gnadenblicke werfen: „O Maria, ohne Makel der Erbsünde empfangen, bitte für uns und die armen Heidenkinder!“

Was man vom Eichhörnchen lernen kann

Von P. Joseph Kammerlechner RMM.

Bekanntlich ist das Eichhörnchen dasjenige Tier des deutschen Waldes, das die größte Anziehung für die Buben hat. Das lustige Eichhörnchen aber hat eine große Sorge und das ist das beißende Elend in seiner lustigen Behausung. Es ist einfach schon meistens nach kurzer Zeit nicht mehr auszuhalten daheim, weil die Flöhe gar zu frech werden und so macht das Eichhörnchen den Gescheiteren und zieht einfach aus und überläßt diesen kleinen hüpfenden Plagegeistern kurzerhand seine Behausung, es wird ihnen dann auch nicht mehr zu gut ergehen, wenn sie nichts mehr zu saugen haben.

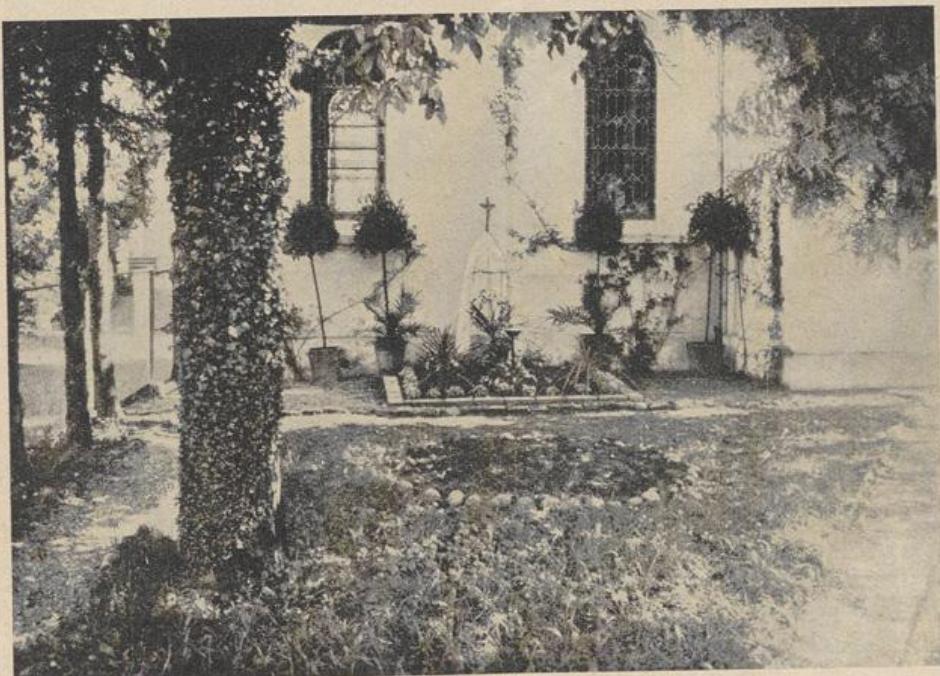
Das deutsche vierbeinige Eichhörnchen hat hier im heißen Afrika einen zweibeinigen Bruder. Dieses zweibeinige afrikanische Eichhörnchen ist niemand anderer als der Eingeborene selbst. Es gibt jetzt schon viele Eingeborene, die tadellose Maurer und Zimmerleute sind. Diese seine Kunst aber übt er meistens nur aus im Dienste der Weizen, um sich etwas Geld zu verdienen. Seine eigene Wohnung aber baut auch der Maurer und Zimmermann meistens nach altem Stil, d. h. aus Holzpfosten mit Erde verschmiert und einem Strohdach darauf. Da er ist vielfach durchaus kein Freund von einem festen Steinhaus; denn es geht ihm so ähnlich, wie dem deutschen Eichhörnchen, er weiß nämlich nicht, wie lange es ihm in seiner neuen Behausung gefallen wird. Es besteht nämlich immer Gefahr, daß auch bei ihm sich gar bald die beißende Plage, nämlich allerhand Ungeziefer, einstellen wird. Da aber dann auch meistens die weißen Ameisen bereits an seiner Hütte ihr Werk getan haben, so macht er sich den Abschied von seinem Heim nicht schwer. Er macht es einfach wie das Eichhörnchen, er überläßt den Plagegeistern: Weizen Ameisen, Flöhen, Läusen, Wanzen, Becken, seine Hütte und er selbst baut sich eine neue. Das aber könnte er mit einem festen Ziegel oder Steinhaus nicht tun, also wozu denn dann eines bauen und soviel Geld ausgeben. Um sich neue Hütten zu bauen, braucht es kein Geld, höchstens daß man einmal Bier kochen muß, damit die Nachbarn etwas mithelfen. Bier kochen aber ist nie ein Schaden, denn Bier verachtet er ja selbst auch nicht. So wird bei ihm gar oft gebaut und er ist nicht an einen Platz gebunden.

Das ist das zweibeinige Eichhörnchen von Afrika und der Missionar hat seine liebe Not, seine Schäflein immer wieder zu finden, die heute da und morgen schon wieder wo anders ihre Hütten aufgeschlagen haben!

Das erste Grab

Nun hat unser neues Missionshaus St. Josef in Altdorf auch einen frischen Grabeshügel. So ist es ein Gesetz. Wo immer Leben wird, da gibt es auch ein Sterben; und wo Menschen ihr Gezelt auffschlagen, müssen sie es auch wieder abbrechen, wie der große Völkerapostel mahnt; somit müssen sie auch ein Plätzchen haben, wo sie das abgebrochene Zelt hinlegen.

So haben wir auch in St. Josef ein Grab schaufeln, ja sprengen müssen in das harte Gestein der Mutter Erde. Dann haben wir es gut ausgemauert und schön hergerichtet im Schatten unseres Heiligtums vom



Das erste Grab. (Am 15. Mai 1935 starb in St. Josef, Altdorf, Urt, Fr. Thaddäus Schneider R.M.M., Kleriker)

hl. Josef. Und jetzt meint jeder der vorübergeht, es müsse gerade so sein und es sei wahrhaft gut ruhen hier beim großen Schutzpatron der Sterbenden; es sei auch hier, im Angesichte einer großen Natur, gut warten auf den herrlichen Ostermorgen. — So ist es auch! Alles gute Sterben bringt schon hienieden seine Verklärung.

Und doch haben wir in viel Leid und Trauer dieses Grab geschaufelt, weil wir ihm ein frühvollendetes und vielverheißendes Leben im Tode anvertrauen mußten. Denn unser lieber Fr. Thaddäus Schneider war noch keine 23 Jahre alt und mit den schönsten Geistesgaben ausgestattet. Krank kam er allerdings zu uns aus der Frankenhauptstadt Würzburg, in deren Nähe sein Geburtsort, Müdesheim, liegt. Hier im schönen Urnerlande hat er seine Heilung gesucht — und, wie wir hoffen, den Himmel gefunden. Was ihm an Jahren fehlte, ergänzte eine wohlbenützte Leidenszeit und der Liebreiz einer fromm und rein bewahrt

Jugend. Und mehr als stets ein frohes „Ja“ sagen zu jeglicher Fügung Gottes, zum Gesunden wie zum frühen Sterben, — das kann auch der Heilige nicht. War es nicht Seelenreife, wenn der junge Frater mit so ausgesprochen liebem Kindeshoffen und -Vertrauen heimging zum himmlischen Vater, dessen treues Kind zu sein er sich stets bestrebte. Genau hat sich der Novize einst den Lebensweg gewählt — und so ihn auch vollendet.

Soll dieses erste Grab nicht auch die Stätte sein für neues Leben? Jedes Saatkorn, das man in die Erde legt, soll ja Früchte bringen, vielleicht gar hundertfältige. Der Heimgegangene hatte zudem versprochen, im Himmel sein Möglichstes zu tun für unser wachsendes Haus, das ihm selber mit allen Anfangssorgen so sehr ans Herz gewachsen war. Er will jetzt auf die Suche gehen nach helfenden Wohltätern im Schweizerlande und nach guten Berufen unter der missionsbegeisterten Jugend.

Das also ist die Geschichte von unserem ersten Grab und seinem Hoffen.

— pmb —

Tschakas Plätze hierherum

Von P. Erasmus Hörner RMM.

Der Name dieses Despoten und grausamen Thrannen, des ersten Zulukönigs (ermordet am 24. September 1828), wird verschiedenartig geschrieben: nChaka — nTshaka — nShaka. Warum gerade diese Namen? „Tsaka“ oder „tshaka“ ist gleich „kafula“ (verächtlich ausspucken). Sei ihm, wie ihm wolle, Tschaka wurde der schwarze Zulu-Napoleon Südafrikas genannt.

Ich kannte einen alten schwarzen Mann, der Sengakafona, den Vater Tschakas kannte und Tschaka selbst, als er bereits zum Jüngling herangereift . . . Über 100 Jahre war der Mann alt. Er wohnte zwei Stunden von St. Michael, Natal, wurde auf eigenes dringendes Bitten hin von mir getauft und starb im Frieden des Herrn einige Monate nach seiner Taufe, kurz vor Kriegsausbruch. Der erzählte mir viel aus jenen alten Tagen im Zululand, und wie er dann nach Natal geflohen ist mit seiner Familie, um dem Tode zu entgehen.

Blut floß in Strömen, solange Tschaka regierte. Wo immer sein Impi (seine Armee) einbrach und durchzog, da blieb nichts übrig als gänzliche Verwüstung und unsägliches Elend und Leid. Hätte dieser blutdürstige Thrann noch ein oder zwei Jahrzehnte in seine Weise weiter regieren und herrschen können — in Blut und Eisen — Südafrikas schwarze Bevölkerung wäre wohl so ziemlich ausgerottet gewesen.

Tschakas wilde Heere kamen auch an Natal heran, besonders als sie die armen Alma-Pondo brandschatzten und ins Meer treiben wollten. Bis hier herunter an die Küste, bei Port Shepstone, soll Tschaka selbst gekommen sein, auf einem seiner Büge. Was daran geschichtlich wahr, mögen andere ergründen. Ich gebe hier kurz, was ich selbst öfter aus dem Munde von Eingeborenen und Weißen hörte.

Beinahe halbwegs von hier — Port Shepstone und Maristella — 6—7 Kilometer von hier, erhebt sich ein großer, mächtiger Felskegel, oben platt. Dort oben soll Tschaka gesessen sein mit seinem Kriegerstab,

ringssherum sein Kriegsheer. Da schaute er von seinem mächtigen Felsen-thron hinab auf das große, majestätische Meer. Dieser Felsenthron heißt nun „Tsehlalo sika Tschaka“ d. i. Thron Tschakas.

Am Meeresufer, zwischen Port Shepstone und Umtentiveni, am linken Ufer des Umtentivuflusses, ragt ein Felsenriff ziemlich weit ins Meer hinaus. Die Brandung ist dort oft sehr stark. Als Tschaka das große Meer von seinem eben genannten hohen Throne aus gesehen, wollte er sich die Sache auch in der Nähe ansehen. Also hinunter zur See mit seinen amabuto — Soldaten. Angekommen, sah der mächtige Zulukönig die Meereswogen donnernd an das Felsenriff schlagen. Da kommt ihm ein Gedanke. Ein donnerndes Kommando des Allgewaltigen an eine Iviho (Truppenabteilung): „Hinaus aufs Riff! Hinein ins Meer! Schlagt



„Kennst du das Land mit seinem Wolfenstein,
Das Maultier sucht im Nebel seinen Weg.“ (Mignon, Goethe)

Aus diesen Tälern kommt missionsbegeisterte Jugend nach St. Josef, Altdorf, Uri, um sich auf den hohen Missionsberuf vorzubereiten.

zurück die Wasserwogen und bannet sie!“ Tschaka befiehlt es! In blindem Gehorsam stürzen die Krieger voran, dem Riff entlang, ins Meer hinein. Die Brandung erfaßt die Tollkünen, zieht sie ins Meer hinaus und wirft sie dann mit voller Gewalt zurück auf die Felsenriffe. Alle sind verloren. — Eine willkommene Speise der Haifische. — Da entbrannte des Despoten Wut: „Eine andere Iviho vor!“ Mit Todesverachtung stürzen auch diese mit Kriegsgeheul voran, um die Meereswogen zu bezwingen und Gehorsam zu lehren. Auch diese ereilte dasselbe Schicksal wie die ersten: Alle gingen zugrunde. Das war die zweite Auflage zum Festeschmauß der gräßlichen Haie. — Nun gab Tschaka sein freudentliches Spiel auf und zog weiter. Die Meereswogen konnte er doch nicht bannen, und heute noch geht Ebbe und Flut wie ehevordem. — Dieses Riff wird bis heute „Tschakariff“ genannt.

Einmal besuchte ich die gute, katholische Familie Kennedy. Das schöne Haus von Mister Kennedy liegt am Fuße eines hohen Hügels, 200—250 Schritte vom Meere. Herrliche Aussicht! Da ragen die mächtigen Felsengebilde aus dem Meere heraus, umbrandet von den donnernden Wogen. Groß ist Gott in seinen Werken; das Meer ein Bild der Ewigkeit! Der große Hügel, auf dem sich Mister Kennedy häuslich niedergelassen hat, heißt „Chaka's Hill“ d. i. Tschakas Hügel. Da sollen Tschakas Horden die verzweifelten Alma-Pondo, die noch übrig waren, vollends niedergemehelt oder ins Meer getrieben haben.

Bei der Abendunterhaltung kam auch darauf die Sprache. Da sagte Mister Kennedy, ein tüchtiger Sportsmann: Zwei Wochen vorher (vor Ostern) machte ein Trupp junger Leute einen Ausflug ins Neuland. Umgehr 2 Stunden von Margate entfernt wurde gerastet und Erfrischung genommen; dann gings auf die Suche auf den Hügeln und Bergen herum im dichten Busch und Gestrüpp . . . Auf diesen Streifzügen fanden die Forscher eine große Menge menschlicher Gebeine allüberall herum zerstreut, auch den Bergabhang hinunter. Nun sagt man: Das ist der Platz, wo die Überreste der verfolgten und zu Tode gequälten Alma-Pondo von Tschakas wilden Horden erschlagen oder ins Meer getrieben wurden. Deshalb hat man diesen Platz „Tragedy's Hill“ (Tragödien-Berg) genannt. — Möge der Allmächtige den armen schwarzen Eingeborenen nunmehr den Frieden des wahren Christentums verleihen.

So kann es gehen . . .

Von P. Severin RMM.

Das Lachen ist nicht bloß für die Leser des Vergißmeinnicht gesund, lachen tun auch die Missionare gern.

War da ein junger Pater auf eine große Missionsstation gekommen, um dem überbürdeten Rektor zu helfen. Voll Feuereifer geht er an die Erlernung der Sprache, mit noch mehr Eifer hinaus auf die Außenstationen, um den Gläubigen wenigstens die Messe zu lesen und die Kommunion zu reichen. Die Entfernungen sind groß, er muß 2, 4 oder gar 6 Stunden reiten. Meist begleitet ihn wohl der orts-, leut- und sprachkundige Katechist, aber wenn der nur sein Zulu kann, ifts eine mißliche Sache.

Bei so einem Ritt weit hinaus erwarteten den Pater nun einmal am Wege eine Menge Schwarze, die viele Worte machten. Der junge Pater konnte kein Wort verstehen, aber aus den Gesten und der Kleidung der Leute glaubte er schließen zu können, daß es sich um die Einsegnung eines Toten handle. Deswegen den vielgeplagten und franken Rektor den weiten Weg machen lassen wäre doch eine Tierquälerei, denkt sich der neue Kaplan. „Das kann doch ich auch“. Er steigt ab; man führt ihn in eine mit Menschen gefüllte Hütte, bringt ihm bereitwilligst Weihwasser und er will beginnen.

Wo ist der Tote? Fragen kann er nicht, so hält er Umschau und entdeckt bald so etwas, was Ähnlichkeit mit einem Sarge aus Kistenbrettern hat. Also los! Stolz kommandiert er dann das Vaterunser durch Unstimmigen der ersten Worte: „Baba wetu“. Während die Versammlung nun in andächtigem Chore fortfährt, visitiert er den vermeint-

lichen Sarg doch etwas näher und sieht nun, daß es nur ein Holzhaufen ist! Zudem blicken die Leute alle bei der Tür hinaus! Er folgt der Richtung der Augen und entdeckt nun draußen zwei Bierfässer, die aber ganz weiß benetzt sind. Das kann nur von Kalk sein und die Leute haben jedenfalls den Toten wie den großen Missionsheiligen Xaverius in frischen Kalk gelegt, denkt der Pater und gebraucht recht viel Weihwasser. Aber als er mit der Einführung fertig ist, muß er zu seinem Erstaunen sehen, daß die Leute aus den Fässern herauschöpfen und trinken! Schrecklich, diese Kaffern! Doch erkennt er bald das Getränk als stark gärendes Negerbier, dessen überfließenden Schaum er für Kalkmilch gehalten hatte. Wie er nun mit recht gemischten Gefühlen weiter Umschau hält, entdeckt er doch nicht allzufern einen Grabhügel, der allerdings schon einige Monate alt sein möchte. Immerhin ein Trost bei der ganzen Geschichte und er meint, der Tote werde es schon gefühlt haben, daß alles für ihn gemeint war.

Daheim aber kommt dann der Rektor nach einer Weile zu ihm und lacht und lacht! Der Kaplan hatte ja bei einem Holzhaufen begonnen, bei zwei Bierfässern fortgesetzt und schließlich einen alten Stockheiden endgültig eingegangen, mit recht viel Weihwasser, wie der Katechet erzählte.

Ein Indier sucht Information zwecks Studium, wie den eingeborenen Indiern zu helfen ist

Abtei von St. Andreas par Lophem — Les Bruges,
Belgien. Den 14. Oktober 1930.

Sehr geehrter Herr Nekaljah!

Vielen Dank für ihren Brief vom 19. September und für die Abschriften der Antworten des Hochw. Herrn Bischofs, die von großem Interesse sind. Über Ihren Plan und diese Antworten hoffe ich etwas in der Dezemberausgabe unserer Quartalschrift zu schreiben. Senden Sie mir also bitte Abschriften aller Antworten, die Sie in Zukunft empfangen mögen.

Was Ihr Vorhaben, die Arbeit der religiösen Orden anzuschauen, angeht, so bestehen solche in Europa, aber in viel kleinerem Ausmaße und in anderer Weise wie jener Orden, den Sie selbst besuchten. Andererseits haben wir einen Orden, der schon seit Jahrzehnten an der Arbeit ist, und zwar gerade bei der Art kulturfördernder Arbeit durch Ackerbau, Handwerk usw., die Sie im Auge haben — aber er wirkt in Südafrika. Ich meine die „Missions-Religiösen von Mariannhill“, frühere Trappistenmönche aus Deutschland. Sie haben ihre alte Regel den neuen Bedingungen ihrer Umgebung angepaßt und eines der schönsten Werke für die Hebung eines ganzen Volkes geschaffen, das seinesgleichen in der Welt sucht.

Überdies, die Art und Weise, wie sie ihren Bantus helfen, ist genau das, was man in Indien tun sollte und was Sie für die unterdrückten Klassen im Auge haben. Ich möchte Sie darum dringend bitten, daß Sie, ehe Sie etwas anderes unternehmen, nach Natal reisen und das Werk persönlich in Augenschein nehmen. Dann mögen Sie die verehrten Patres

einladen, nach Indien zu kommen, um dort ein Zentrum für Sie zu schaffen. Ich selbst will zu diesem Zweck dorthin schreiben und ihren Plan empfehlen. Die Postadresse ist: P. Superior, The Monastery, Mariannhill, Natal, Südafrika. Ihre Eisenbahnstation ist Pinetown in Natal.

Wenn Sie nach Europa kommen, müssen Sie natürlich uns die Ehre geben, hierher zu kommen und unser Gast in unserem Kloster zu sein. Wir könnten dann auch Ihre weiteren Besuche in anderen Klöstern veranlassen, wo Handarbeit einen größeren Teil der Arbeit einnimmt als bei uns. Aber soviel ich die Verhältnisse in Indien kenne, muß ich wiederholen, daß Mariannhill Ihnen mehr helfen kann als irgend jemand anders.

Mit den besten Wünschen und Hoffnungen, ferner noch etwas zu vernehmen, bin ich

Ihr sehr ergebener

S. D. / — H. G. Zacharias.

Der Sohn des Freimaurers

Von Anna Kahser

(Fortsetzung)

„Weiter,“ drängte Reinert, in dem es heiß aufwallte.

„Zu stolz, um das Gemeine je zu schonen,

„Zu weich, mit Liebe Liebe nicht zu lohnen,

So ging er als ein Fremdling durch dies Land...“ (Macaulah.)

„Ruth!“ — seine Stimme vibrierte, — „Ruth, ich nehme Sie beim Wort. Ist's wahr, zu weich, mit Liebe... Liebe nicht zu lohnen!? Was denken Sie sich als Lohn für des treuesten Ritters Liebe?“

Ruth war blaß geworden. Das hatte sie nicht gewollt. Ihre Seele war anderswo gewesen, als sie die Worte flüsterte. Flehend legte sie den Finger auf den Mund, daß er schweigen möge. Die Eltern saßen im offenen Nebenzimmer mit einem befreundeten Paare aus der Stadt noch am Teetisch.

Reinert verstand und blätterte fieberhaft in den Notenheften.

„Bünnen Sie mir, Fräulein Ruth?“ Er sagte es leise, ohne sie anzusehen. Sie hörte den leidenschaftlichen Tonfall in seiner Stimme. Ein gequälter Ausdruck trat in ihr Gesicht.

„Nein. Aber sprechen Sie niemals wieder so.“

Er kam ihr in diesem Moment vor wie ein Eindringling in ihres Herzens strengbewahrtes Heiligtum, der ein anderes, geliebtes Bild daraus verdrängen und ein anderes, sein eigenes, an seine Stelle setzen wollte.

„Haben Sie Mitleid... um meines Friedens willen!“ sagte sie leise noch.

„Verzeihen Sie mir.“

Dem Justizrat war die kleine Szene nicht entgangen. Ein starker Wunsch wachte in ihm auf. Sollte ihn das Schicksal für den schlimmen Streich, den es ihm gespielt, in etwa entschädigen wollen? Der Gedanke wirkte versöhnend.

Wie die alte Wunde in seinem Innern noch brannte, das verriet er seinem, am wenigsten den Seinigen. Nach außen war er immer noch die Eiche, die kein Wetter bricht.

Es war, als vom Kolleg die Einladung Herberts zu seiner Priesterweihe und Primiz kam. Die Frauen legten ihm den Brief auf seinen Schreibtisch. Nach Tagen lag er noch genau auf derselben Stelle. Nichts in Werners Verhalten verriet, daß er von dem Inhalt Notiz genommen. Als Frau Mathilde eine diesbezügliche Frage wußte, hörte sie nur ein kalt abwehrendes: „Du solltest mich doch endlich kennen.“

Aber noch am selben Abend durfte sie einen erschütternden Einblick in sein schroff verleugnetes Heimweh tun. Sie ging eben aus ihrem Zimmer in sein Arbeitskabinett. Die Tür war nur angelehnt. Der Teppich dämpfte ihren Schritt. Er saß am Schreibtisch, den Rücken ihr zugewandt. Sein Denken mußte sehr gefesselt sein, daß er ihr Näherkommen nicht bemerkte.

Ein paar Schritte entfernt blieb sie stehen und lauschte betroffen seinem schweren Aufföhnen.

Leise ging sie einige Schritte näher. Da sah sie ein Bild in seiner Hand. Sie kannte es so gut: Herbert als Tertianer, in roter Mütze, mit lachenden Knabenaugen.

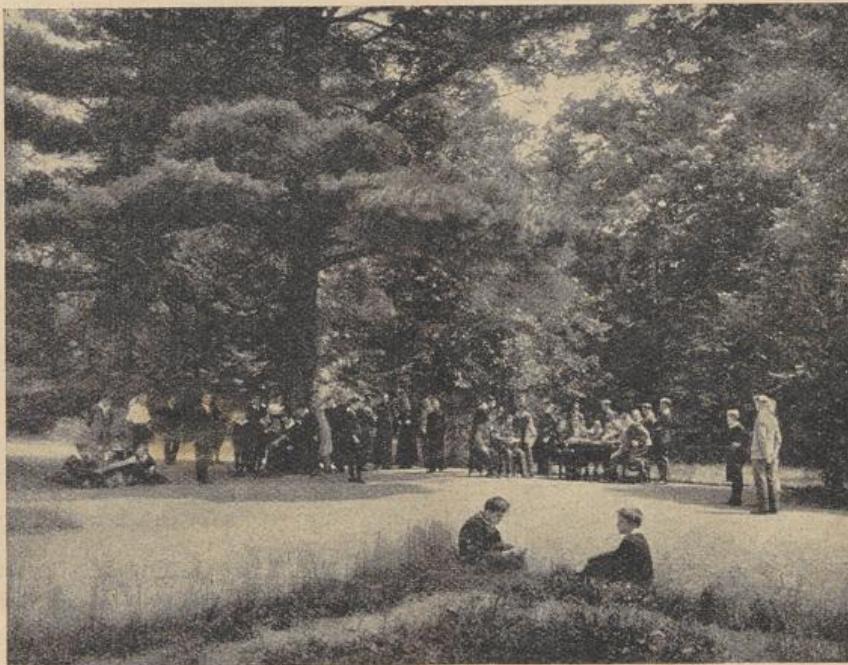
Unbeweglich starrte der Mann am Schreibtisch auf das Bild. Dann sank die Hand, die es hielt, wieder auf den Tisch. Und auch der Kopf sank vorüber auf das lächelnde Knabengesicht, minutenlang. Still war es im Zimmer. Nur das schwere Atmen der beiden Menschen, die gleichen Schmerz trugen, die sich so nahe und doch so unendlich fern waren.

Werner machte eine hastige Bewegung, wie einer, der sich jäh in einer feindlichen Welt befindet. Frau Mathilde zog sich lautlos zurück. Sie sah noch, wie er hastig über Bild und Augen fuhr und sich scheu

Werner einen bösen Herzansatz. Der erste Ausbruch eines alten ererbten Leidens. Seine Gattin und Ruth waren ganz liebende Sorge; wußten sie doch, wie schwer er trug; um so schwerer, da er allein trug.

Als Herberts großer Tag kam, ging es ihm bereits wieder besser. Schweigend ließ er die Frauen reisen. Es war nichts Feindseliges in seinem Wesen, wie sonst wenn sie Herberts Namen nannten.

„Tut, was ihr wollt, aber lasst mir meine Ruhe,“ wehrte er, als Frau Mathilde um eine Botschaft an den Sohn bat.



Mariannhiller Missionarstudenten aus St. Bonifaz, Schurgast O. S.,
bei der Erholung

umsah wie ein auf schlimmer Tat Entappeter.

Eilig verschloß er das Bild wieder in ein Geheimfach seines Schreibtisches. Und legte das Klosterschreiben genau wieder auf den Platz, auf dem es vorher gelegen.

Frau Werner stieg hinauf zu Herberts Zimmer und weinte dort ihr Mutterleid aus.

Hier war alles noch ganz so, wie es der einzige Bewohner verlassen hatte. Nur das große Lichthbild, das Herbert im Wuchs der „Burgundia“ zeigte, war im Erker aufgestellt worden. Immer dufteten hier frische Blumen, als ob Herbert jeden Augenblick heimkommen müßte. Ruth kannte seine Lieblinge: weiße Rosen, dunkelrote Nelken und Dahlien.

In der folgenden Nacht hatte Justizrat

„Darf er einmal kommen?“ wagte sie noch einen Versuch.

„Meinem Sohne steht mein Herz und Haus stets offen — einem Mönche nicht.“

Da ging sie schnell hinaus, um nicht aufzuweinen. Und fuhr mit Ruth und Dr. Reinert traurig zum Freudentage ihres Sohnes.

Es war ein schmerzlich-seliges Fest für Herbert, voll heiliger Weihe und überirdischer Seligkeit.

„Solche Tage sind der Ewigkeit entliehen. Wäre ihnen auch nur ihr Ewigsein eigen,“ äußerte Ruth abends zu Pater Helmuth, dem Festprediger.

Im stillen hatte Frater Werner eine Hoffnung genährt, die ihm selbst zu fühn

dünkte. Und so mußte er all die Zeit vorher seine Sehnsucht dämpfen, um einer Enttäuschung gewachsen zu sein.

Als er am Tage seiner Weihe vergeblich nach einem geliebten Antlitz spähte, an das er seit Wochen Tag und Nacht gedacht, da war ihm, als müsse all sein Glück in die Bitterkeit dieses Schmerzes untergehen. Gewaltsam zwang er sich zur Ergebung. Das schmerzhafte Aufbäumen der Natur in ihm sagte ihm mit demütiger Gewißheit, daß die Bande des Blutes seine Seele noch ungeahnt festhielten. Hatte er ein Damauskuswunder erwartet — ? Als aber des Bischofs Hand auf seinem Haupte ruhte und er unter Gebet und Salbung zum Christusstreiter geweiht wurde, da war er wieder nur der Jesusjünger, der sein großes Opfer ganz brachte.

Als er seinen Lieben am Primitztagen seinen ersten Priesterseggen spendete, als seine Hand segnend auf dem Haupte der Mutter ruhte, da hob er einen Augenblick das Auge, sein Geistesblitz ging in die Ferne zu einem einsamen Manne im einsamen Hause, der wohl doch zu dieser Stunde seines Einzigsten gedachte, zu dem ihm sein Stolz den Weg verwehrte. Flüsternd sprach er im Zurückgehen zum Altare die Worte des Segens — sandte sie als Friedensbotschaft in seines Vaters Haus.

Es war wenige Tage nach Herberts Primiz. Frau Werner und Ruth waren von der Reise zurückgekommen. Dr. Reinert und Pater Helmuth waren noch einige Stunden im Kloster geblieben, um mit Pater Werner alte Erinnerungen aufzurütteln.

Ruths erster Weg nach ihrer Heimkunft war zur „blauen Villa“. Melitta, die wieder bei ihrem Onkel war, gab besorgt Bericht über Campallas Befinden.

„Es geht erfreulich abwärts, Ruth. Ich fürchte mich so — vor dem Letzten. Er will von Gott und Saframent immer noch nichts wissen. Du bist so mutig; laß uns nicht im Stich.“

Ruth nahm sie liebevoll in die Arme. Sie wußte, wie weh es tut, wenn sorglose Jugend zum ersten Male vom Ernst des Lebens berührt wird.

„Still, Melitta, ich bleibe bei euch. Bist noch ein so junges Kind — und brauchst die Sonne.“

Ruth bemerkte die große Veränderung im Befinden des Kranken binnen wenigen Tagen. Er tat ihr unendlich leid, weil er ohne Hoffnung und ohne Aussblick auf ein anderes Leben und auf einen ewigen Lohn litt. Welch ein schauriges Sterbelager mußte das werden, wenn nicht eine

stärkere Macht eine Sinnesänderung herbeiführte!

„Es drängt sie, dem Armen alles nur Mögliche an Liebe und Linderung zu geben, da sie nur schauernd an sein jenseitiges Los denken konnte.“

„Warum nur tun Sie das?“ fragte er einmal, als er ihren Bemühungen still zugeschaut hatte und ihr eine große Abgespanntheit anmerkte.

„Was?“

„Däß Sie mich alten Sünder so tapfer pflegen. Ich denke, für Wesen wie Sie hätte das Leben andere Genüsse.“

„Andere vielleicht. — Ob bessere?“ Sie zuckte die Schultern. „Wenn Sie ahnen könnten, welches Glück im Helfendürfen, Wunderheilen liegt, so würden Sie mein Tun selbstverständlich finden.“

„So ernste Philosophien hören sich merkwürdig an aus so jungem Munde. Wer lehrte Sie solch platonische Weisheit? Ihre Religion der Knechte und Einfältigen wohl schwierlich. Die züchtet nur weltfremde Heuchler und Unfreie.“

„Herr Campalla!“

„Verzeihen Sie, Fräulein Ruth. Sie möchte ich weltweit von diesen Loren wissen, die die schöne Welt zu einem Kerker machen, darin Geißel und Knute Kopfhänger und Lichtscheue erziehen. Sie sind für mich die menschgewordene Weltverklärung.“

Campalla fühlte, er war zu weit gegangen. Um keinen Preis wollte er es mit Ruth verderben. Darum das Extragericht.

Ruth sah ihm ruhig ins Auge. Sie wußte, er glaubte seine Theorien selbst nicht. Ernst entgegnete sie:

„Gehen Sie einmal hinab zur Klinik —

— Sie waren gewiß noch nie dort — und sehen Sie sich die jungen Menschenfänger an, die dort ihre Jugend in Operationsäulen, an Krankenbetten, in aufreibenden Nachtwachen hingeben, ohne Dank und Lohn, manchmal gar verkannt und verachtet. Ja, die sind Unfreie, sind es geworden in höchster Geistesfreiheit. Aber diese Unfreiheit im Gehorsam und in der Liebe hat sie frei gemacht von tausend Geißeln und Banden, die die Weltfreien quälen. Können Sie mir aus Ihrem Lager einen einzigen derartigen Fall von heroischem Opferium, von selbstvergessener Nächstenliebe berichten wie den unserer Stadtschwester Melitis —, so will ich mich besiegt geben.“

„Ist das die überspannte Enkelin vom Grafen Rauenek? Ich habe seinerzeit davon gehört. Soll so ein hysterisch Flüngelchen sein, die den feudalen Herrensig halb ruiniert hat mit ihren plebeijischen Passionen. Das Bettelvolk der ganzen Herrschaft soll sich auf der Burg herum-

getrieben haben. Na, der alte Raueneck hat dem faulzißen Persönchen seine kostspieligen Marotten bald ausgetrieben. Es wurde plötzlich ganz stille auf der alten Burg. Von der Kleinen hörte man nichts mehr. Sie sehen, ich bin vorzüglich orientiert."

"Ich hörte von der „Kleinen“ beispielsweise noch dieser Tage, daß sie den alten Huberlein pflegt — jeder weiß, wie oft er im Buchthaus war — und heute nacht die Wache bei dem Delirierenden hat, und gestern und vorgestern auch," entgegnete Ruth mit Nachdruck.

"Nun, wenn es ihr Plässer macht! Es gab schon schlimmere Absonderlichkeiten."

"Und Sie sind nun doch ein ganz unverbesserlicher Sünder," entgegnete Ruth lächelnd. "Man sollte Ihnen böse sein, wenn man nicht wüßte, daß Sie nicht hören und sehen und verstehen, weil Sie nicht wollen und vielleicht auch nicht dürfen, weil Sie die Nutzanwendung scheuen."

Ruth stand auf. Trotz der äußeren Veränderung fand sie den Kranken heute so gut wie seit langem nicht.

Sie ging beruhigt heim.

Kaum aber war sie eine Stunde zu Hause, da schellte es heftig. Ganz verstört kam der alte Friedrich, Campallas Diener, hereingestürmt.

"Der Herr Justizrat und das gnädige Fräulein möchten eiligst mitkommen. Mit dem Herrn ist es schlimmer geworden," stammelte er atemlos.

Ruth war erschrocken. War die Besserung nur ein letztes Aufglühen des sündigen Lebens gewesen? Oder hatte das kleine Scharmützel ihn aufgeregzt?

Werner ging ungern mit. Was sollte er dort? Ein Sterben zu sehen, danach verlangte ihn nicht. Diesem düstern Schauspiel war er stets tunlichst aus dem Wege gegangen.

Ruth sah mit dem ersten Blick: der da in Fieberglut in den zerwühlten Kissen lag, war ein Sterbender. Und der Justizrat sah es auch. Ein kaltes Grauen trock ihm ans Herz. Jenseits von Campallas Sterbebett sah er schaudernd das finstere Schattenreich, wo die Vernichtung die Seele in ewiges Schweigen hüllt.

Weshalb dann aber die wahnsinnige Angst, mit der Campalla sich gegen die Vernichtung wehrte, die ihm doch nur noch Erlösung sein konnte — —?

Furchtbare Angstzustände wechselten bei dem Kranken mit tödlicher Erichöpfung. Krampfhaft umklammerte er Ruths Hand, flehte mit schreckhaft aufgerissenen Augen, ihn zu schützen vor dem schwarzen Ungeheuer . . .

Ruth war in Todesängsten. Sollte das nun das Ende sein? War all ihr Opfern

und Beten umsonst gewesen? Und der treuen Hanna demütiges Dienst? Sollte diese Seele in ewige Nacht sinken, ohne daß ein Alt der Reue sich ihren Abgründen entrang?

"Es ist schrecklich, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen," ging es ihr schaudernd durch die Seele.

Melitta lag weinend im Nebenzimmer auf den Knien. Ihr graute entsetzlich vor dem Onkel, vor dem Krankenzimmer, vor vor dem schrecklichen Sterben; vor diesem ganz unheilvollen Hause graute ihr.

Die alte Hanna war halb irre. Es war nichts mit ihr anzufangen. „Wenn der arme Herr so dahinführe, ohne Beichte und Saframent . . . nimmermehr darf ich im Himmel Signora Gisela unter die Augen kommen.“

Der Justizrat saß im Hintergrunde des Sterbezimmers, den Kopf in die Hände vergraben. Er hatte dem Freunde in dieser Stunde nichts zu sagen. Alle Argumente, die seine Theorien sonst so glänzend stützten, versagten, nun die Geheimnisse der Ewigkeit über ihnen lagen. Alm liebsten wäre er geflohen. Aber das hätte wie Feigheit ausgegesehen. Und er durfte auch Ruth nicht allein hier lassen.

Dr. Reinert, der eilig gerufen wurde, zuckte die Schultern. Seine Kunst sah sich einem Stärkeren gegenüber, dem er seine Beute lassen mußte. Er linderte mit einem Beruhigungsmittel nur noch des Sterbenden Körperqualen. Die Pein, die ihm aus den Augen schaute, gegen die mußte ein Anderer helfen. Dafür fehlte ihm die Inspiration.

Ruth sandte zum Kloster und ließ um einen Gebetsturm bitten. Dann ließ sie kurzerhand den Pater Guardian heraufrufen, damit er auf alle Fälle zur Stelle sei.

Campalla kam zu sich und blickte umher. Da beugte sich Ruth im plötzlichen Entschluß über ihn. Hier konnte nur die unerbittliche Wahrheit noch nützen. Ihre Stimme klang dem Kranken wie die Posaune des Weltrichters:

"Herr Campalla, . . . Sie wissen, daß Sie sterben werden, vielleicht in dieser Stunde . . . Es lebt ein Gott . . . und ein Richter . . . Sie fühlen es selber. Wollen Sie nicht in seine Hände fallen, so schließen Sie Frieden mit ihm . . . Noch ist es Zeit . . ."

Erschrocken ob solcher Kühnheit griff Dr. Reinert nach dem Puls des Kranken, der unregelmäßig stürmte. Ruth hatte nach mächtigem inneren Drängen gehandelt das sie niemals täuschte. „Mein Gott, was liegt an einem bißchen Erdenleben mehr oder weniger, wenn eine Ewigkeit auf dem Spiele steht?“

Schreckhaft arbeitete es in des Kranken

Gesicht. Engel und Dämonen rangen erbittert um den Sieg. Die ersten hatten die lichten Träume des Kindes und Sünglings bewacht. Die andern waren mit ihm gewesen auf düsteren Manneswegen. Wem würde der Sieg werden?

Da winkte Campalla Werner mit matter Handbewegung zu sich.

„Was würdest du tun?“

Sein Blick bohrte sich in den des andern.

Werner wandte sich unsicher zur Seite. Campalla drängte: „Sag mir die Wahrheit.“

„Du mußt es wissen.“

Unsicher kam es heraus. Werner wandte sich zum Fenster und schaute in die schweigende Nacht.

Da wandte Campalla sich in tödlicher Angst wieder zu Ruth. Sie nahm seine schon erfaltende Rechte in ihre Hände und begann ihm von der erbarmenden Liebe dessen zu sprechen, der einst einen Christusfeind mit Allgewalt zum Kreuze zwang und seinen Haß mit Liebe schlug.

Eine Träne quoll ihm aus dem Auge. Und dann — strömte eine ganze Flut über das schon verfallende Gesicht, über das schon die Schauer des Todes gingen. Campalla, der Gottesfeind, der geschworene Christusverfolger, weinte. Weinte unter dem jengenden Gnadenstrahl, der ihn aus dem Auge dessen getroffen, dem er Tod und Vernichtung geschworen.

Da hörten sie die Stimme des Pater Gerhard. Dr. Reinert riß die Türe auf. „Schnell, Hochwürden, es ist die höchste Zeit!“

Auf einen Wink Ruths verließen sie alle das Zimmer.

Pater Gerhard trat ans Sterbelager und griff nach Campallas Hand. Es war ein ergreifender Moment, diese beiden Männer, bisher die Vertreter von zwei gegenüberliegenden Welten, Hand in Hand an den Toren der Ewigkeit.

Ehe der Priester noch ein Wort sprechen konnte, ging eine jäh Veränderung mit dem Sterbenden vor. Die Augen schienen sich in den Höhlen zu wenden, wurden starr und gläsern, die Lippen blau. Er sank in halbe Bewußtlosigkeit.

Pater Gerhard flüsterte ihm Stoßseufzer, Glaubensalze zu. Voll Inbrunst beschwore er den Himmel um nur einen leichten Augenblick.

„Hören Sie mich, Herr Campalla? Verneuen Sie? Verlangen Sie nach Gott?“

Mit Spannung harrte er auf das leiseste Zeichen der Zustimmung.

Da — endlich auf seine beschwörende Frage ein schwacher Gegendruck der Hand, der große Moment, da die scheidende Seele ihren Herrn anerkennt.

Kurz vor dem Ende schlug er noch ein-

mal die Augen weit auf und sah den Priester mit gebrochenem Blick an. In diesem Blick lag eine Welt voll Reue und Abbitte, so daß Pater Gerhard das Ego te absolvò über ihn sprach und dann erschüttert in die Knie sank. Kehrte die Seele von den dunklen Toren des Zwischenreiches zurück, um zu bereuen?

Eine schwere Träne, die letzte, drang durch die Wimpern des Sterbenden. Ein kurzes Röcheln, ein letztes Aufbäumen des Körpers, — Giacomo Campalla stand vor seinem Richter.

„Requiescat in pace!“ rief der Priester der abgeschiedenen Seele durch die Tore der Ewigkeit nach.

Dann rief er die andern herein.

„Hoffen wir, daß er gerettet ist!“ sprach er ernst.

Sie sanken erschüttert in die Knie. Das „Requiem aeternam dona ei, Domine . . .“ ging durch das Sterbezimmer, von dessen Wänden die finstern Gesichter getrörter Eogenbrüder grossend auf den abgesunkenen Genossen schauten.

Den Justizrat sah keiner mehr. Er war aus dem Hause des Todes geflohen in wahnsinniger Erregung. Er hatte seine und Campallas Theorien fläglich zusammenbrechen sehen. Und er fühlte, während er bis in die tiefsten Tiefen aufgewühlt am See auf und ab stürmte, daß auch in ihm etwas zerbrach. Eine schaurige Leere gähnte ihn aus seinem Innern an. Etel packte ihn, vor sich, vor seinem Leben, vor seinen Gesinnungsgegenossen. Er stand auf den Trümmern seiner Weltanschauung.

Wie, wenn der Gott nun doch lebte, vor dem Campalla im entscheidenden Moment so traurig kapituliert hatte . . .? Wenn es doch ein Ideal gab, das ein ganzes Lebensopfer, wie Herbert es gebracht, wert war . . .?

Er sträubte sich, über die Konsequenzen einer solchen Möglichkeit auch nur nachzudenken, wehrte sich mit dem letzten fläglichen Rest seiner Wissenschaft, den diese Nacht ihm gelassen.

Endlich ging er heim. Seine Gattin erschrak, als sie in sein verstörtes Gesicht, in seine flackernden Augen sah. Er wischte ihrem Blicke aus, ging in sein Arbeitszimmer und verbrachte dort grübelnd die Nacht. Bald darauf kamen auch Ruth und Dr. Reinert. Sie hatten unterwegs kaum ein Wort gesprochen. Der Ernst der Ewigkeit lag zwischen ihnen.

Ruth hatte Melitta mitnehmen wollen, aber sie hatte bei Hanna bleiben wollen. Und bei Schwester Melitis, die gekommen war, Campalla im Tode die Liebe zu erweisen, die er im Leben zurückgewiesen hatte.

Die Schwester kannte ihn wohl, diesen Gottesfeind, der einen so verderblichen

Einfluß auf ihren Großvater ausübte hatte. Dem sie so manche Tränen und schließlich das Geschick einer Verstoßenen zu verdanken hatte.

Nun war die Stunde gefommen, da sie ihm in edler Rache vergelten wollte. Selten hat Schwester Melitis, geborene Gräfin Rauened, einen Liebessdienst an einem Toten durch so manches inbrünstige „Requiem“ geweiht wie jetzt, da sie ihren einstigen Widersacher in sein letztes Kleid hüllte.

* * *

Für Pater Werner gingen die Tage und Monate nach seiner Primiz in ernster Selbstheiligung und Vorbereitung auf den Missionsberuf dahin. Die Klosterzeit hatte ihn auch äußerlich sehr verändert. Er war zum gefestigten zielsicheren Manne geworden. Er hatte stets das Außerste von sich verlangt; wußte er doch, daß ein Stern, der einmal in eine dunkle Nacht leuchten soll, an einem wolkenlosen Himmel stehen muß.

„Paulus“ nannten ihn die Mitbrüder gern, den jungen Stürmer, der ihnen stets voraus war in der Rennbahn und so feurig nach dem Missionskreuz verlangte.

„Ohne Missionsfahrt und Schiffbruch und Kerker und Schwert kann ich mir aber einen Paulus schwerlich denken. Drum helft, daß die hohe Obrigkeit mich auch auf Pauli Spuren sende,“ ging er alle mal auf die Scherze der anderen ein.

Die Obern aber ließen ihn warten. Besser, daß die erste Glut, in die sich ungewollt etwa ein Funken Abenteuerdrang miteinschleichen könnte, zuvor ein wenig gedämpft wurde.

Pater Werner aber verlangte es nicht nach den Sternen fremder Zonen. Dessen hatte er einstmals genug gesehen. Sie hatten ihn kalt und arm gelassen. Ihn zog es hinein in ihre Nacht. Er wollte selbst das Licht sein, das Seelen sucht, dunkle Wege erleuchtet.

Da gaben die Obern endlich nach und bestimmten ihn für die Mission in Brasilien. — Eines Morgens lag wiederum ein Brief aus T. im Wernerischen Briefkasten.

Frau Werner sah voll Erwartung, wie ihr Gatte, was er noch nie getan, Herberts Schreiben selbst erbrach. Er las ... und versärbte sich — und legte den Brief schweigend den Frauen hin.

Ruth, als sie des Veters Einladung zur Abschiedsfeier gelesen, ging in plötzlichem Entschluß hin zum Onkel und schlang den Arm um seinen Hals:

„Geh mit, Onkel! Mach ihm die Freude! Komm mit!“

Der Justizrat war gerührt. Wenn es Engel gäbe, sie müßten so bitten können,

dachte er. Aber er durfte nicht schwach werden. Zwar verlangte die Vaterliebe mit Ungestim nach ihrem Recht. Aber es war unmöglich. Ein Kloster sollte er betreten, er, der geschworene Freim ...? Er dachte das Wort nicht mehr aus. Und gar jenes Kloster, das all sein Lebenshoffen in seinen finstern Mauern begraben hatte. Niemals!

„Nicht jetzt, Kind. Es geht nicht. Aber ihr — mögt ihn grüßen,“ sprach er ausweichend, stand auf und ging rasch hinaus.

Es würgte etwas in ihm. Im stillen beneidete er die Frauen, daß ihnen vergönnt war, was ihm sein Stolz versagte. Hatte er nicht schon Konzessionen gemacht, an die er vor einem Jahre nicht gedacht hatte? Er hatte Herbert grüßen lassen —! Aber gleichviel, es reute ihn nicht. Der Vater in ihm ließ sich auf die Dauer nicht mehr verleugnen.

Er schlief nicht in dieser Nacht. Er hörte seine Gattin leise weinen. War's um ihn ...? Ein Gedanke, ein Plan blitzte auf in seiner Phantasie. Er verwarf ihn, rief ihn zurück und verwarf ihn wieder, bis der Morgen frisch und licht in die Kammer zweier ruheloser Menschen grüßte.

Da erhob sich Frau Mathilde und fuhr nach eiligem Abschied von dem Gatten mit Ruth nach T. zum letzten Abschied.

Ob Ruth ein Wiedersehen mit dem Vetter wünschte? Sie dachte nicht darüber nach. Es war ja ihre Seele, die die seine liebte. Sie konnte ihn sich auf jenen Wegen, wo das Weltglück gleißt und die Seele hungrig, nicht mehr denken. Nicht der leiseste Wunsch begehrte ihn noch von Gott zurück.

Auf Herberts Bügen lag gespannte Erwartung, als er Mutter und Kusine im Sprechzimmer des Klosters entgegentrat. Täh aber erlosch das Licht in seinen Augen. Er konnte eine brennende Frage nicht zurückdrängen:

„Mutter, ich hatte gehofft ... Hat denn der Vater immer noch kein Wort für mich?“

„Hab Geduld mit ihm, Herbert. Es kommt langsam, aber es kommt. Er las deinen Brief und läßt dich grüßen.“

Herbert war bald wieder ganz ruhig. Gott allein wußte um die Enttäuschung dieser Stunde. Ob er die Obern noch bitten sollte um eine Reise in die Heimat? Er würde vom Vater nicht mehr zurückgestoßen werden. Er hatte ihn ja grüßen lassen.

Aber es war zu spät. In zwei Tagen fuhr der Dampfer. Nun, wenn der Herrgott auch diesen Verzicht verlangte, ein JesuSJünger sagt nicht nein.

Kurz vor der offiziellen Abschiedsfeier kam auch Dr. Reinert.

„In Unbetracht der Hyänen und Schlangen und Menschenfresser usw. deiner zukünftigen Heimat hielst ich es für förderlich, dich zuvor noch einmal zu umarmen.“ scherzte er.

„Wahrlich, Alsterchen, bist treuer als der Togenburger. Aber deine Befürchtungen mußt du schon für später aufsparen. In Südbrasiliien gehört der Appetit auf Menschenfleisch längst der Erinnerung an. Dort hat sich die Kultur bereits recht breitgemacht.“

„Zu breit für deine Apostelträume, meinst du? Mit der Bahabrecherei wird's also noch nichts.“

„Bist noch ganz der alte Spötter,“ gab Werner lächelnd zurück.

Das legte Lebewohl kam. Einen Augenblick hielten Mutter und Sohn sich umarmt. Und dann lagen wieder, wie am Primiztage, seine Hände segnend auf ihrem Haupte:

„Benedicat te omnipotens Deus. Pater et Filius et Spiritus Sanctus.“

Dann stand Pater Werner noch einen Augenblick betend und machte das Zeichen des heiligen Kreuzes nach der Richtung hin, in der die Heimat lag ... Zwischen Ruth und ihm ein wortloser Händedruck, der doch so unendlich viel sagte — und die Klosterpforte fiel hinter den Frauen zu. Der junge Missionar war allein.

Festen Schrittes ging er zur Kapelle, wo des Ewige Licht ihm von dem erzählte, der einst ein Himmelsheimatglück und Mutter und Heimat ließ und zum heimatlosen Pilger wurde um der Seelen willen.

Ein Stündchen erbat Freund Reinert noch für sich. Es verlangte ihn, aus des Freundes Geisteswelt zu hören und ein Anliegen ihm ans Herz zu legen.

Werner war erfreut, als er von Reinerts Plänen hörte.

„Die segne dir der Himmel! Hast du schon mit Ruth gesprochen?“

Herbert kannte Ruth zu gut, um ohne Sorge zu sein.

„Da liegt ja der Knoten. Ein Schulbub kann des Lehrers Lektion nicht so fürchten wie ich diesen Moment. Wenn es eine Festung mit Schwert und Pulver zu stürmen gäbe, ohne Wimper zu zucken würde es erschlagen. Aber die Rätsel dieser braunen Augen! Eine Andeutung, die ich einmal machte, ließ mir wenig Hoffnung. Seitdem aber floß manch Wasser von den Alpen.“

„Laß uns das Beste hoffen. Jede Festung wird einmal genommen. Und deine anderen Pläne! Du wirst ja noch der reinste Volksbegüter!“

„Ja, wenn mir die Beglückerin zur Seite bliebe! Wenn aber ...“

„Denk nicht an „aber“ und „wenn“. Meinen Segen hast du, das magst du auch Ruth sagen.“

Sie schieden und gingen jeder seinen Weg weiter, als Wundarzt des Leibes der eine, als Arzt der Seelen der andere.

Ein Herbsttag war's voll stiller Schönheit, als die „Kronprinzessin“ in See stach. Stolz und schneeweiss lag sie vor Anker, wie eine Braut, die der Hochzeitsgäste harrt.

„Oder wie ein weißer grausamer Sarg, der die hoffnungsvollste Lebensblüte in seiner finstern Kammer begräbt,“ denkt ein Herr, der abseits von der Menge steht und düster zum Schiffe starrt.

Das Signal ertönt zum Einstiegen. Die Schiffsbrücke wird heruntergelassen, und die Menschen eilen über sie hin, die für viele zwei Welten und zwei Leben von einander scheidet.

Als letzte vier Männer im Priestergewande.

Da beginnt der an der rechten Seite plötzlich zu zittern. Starr schaut sein Auge in das Gewühl der Zurückbleibenden.

„Ist Ihnen nicht wohl, Konfrater?“ wendet sich der, der neben ihm geht, zu ihm. „Soll ich Sie stützen?“

Pater Werner wehrt hastig ab. „Verzeihen Sie! Ich glaubte ... jemand Bekanntes zu sehen.“

Er rafft sich zusammen und geht mit den andern, ohne rechts oder links zu sehen, dem Schiffe zu. Ein Trugbild mag es gewesen sein, das seine Sehnsucht ihm für einen Moment vorgetäuscht hat ...

Die Schiffskapelle spielt einen Abschiedsmarsch. Die Brücke wird hochgezogen, die Passagiere stehen an der Reling und winken zum Festlande hinüber.

Pater Werners Blick bohrt sich suchend wieder in die Menge auf dem Landungsplatz. Und da an der Mauer steht. Sein Gesicht wird weiß wie Kalk. Er droht umzufallen.

Ein Aufrufschrei: „Vater!“

Er streckt die Arme aus.

Er will fortstürmen. Die andern halten ihn zurück.

„Laß mich! ... Einen Augenblick nur! ... Mein Vater! ... Ich muß zu ihm!“

„Es geht nicht, armer Freund. Wir haben keine Verbindung mehr. Die Anker sind bereits gelichtet.“

Sie wissen um die Tragik im Leben des Mitbruders. Sein Geschick tut ihnen leid.

(Fortsetzung folgt.)

Vergißmeinnicht



Illustrierte Zeitschrift der
Mariannhiller Mission



Nummer 10

Oktober 1935

53. Jahrgang

Der Rosenkranz Königin

Königin der Königinnen,
Deren Thron das Himmelszelt,
Du hast Gnaden auszuteilen,
Wie kein Herrscher dieser Welt.

Und dein Haupt schmückt eine Krone,
Die wie keine and're hold;
Perlen weiß, Rubinen rote,
Im Verein mit reinstem Gold.

Keines Goldschmied's Hände haben
Solches Kleinod je gemacht,
Und die Edelsteine holte
Noch kein Bergmann aus dem Schacht.

Denn die Perlen einzig finden
Sich nur in des Menschen Herz;
In der Freude, wie im Jubel
Und in unsagbarem Schmerz.

Und es formen fromme Hände,
Sie zum Schmuck von höchstem Glanz,
Den sie dir als Krone bieten,
Reinste Frau im Rosenkranz.

Christkönigsfest im südafrikanischen Lourdes

Ende Oktober 1934. — Ein prachtvoller Frühlingsmorgen über der südafrikanischen Flur. Kein Wölkchen trübt den sonnenstrahlenden Himmelsdom. Reine Luft und taufrische Kühle im Land der Tausend Hügel, zumal über den höher liegenden Partien. Sieben Meilen jenseits der Natalgrenze und urwaldgekrönten Höhen breitet sich in weitem Tale Ost-Griqualand die Mariannhiller Missionsstation Lourdes aus. Vor 48 Jahren ward sie gegründet. Der unentwegte Glaubenskämpfer und deutsche Kulturpionier, Abt Franz Pfanner (unter diesem Titel erschien im September 1934 des Gründers ausführliche und reich-illustrierte Lebensgeschichte im Mariannhiller St. Josephs-Verlag, Reimlingen, Schwaben) gab dieser Mission, Farm und Gegend den sympathischen, klangvollen Namen. Genau 30 Jahre nach dem französischen Lourdes am Gave entstand das afrikanische Lourdes am Capane. Das Ereignis von 1858 weckte 1888 ein Echo in weiter Ferne. Zum großen Lourdes der katholischen Kirche gesellte sich ein kleines der katholischen Mission. Beide leben und wirken zu Gottes Ruhm und der Seelen Heil. Beide huldigen Christus, dem König, und Maria, der fleckenlosen Jungfrau und Königin der Reinen!

Aus kleinen Anfängen erstand in den bald 50 Jahren am Capane eine der blühendsten Missionen Südafrikas. Durch Gottes und der Unbefleckten Segen wuchs das von Abt Franz gepflanzte Reis zu einem stattlichen Baume heran. Sein Stamm, Astwerk, Blütenflor und Früchtertrag werden im oben erwähnten neuen Buche anschaulich geschildert. Hier nur ein kleines Erlebnis aus jüngster Zeit. Geben wir einem Wallfahrer nach dem afrikanischen Lourdes das Wort.

Vor mehr als zwei Jahrzehnten hatte ich das Glück, Unserer Lieben Frau von Lourdes in Ost-Griqualand einen Besuch abzustatten. Schon damals war es ein gottgesegnetes Fleckchen Erde auf der südafrikanischen weiten Flur. Inzwischen hat es sich nach außen entfaltet und im Innern verschönert. War es doch schon oft die erwähnte Versammlungsstätte der jetzt in ganz Südafrika verbreiteten C. A. U. (Catholic African Union), eines Zusammenschlusses der katholischen Afrikaner mit hohen religiös-sozialen Zielen zur Wohlfahrt der Eingeborenen. Alljährlich finden hier auch Priesterexerzitien eines Teiles der Mariannhiller Missionare statt. Der Apostolische Delegat Südafrikas und nicht wenige prominente Persönlichkeiten besuchten dieses Lourdes. So hat sein Name einen guten Klang im Lande der guten Hoffnung.

Nach 42 Sonnwenden durfte ich endlich diese Segensstätte wieder sehen. Es war ein tatsächliches Erlebnis seltener Art. Und da ich mich längere Zeit in nicht allzu großer Entfernung aufhielt, konnte ich in der Folge Lourdes noch öfters besuchen. So auch am jüngsten Christkönigsfeste . . .

In frühester Morgenstunde begab ich mich auf den Weg. Mein Wallfahrtspfad lag noch im Dunkel der Nacht. Urwald zur Rechten und Linken. Felsmassen und Steinblöcke im matten Lichte der Mondsichel. Im Osten das erste Grauen des heraufziehenden Tages. In langen Kurven führt der Pilgersteig um die steilen Hügel. Es wird heller und heller in der Bergseinsamkeit. Bartes Grün des neuentsprossenden Grases schmückt die Frühlingslandschaft. Kinder lagern auf der tauduftenden Weide. Wie gut lässt es sich wandern, denken und beten in solcher Festtags-Morgenstille! Südafrika hat doch seine besonderen Reize.



Christus, der König, krönt Maria, die Königin

Schon erscheint der Vorposten der Mission: auf hochgewölbter Bergesfuppe ein mächtiges Kreuz! Es zieht mich auf die Höhe, hin zum Fuße des Kreuzes. Tief unten im Tale liegt vor meinen Augen im jungen Tageslicht das afrikanische Lourdes. Ein Kredo, Vater unser und Ave Maria muß ich hier mit lauter Stimme hinabjubeln und hinauf zum Vater aller Seelen, zur Mutter und Königin der Missionen. Horch! Harmonische Töne von den beiden Türmen: „Ich bin allein auf weiter Flur — noch

eine Morgenglocke nur . . .", das Zeichen zum Auftreten der Stationsbewohner. Ich beflügle meine Schritte, denn bald wird die erste hl. Messe beginnen. An solchem Hochfeste will ich keine versäumen. Dem Heiligtume näher kommend sehe ich schon Kerzenlichter schimmern vom Altare der Kongregationskapelle. Ich trete ein. Die Brüder sind versammelt. Eben schreitet der jetzt 80 jährige dritte Abt von Mariannhill, Dom Gerard Wolpert zur Darbringung des hl. Opfers. Aus seiner Hand empfange ich mit den Anwesenden die hl. Kommunion. Der König, den heute die ganze katholische Welt feiert, ist gnädig bei uns eingekehrt! Nach der Dankfassung und Schluß der hl. Messe begeben wir uns sogleich in die geräumige Missionskirche, wo Schlag 6 Uhr am Hochaltar eine zweite hl. Messe stattfindet. Hier sind auch die Missionsschwesterngemeinde, die Schulen und Stationsbewohner versammelt. Lange Reihen von Eingeborenen zie-



Eingeborene Schwestern der Mariannhiller Mission

hen zur Kommunionbank. Die Mutter der Gnaden teilt heute besondere Festgeschenke aus in diesem erwählten Haus! Ein Hauch der persönlichen Gegenwart des Königs aller Völker der Erde weht durch die hl. Hallen. Er segnet diese Afrikaner im südafrikanischen Lourdes wohl ebenso huldvoll als die Vertreter aller Völker Europas an der Grotte von Massabielle.

Nach dieser Morgenfeier bleibt genügend Zeit zur Besichtigung der Station. Zunächst aber ein voller Blick ins Innere der bald 40 Jahre stehenden Missionskirche im romanischen Rundbogenstil.

Drei Eingänge führen ins Heiligtum, dessen Seitenwände basilikenartig auf massiven Pfeilern ruhen, durch deren Bogenöffnungen die beiden Seitenschiffe mit dem Hauptraum ein Ganzes bilden. Der Hochaltar, eine Leistung der Missionsbrüder, zeigt reiche Ornamentierung, einen vergoldeten Tabernakel mit Expositionsnische. Darüber die lebensgroße Kreuzigungsgruppe, Stabat Mater und St. Johannes. Ein zweites eindrucksvolles Kruzifix schmückt einen Pfeiler gegenüber der Kanzel. Das mittlere der drei Fenster des Presbyteriums stellt in farbenreicher Glas-

malerei die Erscheinungsszene der Unbefleckten an der Grotte dar. Rechts und links vom Chor sind zwei geräumige Kapellen für die beiden Kongregationsgemeinden. In jener der Brüder eine würdige Lourdesstatue und an der Wand in großem Rahmen das Gemälde eines deutschen Künstlers: Christus als Hoherpriester, den Afrikanern huldvoll entgegentretend. Ein St. Antonius- und St. Anna-Altar an der Frontseite. In den Seitenschiffen ein Herz Jesu- und St. Josephs-Altar. Denn in dieser Kirche zelebrieren nicht selten 20 bis 30 Priester. Mehrere Beichtstühle bezeugen die Häufigkeit des Sakramentenempfanges. Eine Reliefdarstellung der 14 Kreuzwegstationen belebt die Seitenwände. Doch die Fenster des Gesamtraumes sind allzu klein geraten. Das „heilige Halbdunkel“ wird an sonnenlosen Tagen etwas zu intensiv. Für die große Gemeinde der Almabaca (Zuluvolkstamm dieser Gegend) stehen einfache-praktische Knie- und Sitzbänke aus Holz und Eisen bereit. Wohltuende Sauberkeit herrscht in den Hallen.

Wir treten ins Freie. Zwei mäßig hohe, eisenkreuzgekrönte Türme flankieren den Bau. Oben eine große und drei kleinere Glocken. Ihr melodisches Geläute zählt zu den größten Seltenheiten der Gegend. Ebenso die prachtvolle Mauerbekleidung der Türme, des Gotteshauses und vieler Gebäulichkeiten von Lourdes. Die bis zur Fassaden spitze emporrankende Schlingpflanze entfaltet gerade im Oktober ihr reizendstes Grün. Lourdes übertrifft bereits manches südafrikanische Städtchen an Ausdehnung und Bedeutung. Mit seinen Versammlungsräumen, Schulen, Post- und Telefonoffice, Werkstätten und landwirtschaftlichen Gebäuden, den Obst-, Gemüse- und Blumengärten usw. macht es einen stattlichen Eindruck. Da haben die Mariannhiller Patres, Brüder, Schwestern und viele Hundert Eingeborene unter ihrer Leitung wahrlich das Labora vier Jahrzehnte lang fleißig geübt.

Heute aber herrscht das Ora festlich vor. Der letzte Oktobersonntag huldigt auch hier in besonderer Weise dem König des Weltalls gemäß der Weisung des Papstes. Europäer und Afrikaner erfüllen ihre Ehrenpflicht. Auf den Ruf der großen Glocke kommen die lehteren von allen Seiten heran. Jung und Alt, Männer und Frauen. Viele zu Pferd, die meisten zu Fuß, alle zum gleichen Ziel: dem Tempel des Königs inmitten der Mission. Dahin zieht es auch mich; aber schon sind alle Bänke im Hauptraume gefüllt. Ich gehe zur Seitenkapelle, wo ehedem die vielen Missionsbrüder ihren Gottesdienst feierten. Nun sind sie an Zahl bedeutend geringer. Indessen die langen Bänke stehen nicht leer. Die Reihen der Stationsschüler haben sie besetzt. Mit Genugtuung nehme ich die musterhafte Ordnung und respektvolle Haltung dieser schwarzen Jugend vom 7.—20. Lebensjahr wahr. Auch hierin könnte diese Schule so manchen in altzivilisierten Ländern zum schönsten Vorbild dienen.

Punkt 10 Uhr beginnt der Festgottesdienst. Asperges und gesungenes Hochamt mit darauffolgender Predigt. Die von einem Schwarzen bediente kleine Orgel auf der Gesangempore verband sich mit den frischen Stimmen der Afrikaner. Belebrant war ein 70 jähriger Senior der Mission aus Oberschlesien. Seiner schwungvollen freudig-begeisterten Stimme bei der Fest-Präfation merkte aber niemand die Anstrengungen und Missionsstrapazen der vorausgegangenen vier Jahrzehnte an. Die Festpredigt hielt ein Sohn des Bayernlandes, ein kaum 30 jähriger Junior der Mariannhiller, der seine Ausbildung im Pius-Seminar zu Würzburg genossen.

In der darauffolgenden Pause fanden die Kirchenbesucher einige Ab-

spannung im Freien bei mäßig-lauter Unterhaltung. Nun hatte man einen Überblick über die beträchtliche Volksmenge, für die der Raum in der Missionsbasilika längst zu eng geworden. Möchten alle den Inhalt und großen Sinn des heutigen Tages erfassen und in allem ihrem König treu ergeben sein und bleiben!

In der anschließenden eucharistischen Andacht erteilte der Große Monarch aus der Monstranz seinem Volke den letzten Segen des Tages, der auch mir zum Erlebnis geworden. Leider erlaubt der Raum hier nicht, weitere Eindrücke mitzuteilen.

Ich schließe mit einem marianischen Gedanken zu Ehren der Gefeierten dieses Ortes, deren Standbild auch eine imposante Grotte in der Nähe der Kirche zierte. Im 31. Jahre nach ihrer Erscheinung in Lourdes ward die hiesige Mission gegründet und die 31 Buchstaben von: Ave Maria, gratia plena, Dominus tecum bilden in einer Umstellung höchst merkwürdig den Satz: „Dei para inventa sum; ergo Immaculata“, das heißt: „Als Gottesgebärerin bin ich befunden, daher unbefleckt.“ O. O.

Mariannhiller Rundfunk: Neueste Missionsnachrichten!

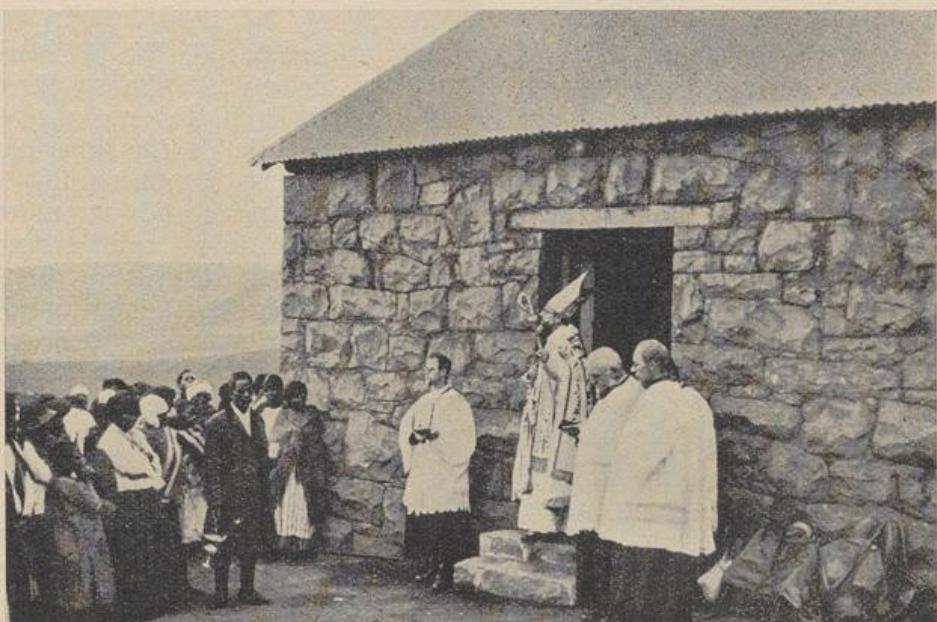
Am Mikrophon: P. Otto Heberling RMM.

Junge Missionare beginnen ihre Arbeit: Die jungen Missionare, die im Mai nach dem fernen Süden zogen, kamen Ende Juni, wenn auch mit einigen Tagen Verspätung, so doch wohlbehalten in Mariannhill an. Nachdem die Aufkommelinge sich im schönen Mariannhill etwas von den Strapazen der langen Seereise erholt und alle Gehensvürdigkeiten der großen Missionszentrale geschaut hatten, zogen sie auf die ihnen von den zuständigen Obern angewiesenen Arbeitsfelder im weiten Mariannhiller Missionsgebiet. Der hochw. P. Maximilian Kapfelsberger RMM. wurde auf die Missionsstation Clairvaux und der hochw. P. Kreutmair RMM. auf die Missionsstation Maria Hilf gesandt. Die hochw. Herren, P. Franz Wojaczek und P. Sixtus Impler RMM. erhielten ihre Sendung nach Rhodesia in die apostolische Präfektur Bulawayo. Dem hochw. P. J. Ebert wurde als Arbeitsplatz Umtata zugewiesen. Der hochw. P. W. Loggen RMM. wird in der Schule der Missionsstation Mariazell seine Tätigkeit beginnen. Der einzige Missionsbruder, der diesmal mitziehen konnte, Br. Kuno Stark RMM., darf in Mariannhill selbst die Arbeit zur Ehre Gottes und zum Heile der Seelen aufnehmen. —

11. Landwirtschaftliche Ausstellung in Mariannhill: Am Sonntag, den 30. Juni wurde in Mariannhill die 11. landwirtschaftliche Ausstellung der bäuerlichen Eingeborenen-Bevölkerung eröffnet. Sie übertraf in jeder Beziehung alle früheren Ausstellungen. Diesmal brachten die Eingeborenen die hohe Zahl von 700 Ausstellungsgegenständen zusammen. Darunter wurden viele als erstaunlich beurteilt und mit schönen Preisen ausgezeichnet. Möge die 11. landwirtschaftliche Ausstellung noch viele Nachfolgerinnen erhalten. Dann werden die Eingeborenen mit der Zeit immer bessere Bauern und edlere und nützlichere Glieder der menschlichen Gesellschaft werden.

In der apostolischen Präfektur Umtata geht es voran: Die Eingebo-
renen-Katholiken in der Stadt-Location von Umtata erlebten kürzlich ein
freudiges Ereignis. Sie erhielten inmitten ihrer Behausungen ein schönes
neues Kirchlein. Auf diese Weise können sie nun in Zukunft viel besser
ihren religiösen Pflichten nachkommen, öfter der hl. Messe beiwohnen
und die hl. Sakramente empfangen. — Der Herr wohnt nun in ihrer
Mitte. Er wird ihr Gott und sie werden sein Volk sein und die Schäflein
seiner Weide.

Konvertiten: In Eliottdale meldeten sich mehrere Weiße beim hochw.
P. Bonaventura RMM. zum Konvertitenunterricht. — Ja, der Geist
Gottes weht, wo er will! — Beten wir, daß immer mehr zur Erkenntnis
der Wahrheit gelangen und die Kraft besitzen, der erkannten Wahrheit
auch zu folgen.



Der H. H. Bischof Adalbero Fleischer RMM. hält eine Ansprache
auf Centocows Außenstation Ensimbini gelegentlich der Einweihung.

Die St. Patrickmission erhält eine Druckerei: Der apostolische Präfekt
von Umtata Msgr. G. Hanisch RMM. bemühte sich schon bei seinem
letzten Besuch in Europa unter anderem eingehend um die Beschaffung
der Einrichtung zu einer kleinen Druckerei für sein großes Missionsgebiet.
Damals ist ihm freilich das Werk nicht ganz gelungen. Seine diesbezüg-
lichen fortgesetzten Bemühungen werden schließlich doch aber mit Erfolg
gekrönt. In kurzer Zeit wird der hohe Herr auf der Missionsstation St.
Patrick eine kleine Druckerei eröffnen. In dieser Druckerei sollen vor allem
seine Hirtenbriefe und sonstigen Erlasse, sowie Bücher in der Xosa-Sprache
gedruckt werden. —

In Kewelaer wächst die Zahl der Schulkinder: Auf der Missionsstation
Kewelaer nahm dieses Jahr die Schulkinderzahl so zu, daß in den
Missionschulen drei weitere Lehrer angestellt werden mußten. Dieses
Anwachsen der Schulkinderzahl ist eine Folge der eifrigen Tätigkeit des

Missionars von Kœvelaer, des hochw. P. Joseph Schwemmer. Leider war der eifrige Missionar kürzlich infolge Überanstrengungen ernstlich krank geworden, sodß er gezwungen war, die Missionsstation für einige Zeit zu verlassen, um wieder zu Kräften zu kommen. Zur Freude der großen Missionsgemeinde von Kœvelaer konnte er nach einiger Zeit wieder etwas gekräftigt zurückkehren. Wir wünschen ihm weiter eine gute Gesundheit, damit die Mission von Kœvelaer mit Gottes Segen auch weiterhin wachse, blühe und gedeihe. —

Begegnungen mit Afrikanern

Von P. Otto Heberling RMM.

III.

So war ich also ganz unverhofft ein amerikanischer P. W. (Prisoner of War = Kriegsgefangener) geworden. Die beiden Buchstaben P. W leuchteten hell auf meinem Rücken, auf meiner Brust und auf meinen Knien. Mit dieser „liebevollen Erkennungsmerke“ konnte ich sicher unmöglich in Frankreich verloren gehen. Wäre meine Nummer nicht so hoch gewesen, hätte man sie vielleicht auch noch irgendwo sichtbar untergebracht. Aber eine Zahl wie 101 510 benötigt schon eine größere Fläche, als mir am Leibe noch „unbeschrieben“ zur Verfügung stand. Als die Nummer 101 510 „erlebte“ ich nun in der Tat „amerikanische Kriegsgefangenschaft“ mit allerlei interessanten Vorkommnissen und ernsten und heiteren Zwischenfällen innerhalb und außerhalb des Lagers. An dieser Stelle kann ich jedoch nicht auf Einzelheiten eingehen, sondern will nur etwas von einer weiteren Begegnung mit „Afrikanern“ erzählen:

Ein Vierteljahr hatte ich ungefähr alle Freuden und Leiden der Gefangenschaft in einem Lager bei Bar le Duc genossen, da hieß es eines Tages, ein Teil unsrer Kompanie werde zu Straßenarbeiten in ein kleineres Lager versetzt. In diesem neuen Lager sollten die Gefangenen von Negern bewacht werden. Diese Nachricht kam uns allen höchst interessant vor. Gespannt harrten wir „große Nummern“ der Dinge, die da kommen sollten. Und sie kamen. —

Als das Straßenbaukommando zusammengestellt wurde, war auch Nummer 101 510 dabei. — Unser Bündel war bald geschnürt und die Abteilung im Handumdrehen marschbereit. Es wurde aber nicht marschiert, nein, die Nummern wurden alle auf Lastautos verladen und mit amerikanischer Schnelligkeit an den neuen Bestimmungsort gebracht. Die dunklen Söhne Afrikas in schmucken amerikanischen Soldatenuniformen warteten schon auf uns. Sie erste gegenseitige Musterung fiel nicht schlecht aus. Sie schauten uns nur immer so fragend und etwas scheu an. Man sah, die Kerle fühlten sich geradezu unbehaglich in ihrem Amt als Wächter von Weißen. Diese Situation, so tragisch sie einerseits war, und so komisch sie andererseits wirkte, mußten wir als Gefangene natürlich ausnützen. Es dauerte auch gar nicht lange, so herrschte zwischen Wächtern und Bewachten das allerbeste Einvernehmen und gegenseitiges Verständnis. Seden Morgen zogen wir von nun an auf die Straße und „besserten“ sie aus. Die Lösung unter uns war stets gleichlautend: „Nütze den Feinden Deutschlands so wenig als möglich!“ — Auf alle Fälle

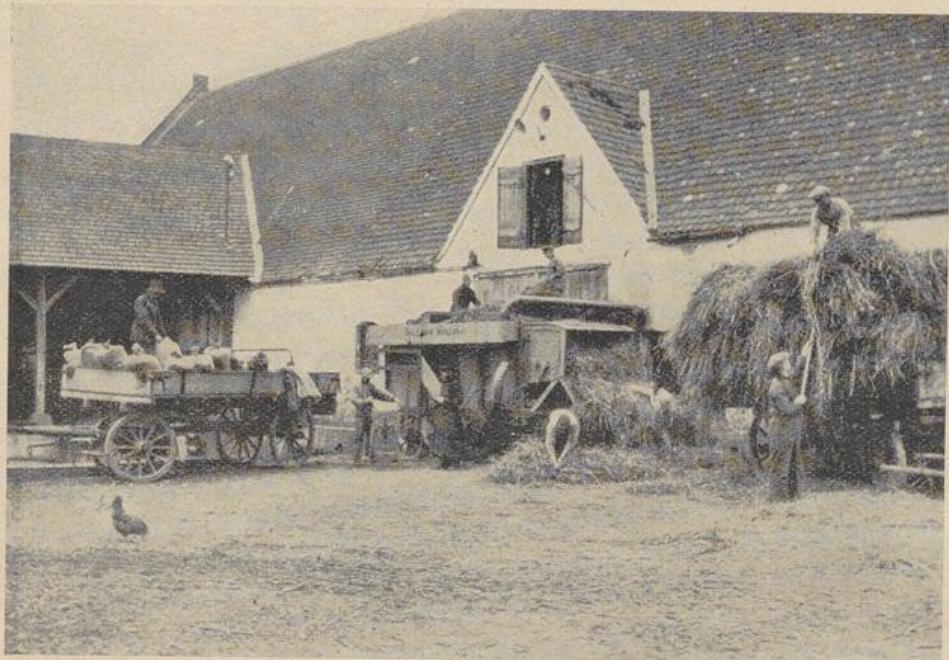
leisteteten wir in dieser Zeit alles andere als deutsche Qualitätsarbeit, d. h. in unserem Falle war es eigentlich doch „Qualitätsarbeit“. — Unsere Wächter gaben in der Hauptsache nur noch acht, daß wir jedesmal wenn Autos oder Motorräder mit Besitzern dahergelaufen kamen, zur rechten Zeit die Straße frei machten, damit uns nichts passierte. Hatten wir dann die Straße „freigemacht“, dauerte es wieder eine ganze Weile, bis es uns wieder einfiel, sie von neuem zu „besiezen“, denn — irgendwo — ratterte ja schon wieder so ein Motor. Es machte uns gar nichts aus, wenn es auch noch fünf Minuten dauerte, bis das Vieh an uns vorbeiraste. Die Löcher, die wir auf der Straße mit Schotter und Kieselsteinen ausfüllen sollten, nahmen trotz unserer Arbeit nicht ab. Kaum hatte man eine Schaufel voll Steine in ein Loch „hineingepfiffert“, da



Schul Kinder von Reichenau (Mariannhiller Mission) bei einer Festlichkeit

kam erneut ein Auto gerast und fegte wieder alles fein säuberlich heraus. Was kümmerte das uns?! Wir waren ja nicht Schuld daran, sondern ... Warum ließen uns die Amerikaner von Negern bewachen?! — Hätten die Herren nur ein wenig gedacht, so wäre ihnen sicher die Erleuchtung gekommen, daß dieser Umstand ihnen keinen Nutzen bringen konnte. Wir waren doch auch noch als Kriegsgefangene deutsche Soldaten und wußten, was sich für solche gehörte. — Ganz untätig waren wir aber doch nicht. Was wir mit unseren Händen versäumten, ersekten wir großmütig durch emsige Zungen- und Mundarbeit. Unsere Wächter waren auch gar nicht abgeneigt, mit uns über alles Mögliche und Unmögliche zu plaudern. Nach einigen Tagen wußten wir schon die ganzen Lebensschicksale unserer Wächter. — Dabei war es höchst interessant, festzustellen, daß man sich auch ohne große Sprachkenntnisse ganz gut unterhalten und verständigen kann. Die Zeichensprache verstehten ja alle Menschen. Mehrere unserer schwarzen Wächter waren in der amerikanischen Stadt St. Louis sehr viel mit Deutschen zusammengekommen. Sie wurden nicht müde, immer

wieder zu sagen, daß „the Germans“ (die Deutschen) gute Leute seien und daß sie in St. Louis gutes deutsches Bier getrunken hätten. Der eine oder andere war in deutschen Geschäften in Stellung gewesen. Sie zeigten uns mit Stolz sogar Photographien von ihren deutschen Herrschaften. Einer konnte auch etwas deutsch und sagte: „In deutsches Geschäft viel arbeiten, viel schwitzen, aber deutsches Bass sein gutes Mann, bezahlen schönes Money (Geld) und deutsches Madame kochen very fine (sehr gut). Ich gehen wieder zu deutsches Familie.“ — Sonderbarerweise waren die amerikanischen Afrikander gar nicht gut auf die Franzosen zu sprechen. Daß sie das nur taten, um uns zu gefallen, hieß ich für ausgeschlossen. Ein französischer Zivilist hätte es auf keinen Fall



„Sich regen bringt Segen!“ (Missionsbrüder beim Dreschen)

wagen dürfen, uns zu nahe zu kommen. In dieser Beziehung ereignete sich manche drollige Begebenheit. — Einmal, es war nach einem Regen, hatten wir gerade durch ein französisches Dorf die Hauptstraße vom ärgsten Schmutze zu reinigen. Wir zogen den vielen Schmutz von der Straße herunter und setzten zu beiden Seiten der Straße große Haufen davon. Ungefähr in der Mitte des Dorfes kam eine Französin immer und immer wieder unter die Haustüre des ebenerdigen Häuschens, stemmte überlegen beide Hände in ihre nicht schlanken Hüften und schaute uns mit Verachtung zu bei der schmutzigen Arbeit. Mit einem teuflischen Hohnlächeln im ganzen Gesicht weidete sie sich förmlich am Schauspiel unserer Unfreiheit und unserem Gefangenschaftselend. — Diese „Madame“ mußte von uns irgendwie bestraft werden. — Aber wie sollten wir das anfangen? Da kam uns ein guter Gedanke. — Als sie einmal wieder in das Innere des Hauses verschwand, zogen wir, ein guter Kamerad und ich selbst, von rechts und links des Hauseinganges allen Schmutz, dessen wir in der höchsten Eile habhaft werden konnten, vor

die einzige Stufe beim Hauseingang und gingen dann einige Meter weiter rechts wie unschuldige Lämmer unserer Arbeit nach. Der Wachposten, der in allernächster Nähe stand, hatte den ganzen Vorfall bemerkt. Er stampfte lachend bald mit dem rechten, bald mit dem linken Fuß auf den Boden. Lange brauchten wir nicht zu warten, da erschien die unhöfliche Madame wieder unter der Haustüre. Als sie die liebevolle Bescherung zu ihren Füßen sah, schlug sie die Hände überm Kopf zusammen und schrie Zeter und Mordio. Was sie vorher gedacht, und durch ihr Mienenspiel schon verraten hatte, das kleidete sie jetzt in Worte. Die Schimpfnamen: boches, canailles flogen uns nur so um die Ohren. Das war aber nicht genug. Sie wollte sofort zum Dorfkommandanten und uns zur Anzeige bringen. Schon fing sie an, ihre nicht mehr allzu saubere Schürze loszubinden, um hoffähig vor dem Ortskommandanten zu erscheinen. Wir wollten es aber nicht darauf ankommen lassen, um unserm „Wächter“ keine Unannehmlichkeiten zu bereiten, denn auf diesen Schwarzen schimpfte die Madame am wütendsten. Das war aber auch kein Wunder. — Als nämlich das Theater losging und sich die Madame wie wild gebärdete, kam der Neger außer sich vor Freude. Je lauter die Französin schrie, und je wilder sie mit den Händen in der Luft herumschüttelte, desto unbändiger lachte der Neger. Zuletzt legte er sich mitten auf die Straße nieder, ließ sein Gewehr aus den Händen fallen und krümmte sich tatsächlich wie ein Wurm vor lauter Lachen und Schreien. Aus Rücksicht auf den lachenden amerikanischen Afrikaner gingen wir nach dem Verschwinden der rasenden Frau schnell hin und zogen den Haufen Schmutz wieder einige Meter von der Stufe zum Hauseingang weg, winkten dem auf dem Boden liegenden Schwarzen zu und bedeuteten ihm, er solle aufstehen und mit uns dorfaufwärts weiter marschieren. Immer noch lachend kam er unserm Winke nach und — aus war die Komödie. Ob die erboste Madame noch zum Dorfkommandanten gelaufen ist, entzog sich meiner Kenntnis. Wahrscheinlich zog sie es vor, es nicht zu tun, denn es gab nachher nicht die geringsten behördlichen Erhebungen. Wir aber lachten noch lange über diese „böse Französin“ und den guten und lustigen Tim, unsern treuen Wächter. —

Noch manches drollige Ereignis erlebte ich in jenen Tagen unter dem „Schutz“ der stets fröhlichen Neger, die ihr Amt wirklich zu „unserer vollsten Zufriedenheit“ ausübten. Die damals gemachten Erfahrungen im Verkehr mit Schwarzen konnte ich später in Südafrika in die lebendige Tat umsetzen und erfolgreich verwerten. Über diese Tatsache freue ich mich heute noch und danke Gott, daß er die Gefangenschaft ganz offensichtlich nicht zum Schaden über mich verhängte, sondern zu seiner Ehre, zu meinem Nutzen und Segen und zum Heile unsterblicher Seelen. Noch heute denke ich mit Freuden an die guten, frohen und kindlichen amerikanischen Afrikaner zurück, die einmal meinen Lebensweg kreuzten und ein gutes Andenken in meinem Gedächtnis hinterließen.

(Fortsetzung folgt).

Ich und Du und so viele andere, wir werden eine große Arbeit zu vollbringen haben. Denn die Getauften nehmen teil an dem heiligen Amte, das der Erlöser vor seiner Heimkehr zum Vater den Aposteln übertrug.

Zeige uns dein Reich!

22.

Eine tiefe Gedankenquelle über unser Thema ist die Liturgie des alljährlichen Christkönigsfestes. Am 27. dieses Monats begeht die Kirche Gottes dieses bedeutsamste aller neueren Feste zum zehntenmal. Nach dem Willen des Schöpfers und Herrn der Welt sollen sich alle Völker der Erde um den einen Königsthron scharen, welchen er als Hort der Einheit und des Friedens für alle Zeiten aufgerichtet hat.

Wollten die Viele diesen einen Christkönigsfest-Gedanken richtig erfassen und zur wirklichen Richtschnur ihres Handelns machen, so erfreute sich die Menschheit bereits des kostbaren Doppelschatzes, den sie auf allen anderen Wegen vergeblich sucht. Ein internationaler Friedenspalast kann einzig auf der soliden Basis geistiger Einheit und inneren Zusammenschlusses erbaut werden. Beides aber kommt ausschließlich auf dem von Gott gewollten und gebahnten Wege zustande: In Christo und seinem Reiche! Der im Grunde genommen von allen heutigen Völkern ersehnte Dauerfriedens-Tempel erhebt sich und ruht einzig auf dem vom Allerhöchsten beschlossenen und längst gelegten Fundamente: Christus! Niemand kann einen anderen Grund legen und keiner wird je einen anderen Weg finden. Solange beide verkannt, verachtet und verworfen werden, bleibt den Nationen absolut keine Aussicht auf Einheit und Frieden . . . Die Macht ihrer modernen Waffen aber führt bloß zur gegenseitigen Vernichtung. — Also zurück zum Reiche der Wahrheit und des Lebens! das die Christkönigsfest-Präfation feierlich ausruft!

Der ruhmreiche Rückzug kommt in Wirklichkeit allerdings nur zustande, wenn die Menschen insgesamt das Reich Christi praktisch anerkennen. Es geschieht durch einmütigen Anschluß an die eine Lehre, die eine Herde, und den einen Hirten! Ein König! Ein Reich! Ein Volk!

Des einen Vaters Kinderschar — Soll einig, eins im Glauben sein.

So wird sie leben und fürwahr — Im Frieden eng verbunden sein!

Maria, die gnadenvolle Königin des Reiches Christi einige die Herzen durch die Macht des heiligen Rosenkranzes!

Unsere heilige Kirche hat als ersten Zweck, die Wahrheit des Glaubens zu verkünden, Zeugin der Wahrheit zu sein bis an die äußersten Grenzen der Erde und dann dort, wo der Glaube Wurzel gefaßt hat, diesen Glauben zu erhalten; also: Erobern und erhalten.

Marienlied — aus fernem Süd

VI.

Maria, die glorreiche Königin des Friedens, schaute gewiß mit besonderer Huld und Segensbereitschaft auf die 60 000 ehemaligen Krieger herab, die sich im September vorigen Jahres (1934) an der Grotte von Lourdes versammelten. 20 Nationen scharten sich um ihr bevorzugtes Friedensheiligtum und die vor 20 Jahren sich feindlich gegenüberstanden, riefen und beteten hier mit einer Stimme um den Frieden der Welt.

Einen Monat später umringten 250 000 Männer zu mitternächtlicher Stunde einen Altar im Riesenpark von Buenos Aires. In Gegenwart vieler Kirchenfürsten wohnten sie der Messfeier bei und flehten um den



St. Josef, Altendorf, im Aufbau

Frieden für Amerika und die ganze Menschheit. Die eucharistischen und mariäischen Kundgebungen erheben also einmütig ihre vereinte Gebetsstimme um den gleichen zeitnotwendigsten Schatz: den Frieden! Sie und die ganze Christenheit haben wahrlich alle Ursache dazu in dieser ernsten, entscheidenden Stunde für alle!

Mit Europa und Amerika fühlt sich hierin auch Asien und Afrika einig. Der bessere Teil der Menschheit und vor allem die katholischen Missionen der ganzen Erde stehen zur Friedenspartei. Ihr Beruf ist es, den Frieden zu bringen und zu predigen, wiederherzustellen und zu erhalten. Denn der Friede Christi ist und bleibt die große Gottesgabe seines Reiches, in dem allein der Friede herrscht. Jede katholische Kirche und Schule in der Heimat, jede Missionsstation im Heidenlande ist eine Oase des Friedens in der Wüste des heutigen allgemeinen Weltunfriedens. Ein in den brandenden Zeitwogen ruhig und zielsicher dahinziehendes Schiff, worin mitten im Sturme der König der Friedensstille ruht und — schläft. Im rechten Momente wird er sich erheben, den aufgeregten Elementen gebieten und es wird eine große Stille sein!

Wie Maria, so ist auch die katholische Kirche eine wahre Königin des Friedens! Ihre ganze Aufgabe und Sendung an die Zeit und Welt ist eine immerwährende Friedensmission. Von Petrus bis Pius XI. arbeitet sie beständig am großen Friedenswerk. Würden die Mächte der Finsternis und die Geldgier der Verblendeten nicht beständig hindern und niederreißen was sie aufbaut, so könnten alle in Ruhe, Sicherheit und Frieden leben. Sie gleicht einem majestätischen Zeppelin, dem idealsten Luftsegler, der über alle Unebenheiten des Planeten hinwegträgt und zu den reinsten Höhen strebt, wo weder Erdenstaub noch Wolkenmassen den Blick ins Weite hindern. Sie wählt die gerade Linie auf direktem Himmelsflug und wer sich ihr anvertraut, erreicht unfehlbar das hohe Ziel.

Der Kirche edles Wirken für den Frieden der Welt tritt am offensten in der übersichtlichen Statistik des Propaganda-Sekretärs zum heutigen Missionssonntage hervor. Das gleicht einer wirklichen Schau des Friedens, einem Panorama des Reiches für Alle unter der Sonne. An die 60 000 Missionsstationen in allen Teilen der Erde, 18 000 Priester der weißen, gelben, braunen und schwarzen Rasse, 9000 Laienbrüder als ihre Gehilfen in fast sämtlichen Missionsländern. 50 000 Schwestern aus allen Völkern leisten dem Friedenswerk wertvollste Dienste. 74 000 Katechisten und 62 000 Lehrer und Lehrerinnen arbeiten in der Mission. Die 38 000 Schulen unterrichten mehr als $2\frac{1}{4}$ Millionen Schüler und Schülerinnen. In 1700 Spitäler stehen 36 000 Betten für die Kranken bereit. In 110 Lepracästen werden 13 000 Patienten verpflegt. In fast 2000 Waisenhäusern gegen 18 000 Waisen versorgt. Die Missionsarmee der katholischen Kirche zählt also gegenwärtig an die 220 000 aktive Mitglieder. Und sie alle sind Diener und Förderer des Friedens Christi im Reiche Christi. Sie widmen sich dem zeitlichen Wohl und ewigen Seelenheil ihrer Brüder und Schwestern in Christo. Sehr viele von ihnen rein um Gotteslohn, ohne persönlichen Vorteil. Nicht wenige überdies unter schweren persönlichen Opfern auf Lebensdauer.

Die ganze Friedensarmee der Kirche steht unter dem Patronat der Königin des Friedens. Maria präsidiert allen 60 000 Missionsstationen. Nach dem eucharistischen König ist sie die erste Hauptperson in jedem Missionsgebiete. Diese Wahrheit kam soeben auch in Südafrika wieder in besonderer Weise zum überzeugendsten Ausdruck. Die Mariannhill-Missionsstation Maria Trost hat endlich eine würdige und geräumige Missionskirche vollendet. Zur Einweihung am Christkönigsfeste, 28. Oktober 1934, erschien mit Bischof Fleischer von Mariannhill der Apostolische Delegat Südafrikas. Eineinhalb Tausend Katholiken, Katechumenen und Heiden, waren versammelt. Nächst den offiziellen Einweihungszeremonien, durch den Delegaten persönlich vollzogen, war die hochfeierliche Übertragung der Muttergottes-Statue, Maria, Trösterin der Betrübten, von der bisherigen engen Notkirche in das neue Gotteshaus das eindrucksvollste Ereignis des Tages. Eine lange Prozession mit brennenden Kerzen begleitete die heile Patronin der Mission. Ihr Einzug in den Tempel glich einem Triumph, wie diese Gegend ihn nie gesehen. Nun thront die himmlische Trösterin an ihrem Ehrenplatze, von Engelsfiguren umgeben in der geschmückten Nische über dem Hochaltar von Maria Trost. Nächstens mehr von dem wahrhaft tröstlichen Weihefeste und dem gesegneten Fortgang dieser Mission der Mutter der Gnaden.

N.

„Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken und meine Wege nicht eure Wege . . .“

Von P. Joseph Kammerlechner R.M.M.

An diese Worte des Propheten wird man unwillkürlich erinnert, wenn man an die beiden Apostel Johannes und Jakobus denkt, die mit ihrer Mutter Salome zum Herrn kommen, um ihn zu bitten, die ersten Ehrenstellen in seinem Reiche einnehmen zu dürfen. Sie dachte dabei an ein irdisches Reich und der Heiland dachte an sein Leiden. Darum die Frage des Heilandes: „Könnt ihr auch den Kelch trinken, den ich trinken werde?“ Sie haben mutig geantwortet: Ja, wir können es.“ Ja, sie konnten



Eingeborene Schwestern bei einem Krankenbesuch

es tatsächlich, sie sind dem Herrn nachgefolgt im Leiden und in der Opfergesinnung.

Lieber Leser! Wenn du mit mir in die Hauskapelle des erzbischöflichen Klerikalseminars in Freising eintreten könntest, würde ich dir eine wunderschöne Anwendung dieser biblischen Begebenheit zeigen, nämlich das Denkmal für die 63 im Weltkrieg gefallenen Theologen der Erzdiözese. Ein wunderschönes Flügelaltärchen stellt die anmutige Szene dar, wie die Mutter der beiden Apostel Jakobus und Johannes vor dem Heiland kniet, ihm ihre Bitte vortragend. Die Schrift unter dem Gemälde gibt uns die Antwort des Heilandes: „Könnt ihr den Kelch trinken, den ich trinken werde.“ Was für ein sinnvoller Gedanke für das Denkmal der gefallenen Theologen. Für jeden dieser 63 Toten mag wohl auch viele Jahre schon eine fromme Mutter ähnlich gebetet haben, wie eine Salome. Ja, auch diese 63 Toten wollten dem Herrn möglichst nahestehen als Priester des neuen Bundes. Sie waren opferbereit wie die beiden Apostel, sie wollten den Kelch des neuen Bundes ergreifen und hintreten zum unblutigen Opferaltar. Daran dachten sie. Und der Heiland, er dachte an

das blutige Opfer ihres jungen Lebens auf dem Altar des Vaterlandes. Und auch sie konnten es, den blutigen Kelch des Opfertodes für das Vaterland haben sie freudig getrunken.

Ich muß mich schon entschuldigen, lieb. Leser, daß meine Gedanken etwas abgeschweift sind; denn ich wollte dir ja gerne von einem Blutbräutlein des Heilandes erzählen, einem jungen Missionschwesterlein irgendwo in Nie-



„O glückselige Einsamkeit!“
Kleriker-Noviziatshaus St. Joseph, Reimlingen

derböhern. Sie war eben kaum aus der Schule entlassen, als ich sie kennen lernte. Schon in ihrem jungen Mädchenherzen fühlte sie den leisen Ruf ihres Bräutigams. Ja, sie war opferbereit. Sie wollte hinausziehen in die fernen Heidenländer des dunklen Erdteils, Afrika, wollte ihr Leben sich aufzehren lassen als eine Opferkerze für ihren Bräutigam, in einem Leben voll Mühe und Opfer in der Mission. Und auch eine Salome war da, eine fromme Mutter, die wohl oftmals ähnlich betete wie die Apostelmutter, daß der Herr ihre Tochter recht nahe bei sich seïn lasse im Ordensstand und Missionsberuf. Alle nahmen Teil an der Opferbereitschaft des

Blutbräutleins. Die Eltern brachten gerne die Opfer, das das Studium verlangte, damit dann das Töchterlein einmal als Lehrerin dem Missionar eine besonders brauchbare Stütze werden könnte in der Erziehung der armen Schwarzen, um gute Christen aus ihnen zu machen. Die Eltern brachten das Opfer der Trennung bei ihrem Eintritt in die Kongregation der Missionsschwestern vom kostbaren Blut. Nur daran dachte man, für dieses Opferleben rüstete man sich; doch der Heiland dachte an eine Opferkerze, die sich in $1\frac{1}{2}$ jährigem schwerem Leiden auf dem Krankenlager für ihn verzehrte. Seine Gedanken waren nicht ihre Gedanken und seine Wege nicht ihre Wege. Sie wollte sich hinopfern für ihn im fernen Afrika, der Bräutigam aber wollte die Opferkerze niederbrennen lassen in der nordischen Heimat. „Kannst du den Kelch trinken, den ich trinken werde“; den Kelch vollständiger Entzagung, den Kelch der Hingabe deines jungen Lebens, noch bevor ich dir Zeit gegeben habe, für mich zu arbeiten. Ob sie es konnte? Ja, sie konnte es. Sie war eine Missionsschwester im vollen Sinne des Wortes, weil sie die Opferbereitschaft hatte bis zur Hingabe des eigenen Lebens für den himmlischen Bräutigam. Nun ist die Opferkerze niedergebrannt. Nicht viel ist mehr übrig geblieben für das stille Grab, das keine Palmen beschatten, an dem keine Negerkindlein beten. Sie ruht im Schatten derselben Kirche, in der sie einst getauft worden war und in der sie wohl auch zum erstenmal den Ruf zur Opferbereitschaft von ihrem göttlichen Bräutigam vernommen haben mag, an ihrem „schönsten Tag des Lebens“, an ihrem „Weißen Sonntag“.

Bill will vom Missionar getauft werden

Von P. Konrad Alhwanger RMM.

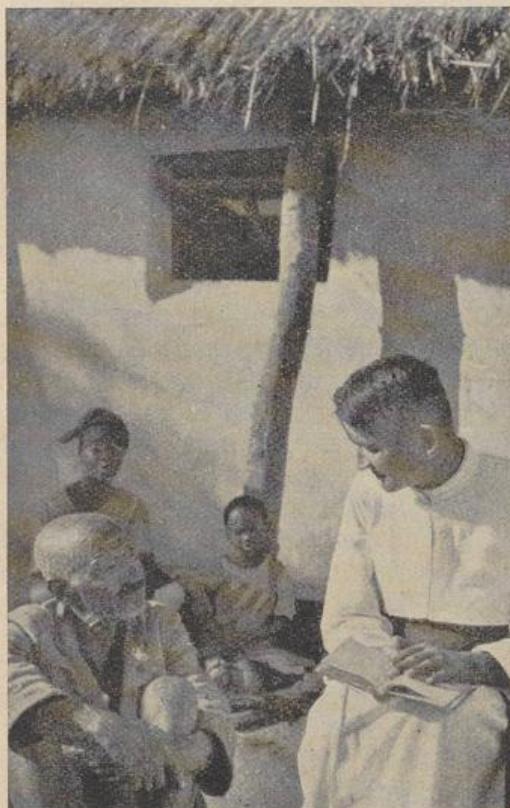
Bill ein munterer Knabe und seine ältere Schwester lernten schon zwei Jahre in Empandeni als Zöglinge und beide baten um die Taufe. An Wissen fehlte es nicht; aber sie wurden auf später vertröstet, da die Verhältnisse bei ihren heidnischen Eltern sehr trostlos und eine große sittliche Gefahr für die Kinder war. Der Vater lebte getrennt von der Mutter. Es kamen die Ferien und Bill zog heim zum Vater; drei Tagmärkte weit. Aber am Abend des ersten Tages war er unwohl. Es scheint, daß er sich auf dem Wege eine Verletzung des Rückenmarkes zugezogen hatte. Nur mit großer Mühe konnte er die Heimat erreichen. Dann lag er stark darnieder und wurde immer elender. Er bat um die Taufe, aber er wollte vom Priester getauft werden, um gewiß die Taufe richtig zu erhalten. Ein Bote brachte die Nachricht ins ferne Bulaivaho. Bald war P. Possenti mit dem Motorrade auf dem Wege. Was ist 70 bis 80 Meilen für ein Motorrad? Aber die Wege sind schlecht, steinig und ausgewaschen, und dann wieder lange Strecken tiefer Sand. Der Vater war nach verschiedenen Umfällen gezwungen umzufahren und war froh, Bulaivaho noch zu erreichen. Bill wartete vergebens. Nun bat er seinen Vater, ihn per Auto nach Bulaivaho zu liefern für die Taufe. Ein Häuptling in der Nähe besaß ein altes Auto. Doch dem Vater kostete es eine Auslage, die den Verkauf von zwei Stück Kindvieh notwendig machte. Aber aus Liebe zu ihren Kindern nehmen die Neger oft große Opfer auf sich. So kam Bill nach St. Patrick in Bulaivaho elend und zerschlagen, aber glücklich sein Ziel erreicht zu haben. Er erhielt in der Taufe den schönen Namen Alois und erhielt auch die heilige Kommunion.

Ein über 100 Jahre alter Katechumene

Von P. Konrad Alzwanger RMM.

Mafivelambila der Sohn des Gründers der Matabele-Nation lernt eifrig für die Taufe und beklagt sich nicht, zu alt zu sein für's Lernen, obwohl er schon über 100 Jahre alt ist. Seine Geschichte ist kurz gefaßt folgende:

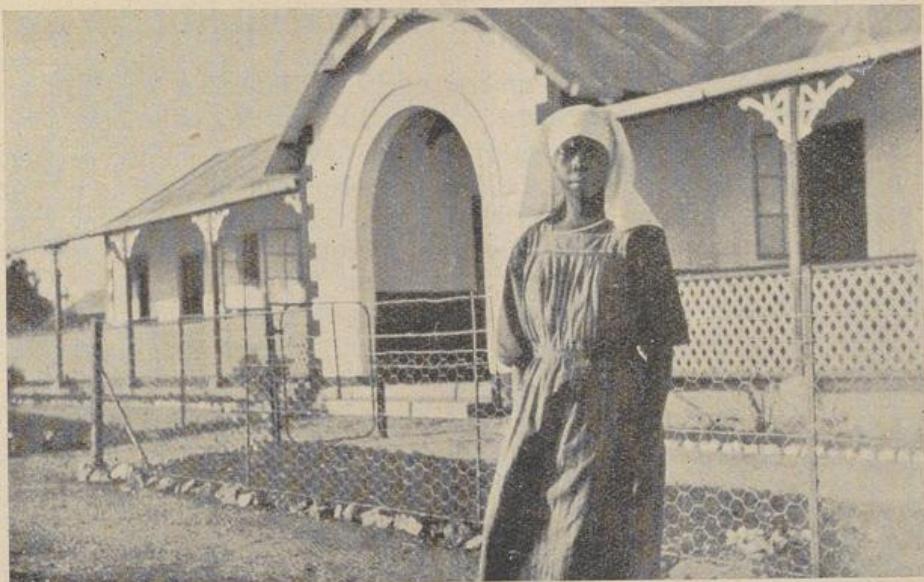
Sein Vater Mzilikazi war ein Induna, d. i. ein General, Tschakas, des großen Zulukönigs in Natal. Er sammelte einige hundert Krieger um sich und als er einst auf einen Kriegszug ausgesandt wurde, zog er es vor, nicht zurückzufahren, sondern ein eigenes Reich aufzurichten. Die Zahl seiner Getreuen wuchs rasch durch Flüchtlinge aus Natal und geraubte Leute; denn seine Methode war ständig die Ansiedelungen zu überfallen und alles mitzunehmen und die jungen Männer ins Heer zu zwingen. Buren- und Zuluheere kämpften gegen ihn mit wechselndem Erfolg. Schließlich wurde ihm aber der Boden Transvaals zu heiß und er zog nordwärts durch das Bechuanaland über den Limpopo-Fluß ins heutige Süd-Rhodesia. Da fanden sich große Ländereien mit viel Weide, viel Wild und ein Negervolk, denen die Einheit fehlte. Das war der geeignete Platz ein neues Reich zu gründen und die langjährige Wanderung zu beenden; denn von Hause aus ist der Neger kein Nomade, sondern ein Ackerbauer und ein Viehzüchter.



P. Joseph Ebert RMM. unterrichtet den 102 Jahre alten Mafivelambila, Sohn des Mzilikazi (Empandeni-Mission)

Mit Mzilikazi kamen seine Kinder. Lobengula sein späterer Nachfolger und unter den jüngeren auch Mafivelambila, damals ein Knabe. Als 1837 die entscheidenden blutigen Kämpfe gegen die Zulus und die Buren mit Feuerwaffen ausgefochten wurden, war er ein kleines Büblein, das die Mutter auf der Wanderung tragen mußte; etwa 5 Jahre alt.

Er sah das Volk seines Vaters gewaltig anwachsen durch die ständigen Kriege und Raubzüge nach allen Richtungen. Er sah seinen älteren Bruder Lobengula seinem Vater in der Regierung folgen; er sah die Weißen kommen; er erlebte den Kampf der Matabele mit den Engländern. Lobengula starb, seine Brüder und Schwestern schieden von der Welt, aber Mafivelambila blieb übrig. Er hatte über 300 Stück Vieh und 6 Söhne und 6 Töchter. Aber Viehseuchen kamen übers Land



Ein Theresienkind, Krankenpflegerin vor unserem kleinen neuen Spital (Empandeni-Mission)

und vieles Vieh ging verloren. Auch die meisten seiner Kinder starben, aber Makwelambila starb nicht. Eines seiner Enkelkinder wurde katholischer Lehrer, dessen Schwester trat den Eingeborenen-Schwestern „Theresienkinder“ genannt bei. Hat wohl das Gebet seiner katholischen Kinder und Kindeskindes es erwirkt, daß Makwelambila hundertjährig sich nach dem Himmel zu sehnen begann und es nicht scheute Schulkind zu werden, d. h. die Gebete und Glaubenswahrheiten zu lernen? Seine Tochter Agnes, eine Witwe, die nun auf der Missionsstation Empandeni lebt, unterrichtet ihn jeden Morgen und P. Joseph Ebert jeden Abend und bald wird er die heilige Taufe erhalten, wonach er sehr verlangt. Hundertzwei Jahre wird nun sein Alter sein, aber er ist noch ganz rüstig und lebhaft und erzählt gerne von den längst vergangenen Tagen seines großen Vaters Mzilikazi, des Gründers und Herrschers der Matabele-Nation.

•••••
Zur Ernte invit der kleinste Erdteil, die ozeanische Inselfur mit 7 200 000 Menschengarben. Zur Ernte ladet Afrika mit 137,500 000 Seelengarben. In Nord- und Südamerika bedecken 205 600 000 und in Europa 468 700 000 Garben das Land. Und Asien, der Riese an Land und Volk, zählt 907 000 000 Seelen.

Weit über alle Rasseneigentümlichkeiten in Form und Farbe, in Sprache und Lebensart soll die Kirche Christi alle Menschen zu einer Gottesfamilie, zu einem Reiche Christi, zu einer Herde und Hürde zusammenfassen. Die wahre Kirche Christi muß katholisch sein, wie auch ihr von Christus gewolltes Missionswerk katholisch sein muß.

Ein Friedhof-Vergißmeinnicht

Soeben wurde wieder einer unserer ältesten Mitarbeiter vom Missionsfelde zur ewigen Ruhe abberufen: Bruder Botholf Pawoliza RMM.

Vor 48 Jahren hatte der Oberschlesier aus Beuthen seine schöne Heimat verlassen und war dem inneren Ruf zum Ordens-Missionsleben in Afrika gefolgt. Wie so manche aus dieser Gegend, die in unserer Kongregation wirken, stieg Bruder Botholf ehemals als Bergknappe in die Unterregionen Schlesiens hinab, um „schwarze Diamanten“ zu fördern. Bis zum 28. Lebensjahr diente er dem Gemeinwohl durch diese opferreiche und gefährliche Arbeit. Da kamen die ersten Mariannhiller Kalender in seine Hand und erzählten ihm von einem noch besseren Opferleben, um noch viel wertvollere „schwarze Diamanten“ für den Himmel zu gewinnen. So verließ er das staubige Kohlenrevier und eilte wie nicht wenige seiner tiefgläubigen katholischen Nation vor und nach ihm zum sonnigen Süden. Der Gründer von Mariannhill, Abt Franz, nahm den Postulanten mit mehreren anderen persönlich in den Orden auf und legte ihm das heilige Kleid an. Wie die übrigen, so erhielt auch unser Oberschlesier aus Beuthen einen seltenen Namen — Botholf —, worüber Abt Franz eine jener originellen Ansprachen hielt, die nachmals in einer besonderen Broschüre gedruckt erschienen. Die anderen Namensträger, wie Bruder Eskill, Hannibal, Gerekin, Majol usw. sind bereits alle zur ewigen Heimat eingegangen.

Unser lieber Bruder Botholf folgte nun am 16. März im hohen Alter von 76 Jahren.

In den ersten Jahren seines Ordenslebens diente er der Mission als landwirtschaftlicher Arbeiter und in verschiedensten Beschäftigungen. So dann als Müller auf den größeren Stationen, namentlich Reichenau, Centocow, Lourdes und zuletzt in St. Isidor bei Mariathal. So hatte er zwar auch wieder ein „staubiges Geschäft“ wie in seiner Heimat, aber doch über der Erde und im weißen Staube der gut eingerichteten Mühlenanlagen an den Wassern des Polela, Capane und Iropo. Der fleißige Müller von kleiner Statur und großer Dienstwilligkeit hielt trotz schwächlicher Körperbeschaffenheit Jahrzehntelang im Mühlenbetriebe aus. Das Schärfen der Mahlsteine hatte er sich fachmännisch angeeignet. Außer den Steinen der eignen Mühle hielt er auch jene der anderen Stationen in Stand. Als

308



Die Korbflechterin (Matabeleland)

erfahrener Bruder durfte er sich an speziellen Neugründungen beteiligen wie z. B. der Gründung der Station St. Bernhard und der zeitweiligen Missionsstelle in Johannesburg.

Bruder Botholf bewährte sich fast ein halbes Jahrhundert hindurch als treuer Ordensmann von gutem Geist und echter Frömmigkeit. Das Ora und Labora, pünktliche Ordnung und klösterliche Genauigkeit waren ihm zur zweiten Natur geworden. Besonders erbaulich war seine Liebe zur monastischen Armut, seine Ausdauer im Gebete und Kirchenbesuche, auch in den frühesten Stunden der kalten Wintermorgen. Das Früh-Offizium, die heilige Messe und die heilige Kommunion schätzte Bruder Botholf gar hoch. Lange Zeit leistete er auch mit Vorliebe Meßner- und Glöcknerdienste. Durch diese Lebensweise und gutes Beispiel förderte er gewiß eine schöne Anzahl „weißer“ und „schwarzer Diamanten“ für den Himmel. Die Mission der Brüder besteht ja vornehmlich in Gebet, Arbeit, Opfer und Tugendbeispiel. Das alles wirkt nach innen und außen unvermerkt aber beständig mit der Gnade Gottes. Diese Predigtweise der Missionshelfer ist ein nicht zu unterschätzender Bergknappendienst an der Förderstelle der „schwarzen Diamanten“ aus dem dunklen Afrika zu den lichten Höhen der Heimat, jeder durch das kostbare Blut Christi erkauften Seele. Mancher „afrikanischer Diamant“ glänzt vor den Augen Gottes in vorzüglicher Schönheit. Wenn die Europäer ihn finden, reinigen, schleifen und für die Schatzkammer des Königs sichern, leisten sie ihm einen äußerst angenehmen Dienst! Daran dachte wohl auch unser treuer Bruder Botholf und wir dürfen hoffen, daß er sich bereits des Anblickes der himmlischen Schätze erfreuen wird.

Als Müller diente er überdies mit seiner Arbeit dem leiblichen Unterhalt und der Ernährung so vieler Missionäre, Christen und Eingeborenen. Er sorgte mit für das tägliche Brot von Hunderten und Tausenden, indem er Mais und Getreide in Mehl verwandelte. Auch für dieses Werk der Barmherzigkeit wird der Brotvater aller ihm ein reichlicher Bergelter sein.

Der freundliche und gemütvolle Bruder bewahrte seinen guten Humor bis ins hohe Alter. Mit 74 Jahren nötigten ihn körperliche Gebrechen zum Rückzug von seinem staubigen Posten. In Gebet und geduldigem Leiden verbrachte Bruder Botholf seine letzten Tage im Mariannhiller Spital. Im 76. Lebensjahr und 46. Jahre seiner Ordensprofeß durfte er drei Tage vor dem Feste des heiligen Joseph zur ewigen Heimat ziehen, nachdem er diesen besten Sterbepatron so oft im Leben um ein gutes Scheidestündlein angefleht hatte. — Der 235. in der Reihe der heimgegangenen Mariannhiller ruhe im Frieden des Herrn!

Wenn ihr solche wisset, die Eifer für die Ehre Gottes haben und geneigt sind, den heiligen Missionsdienst zu übernehmen, so bestärkt sie in ihrer Überzeugung und ermahnet sie, Fleisch und Blut nicht nachzugeben, sondern, nachdem sie den göttlichen Willen befragt und klar erkannt haben, dem Rufe des Heiligen Geistes ohne Zögern zu folgen.

Papst Leo XIII.

Empandeni

Von P. Konrad Alzivanger RMM.

Der 22. Mai war im Kalender angestrichen. Ein wichtiger Tag für die Empandeni-Mission! P. Bernard Huß RMM., der bekannteste Soziologe und Gründer und Führer der katholischen Vereinigung der Neger Südafrikas kommt. Er ist von der Regierung Süd-Rhodesias berufen zu einem Vortrag auf der „Interterritorial Jeane Conference“ in Salisbury, der Hauptstadt Süd-Rhodesias. Unser Apostolischer Präfekt Msgr. J. Arnoz in Begleitung des P. Andreas Bausewein kamen per Auto von Bulawayo, holten P. Bernard um 4 Uhr früh an der Bahn in Plumtree ab und brachten ihn nach Empandeni. Nach der heiligen Messe und einer kurzen Besichtigung ging es weiter nach der Missions-Station Empandeni.



Der Tanzmeister (Bulawayo-Mission)

Löffel, Urte; Flechtarbeiten aus Gras, Palmblättern, Bast, Matten, Körbe, Taschen; Töpferei und Nadelarbeit, sowie Stickerei und Heckelarbeiten waren da zu sehen. Die kleinen Gärten und Felder, die zu jeder Schule gehören um den Negern rationellen Ackerbau und Gemüseanbau zu lehren, waren auch vertreten durch Tomaten, Bohnen, Rüben und Mais. Selbst Erzeugnisse der Kochkunst fehlten nicht bei der Ausstellung. Einen Besucher hörte ich sagen: „Katesi abantwana bayafundiswa kakula.“ „Zeit werden die Kinder sehr gut unterrichtet.“

Noch stand die Sonne nicht tief am Himmel, da nahmen die Gäste schon Abschied; denn am nächsten Tage wartete schon viel Arbeit in Bulawayo auf sie. Auch die Schulkindergarten zogen in Gruppen heimwärts.

Kirche

Daß Sie uns bangenden
Höchstes verlangenden
Menschen des Dunkels
Pfade erhellst,
Hat sie als wirkende
Himmelverbürgende
Mutter zur Seite
Gott uns gestellt.

Treu der erbarmenden,
Alles umarmenden
Mutter im Glücke,
Treu ihr in Not!
Denn ihr gab der Meister
Die Scheidung der Geister, —
Sie hat das Leben
Und keinen Tod. . . .

Ruppert Dörling

Der Sohn des Freimaurers

Von Anna Kahser

(Fortsetzung)

Da läßt Pater Werner die Hände sinken und schaut starr hinüber zum Kai, wo die hohe Gestalt noch unbeweglich steht und zum Schiff hinüberschaut. Vater und Sohn . . . Zug in Auge — und doch unerbittlich getrennt.

Da beginnt das Schiff langsam sich zu bewegen. Wie ein weißer Schwan gleitet es die Landungsmauer entlang.

Der Mann an der Mauer macht eine jähre Bewegung, als wolle er ihm nachstürzen, . . . hält aber plötzlich ein — hebt langsam beide Hände, streckt sie hinüber zum Schiffe, zu seinem Sohne, der unwillkürlich das gleiche tut.

Die „Kronprinzessin“ wendet sich. Der große Moment ist vorüber.

Da nimmt Pater Welter, der älteste der vier, den jungen Konfrater bei der Hand und führt ihn in seine Kabine.

Hier saß er lange, den Kopf in die Hände gesenkt, und starnte vor sich hin, als hielte eine unglaubliche Phantasie ihn fest, die keine Wirklichkeit sein konnte. Der Vater, — der Vater sollte das gewesen sein, — kaum einen Steinwurf weit von ihm? Der Vater, nach dem er in so mancher Heimwehstunde bei Tag und Nacht sich umsonst gefehnt hatte? Und nun wollte das grausame Meer sich hoffnungslos zwischen sie legen. Wie ein Fieber brauste es taumelnd durch ihn hin: Es war kein Traum, er war es, der Vater, der Vater. Ihm war, als müsse unter dem harten Stöhnen, das sein ganzes Sein durchstieß, alles in ihm aus den Fugen gehen.

Dieser Abschied war härter als der erste damals aus dem Elternhause.

Und doch — und doch — das war der Sonnenstrahl nach dem Gewittersturm —,

der Vater war nicht mehr der, der er gewesen. Er war nur mehr der Freimaurer, der ihn verleugnete. Die Vaterliebe hatte ihn heimlich fortgetrieben auf die weite Fahrt zum Hafen, um noch einmal den Sohn zu sehen.

Begann der Himmel schon ihm für sein Opfer den Preis zu zahlen? Der Gedanke war wie ein linder Südwind über einem sturmverlorenen Schiffe.

Als Herbert am Abend mit abgeklärtem Gesicht wieder zu den andern kam, da war die heimatische Küste verschwunden. Nur ein schmaler, dunkler Streifen am Horizonte grüßte noch von dem Lande, das seine Heimat war.

Mit starkem Willen wandte er sich ab, dem Lande und den Menschen zu, die ihm mehr sein müssten als Heimat und Vater und Mutter.

Als Frau Werner und Ruth nach Hause kamen, wunderten sie sich, den Justizrat nicht zu finden. Er habe ein paar Tage verreisen müssen. Seine Rückkehr sei noch unbestimmt, meldete das Mädchen.

Sie sahen sich an. Sollte er ... Aber das war ja nicht möglich! Da hätte er sich ja ihnen anschließen können ... Aber sein Stolz, der immer wieder der Liebe den Weg vertrat!

Mit Spannung warteten sie auf ihn. Als er nach zwei Tagen heimkam, ... war er das wirklich? War das der stolze Mann, der sonst mit seinem Blick alles bezwang, der sich nun so gebrochen von den Frauen ins Haus führen ließ ... ?!

Kein Wort sprach er von Ziel und Zweck seiner Reise. Frau Mathilde und Ruth aber wußten nach einem Blick in sein verfallenes Gesicht genug, obwohl sie sich Näheres nicht denken konnten.

In der Nacht phantasierte Werner. Immer wieder sprang er auf und streckte die Arme aus nach Unbefahrem. Mit beschwörendem Ausdruck rief er nach seinem Sohne, daß er nicht von ihm gehen möge ...

Die Frauen hatten Mühe, ihn zurückzuhalten, wenn er immer wieder einem weißen Schiffe nachwollte ...

Um andern Morgen erkamte er die Seinen nicht. Der alte Hausarzt und Hausfreund Sanitätsrat Reeling wurde gerufen. Er brachte seinen Gefundenen, Dr. Reinert, mit.

„Ein böses Nervenfieber,“ konstatierten beide übereinstimmend. „Da muß eine heftige Gemütserschütterung vorausgegangen sein.“

Dr. Reinert ahnte irgendeinen Zusammenhang zwischen Herberts Abschied und

des Justizrats Reise und Erkrankung. Fragend sah er Ruth an. Sie nickte, und er wußte Bescheid.

„Es läßt sich denken, was an seinem Lebensmarke zehrt und ihn niedergefahren hat wie eine Eiche,“ äußerte der Sanitätsrat voll Mitgefühl zu Frau Werner.

„Ja, er gehört zu den Menschen, die das Geschick weder biegt noch bricht, bis sie die zwingende Hand im Nacken fühlen,“ seufzte sie.

Bange Wochen vergingen. Für die Frauen ging das Heimweh nach Herbert in der Sorge für den Kranken unter.

Endlich ein Lichtblick. Nach einem tiefen Schlafe sah Werner eines Tages klar um sich.

„Mir ist, als wäre ich lange fortgewesen. — Ich war bei Herbert.“ Er sagte es so ruhig und selbstverständlich, als hätte es nie den leisesten Mißton zwischen ihm und seinem Sohne gegeben.

Frau Mathilde streichelte seine Hand. „Warst auch gewiß bei ihm, Kurt. Er sendet Grüße von hoher See.“

„Von hoher See?“

In Werner dämmerte das Erinnern: Das weite Meer — ein weißes Schiff — viele Menschen — einer im schwarzen Kleide, der die Arme nach ihm streckte ... Er wußte es wieder wie er seinen Anblick in sich hineingetrunkene hatte, bis ... Weiter wußte er nichts mehr. Er war erst in einem Hotel, in das man ihn von irgendwoher gebracht haben mußte, wieder zu sich gekommen. Dann war er, jede Begleitung ablehnend, mit halben Sinnen heimgefahren.

Müde fielen ihm wieder die Augen zu. Der Schlaf gab ihm Vergessen. Als er dann mit klarem Kopfe wieder erwachte, da sah er über dem neugeschenkten Leben nur das trostlose Wort: „Zu spät!“

In der „blauen Villa“ ist manches anders geworden. Melitta ist nun Herrin des schönen Besitztums. Hanna und Friedrich, den beiden Getreuen, hat sie in edler Pietät ein friedliches Altersruhen gegeben. Hanna aber nutzt die verdiente Ruhe nur halb aus. Nach wie vor schleppst sie ihre zerbrechlichen Glieder zur Frühmesse ins Kloster, geht den Kreuzweg oder sitzt in ihrem sonnigen Stübchen, die runzigen Hände am Rosenkranz.

„Für meinen Herrn,“ murmelt sie alle mal, wenn Melitta oder Werners ihr ein längeres Ausschlafen anraten. „Wird die alte Hanna noch nötig haben.“

Melitta ist seit des Onkels Todes merkwürdig ernst geworden. Die Geheimnisse der Ewigkeit haben ihre sorglose Kinder-

seele zum ersten Male berührt. Auch die Freundschaft mit Ruth gab ihrem fröhlichen Sinne eine ernstere Richtung. Mit der ganzen Leidenschaft südlichen Naturrells schloß sie sich der älteren Freundin an. Alles, was ihre erwachende Seele bewegte, vertraute sie ihr.

Doch nicht alles. Ein zartes Geheimnis, ihr selbst kaum bewußt, barg sie scheu in ihrer Brust.

Aber sie wußte nicht, wie tief Ruth, die im knospenden Garten einer Liebe viel besser Bescheid wußte, ins verschwiegene Heiligtum ihres Herzens hineingeschaut hatte. Ruth hatte Melittas tiefes Erglühen gesehen, als sie Dr. Reinert zum ersten Male nach des Onfels Tode bei Werners wieder begegnet war. Ein Gebet stieg ihr manchmal aus dem Herzen, daß der Freund den rechten Weg finden möge.

Anderfalls würde wohl eine Stunde kommen, da sie dem, der ihr als Freund und Kamerad immer lieber geworden, sehr weh tun müßte. Sie bangte vor dieser Stunde — seinetwegen.

Dr. Reinert ging ruhelos in seinem Zimmer auf und ab. Er fühlte, dieser Zustand zwischen Hoffen und Enttäuschung, dieses Warten und Harren auf ein einziges Zeichen, das ihm Bürgschaft wäre für Ruths Liebe, brachte ihn nach und nach um seine Ruhe, störte ihn in seinem Berufe.

Eines Tages war er es leid. Entweder — oder!

Er kleidete sich sorgfältiger als sonst an und stand eine halbe Stunde später an der Wernerschen Villa.

Alles ausgeflogen.

„Die Herrschaften sind zur Stadt gefahren, und das gnädige Fräulein ist vor fünf Minuten zur „blauen Villa“ gegangen,“ wurde ihm gemeldet.

Eilig ging er den See hinab. Vielleicht, daß er sie noch einholen könnte. Doch als er um den Park bog, sah er sie bereits nicht mehr. Wieder umsonst!

Schon wollte er umkehren. Da sah er durch die Tannen, die eine Ruhebank umgaben, etwas Weißes schimmern. Ein freudiger Schrei durchfuhr ihn. Ruth? Sie war es wirklich.

Er hätte sie gerne ein Weilchen beobachtet, um in ihren Bügen sein Schicksal zu erforschen. Aber sie mußte seinen Schritt bereits gehört haben. Sie kam auf ihn zu. Er sah, sie hatte geweint.

„Gnädiges Fräulein, was bedeutet das?“

Er nahm ihre Hand. Sie setzten sich. Ruth bemühte sich, zu lächeln.

„Was ist's, das Sie betrübte?“ forschte er.

„Ich muß immer noch an das arme Kind denken, dem wir heute morgen das Beinchen amputiert haben. Dabei arm ... und elternlos ... ein Krüppel. Welch ein Karfreitag wird solch ein Leben einmal werden!“

Reinert triumphierte heimlich. Da gab sie ihm ja selbst das Netz in die Hand, darin sie sich fangen lassen mußte.

„Sie haben recht,“ entgegnete er nach kurzem Schweigen. „Auch mir greift das traurige Geschick solcher armen Wesen tief in die Seele, hat es immer getan. Seit Jahren sinne ich, wie da zu helfen wäre. Ich glaube, wir können es, könnten helfen, Fräulein Ruth. Darum tam ich heute, Sie zu fragen, ob Sie mir helfen wollen!“

Ruth sah ihn unruhig von der Seite an. War es nur die Sorge um die kleinen Waisen, die so leidenschaftlich durch seine Stimme zitterte?

Da sah auch er sie an. In diesem Blicke lag alles, was er seit dem ersten Begegnen für sie empfunden hatte, die starke, erprobte Liebe des gereiften Mannes, die zwingende Bitte, die mächtvolle Forderung: „Sei mein! ... Du mußt mein sein!“

Ruth war bleich geworden. Nun war die Stunde doch gekommen. Wieder sollte sie einen Freund verlieren, mit dem sie in echter Kameradschaft so sicheren Weg gegangen war.

Er wartete, daß sie ihm die Antwort gäbe, die ihn zum glücklichsten oder einsamsten Menschen machen würde.

„Ruth, sollen wir diesen armen Waisen Vater und Mutter sein?“

„Ich kenne nicht die Tragweite Ihrer Worte,“ entgegnete sie leise.

Da begann er ihr seine Pläne darzulegen, ruhig, mit warmer Begeisterung: Eine Kinderklinik mit anschließendem Heim für die armen, elternlosen Krüppel unter ihnen, an irgendeinem sonnigen Platzchen am See ...

Ruth hörte ihm bewundernd zu. Was war das für eine Wunderwelt, die er ihr erschloß! Auch sie hatte Träume gehabt, ferne, ungreifbare.

Wieder sah sie ihn forschend an, ob es nur der helfende Kamerad sei, den er suchte.

Da ergriff er ihre Hand: „Ruth, hören Sie mich an, ehe Sie sich entscheiden ... Sie kennen mich seit langem; ich war ein sorgloser, leichter Gesell, drückte mich nach Kräften an des Lebens Ernst vorbei. Als ich aber Helmuth und Herbert — sie waren unsere Besten — einen Weg beschrei-

ten sah, auf dem ich mir bis dahin nur Einfältige und büßende Weltsatte gedacht, da bin ich nachdenklich geworden und habe haltgemacht und mich besonnen auf meine eigenen Lebenswerte und -ziele. Ich lernte jene Entfänger, Höhensteiger verstehen und bewundern, wennschon ich ihnen nicht folgen konnte. Und dann sah ich mich auch um nach jenen auf der Nachseite des Lebens, brachte ein tiefes Erbarmen mit für diese Schattenkinder. Ein Barbar war ich, dank meiner herrlichen Mutter, nie, nur ein leichtlebiges Kind meiner Zeit."

Er schwieg eine Weile und wartete, daß sie ein Wort sage. Da sie aber nicht sprach, fuhr er fort: „Seit ich Sie kenne, Ruth . . . Sie nahmen den Suchenden mit in Ihre Geisteswelt. Wollen Sie mir den Platz dort lassen. Wollen Sie mit mir zusammengehen als Lebenskamerad, als . . . meine Gattin?“

Es wurde so still zwischen ihnen, daß einer des andern Herzschlag hätte spüren können. Sie schauten beide über den See, der still, wie ein Menschengeschle, zu ihren Füßen lag. Über ihnen sang ein scheues Vöglein, und im Grase zirpten die Grillen.

Ruth saß da wie gefoltert. Bei seinen letzten, dringlichen Worten schlug sie die Hände vors Gesicht.

„Fassen Sie sich, Ruth, und sagen Sie es mir morgen. Wenn Sie wollen, gehe ich jetzt, damit Sie sich in Ruhe entscheiden können.“

Da ließ sie die Hände sinken. Sie waren naß von Tränen. Eine andere Stunde stand vor ihrer Seele, da ein anderer neben ihr saß und so ganz andere Worte sprach. Jener wußte den ganzen Reichtum ihrer Liebe in seinem Besitz und sprach von Entfängen. Ging von ihr und ließ sie allein. Und hier war nun einer, der nach dem verlangte, was jener verschmähte, und nun sollte sie ihm sprechen von Verzicht, sollte ihn einsam machen und selbst noch einsamer werden?

„Soll ich gehen?“ fragte er wieder.

Sie atmete schwer und sagte ruhig: „Bürnen Sie mir nicht, aber meine Antwort muß heute und morgen dieselbe sein. Es ist mein Geschick, daß ich einsam sei.“

Leise versagend glitten die letzten Worte über ihre Lippen. Sie war mit einem Male todmüde. Sie fühlte sich versucht, ihren Kopf an seine Schulter zu legen und die Augen zu schließen und nichts mehr zu denken.

Aber sie raffte sich zusammen. Er durfte es nicht merken, wie sie müde war.

Da ließ er ihre Hand sinken und sprach

gepreßt: „Ist's der Schatten von einem, der uns beiden teuer ist, der zwischen uns steht, Ruth? So darf ich Ihnen sagen, daß Herberts Segen und innigste Wünsche auf Ihrem ‚Ja‘ liegen.“

„Ich weiß es. Und doch kann ich es nicht sprechen.“

„Was ist es sonst?“
Wieder schwieg sie. Ihr Blick lag mit unergründlichem Ausdruck auf der fernen Alpenkette.

„Kennen Sie die eigenartige Blume, die nur in unbetretenen Einstichen lebt, die nur ein einzimal blüht, ob die Sonne auch ferner all ihre Glut an sie verschwendet? Bis zu ihrem Vergehen denkt sie ihrer einzigen Blüte nach, . . . ob sie ihr längst auch genommen wurde, . . . vielleicht für des Altares Bierde . . . Ja, Sie kennen solch eine Blume der schroffen Alpenwelt. Lassen Sie sie in ihrer Einsamkeit, ob diese auch herb ist und selbstgewollt. Sie verlassen kann sie nicht, weil sie jener ersten Blüte nachsinnen muß, immer . . .“

Ein Klutschluchzen nahm ihr die Stimme.

„Lassen Sie uns ihr zusammen nachsinnen,“ sprach er kaum hörbar.

„So wie bisher, nicht wahr?“

Er sagte nichts. Sah dunklen Blicken den weißen Schwänen zu, wie sie stolz und unbewegt über den See glitten, und dachte an die Sage vom Schwan, der nur singt, wenn er zu Tode getroffen ist.

War auch dieses junge Menschenherz neben ihm vom ersten großen Lebensschmerz so tödlich getroffen, daß er bis zum Ende immerfort nur das hohe Lied jener Liebe singen mußte, die für volle Hingabe keinen Lohn findet als Einsamkeit und schmerzvolle Erinnerung lebenslang?

„Ist denn nun alles vorüber?“ Tonlos fragte er es.

„Was soll ich Ihnen noch sagen? Soll ich mit einer Unwahrhaftigkeit an Ihrer Seite leben? Soll ich den ganzen, unverbrauchten Schatz Ihrer Liebe von Ihnen annehmen und nichts zurückgeben können als Freundschaft? Eine Freundschaft und Wertschätzung allerdings, wie man sie dem edelsten Menschenwert weihet.“

„Wenn es das ist . . . Ich bin damit zufrieden. Ich werde warten können, bis Sie mich lieben lernen. Bis Sie eines Tages von meiner Geduld bezeugt werden. Ich denke ja nicht an die himmelfürmende Flamme, die schwärmeische Jugend erträumt. Die gereifte, ernste Liebe, die die Seelen verbindet, die

immer tiefer, reicher, abgeklärter wird, — dieser Edelstein ist's, den ich suche. Sie wissen es. Andere findet der Mann an allen Wegen. — Ich weiß es, Ruth, Ihre Seele liebt die meine wieder. Leugnen Sie es, wenn Sie können."

„Das Streben zum gleichen Ideal setzt es voraus," sprach sie leise. „Lassen Sie uns weiter ihm dienen wie bisher. Sie der helfende Arzt, ich die dienende Samariterin. Anders kann, darf es nicht sein."

Da wandte er sich ab und schwieg. Der Vorhang war gefallen. Er stand auf und sagte müde: „Ob Sie ahnen, was Sie mir

Tiefe Glut stieg ihm ins Gesicht. In schroffer Abwehr wandte er sich um, und durch seine Stimme ging ein verhaltenes Grollen:

„Sie raten mir, was Sie selbst weit von sich weisen. Denken Sie an Ihre Alpenpflanze. Es gibt deren nicht nur eine."

Da legte sie die Hände in den Schoß und sagte nichts mehr. Er sah sie noch einmal an, tief und lange, reichte ihr wortlos die Hand und ging, ohne noch einmal umzusehen, den Bergpfad hinauf.

Ruth blieb regungslos auf derselben Stelle. Sie war müder als der Sommer-



Missionshaus St. Josef, Aldorf: Edle Wohltäter aus der Schweiz, die uns durch Obstspenden unterstützten

antum? — Sie wollen einsam sein. Nun, ich will es auch."

„Warum wollen Sie es? So viele liebliche Blumen blühen an Ihrem Wege."

„Was soll ein Mann wie ich, ein Arzt, der täglich in der Menschheit tiefstes Elend hineinschauen muß, mit den Blumen des Lenzes?"

„Sie veredeln, hüten, dem Lichte zuführen, daß sie immer reicher blühen. Da ist eine — eine seltene, wir kennen sie beide . . . Gehen Sie nicht an ihr vorüber. Ihre frohe Lieblichkeit wird Sie die traurige Alpenflora vergessen lassen."

Ruth wandte den Blick zur „blauen Villa“, an deren Ertern die Klematis in voller Pracht blühten.

Da wußte er, was sie meinte.

tag, der eben die letzten Zipfel seines goldleuchtenden Mantels über die Firnen schleiste und im Schoß der Unendlichkeit zur Ruhe sank. Sie legte die Hand über die Augen.

Hatte sie nur geträumt?

Verloren sah sie auf den Platz, auf dem Reinert gesessen. Was war geschehen? Sie fuhr sich über die Stirn, ihre Gedanken zu sammeln. Aber sie konnte nichts denken, als daß sie nun noch viel, viel einfacher geworden war.

Zu Melitta konnte sie jetzt nicht. Mit dumpfen Sinnen ging sie heim und schloß sich in ihr Zimmer ein. Gut, daß die Eltern nicht zu Hause waren. —

Am andern Morgen ging sie, wie sonst, zur Klinik. Dort hörte sie, daß Dr. Reinert

bereits mit dem Frühzuge eine dringende Reise angetreten habe. Sie wollte die Nachricht als etwas ganz Gleichgültiges aufnehmen, das sie durchaus nichts anging. Und doch fühlte sie eine große Leere und Interessenlosigkeit. Mechanisch tat sie ihre Pflicht. Bis sie eines Tages fühlte, daß sie dieses monotone Einerlei nicht mehr ertrug.

Da hat sie die Eltern, sie für eine Zeit nach Valkenburg zu ihren Erzieherinnen gehen zu lassen.

Mutter Lucia freute sich herzlich, als eines Tages, im Dämmerlicht, ihrer liebsten Kinder eines zu ihr hereintrat.

„Nun, Kind, wie war's draußen?“ fragte sie gütig, als das junge Mädchen ihr schweigend die Hände drückte. Sie sah, wie es um den jungen Mund zuckte.

Da nahm Ruth den wohlbekannten Schemel und setzte sich zu Füßen der Klosterfrau. Legte den Kopf ihr in den Schoß und weinte. So hatte sie es einst-mals in all den kleinen Kindersorgen und -schmerzen so manchmal getan. Dann war alles wieder gut gewesen.

Mutter Lucia ließ sie sich ruhig ausweinen. Sie wußte, eine erlösende Tränenflut nimmt jedem Leid seinen herbsten Stachel.

„So bald müde geworden, Kind?“ Sanft streichelte die welt- und menschenkundige Nonne den braunen Mädchenscheitel.

„Ach ja, so weltmüde und menschenhart! Könnte ich doch hier bleiben! ... Es liegt ja auch alles nur an mir. Warum bin ich auch solch wunderliches Rätsel, das andern und mir den Kopf zerbricht?“

Die Nonne lächelte nachsichtig. Sie kannte diese Art von Weltenschmerz. So manches junge Vöglein, das gleich Ruth lebenshungrig aus ihrer Hüt geslogen war in die weite Welt, war so bald schon enttäuscht und flügelmatt zu ihr zurückgekommen und hatte die große Enttäuschung hier in ihren Schoß geweint. Manches hatte gar nicht wieder weggewollt, hatte sich hier eine Hütte gebaut und Labyrinthfrieden gefunden. Sie selbst ja auch.

„Wenn der Himmel doch auch für mich hier ein Plätzchen hätte!“ seufzte Ruth müde. „Eben begegnete ich Lore Brunet. Ich hatte keine Ahnung, daß sie den Schleier genommen hat. Ich hätte weinen mögen, als ich ihren Frieden sah. Ehemals war sie doch ...“

„Das schwarze Schaf der Klasse,“ lächelte die Oberin. „Aber das Schwarz ging nicht tief bei ihr. Das Herz war klar und wahr. Aber, mein Kind, wir können nicht alle heilige Theresien sein. Wer sollte

die Wunden draußen heilen, die die Welt schlägt, wenn nicht St. Elisabeth immer wieder verjüngt heilend und helfend durch die Lande ginge? Wohl ist es das höchste Ideal, dem wir hier dienen, doch nicht das einzige. Und vielleicht nicht immer das wichtigste. Das Ideal macht nicht den Menschen groß, sondern das, was es in uns anregt und wirkt. Glaub' es mir, Kind, der letzte Welttag wird uns manche Überraschung bringen. Da wird manches schlichte Beilchen, das hier demütig und verborgen im Schatten stand, das Edelweiß der Höhen überstrahlen ... Du kennst das kleine Fräulein Seling, das nebenan im Torhäuschen zwei Kämmchen hatte und alle Armen und Kranken und Kinder mit Namen und Umständen kannte. Sie selbst kannten wenige. Sie starb vor kurzem, wie die Heiligen Gottes sterben. Ich bin überzeugt, daß ihr Stern einmal den mancher frommen und gelehrten Klosterfrau überstrahlen dürfte.“

Ruth saß still zu der ehrw. Mutter Zü-
ßen. Ihre Worte fielen beruhigend und
flärend in ihr aufgewühltes Herz. Leise
begann sie zu erzählen. All ihre Enttä-
uschungen, ihr Weh und ihre Verein-
samung legte sie der Nonne ins verste-
hende Herz.

„Ja, Kind, da kann wohl nur Gott dir
die rechte Antwort geben. Ob du recht
tatest, die Werbung jenes edlen Mannes
zurückzuweisen, wer kann es sagen als der
Richter in deiner eigenen Brust? Vielleicht
hättest du mit ihm ein hohes Ideal
verwirklichen können. Aber vielleicht
wirst du es jetzt nicht minder können.
Nur wird dein Weg rauher, einsamer,
dein Glück aber auch ernster, reiner und
frei von Eigensucht sein. Das sind die
Rätsel des Menschenherzens, die hier
wohl nie ganz gelöst werden.“

Mutter Lucia stand auf und ging mit
Ruth zu einem großen Standbild, das ihr
von früher so gut bekannt war: der Men-
schenheiland inmitten von Kranken, Sie-
chen und Mühseligen, wie er heilend und
tröstend unter ihnen wandelt.

„Hilf ihm, mein Kind,“ sprach mild die
Klosterfrau. „Sieh, wie er suchend um-
schaut, ob keiner ihm helfen mag! Und
werde nicht müde; er ist es auch nicht
geworden.“

Lange schaute Ruth auf die Szene. Ein
Leuchten kam in ihre Augen. Und ein
Gebet, ein Gelübde stieg auf in ihrer See-
le, das sie für immer an die Spuren des
göttlichen Samariters fesselte ...

Nur ein paar Tage blieb Ruth im Frieden
des Klosters. Es zog sie heim zur
Kindes- und Liebespflicht.

Die Eltern waren froh, daß sie ihr Töchterchen wieder hatten. Frau Mathilde hatte heimliche Angst gelitten . . . und der Justizrat auch, daß Ruth nicht wiederlehren möchte. Nun kam sie froher zurück. Die Gefahr war abgewendet.

„Du liebes Nönnchen!“ scherzte Werner manchmal, wenn sie ihn in seinen Herzansäßen, die mit Unterbrechungen hartnädig wiederlehrten, mit rührender Liebe pflegte.

„Ihre Ruth ist ein wertvoller Mensch,“ äußerte Dr. Reinerts Mutter einmal bei einem Besuch. „Sie gehört zu den seltenen Menschen, die durch äußere Enttäuschung noch an innerer Größe gewinnen. Gott weiß, wie gerne ich sie Tochter genannt hätte.“

Frau Werner lächelte müde. Auch sie hatte mit Ruths Entscheidung einen zweiten lieben Herzenschwund begraben.

Pater Werner kam eben von einer Missionsreise nach den umliegenden Christengemeinden zurück, als er einen Brief aus der Heimat vorsand. Seine Hand zitterte, als er ihn erbrach, denn er trug die Schriftzüge des Vaters. Er las und las und staunte und konnte nicht fassen, was er las. Sollte das wirklich sein Vater, sein stolzer, unbeugsamer Vater geschrieben haben? Wieder und wieder las er den Brief, die bittenden, demütigen Worte, in denen er seine Verzeihung erbat und seinen Beruf segnete. Von früher schrieb er nichts, nur von seiner großen Neue und Sehnsucht. Da war nichts mehr von dem früheren stolzen Selbstbewußtsein, von dem Fanatismus des Gottesfeindes. Nur die immer wiederkehrende Bitte: „Vergiß, was gewesen, und las es wieder sein, wie es war. Sei wieder mein lieber Junge!“

Er barg den Brief auf seiner Brust und überließ sich dem Strom seiner Empfindungen. Heiß stiegen die Liebe und die Sehnsucht nach dem fernen Vater in seinem Herzen auf. Jetzt nur eine einzige Stunde daheim sein! Aber das war unmöglich. War nicht sein Jugend- und Lebensopfer Veranlassung und Preis gewesen für des Vaters Heimkehr? Darum soll ihn auch nicht der leiseste Wunsch von seinem Posten ziehen.

Nach einem innigen Dankgebet in der Kapelle ging er mit Erlaubnis der Obern auf seine Zelle, um dem Vater unverzüglich wiederzuschreiben. Alles, was er an Liebe je für ihn empfunden, legte er in diesen Brief. Zum Schluß auch die trostvolle Nachricht, daß er für eine Neugrün-

dung in Aussicht genommen sei und vorher die Heimat wiedersehen würde. Allerdings könne es noch eine Weile dauern, da es noch an Ersatz für ihn fehle.

So froh und leicht und glücklich hatte Pater Werner noch keinen Tag seines Ordenslebens beschlossen wie diesen. Mehr als das versprochene „Hundertfältige“ hatte Gott ihm mit der Seele seines Vaters gegeben. Und soviel an ihm lag, wollte er nicht des Herrgoits Schuldner bleiben.

Es waren ziemlich ausgebauten Verhältnisse, in denen er unter eingewanderten Europäern und Indianern wirkte. Seine erste, stürmende Jugendbegeisterung hatte zwar andere Ziele gehabt — in einem noch unerhellten Dunfel das erste Licht anzuzünden. Aber er begriff es wohl, daß die jetzige Arbeit die beste Vorschule dafür war.

Und so war er zufrieden und wartete.

Der Brief aus Brasilien löste in Justizrat Werner eine ungeheure Spannung aus. Frau Mathilde und Ruth waren zu einer Verlosung ins Waisenhaus gegangen, und so konnte er ihn ungestört genießen.

Er ging in sein Zimmer und schloß ab. Mächtig kam die Erinnerung über ihn, als er den Brief erbrach und die Überschrift „Mein lieber Vater!“ las. Er mußte zu der Stelle neben dem Schreibtisch hinschauen, wo Herbert damals stand und auch „Lieber Vater!“ sagte und umsonst auf ein gutes Wort wartete. Er hatte ihn gehen lassen wie einen Ungeratenen.

Er fühlte es schwer, seit jenem Tage, da er seinem Sohne Herz und Haus verschloß, lag die Hand Gottes auf ihm. Er hatte sich lange gewehrt gegen die aufsteigende Erkenntnis. Und von dieser bis zum offenen Bekennen war für seinen stolzen Sinn ein weiter, fast ungangbarer Weg. Aber Campallas düsteres Sterben, die schreckliche Erschütterung durch das tragische Wiedersehen mit Herbert und das Gefühl körperlichen Gebrochenseins hatten seinen letzten Widerstand besiegt. Tage und Nächte quälenden Grübelns taten das Letzte.

Durstig trank er das langentbehrte Wort „Lieber Vater“ in sich hinein. Immer wieder las er den Brief, in dem nicht ein Tropfen Bitterkeit, nur Liebe war. Kein Wort von dem, was gewesen war.

Wie war es nur möglich gewesen! Solch einen Sohn hatte er verstoßen können?

Trotz seiner Sinnesänderung hatte er es bisher nicht über sich gebracht, die seit

früher Jugend unterbrochene Verbindung mit dem Gnadenreich der Übernatur wieder anzuknüpfen. Die erste Botschaft des priesterlichen Sohnes löste nun die letzte Fessel, die ihn noch an sein einstiges stolzes Glaubensbekenntnis band. —

Pater Gerhard, der Guardian des Franziskanerklosters, war nicht wenig erstaunt, als der Bruder Pförtner ihm den Besuch des Justizrats Werner meldete. Eine Ahnung stieg in ihm auf. Er hatte es seit langem gemerkt, daß sich in der Seele des einst so selbstbewußten Mannes etwas durchrang. Früher hatte dieser ihn, da er in ihm den geistlichen Berater seines Sohnes vermutete, mit Bedacht gemieden, bei Begegnungen ihn feindlich übersehen. Seit längerer Zeit aber suchte er seine Gesellschaft. Der seelenfundige Priester zerbrach sich über diese Wendung nicht allzusehr den Kopf. Es war nicht das erste Werk der göttlichen Gnade in seiner langen Praxis und auch wohl nicht das letzte.

Die Begrüßung der beiden Männer war ernst, aber herzlich. Bald waren sie in angeregter Unterhaltung. Was dann weiter geschah in jenen Abendstunden, — keiner der Beteiligten hat je darüber gesprochen. Einmal nur sprach der Justizrat Pater Helmuth gegenüber, der ihn bei Gelegenheit einer Volksmission besuchte, lächelnd von seiner „Nikodemusnacht“.

Pater Gerhard blieb von der Zeit an sein liebster Freund.

Dr. Reinert war als ernster, fast finsterner Mann von weiten Reisen heimgekommen. Seine Freunde vermissten sehr seinen früheren Humor. Seine Mutter machte sich Sorge um ihn, zumal sie seit einiger Zeit selbst leidend war. Was sollte werden, wenn sie für immer würde von ihm gehen müssen? Das Herdfeuer im kleinen Doktorhaus würde erlöschen und ihr Hans noch einsamer werden.

In einer Abendstunde, als er, schweigamer noch als sonst, bei ihr im Erker saß, rührte sie einmal an dieses heisse Thema:

„Wie denkst du es dir, Hans, wenn ich einmal nicht mehr bei dir bin?“

„Läß das! Noch bist du ja bei mir!“ wehrte er ab.

„Hans, ich meine, in ein Doktorhaus gehört eine Hausfrau.“

„Mag sein. In meinem Hause ist Platz für eine solche. Anderswo aber nicht.“

Frau Reinert ließ sich nicht beirren.

„Ich kenne eine, die mit dem ersten einstweilen zufrieden wäre. Den andern wird sie sich nach und nach erobern. Ist

ein liebes, edles Kind. Und bei Ruth Heltorf in die Schule gegangen.“

„Ich bitte dich, Mutter, sprich mir nicht davon. Die einzige, die ich an deinem Platze sehen möchte, will ihn nicht. Eine andere — —? Es ist unmöglich.“ — Sie seufzte und sagte nichts mehr.

Die Bekannten meinten, daß Dr. Reinert anfange, ein Sonderling zu werden. Er mied jede Geselligkeit. Sogar der anfangs so rege Verkehr mit dem Werner'schen Hause war seit einiger Zeit ganz abgebrochen. Manche ahnten den Grund und konnten es nicht verstehen, wie ein junges Menschenkind wie Ruth Heltorf, schön, reich und begehrte, die Lust der Krankensäle und Armeleutestuben der vornehmen Behaglichkeit eines eigenen Heims vorzog. Der aber, der wußte warum, sagte es keinem. Der streifte stundenlang auf einsamen Bergwegen. Wenn er dann heimkam, war er noch stiller und finsterer. —

Melitta Morlano führte seit dem Tode ihres Onkels ein für ein zwanzigjähriges junges Mädchen ungewöhnlich stilles, abgeschlossenes Leben. Bücher und Musik waren fast ihre einzige Unterhaltung. Die Bewohner der umliegenden Villen am See nannten das schöne Südländskind nur noch „die kleine Einsiedlerin“.

Nur ihrer Ruth und Tante Werner blieb sie nach wie vor treu. Und wenn es ihr allzu enge wurde in ihrem Heim, dann stieg sie hinauf zur Bergkapelle. Saß mit irgendeinem Buche in der Hand stundenlang auf der Bank, von der sie wußte, daß sie auch Ruth Heltorf teuer war.

Heute, an einem farbenprächtigen Herbsttage, saß Melitta wieder unter den alten Buchen und schaute träumend ins Land. Ein tiefes Heimweh lag in ihren Augen. Wehmüdig gedachte sie vergangener Tage unter dem blauen Himmel ihrer sonnigen Heimat, da sie nicht Weh noch Sehnsucht kannte. Bis dann ihr Mütterchen von ihr ging und der finstere Onkel sie mitnahm in dieses kalte Land mit feinen rätselhaften, schwermütigen Menschen.

Und doch liebte sie diese Menschen, liebte ihre biedere Art und ihren geraden ehrlichen Sinn. Liebte die Verwandten, die ihr so treu zur Seite gestanden hatten in dunklen Tagen, liebte die edle, lebensernste Freundin, deren verstehende Liebe lauter Gold war.

Und ihn — den einen — der kaum um sie weiß, der sie übersieht, wie man Kinder übersieht. Und der für sie doch der einzige Mensch auf der Welt ist, ob sie die Liebe zu ihm auch tausendmal schmerhaft aus ihrem Herzen reißt, weil sie ihren

Mädchenstolz eine Schmach dünt, diese heimliche Liebe zu einem Manne, der sie weder sucht noch begehrt.

Ein Buch liegt auf ihrem Schoß: „Dreizehnlinde“. Und eine dunkelrote Rose. Halblaut gleiten die Heimwehlieder eines traurigen Frankenkindes über Melittas Lippen. Vom schönen, stolzen Falten, der mit dem Todespfeil im Herzen fort, weit fort geflogen . . .

Sinnend tut Melitta, wie die einsame Faltenbraut einst tat: Ein Rosenblatt nach dem andern fällt ihr zu Füßen.

Traurig schaut sie auf die zerfleckte Rose. „Ganz wie mein Leben,“ denkt sie wehmüdig.

Weinend hält sie das letzte dunkelglühende Blatt in der Hand.

„Auf das letzte Blatt, wie gerne — möcht' ich meine Hoffnung schreiben; — weil ich keine Hoffnung habe, — muß es unbeschrieben bleiben,“ zitiert die hilflose Klage der verlassenen Frankenjungfrau durch das Scheideweh der herbstlichen Natur.

Schluchzend sinkt der dunkle Mädchenkopf auf das Buch.

„Hattest es gut, Hildegunde. Deines Elmar Liebe gehörte dir, ob er lebend war oder tot. Den ich liebe, er kennt mich kaum.“

In ihrem Weh merkte sie nicht, daß sie nicht mehr allein an der Waldkapelle war. Frau Reinert war mit ihrem Sohne von einer andern Seite herausgekommen. Im Begriffe, um die Kapelle herumzugehen, hatten sie Melittas Schluchzen gehört und sich diskret zurückgezogen. Sie warteten noch ein Weilchen, dann begannen sie sich laut zu unterhalten und traten zu der Bank, auf der Melitta saß.

Sie sprang auf wie eine ertappte Sünderin und brachte hastig Haar und Kleid in Ordnung. Das Buch war ihr vom Schoß gegliitten, mitten zwischen die dunklen Rosenblätter.

Dr. Reinert hob es auf. Ihn rührte ihre hilflose Verwirrung. Er sah auf die aufgeschlagene Seite, wo Hildegunde sagt: „Die mir ratend helfen könnte, — liegt hier unterm Falten Steine, — bei der Linde ihr zu Häupten — sitz ich oft und weine, weine,“ da sah er Tränen Spuren.

Er sah sie voll Mitleid an. Einsam war doch dieses Kind, einsamer noch als Hildegunde, die Franken Tochter. Nicht Vater, nicht Mutter — und fern der Heimat.

Melitta hatte sich, wie um Hilfe in ihrer Verlegenheit zu suchen, zu Frau Reinert

wieder auf die Bank gesetzt und sprach mit ihr über gleichgültige Dinge.

Eine tiefe Glut stieg ihr ins Gesicht, als Reinert ihr das Buch zurückgab und ihr die Hand reichte.

„Gnädiges Fräulein lieben ernste Lektüre? Ich glaube, allzuviel Einsamkeit tut nicht gut für junge Damen Ihres Alters,“ meinte er lächelnd und sah sie forschend an.

„Meinen Sie? Da kommen Sie aber mit unserm Dreizehnlinndendichter in Konflikt. „Einsamkeit ist Seelennahrung . . . In der Stille wird dem Geiste — rechte Geistesoffenbarung,“ zitierte sie lebhaft.

„Und ist die der schönen Einsamen an der Waldkapelle geworden? Ich meine die Geistesoffenbarung?“ Wieder sah er sie prüfend an.

Melitta war viel zu sehr ein Kind ihres Landes, offen, lebhaft, um ihre Gefühle ganz verbergen zu können.

Sie wischte seinem Blicke aus und sagte leise: „Ich weiß es nicht.“

Frau Reinert und ihr Sohn wußten nun, warum Melitta Morlano zur Einsiedlerin geworden war.

Sie gingen zusammen heim.

Die alte Dame reichte Melitta beim Abschied herzlich die Hand. „Da nach eben erfolgter ärztlicher Untersuchung allzuviel Einsamkeit für junge Damen nicht zuträglich sein soll, so schlage ich Ihnen vor, in Ihren einsamen Stunden die stillen Tage einer alten Frau zu durchsonnen,“ sprach sie bittend. „Wollen Sie gleich morgen beginnen? Dann ist uns beiden geholfen.“

In Melittas Augen leuchte es auf. Das klang so mütterlich gütig. Und sie hatte ja keine Mutter mehr. Sie sah Reinert scheu von der Seite an. „Wenn ich nicht störe.“

„Sie würden mich sehr verbinden, gnädiges Fräulein. Meine Mutter ist wirklich zu viel allein. Und mir — wird Ihr Besuch eine Freude sein.“

Er verbeugte sich und reichte ihr die Hand. —

In diesem Abend hatte Frau Reinert eine ernste Unterredung mit ihrem Hans. Obwohl sie nicht nach ihren Wünschen ausfiel, war sie doch halbwegs zufrieden. Er war doch nicht ganz so abwehrend und schweigsam und finster gewesen wie sonst. Und sie hoffte noch viel von der alles heilenden und versöhnenden Zeit . . .

Von diesem Tage an gab's manches frohe Wandern durch die schöne Berg-

welt. Es war ein ungleiches, aber fesselndes Paar, die alte Dame mit dem immer gütig-sonnigen Gesicht und das junge, lebhafte Kind im Schmelz südlicher Schönheit. Manch Bewundern und Beäugeln und Vermuten kleinbürgerlichen Sensationsprickels folgte ihnen. Man kannte Dr. Reinert nicht begreifen. Ging da mit finstrem Gesicht an der lieblichen Rose in Nachbars Garten vorüber und trauerte der herben Alpenblume nach, die jedem Krüppelkind und Bettelmann auf der Straße, nur nicht ihm blühte.

In freien Nachmittagen schlossen sich auch Ruth und Frau Werner an. Reinert beteiligte sich nie. Nur einmal zu einer Wagenpartie, als auch Justizrat Werner mittat, ließ er sich bewegen. Aber er verfiel unverzüglich in wissenschaftliche Betrachtungen, auf die Werner nur ungern einging, und vor denen sich die Damen entsezt durch Galopptempo retteten. Der lustige Hans, der einstige Fidelste der „Fidelitas“, war zum fröhlichen Gelehrten geworden, der seine Mußestunden über trockenen Fachwerken vergrüßte oder einsame Gleitscherregionen auffuhrte.

Einmal nur hatte Melitta das Reinertsche Haus betreten, zu einer Damenvisite, die Frau Reinert eigens gegeben, um dem spröden Kinde den Weg in ihr Heim zu zeigen. Danach war sie zum Leidwesen der alten Dame nicht wiedergekommen. Ihr Mädelstolz mochte ihr den Weg verwehren in das Haus des Mannes, der sie nicht begehrte.

Frau Reinert grollte ihrem starrköpfigen Jungen.

„Ein rechter Schwerenöter bist' mir geworden, nicht wert, daß so ein liebes Seelchen auch nur den Mund nach dir verzieht,“ zürnte sie eines Tages, da Herbstwetterlaunen ihr den Weg zum Walde und zur blauen Villa wehrten, und zauste ihn in lächelndem Mutterzorn im dünnen Haarwald. „Weißt wohl nicht, Hagestolz, daß du der bestbeneidete Mann im weiten Gau bist?“

Für Augenblicke fuhr der alte Schalk über sein Gesicht, wie in der Bubenzeit, wenn er in heimeligen Abendstunden unbemerkt hinter Inges und Marlies Stühlen hockte und ihnen Klettenkraut in die gesündigen Böpfe flocht. Mit beiden Händen nahm er die Mama um den Hals:

„Bitte kein Regengesicht, Mutterchen! Das schaut aus wie siebzig und ist doch kaum sechzig und blüht noch wie fünfzig! Dein böser Bub sollte sich auch bessern.“

„So-o? Bessern? Wie denkst du dir das, Bessern? Gehst wohl heute noch zum Pfarrer, he? Und morgen hat's Doctorhaus 'ne Hausfrau. Und deine alte Mama darf endlich ins Sorgeneckchen?“

„Ja, ja, morgen!“

Fort war er, und sein Mutterchen hatte das Kopfeschütteln. —

Ein wunderschöner Spätherbsttag. Ein Leuchten und Glühen und Strahlen wie das letzte Abschiedfeiern eines scheidenden Königs.

„So recht, um noch einmal über Land zu wandern!“ seufzte Frau Reinert, da ihr Sohn sich eben anschickte, zur Klinik zu gehen. „Aber — ich weiß nicht, nie in meinem Leben war ich so müde. Ich glaube, Bub, du darfst deiner Mutter das erste Rezept schreiben.“

„Manu, wirft mir doch keine Dummheiten machen? Das verbiete ich dir aber ganz respektlos.“

Er fühlte ihren Puls und sah sie forschend an.

„Hast dir doch wohl ein bissel zu viel zugemutet. Und wenn man da noch bis bald zur Geisterstunde Wohlfahrtstudien treibt — wie meine gnädigste Mama gestern im Armenspittel — — — au weh, tu mir doch nichts! Ich will's auch nicht wieder sagen. Dann mußt du der schwarzen Stine und der blöden Toni und verehrten Kollegenschaft aber auch verbieten, aus der Schule zu plappern.“

Lächelnd wehrte er ihre Hand ab, die ihm den Mund stopfen wollte.

„Junge, unverbesserlicher!“ schalt sie. „Und ich arme alte Frau kann mich nicht wehren. Ja, wenn die Buben einem übern Kopf wachsen!“

Reinert sah, wie sie im Lächeln Schmerz und Mattigkeit verleugnete.

„Soll ich dir Schwester Melitis schicken? Ich muß leider fort zur Klinik. Wir haben eine eilige Operation.“

„Läß die guten Schwestern nur ja auf ihrem Posten. Kommen so nicht durch. Ich bin ja nicht eigentlich krank, nur so merkwürdig müde.“

(Fortschreibung folgt.)

Photo:

Bild: Seite: 292, 295, 297, 298, 301, 303, 304, 306, 307, 308, 310 von der Mariannhiller Mission.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Übereinkunft gerne gestattet.
Verantwortlicher Schriftleiter P. G. A. Rottmann; Missionshaus St. Joseph, Reimlingen
Druck der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schwaben

Bergkämmeinrich

 Illustrierte Zeitschrift der  Mariannhiller Mission

Nummer 11

November 1935

53. Jahrgang

Chor der Toten

Euer Weg ist hart, euer Weg ist lang —
Doch gingen auch wir den gleichen Gang,
Kamen nach schwerem Kampf zur Ruh',
Nach dem harten Streit zwischen Ich und Du,
Nach dem harten Streit zwischen Soll und Will,
Nach dem ewigen Krieg zwischen Laut und Still.
Auch unsere Brände mußten vergluten,
Auch unser Herz sich in Gott verbluten.
In Gott sich verbluten — dies eine Wort
Sagen wir euch nun fort und fort.
Ein Rätsel nennt ihr das harte Leben?
Wir haben die Lösung euch gegeben:
In Gott sich verbluten! Habt ihr's verstanden?
Wir flüstern's euch zu, die die Heimat wir fanden,
Wir flüstern's euch zu, die das Ziel wir erklossen.
Das Glück ist unser — ihr müßt nun kommen.
Kommt, kommt, bleibt auf dem Wege nicht stehn:
Alles Leben ist nur ein Vorübergehn! —

Ignaz Klug †.

Arme Seelen

Von F. Schröngamer-Heimdal

Die Geisterwelt ist nicht verschlossen,
Dein Sinn ist tot, dein Herz ist zu . . .

Daß es neben der sichtbaren Körperwelt eine — für gewöhnlich unsichtbare Geisterwelt gibt, ist dem Wissenden kein Geheimnis mehr. Die zahllosen Spuckgeschichten, die im Volke umgehen, sind nicht immer Ausfluß von Hirngespinsten oder Sinnestäuschungen; viele davon beruhen auf Wahrheit und sind von einwandfreien Zeugen verbürgt.

Der gläubige Christ vor allem kann keinen Zweifel an der Tatsache haben, daß es eine geistige Welt mit guten und bösen Wesen gibt, die auch den Erdenmenschen erscheinen können. Die Schriften des alten und neuen Bundes wie auch die Heiligenlegenden sind erfüllt von solchen Tatsachen, die dem gotterschlossenen Menschen eigentlich Selbstverständlichkeiten waren.

Die Zweifelsucht und ihre Folge, der Unglaube in jedem Betracht, begann erst in der Zeit der „Aufklärung“ und des Materialismus, der nur die sichtbaren, handgreiflichen Dinge gelten ließ. Dieser Makel und Mangel der modernen Menschheit vermag jedoch an den Tatsachen der geistigen Welt nichts zu ändern.

Aber auch heute geschehen noch Dinge, vor denen die Wissenschaft ratlos die Hände ringt. Wir brauchen nur an Konnersreuth zu denken. Auch heute gibt es noch Erscheinungen aus der geistigen Welt, wenn sie auch nur Begnadeten zuteil werden, die ihre Erlebnisse nicht an die große Glocke hängen, sondern als heiliges Geheimnis bewahren. Solche Erlebnisse sind eindrucksvolle Beweise für das Weiterleben nach dem Tode wie auch für die Wahrheiten der christlichen Heils- und Gnadenlehren.

Es geschieht nur ganz selten, daß Erlebnisse dieser Art in die Presse und damit an eine breitere Öffentlichkeit kommen. Die Erlebenden schweigen aus Ehrfurcht vor dem Erlebten, aber auch aus Furcht vor den Mitmenschen, aus einer gewissen Scheu, die „Perle vor die Schweine zu werfen.“ Sie könnten von diesen in den Kot getreten werden. Wenn in solchen Erlebnisfällen überhaupt Mitteilungen an andere erfolgen, so beschränken sie sich in der Regel auf die nächsten Angehörigen. Solche Erlebnisfälle sind aber durchaus nicht so selten, wie man gemeinhin glaubt. Ich habe in dieser Beziehung viel herumgehörcht und bei allen möglichen Gelegenheiten das Gespräch auf solche Dinge gebracht. Und merkwürdig: fast jeder, mit dem ich auf diese Weise zu tun hatte, wußte von sich oder aus seinen Bekanntenkreisen unerklärliche Fälle von Ahnungen, Vorgeschehenen, Träumen, Erscheinungen zu berichten, die das Hereinragen der geistigen Welt und die Verbundenheit der Verstorbenen mit ihren Hinterbliebenen in ein seltsames Licht rücken.

Umso dankenswerter ist es demnach, wenn es ein hochangesehener katholischer Priester in einer wissenschaftlichen Zeitschrift (Natur und Kultur, Märzheft 1929) unternimmt, einige in der jüngsten Zeit geschehene Erscheinungen von Verstorbenen aus einer Fülle von Fällen herausgreift und der wissenschaftlich eingestellten Leserwelt vor Augen zu führen. Diese Fälle, an deren Tatsächlichkeit kein Zweifel möglich ist, beweisen mit aller Deutlichkeit, daß die Geisterwelt auch heute noch nicht verschlossen ist. Sie



Gedenket der Verstorbenen und helft ihnen durch Gebet und heilige
Messe

find lebendigste und anschaulichste Beispiele für das Weiterleben nach dem Tode, namentlich aber für die Art und Weise dieses Weiterlebens, die uns Lebenden heilsamste Anregung bietet.

Daß es sich bei diesen Erscheinungen nicht um Hirngespinste handelt, beweist der Umstand, daß ein solcher Geist auch von der Käze des Erlebenden gesehen wurde, die sich der Erscheinung neugierig näherte, dann aber erschrocken zur Seite sprang. Die Tatsache, daß gewisse Tiere, besonders Hunde und Pferde, die Fähigkeit besitzen, Erscheinungen aus der Geisterwelt zu sehen, ist bekannt und wiederholt bewiesen. In einem andern Falle wurde der Entsetzungsschrei einer erschienenen „armen Seele“ von einem Mitbewohner des Hauses gehört. Dieser meinte, der „Seher“ — wie wir den Erlebenden dieser Erscheinungen hier nennen wollen — hätte im Traume so laut aufgeschrien. In einem weiteren Fall war die Berührung eines abgeschiedenen Geistes an der Hand des Sehers zehn Tage lang als rötliches Brandmal sichtbar wie eine natürliche Brandwunde.

Alle diese Tatsachen sprechen dafür, daß es sich hier nicht um Hirngespinste, sondern um leibhaftige Erscheinungen von armen Seelen handelt, die in der Finsternis der Gottesferne und im Schatten des Todes weilen. Sie haben nur einen Schimmer des erlösenden Lichtes in ihrer Verlassenheit im „Zwischenraum“ zwischen der „Anschauung Gottes“ und der „äußersten Finsternis“, also im Fegefeuer.

Eine Erscheinung schildert den Vorgang des Sterbens: „Es ist ein Erschauern der Seele in Anbetung und dann ein Versinken in die Reinigung. Wir ziehen einzeln unsere Wege.“

Eine andere Seele klagt: „Gott ist gerecht. Meine Sünden schreien zum Himmel. Ich brenne! Ich bin in der Finsternis! Zuerst bin ich vor Gericht gekommen, dann kam die Strafe. Ich habe angebetet und bin versunken.“ Also genau wie die erste Erscheinung: Anbeten und versunken . . . Trostlich ist, was die zweite Seele weiterberichtet: „Ich habe das URGSTE überstanden. Ich bin jetzt im Lichtkreis. Wenn ganz rein, kommt die Anschauung Gottes.“

Andere Außerungen dieser armen Seelen, die mit „Zulassung Gottes“ dem Seher erscheinen durften, sind:

„Das Jenseits ist die Klarheit und die Erkenntnis.“

„Gottes Gerechtigkeit sieht anders als die Menschen.“

„Christi Blut — in den heiligen Messopfern — fließt in Strömen. Dieses Blut führt uns zum Leben.“

Eine arme Seele jubelt den Erlösungsruf: „Ich bin im Licht!“

Es handelt sich um vielfache Erscheinungen verschiedener Verstorbener, auch von solchen, die der Seher zu Lebzeiten nicht bekannt hat. Sie gaben ihm aber auf Befragen an, wo sie auf Erden geweilt hätten. Die Gestalten waren durchwegs deutlich sichtbar, wenn ihr Außereres auch oft verschwommen und das Gesicht fast unkenntlich war. Manche waren widerlich und abstoßend, je näher sie aber dem Lichtkreis kamen, desto heller und deutlicher wurden ihre Seelenleiber, ihre „körperlosen Körper“, die sich anfühlten wie ein „feuchtes warmes Tuch.“ Manche von diesen armen Seelen sind noch so tief im Leiden, daß sie nur stöhnen können. Andere können schon sprechen und geben Antwort auf die Fragen des Sehers:

„Warum kommst du zu mir?“

„Weil du immer für mich gebetet hast.“

„Liegt dir viel daran, daß ich in die hl. Messe gehe?“

„Du kannst mir viel helfen.“

„Was mußt du denn leiden?“

„Ich brenne!“

Und zum Beweise drückte er einen Finger auf die Hand des Sehers und das tat so weh, daß dieser aufschrie. Die Brandwunde blieb zehn Tage sichtbar.

Zwei dieser armen Seelen nannten auch die Sünden, derentwegen sie noch büßen mußten. Die eine bezichtete sich des Diebstahls und bat um hl. Messen. Die andere bekannte sich als Verleumder und zwar durch briefliche Ehrabschneidungen: „Mein Wort lebt in der Schrift weiter. So stirbt die Lüge nicht.“



Missionsposten Dinizulu (Mariannhiller Mission)

Als Mithilfe in ihrem Leiden werden „Opfer“ und „hl. Messen“ erbeten.

Der Seher sah diese armen Seelen, von denen ihn manche wochenlang bedrängten, häufig auch bei Tage. Eine davon begleitete ihn sogar in die Kirche. Da fragte sie der Seher: „Siehst du Christus im Sakrament oder in Wirklichkeit?“

„Das Sakrament ist für die Lebenden. Die Wirklichkeit der Anschauung kommt erst, wenn ich rein bin.“

Eine andere arme Seele sagte dem Seher, daß sie nun erlöst und in der Klarheit sei. Da bat sie der Seher: „Vergiß mich nicht?“ Die Seele: „Die Lebenden danken und vergessen, die Toten können nicht vergessen, was Liebe gab.“ Damit verschwand die erlöste Seele und kam auch nicht wieder. Sie war ins „Licht“ eingegangen.

Besonders zu denken gab mir eine Schilderung des Sehers über einen Vorgang, den er sich selbst nicht erklären konnte: Eine arme Seele beugte sich über den im Bett ruhenden Seher und tat, als ob sie ihm etwas aus dem Körper sauge. Der Seher fühlte sich hernach geschwächt und

hatte das wache Bewußtsein, daß ihm die arme Seele etwas genommen habe, was sie im Jenseits brauchte. Denn anders wäre der Vorgang sinnlos. Zur Erklärung mag folgende Erwägung dienen: Die Seele benötigt zum Weiterbestehen im Jenseits, in der geistigen Welt, offenbar noch Feinstoffe, die dem Körper anhaften. Die Sitte der Aufbahrung der Toten zeigt, daß man der Seele Zeit lassen will, diese Feinstoffe aus dem Körper mitzunehmen. Diese feinen Lebensstoffe werden, wie der berühmte Forscherarzt Karl Ludwig Schleicht überzeugend nachgewiesen hat, nur durch Feuer vernichtet, was bei allen Leichnamen der Fall ist, die verbrannt werden. So erschien einer Frau im Traume der verstorbene Mann, dessen irdische Reste kurz vorher eingeschert worden waren, in furchtbar entstelltem Zustande. Sein ihn begleitender Freund aus dem Jenseits erklärte der Träumenden, diese Entstellung komme daher, weil der Verstorbene sie durch die Verbrennung vernichteten Feinstoffe nicht mehr an sich ziehen konnte und nun drüben großen Mangel leide. Er warnte die Frau sich verbrennen zu lassen. Offenbar hat die arme Seele dem Seher in unserem Falle ebenfalls solche Feinstoffe, die der Seelenleib zum Weiterbestehen im Jenseits benötigt, entnommen. Zweifellos handelte es sich auch in diesem Falle um einen „Feuerbestatteten“ oder sonstwie im Feuer umgekommenen armen Menschen. —

„Die Toten können nicht vergessen, was Liebe gab.“

Dieses ergreifende Bekenntnis sollte ein mächtiger Antrieb sein, unseren armen Seelen alle Liebe zu geben, deren wir fähig sind. „Opfer“ und „hl. Messen“ benennen die armen Seelen selbst als ihre besten Hilfsmittel, daß sie aus der Verlassenheit in der Finsternis ins Licht und zur Anschauung Gottes gelangen. Schon der Apostel sagt: „Es ist ein heiliger und heilsamer Gedanke, für die Verstorbenen zu beten.“ Aber nicht Eigennutz, sondern Mitleid und Liebe zu den Verlassenen der Verlassenen soll unser Leitstern sein beim Gebetsgedenken und Sühnopfer für sie. Denn auch wir Lebenden sind schon eingeschlossen in den mystischen Leib des Erlösers, der aus Liebe sein kostbares Blut für uns alle vergossen hat. Und auch unser Weg geht einst zur Anbetung — ins Verblassen — ins läuternde Feuer des fühlenden Leidens, bis auch wir einst jubelnd ausrufen dürfen: Ich bin im Licht!

Mariannhiller Rundfunk: Neueste Missionsnachrichten

Am Mikrophon: P. Otto Heberling, RMM.

Zubelstage in Mariannhill: Am 8. September 1885, also am Geburtstage der lieben Gottesmutter, traten die von unserm in Gott ruhenden Vater, Abt Franz Pfanner, von Europa nach Südafrika zur Missionsarbeit gerufenen Jungfrauen in Mariannhill zum erstenmal in ihrer ursprünglichen malerischen Einheitstracht auf. Dieser Tage wurde so der Geburtstag der „Kongregation der Missionsschwestern vom kostbaren Blut“. Die Eingeborenen wurden damals nicht müde, die so schön gekleideten „Almakosozana“ (vornehme Fräulein, Prinzessinen) zu betrachten und zu bestaunen. Ihre Einheitskleidung, die nach dem Willen des hochseligen Abtes Franz, aus einem blutroten Rock, der an das kostbare

Blut, den Preis unserer Erlösung, erinnern sollte, aus einer schwarzen Pelerine, einer grauen Schürze und einem weißen Häubchen bestehen mußte, sah aber auch sehr malerisch aus und war nach dem Geschmacke der Eingeborenen der Inbegriff der Schönheit. Schon am Tage nach diesem denkwürdigen Ereignis, dem ersten Auftreten der Missionshelferinnen nahmen diese ihre Arbeit, die Betreuung und Erziehung der weiblichen Eingeborenen-Jugend mit großem Eifer, ja mit heiliger Begeisterung auf. Mit der Übernahme einer Mädchenstube und mit Krankenbesuchen begannen die Schwestern ihre Missionsarbeit. Der Anfang in der Schule war recht schwierig. Es verstand ja keine ein Wort der Eingeborenen-Sprache. Und doch! — Welch ein herrlicher Erfolg war dem jungen, anfangs so unscheinbaren Pflänzlein beschieden! Die unermüdliche Arbeit und die selbstlose Liebestätigkeit der opferfreudigen Missionsschwestern wurden von Gott überreichlich gesegnet. Ihre Opfer und Mühen für das Heil der unsterblichen Seelen wurden vom Segenstaub des allerheiligsten kostbaren Erlöserblutes gnadenvoll befruchtet. 50 Jahre erfolgreiche Arbeit zur Ehre Gottes und zum Wohle der armen Heiden haben die Missionsschwestern vom kostbaren Blut hinter sich. Aus dem einstigen kleinen Reislein am Anfang der Kongregation ist jetzt schon ein starker Ast am großen Baum der hl. Kirche geworden. 877 Schwestern und viele Postulantinnen und Kandidatinnen feierten mit großer Freude und herzlichem Dank gegen Gott das 50jährige Gründungsfest der lieben Kongregation, ihrer Mutter. Und mit den Schwestern, die überall in der weiten Welt tätig sind für Gott, für das leibliche und seelische Wohl und Heil der Menschen, freuten sich die ungezählten Eingeborenen in Südafrika, in Rhodessia, am Kongo, in Ostafrika; freuten sich in Europa in Deutschland, in Holland, in Österreich, in der Schweiz, in Dänemark die Freunde und Wohltäter der Kongregation der Missionsschwestern vom kostbaren Blut. Überall, wo die Missionsschwestern wirken, wurde am 8. September das 50jährige, goldene Jubiläum der Kongregation mit großer Feierlichkeit begangen. Am festlichsten wurde dieser Gedenktag wohl in Mariannhill selbst, an der Wiege der Kongregation, gefeiert. Aber auch im jetzigen Mutterhaus in Europa, im Missionshaus Heilig Blut in Holland, begingen die Schwestern den Jubeltag als Hochfest mit großer Freude und kindlichem Dank gegen Gott. Die Mariannhiller Missionare, die ja denselben Mann, den hochseligen Abt Franz Pfanner, als Vater und Gründer verehren, nahmen am Jubiläum der Schwesternkongregation innigsten Anteil und wünschen alle von Herzen, daß der Allmächtige auch in Zukunft das opferfreudige Wirken der treuen Töchter des gemeinsamen Vaters reichlich segne und durch den unendlichen Wert des kostbaren Blutes unseres Erlösers zur herrlichsten Seelenernte hundert-, ja tausendfach befruchte.

Das Christentum muß als Weltreligion in seinem wesentlichen Merkmal katholisch, d. h. allgemein sein. Weltweit wie die Erde, weltweit wie die Menschheit, weltweit wie Gottes Vorsehung muß die Religion sein, die Gottes Weisheit und Gottes Güte den Menschen geoffenbart hat. Das Christentum ist die Religion der menschlichen Seele, die unbedingte Religion, die Weltreligion.

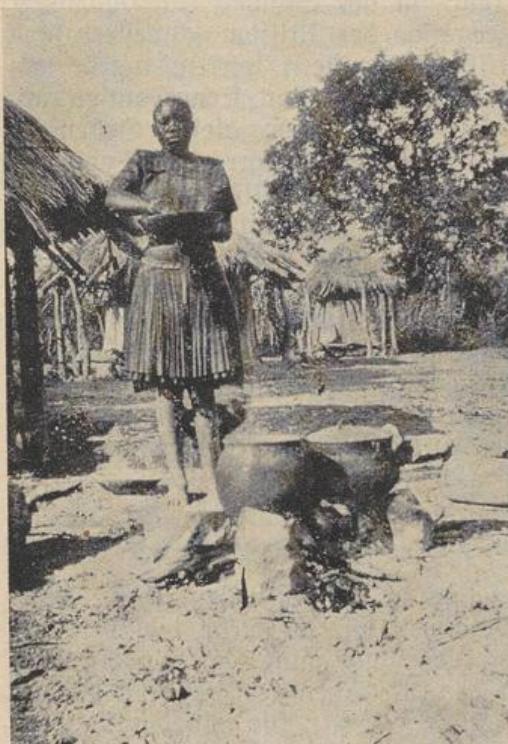
Begegnungen mit Afrikanern

Von P. Otto Heberling RMM.

IV

Der 12. Dezember des Jahres 1925 war angebrochen. An diesem für mein Leben denkwürdigen Tag schiffte ich mich mit mehreren Gefährten als angehender Afrika-Missionar auf der „Usharamo“, einem stolzen Schiff der Woermann-Linie in Hamburg ein. Damit erfüllte sich ein lang gehgter Wunsch, wurde eine stille Jugendhoffnung Wirklichkeit und Leben. Die „Usharamo“ dampfte ja nach dem fernen Südafrika! — Ich nahm Abschied vom lieben deutschen Vaterland, dessen geheilgte Grenzen ich in drei langen Kriegsjahren habe verteidigen, für dessen Wohl und Wehe ich ein Jahr das Los eines Kriegsgefangenen habe tragen dürfen. — Als der Riesenschwan seine Südländsreise begann und die Schiffskapelle das Lied: „Ade, du mein lieb' Heimatland!“ intonierte, da fühlte ich trotz meiner großen Begeisterung für meinen hohen, erhabenen Beruf, daß Scheiden tatsächlich recht wehe tun kann. Eine treuliebende Mutter, einen unermüdlich sorgenden Vater, liebe Geschwister, teure Verwandte und treue Freunde verlassen zu müssen, vielleicht für immer, wird von jedem Missionar auch als fühlbares Opfer empfunden. Aber dieses Opfer wird freudig gebracht für Gott, für die unsterblichen Seelen und nicht zuletzt auch fürs Vaterland. Die Missionare sind ja nicht bloß Soldaten des Weltenkönigs Jesus Christus, sondern sie sind auch Soldaten ihres Vaterlandes, Kulturpioniere, Bannerträger ihres Volkstums, Apostel der Gerechtigkeit und des Friedens für ihre Heimat und ihr Volk. —

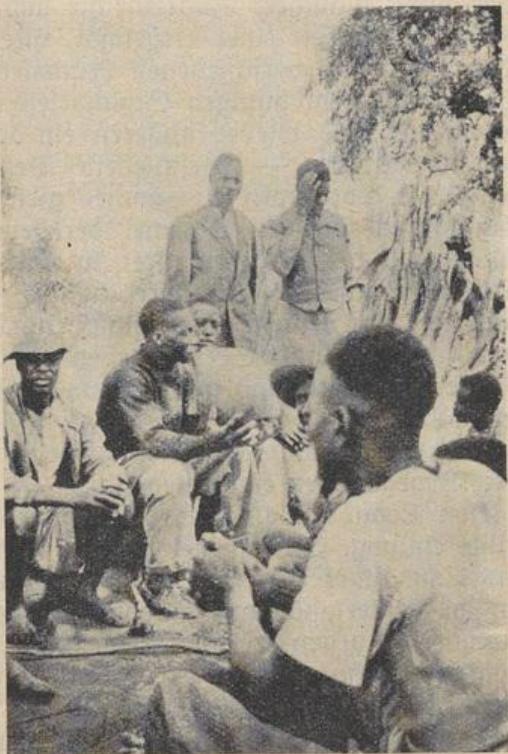
Bei der Abfahrt des Schiffes riefen sich die Leute gegenseitig ein hoffnungsvolles: Auf Wiedersehen! zu. Manche wischten sich dabei verstohlen oder auch frei und offen die Tränen aus den Augen. Bis zur äußersten Spize der Kaimauer folgten die meisten der Zurückbleibenden dem Dampfer. Andere fuhren sogar in kleineren Hafenbooten noch ein Stück neben dem Ozeanriesen her. Sie wollten und konnten sich nicht trennen. — Schließlich ließ die schnellere „Usharamo“ aber doch alles hinter sich zurück: die Menschen, die Boote, den Hafen, die Heimat. — Das stolze Schiff kämpfte sich im Sturm und Wetter tapfer und siegreich durch die empöerten Wogen des abgrundtiefen Ozeans. Rotterdam, Southampton, Lissabon, die



Matabelefrau beim Kochen

Insel Tenerifa wurden angefahren. Auf echt deutsche Weise wurde auf der „Ussaramo“ das hl. Weihnachtsfest gefeiert, ebenso Silvester und Neujahr. Dann kam bald das große Ereignis, die Überquerung des Äquators, der salto mortale auf die südliche Halbkugel. — Weiter ging's. Der 7. Januar 1926 brach an. Dieser Tag brachte uns etwas ganz Besonderes. — Schon um sechs Uhr morgens sah man in der Ferne einen dunklen Streifen, der immer mehr aus dem Wasser herauswuchs, bis man zuletzt Bäume, Häuser und Menschen unterscheiden konnte. — Das war Afrika, das war die Stadt Loanda in portugiesisch Angola, das waren echte Afrikaner, die uns mit ihren primitiven Einbäumen scharenweise entgegenfuhren und das Schiff umringten, um uns ihre Kokosnüsse zum Kaufe anzubieten. Die

schwarzen Kerle taten das angenehmerweise aber mit viel weniger Geschrei und geringerer Aufdringlichkeit als die europäischen Händler auf Tenerifa. Mir kamen sie fast ein wenig scheu und schüchtern vor. Es waren auch einige sehr klug und unschuldig und unverdorben drein schauende Negerbüblein dabei. Mitleidige Hände warfen diesen kleinen, wie aus Ebenholz geschnittenen schwarzen Knirpsen belegte Brötchen und andere gute Sachen zu, die sie geschickt auffingen und mit großer Ruhe, ja mit einer naiven Unmut verzehrten. Als kurz vor der Abfahrt um elf Uhr nichts mehr gekauft wurde, fingen sie die Kunst und das Geschäft des Tauchens an. Dabei schlügen sie ganz offensichtlich mehr Gewinn heraus, als durch den Verkauf der Kokosnüsse. Tauchfertig waren die kleinen Kerle ja bald; denn sie hatten keine Kleider auszuziehen. Die meisten hatten nur einen Tuchlappen um die Lenden gebunden oder ein Stück von einem Sack vorgehängt. An zweien bemerkte ich auch eine Medaille an einer Schnur um den Hals. Als sich einer davon zum Tauchen rüstete, legte er die Medaille ab, küßte sie vorher aber recht andächtig. — Andere Neger kamen auf größeren Booten von der Stadt hergefahren. Sie brachten in ihren Booten portugiesische Polizisten oder Agenten und halsen das Gepäck der in Loanda aussteigenden Reisenden ausladen. Ihr ganzes Benehmen machte einen äußerst günstigen Eindruck auf mich. Bei dieser kurzen Begegnung mit Afrikanern dachte ich an die früheren Erlebnisse dieser Art und stellte Vergleiche an. Vieles daran war grundverschieden, manches aber auch genau dasselbe. — Senegalsneger an der Somme! — Amerikanische Neger im Tunnel-Wald und als Bewachungspossten für deutsche Kriegsgefangene! — Angola-Neger als Kokosnusse-



Der Bierkug macht die Runde

Berkläfer, Taucher, Ruderknechte und Hafenarbeiter! — Menschen einer Rasse, Menschen einer Urheimat, Menschen einer Hautfarbe, Menschen, regiert von drei verschiedenen Nationen. Den einen begegnet ein deutscher Soldat auf dem blutigen Schlachtfeld, den anderen ein deutscher Kriegsgefangener und wieder anderen ein deutscher Missionar auf dem Wege nach Südafrika. — Verschiedene Begegnungen! — Verschiedene Personen! Und doch wieder manches gleich! Der deutsche Soldat auf dem Schlachtfeld an der Somme, der deutsche Kriegsgefangene im Cunnel-Wald und als Straßenkehrer in einem französischen Dorf, der deutsche Missionar auf seiner Südafrika-Fahrt — immer derselbe Mensch, — der nach wie vor seinem Gott und Heiland sowohl, als auch seinem Vaterland mit Leib und Seele ergeben ist, der sich nach wie vor seinem Gott wie seinem Vaterland mit Leib und Leben, mit Gut und Blut verpflichtet hat. —

Doch die Südlandfahrt ging weiter. — Neue Erlebnisse kamen. Weitere Begegnungen ereigneten sich. —

Von Loanda bis Lobito-Bay fuhr die „Ussaramo“ ganz nahe an der Küste entlang. Sie schien noch sehr wenig bebölkert zu sein. Sonst machte das Land aber keineswegs den Eindruck von Unfruchtbarkeit. Oft tauchten im Hinterland ganz ansehnlich hohe Berge auf. Am Morgen des 8. Januar, so gegen 9 Uhr, drehte die „Ussaramo“ plötzlich scharf bei und legte um zehn Uhr in der Lobito-Bay am Kai an. Zwei unheimlich große Haie folgten dem Schiff bis an die Bucht und verschwanden erst, als man sich anschickte, am Kai anzulegen. Bis zwölf Uhr sollte der Aufenthalt nur dauern. Deshalb begann gleich, nachdem die Landungsbrücke heruntergelassen war, eine kleine Völkerwanderung aufs Land. Für mich war das in der Tat ein unvergeßliches Erlebnis, als ich zum erstenmal meinen Fuß auf afrikanischen Boden setzte. Was ich in Lobito-Bay und später erlebte, war eigentlich schon mehr als eine bloße Begegnung mit Afrikanern, es war ein Studium, ein Lernen, ein Versuch, ihr rassenmäßiges Denken, Fühlen und Wollen zu ergründen, ein Verstehenlernen, um auch wieder verstanden zu werden, ein Streben, Mittel und Wege zu finden, den armen Leuten als Missionar in jeder Beziehung helfen zu können. In Lobito-Bay konnte man auch tatsächlich viel Grundfäßliches lernen. In allernächster Nähe der Hafenanlagen wimmelte es geradezu von Schwarzen, von Männern, Frauen und Kindern. Wenigstens tausend Neger arbeiteten gerade an verschiedenen Baustellen. Es war ein emsiges Schaffen und Werken. Von der „sprichwörtlich“ geworbenen Faulheit der Neger sah ich da nichts. Im Gegenteil. Ich beobachtete Leute, die keine Neger waren und es sich bei der Arbeit gemütlicher machten als die Schwarzen. Unweit der Hafenanlagen lagen zwei provisorische Negerdörfer. Dorthin mußten die Schwarzen allabendlich zurück. Allem Anschein und Aussehen nach waren die meisten noch Heiden. — Nur einige gaben sich durch irgend ein Zeichen als Christen und Katholiken zu erkennen. Diese waren in erster Linie anständiger gekleidet als die anderen. Zwei Knaben zogen recht freundlich ihren Hut ab und behielten ihn solange in ihren Händen, bis unsere ganze Abteilung vorübergezogen war. Eine Frau, die uns begegnete, befreuzte sich. Andere Frauen, die uns als katholische Missionare erkannten, bekundeten eine große Freude und deuteten auf ihre um den Hals gehängten Rosenkränze, Kreuzlein und Medaillen. Höchst interessant war es zuzuschauen, wie an einem idyllischen Plätzchen mehrere Negerfrauen das Mittagsmahl für

ihre in den Hafenanlagen arbeitenden Männer zubereiteten. Ein dicker Maisbrei, mit dem man Gänse hätte stopfen können, brodelte in einem mittelgroßen, eisernen Kessel. In einem kleinen Kochtopf daneben dampfte ein rötlicher Brei. Kinder waren natürlich auch bei den Müttern. Zwei Buben hatten sich schon über einen kleinen Maiskessel hergemacht. Mit ihren schwarzen Händen griffen sie abwechselnd mit der größten Selbstverständlichkeit in den Kessel hinein und führten Handvoll um Handvoll zum Munde. Es war ein Bild zum photographieren schön. — Nicht so entzückend, aber höchst mitleiderregend war der Anblick eines Alussäzigen, der die zum Schiff zurückkehrenden Reisenden um eine milde Gabe bat. Geduldig wartete er, bis ihm eine mitleidige Seele eine Kleinigkeit in den Hut warf. War dieser Alussäzige nicht ein Bild des noch dunklen Erdeils Afrika und seiner Bewohner, die zum größten Teil noch in der Nacht des Heidentums und in den Ketten der Sünden und niedrigsten Leidenschaften schmachten? — Herr, sende Arbeiter in deinen Weinberg, sende viele Missionare nach Afrika, so betete ich, als die „Ussaramo“, Lobito-Bay verlassend, den Kurs weiter nach Süden nahm und ich die Begegnung mit den Angola-Negern sinnend überdachte.

(Fortsetzung folgt.)

Ihr werdet auf Nattern treten und Schlangen aufheben und sie werden euch nicht schaden

Von Br. Cassian Bengel R.M.M.

Ich mußte im Mariengarten in Mariannhill durch die Einbahnstraße einen alten, gebrochenen Kanal aufreißen und durch einen neuen ersetzen. Man gab mir vier kräftige, starke schwarze Burschen als Beihilfe. Man nannte sie damals Josephsknaben; diese waren von der Schulpflicht befreit und entlassen. Lustig und fröhlich fielen wir über diese Arbeit her, sodaß um elf Uhr der ganze Graben bis auf die zwei letzten Decksteine, von Schutt, Steinen und Erde gereinigt war. In dem Augenblick, als ich den einen Stein wegheben wollte, ertönte die Gebetsglocke für das Offizium. Ich warf alles, was ich in den Händen hatte, weg, sprang aus dem Graben und kniete mich nieder zum Beten. Kaum hatte ich das Kreuzzeichen gemacht, da hörte ich hinter mir einen furchtbaren Spektakel, Geschrei und Steinwerfen, sodaß ich meinte, die Hölle sei los. Ich warf einen Blick zurück, um Ruhe zu gebieten und das genügte; die ganze Gesellschaft verstummte; denn das Werk war ja vollendet. Sie setzten sich nun auf den Rand des Grabens nieder und warteten bis ich fertig war. Die Schwarzen haben einen heillosen Schreck, wenn sie einen Betenden gestört haben. Kaum merkten sie, daß ich aufstand, da wurde ich auch schon von meinen Jungs umringt und jeder wollte seine Heldentat, die er eben vollbracht, zuerst bei mir anbringen. Welch ein Schreck überfiel mich, als ich eine Riesenschlange (eine Mamba) langgestreckt im Graben liegen sah. Sie hatte eine Länge von 5 Metern und eine Dicke meines Handgelenkes. Diese Riesenschlange sollte zusammengerollt unter diesen zwei schmalen Decksteinen, die kaum einen halben Meter in der Breite ausmachen, liegen sein? — So müßte ich ja auf ihr gestanden haben? — Es ist, als ob sie schon gewartet hätte, bis ich meinen Fuß aus dem Graben gesetzt hätte. Wäre das Gebetsläuten nicht eingetroffen und hätte ich den einen

Stein noch hinweggenommen, so wäre es um mich geschehen gewesen. Ich hob Augen und Hände zum Himmel empor und dankte Gott für diese wunderbare Rettung. Und diese Schlange soll giftig sein. Sie ist anerkannt als die giftigste Schlange von Südafrika. Meine Jungs schleiften dann diese Mamba mit großem Jubel und Freudengeschrei ins Kloster, wo man sie dann dem Gerber, Br. Lopus, übergab.

Kurz darauf wurde ich auf die Station Centocoiv versetzt, wo ich dann das jetzige Schwesternhaus baute. Zuvor war an dieser Stelle ein ausgehauener mit Stroh gedeckter Felsenkeller. Letzteres mußte verschwinden, da das Schwesternhaus darüber gebaut werden sollte. Eines Tages, es



Die Rekruten des Missionshauses St. Joseph, Reimlingen mit ihrem Hochw. Pater Rektor, einem ehemaligen Frontfämpfer

war vor der Mittagspause, legte ich meinen Hammer auf einen Pfeiler und als ich nach der Pause meinen Hammer nehmen wollte, ergreife ich nicht nur den Stiel, sondern auch eine Schlange, die sich um den Stiel gewickelt hatte, aber statt meine Hand zu beißen, richtete sie sich gerade in die Höhe, sperrte das Maul auf, zingelte, zischte und blies mir ins Gesicht. Vor Schreck schleuderte ich sie samt dem Hammer auf die Erde. Meine lieben Jungs machten saubere Arbeit mit ihr. Darin sind sie Meister. Diese Schlange war nur armesslang und fingerdick und so grün wie das Gras. Wie ich hörte, soll sie sehr giftig gewesen sein.

Hier gilt wahrlich der obengenannte Bibelspruch, aber auch ein zweiter, der heißt: Der Herr hat deinetwegen seinen Engel befohlen, daß sie dich beschützen auf allen deinen Wegen.

Zeige uns dein Reich!

23.

In der Erkenntnis und Liebe Gottes und seines Reiches besteht unser eigentliches und höchstes Glück. Im Diesseits erreichen wir nur die Anfangsstufen der Erkenntnis durch die Vernunft und den Glauben. Erst im Jenseits schauen wir das volle, ganze Reich und seinen Urheber und König in unermesslicher Klarheit und Wonne. Dann sind und bleiben wir in glückseliger Notwendigkeit für immer hingerissen zur Bewunderung und Liebe des Schöpfers und seines Werkes. Hier in der Zeit ist unsere Liebe noch schwach, wandelbar und unvollkommen. In der Ewigkeit aber stark, unveränderlich und vollendet. Denn der Herr und Bildner aller Dinge schenkt uns nicht bloß die ganze Summe und Fülle seines Reiches zum Besitze und Genusse, sondern auch sich selbst in Person! —

Darin besteht die Freude und der Gipspunkt des ewigen Lebens. Die Kinder des Reiches haben von dieser wesentlichen Reich-Gotteswonne schon einen Vorgeschmack in der heiligen Kommunion. Da empfangen und besitzen sie bereits den Herrn und König des Reiches und — alles in und mit Ihm! Als wahre Glieder der Kirche stehen sie schon inmitten des Reiches, sind eins geworden mit dem Hirten und der Herde. Der volle Genuss dieses eigentlichsten und höchsten Glückes bleibt allerdings bis nach der abgeschlossenen Prüfungszeit und vollendeten Bewährung aufgespart. Doch der Grad der kommenden Seligkeit und der persönlichen Genußfähigkeit des Einzelnen wächst mit jedem Tag der Verbannung und mit jedem guten Werke des Lebens im Glauben, in der Hoffnung und Liebe auf Erden.

Die Kinder des Reiches gehen den großen „Verheißungen Christi“ entgegen, um deren Teilhaftigwerdung die Kirche so oft in ihren Gebeten fleht. In einer späteren Zusammenstellung dieser wunderbaren Verheißungen werden wir staunend die Absichten der unendlichen Huld unseres Königs mehr im Zusammenhang erfassen. Wahrlich, groß ist des Christen Hoffnung!

Des einen Königs Völkerschar — soll einig, eins in Hoffnung sein.

Nur so entgeht sie der Gefahr — Des Bruderzwistes ganz allein.

Sie höre auf die Mutter der Menschheitsfamilie und ihren Rat: Vertrauet! Versöhnet euch!

Marienlied aus fernem Süd

VII.

Unter diesem Titel bringt unser „Vergizmeinnicht“ marianische Nachrichten und Missionsgedanken aus der Mariannhiller Mission und aus Südafrika im allgemeinen. Heute zunächst die schon angemeldeten näheren Einzelheiten über die Einweihung der neuen Marienkirche der Mariannhiller Missionsstation Maria Trost, Süd-Natal. Lassen wir das „Kreuz des Südens“ reden, Southern Cross, die katholische Haupt-Wochenzeitung Südafrikas. Im November 1934 brachte das ausgezeichnete Blatt die Vollansicht der eröffneten Kirche und im Dezember den hier folgenden Bericht:

Das diesjährige Christ-Königsfest war ein hervorragender „Red-Letterday“ in der Geschichte unserer Missionsstation Maria Trost im Große-Distrikt. In Gegenwart von H. H. Bischof Fleischer, vieler Priester, Brüder, Schwestern und einer großen Versammlung von nahezu 2000 Gläubigen weihte der Apostolische Delegat die neue Kirche ein. Endlich sind die langgehegten Wünsche des eifigen Missionars der Station, P. Rubenzer RMM., verwirklicht! Welch aufrichtiges tiefempfundenes „Gott sei Dank!“ mag über seine Lippen gekommen sein, als die Statue

Unserer Lieben Frau — eine echte Nachbildung der Statue U. Lb. Frau von Maria Trost, einem berühmten Wallfahrtsmittelpunkt in Österreich — am Vorabend des Festes in feierlicher Lichterprozession in die bereitstehende Kirche getragen und auf den Ehrenplatz über dem Hochaltar erhoben wurde! Die Ceremonien der kirchlichen Benediktion begannen am nächsten Morgen gegen 10 Uhr, persönlich vom Apostolischen Delegaten unter vollzähler Assistenz vollzogen. Hochw. Pater Rubenzer dirigierte den wohlgeschulten Sängerchor. Nach der von Gr. Erzellenz zelebrierten hl. Messe folgte die sehr bereite Predigt eines Missions-Seniors in der Zulusprache. Er erinnerte u. a. die Menge der Eingeborenen an die großen Hindernisse und Schwierigkeiten des Kirchenbaues und daß sie nun, da das Werk zur Freude aller vollendet sei, Gott und ihrem Seelenhirten aus vollem Herzen Dank darbringen sollten.



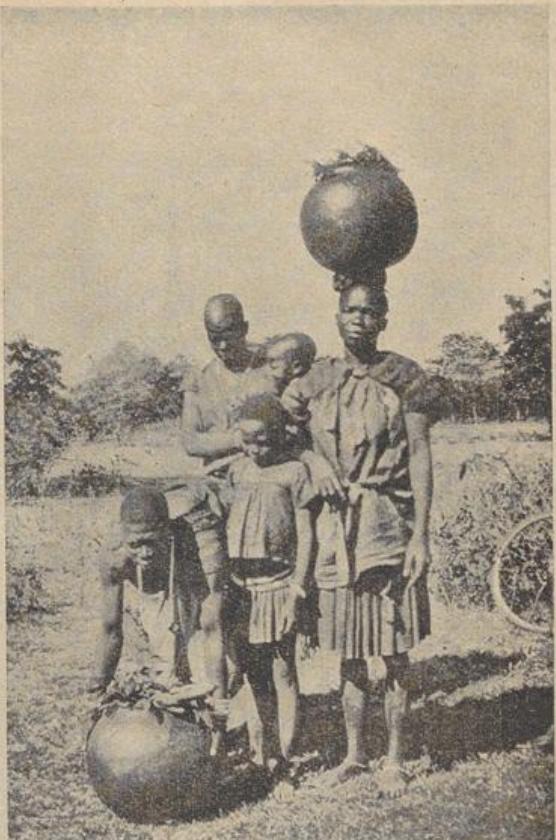
Heidnische Frauen bei der Hausharbeit

Beim Festmahle drückte der Apostolische Delegat seine besondere Zufriedenheit und Genugtuung aus über den Fortschritt der katholischen Kirche trotz der schwierigen Zeit. Die wahre Kirche Gottes mache auch in Südafrika keinen Unterschied zwischen den Rassen, sondern alle haben das Recht auf den Namen der Kinder Gottes! Bischof Fleischer dankte in seiner Ansprache an die Gäste dem Apostolischen Delegaten, daß er zur Eröffnung der Kirche eigens vom weitentfernten Bloemfontein — seiner Residenz im Orange-River-Freestate — gekommen war. Der Rektor der Kirche teilte manches aus der Geschichte dieses Kirchenbaues mit; wie er mit wenigen pennies in der Tasche begonnen habe und nun doch das Ziel befriedigend erreicht sei. Ganz offensichtlich habe Unsere Liebe Frau die Herzen so

vieler Wohltäter geöffnet, mit deren Hilfe das Werk zustande kam. Er gab auch in bewegten Worten den dankbaren Gefühlen seiner Gemeinde Ausdruck, den Stellvertreter des Heiligen Vaters in ihrer Mitte zu sehen. Die glückliche Volksmenge zerstreute sich allmählich nach einem landesüblichen Festmahle, wie es einem solchen Ereignis entspricht und sie wird den Eindruck dieses Christkönigsfestes nie vergessen.

Die neue Kirche ist ein Edelstein unter den Kirchen Südafrikas. Sie ist von schönem Schiefergestein an Ort und Stelle erbaut. Das weite Innere gibt jetzt den Gläubigen genügend Raum, während sie früher zum großen Teile im Freien stehen mußten. Die gemalten Glassfenster, das Geschenk gutherziger Wohltäter in Wien, verleihen dem Kirchenraum wunderbaren Eindruck. Der Hochaltar, ein Muster edler Einfachheit, nimmt das Auge des Besuchers gefangen, sobald er das Innere betritt. Auch die beiden Seitenaltäre und die Kanzel sind von Concret geformt. Der nette Glockenturm fügt eine weitere Zierde zur Kirche hinzu und macht sie zu einem Landmarkzeichen für den ganzen Distrikt.

Soweit das „Southern Cross“, das über alle ähnlichen Fortschritte in Kirche und Mission Südafrikas berichtet. Glücklicherweise kann es fast in jeder Nummer das Bild einer neuen Kirche oder Missionskapelle aus den 20 Biskariaten und Präfekturen bringen. Allenthalben betätigt sich der Baueifer, soweit nur immer die beschränkten Mittel reichen. Das Wochenblatt macht im neuen Jahrgang selbst fleißig Missionspropaganda



Beim Wasserholen (Matabele-Land)



Bergfriedhof

Allerseelen

Zage nicht am Allerseelentag,
Wenn du der Toten denkst in banger Klag',
Denk' lieber an ein glücklich Wiederseh'n,
Denk' lieber an ein glorreich Aufersteh'n!

Wo dann das Kind die Eltern sein umfaßt,
Der Mann, die Gattin frei von Sorgenlast;
Wo frei wir sind und glücklich ohne End',
Und für die Ewigkeit nicht mehr getrennt.

So harre aus die kurze Spanne Zeit,
Wenn du erschöpft auch bist, der Weg dir weit:
So sei ein Garbensammler nur noch heut',
Den Lohn hast du in alle Ewigkeit!

Marianne Freiin v. Dreikann.

unter den Weißen, die bislang nicht allzuviel Interesse an der Glaubensverbreitung unter den Schwarzen gezeigt haben. Der südafrikanische National-Direktor Father John O'Rourke, sorgt für beste Ausfüllung der eigens eingerichteten Missionsseite im Southern Cross. Alljährlich folgen begeisterte Aufrufserinnerungen zur allseitigen Missionsbeteiligung an die Katholiken. Packende Beispiele aus den Missionen der ganzen Welt und Zeit. Speziell aus afrikanischen Missionen, wie z. B. ärmste Eingeborene im Süden heroische Opfer für die Mission, für Kirchenbau und Schulen bringen. Diese „Mission Page“ des Hauptorgans stellt einen wirklich glücklichen Gedanken zur Förderung des Missionsgeistes im eigenen Lande dar. Ein Überblick über den Gesamtinhalt des südafrikanischen Blattes und Stichproben aus dem reichhaltigen Text, zumal von der genannten Extraseite, werden in einer späteren Nummer den Lesern des Bergfleckmeinnicht willkommen sein. O. O.

St. Peter in Afrika

Du bist Petrus, der Felsenmann,
Auf dich ist meine Kirche gebaut,
Die der Hölle Macht nicht überwinden kann;
Des Himmels Schlüssel sind dir vertraut!

Sankt Petrus hat persönlich wohl nie afrikanischen Boden betreten. Auch sehr wenige seiner 250 Nachfolger. Doch die vom König aller Völker auf dem Felsen erbaute Kirche erhob sich in Nordafrika schon in den ersten Jahrhunderten zu hoher Blüte und Lebenskraft. Die übrige Länderschicht des dunklen Erdteils mußte ihr Licht freilich sehr lange entbehren. Erst in unseren Tagen wird das unvergängliche Erbe Petri den Afrikanern zuteil. Was der Apostel Christi in seinem ersten Briefe an die „Fremdlinge von Alsen und Bithynien“ schreibt, die „gemäß dem Ratsschlusse des Vaters und durch die Heiligung des Geistes zum Gehorsam und zur Besprengung mit dem Blute Jesu Christi bestimmt sind“, das erfüllt sich nun auch an den Stämmen in der Besiedlung von Afrika. „Durch Gottes Kraft werden sie mittels des Glaubens bewahrt für das Heil, das am Ende der Zeiten offenbar werden soll!“ Ganze Länder und Völkerschaften erfahren jetzt die „große Barmherzigkeit Gottes, der sie durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten wiedergeboren hat zu lebendiger Hoffnung, zu einem unvergänglichen, unbefleckten und unverweltlichen Erbe, das im Himmel für sie aufbewahrt wird.“ So der heilige Petrus.

Wenn der moderne Mensch den uralten und ewig neuen Schatz des Christentumes richtig erfassen und geziemend werten will, muß er in die Schule der Apostel gehen. Sankt Petrus und Paulus, Johannes und Matthäus lehnen ihm in quellfrischer Deutlichkeit die unveränderbare Wahrheit und das apostolische Glaubengut behält seinen vollen Wert bis zum jüngsten Tag. Durch die Bewahrung der Jahrhunderte und Jahrtausende steigt noch die Kostbarkeit des Schatzes. Die christlichen Völker des Abendlandes sollen ihn durch die Aktion der katholischen Missionen allen Bewohnern der Erde übermitteln.

Für die Afrikaner insbesondere trat noch ein anderer heiliger Petrus mit außerordentlichem Eifer ein, der Apostel der schwarzen Sklaven. Nach ihm ist ferner die providentielle St. Petrus Claver Sodalität benannt, heute die erfolgreichste Hilfsmacht in der Katholisierung Afrikas. Ebenso wichtig ist das Päpstliche Werk vom hl. Petrus zur Heranbildung



Der hl. Petrus Claver

eingeborener Priester. Unter den Missionaren, Missionsbrüdern und Katechisten Afrikas tragen Hunderte den Namen des Apostelfürsten. Sie alle bauen mit an der Kirche auf dem Felsen unter der Schlüsselgewalt des hl. Petrus. Vom Kap bis Kairo und von Zanzibar quer durch den Kontinent sind bis heute schon nicht wenige Missionsstationen, Missionskirchen und Kapellen dem ersten Apostelfürsten geweiht. Unter diesem Namen gibt hier auch ein ergrauter Afrikamissionar den verehrten Vergißmeinnichtlesern die Entstehungsgeschichte einer Missionskapelle in Südafrika bekannt. Dieser auch als Schule dienende Vorposten besitzt einen

wahrhaft idealen Bauplatz, einen prachtvollen Hügel inmitten hoher Berge und einer bedeutenden Eingeborenen-Lokation. Der alte Missionar erzählt:

Die Anfänge unserer Mission unter den hiesigen Schwarzen liegen nun schon viele Jahre zurück. Unsere, der Königin der Apostel geweihte Hauptstation, konnten wir allmählich mit einem Kranze kleinerer Außenplätze umgeben, wie die Forts eine Festung umgeben. Jede wohlgerichtete Missionsstation gleicht auch wirklich einer Felsenburg des wahren Glaubens, inmitten des Heidentums und hier auch von verschiedensten Gekten umgeben. Unsere 12 kleinen Forts wollen wir mit den Namen der zwölf Apostel belegen und mit der Zeit vielleicht von allen eine dem Geschmacke



Freiburg in der Schweiz

der Leser entsprechende Schilderung geben. Wenn sie die tatsächlichen Einzelheiten kennen lernen und sehen, unter welchen Schwierigkeiten solche Außenposten zustandekommen, werden sie den Wert der Missionsforts richtig einschätzen. Zumal, wenn sie vielleicht durch großmütige Spenden mitgeholfen haben, der Apostelkirche in Afrika einen neuen Vorposten zu sichern.

Lange Jahre hatten wir uns bemüht, in der Eingeborenenreserve Nr. 2 von der Regierung und den Chiefs einen günstigen Platz für unsere St. Peters-Kapelle zu erhalten. Mehrere unserer Neuchristen wohnten bereits in der Gegend, viele Heiden und Andersgläubige ringsum. Ein Minister der englischen Kirche, noch dazu Präsident aller hiesigen evangelischen Missionare, hatte schon die Hand auf die Plätze ringsum gelegt. Nach dem Gesetz muß aber zwischen den einzelnen Missionschulen und Kapellen eine Mindestdistanz von drei Meilen sein. So zogen sich die Verhandlungen Jahre in die Länge bis uns endlich der Felsenhügel zugesprochen war, wo heute „St. Peter in Afrika“ steht. Die Sorge für den Bau wurde mir übertragen und ihr könnt nun an einem Beispiel sehen, wie ein Missionsfort zustandekommt.

Der Bauplatz an sich ist hier einfach großartig. Ein mit dünner Humusschicht überzogenes Felsenplateau in beinahe wasserrechter Lage ohne Gefäll. Ganz St. Peter in Rom könnte hier stehen und böte von den Ber-

gen ringsum einen prachtvollen Anblick. Leider hat der Ort einen großen Nachteil: Er ist für jedes Fuhrwerk unzugänglich, wie so oft in Südafrika. Also bereits das zweite oder dritte Bauhindernis für unsere „Peterskirche“! Günstig hinwieder ist die Wasserfrage. Keine Quellwässerchen können ohne große Arbeit auf den Bauplatz geleitet werden. Das ist schon sehr viel wert. Aber wo ist das Baukapital? Es soll zuerst eine Kapelle und dann eine Schule errichtet werden. Für den Anfang muß die Kapelle als Schule mitdienen. Die Schwarzen auf dem steinigen Gelände der Re-



Sterbezimmer des hl. Canisius, Freiburg i. Schweiz

serve 2 sind arm und die Kasse daheim nichts weniger als reich. Doch alles will zusammenhelfen. Schon wurde eine Versammlung gehalten und die Frauen und Mädchen, Christen, Katechumenen und Heiden haben sich bereit erklärt, Deckstroh für das Kapellendach zu liefern. Das ist eine besondere Sorte afrikanischen Grases in Höhe von 1—2 Meter, in der Reife schön weißgelb und für Dächer besser als z. B. Roggenstroh. Unter den Schwarzen sind Meister im Decken und gute Arbeit hält dann 20—30 Jahre aus. Ein solches Dach wird „St. Peter“ bekommen!

Aber die Wände des Hauses? Am Orte ist kein Baumaterial und von der Ferne kann es nur mit größter Mühe herbeigeschafft werden. Die Mission liegt 10 Meilen nördlich. Ziegel machen ist ohne Brennstoff unmöglich und Steine aus dem Felsen brechen noch unmöglichster. Man einigt sich auf einen „Säulenbau“ mit Veranda. Die Mission wird aus den selbst gepflanzten Wattelandanlagen Stämme, Stangen und Stecken liefern. Diese werden auf Ochsenwagen bis an den Rand des Bautalkessels gebracht. Von hier müssen die Leute alles auf Schulter und Kopf fast zwei Meilen weit in die Tiefe tragen. Der Bau braucht 50 Säulen, je ca. 1 Zentner schwer, 60 Stangen für den Dachstuhl und 500 Stecken als Strohlatten. Die vier Türen und zwölf Fenster besorgt die Missionsschreinerei. Eines frühen Morgens bricht die Baufolonne nach St. Peter auf. Drei Ochsenwagen mit Fuhrleuten, obigem Baumaterial, Proviant, zwei Arbeitern und meiner Wenigkeit. Ich bin zum Baumeister der Peterskirche befördert worden. (Schluß folgt).

Mariannhiller Nachruf

Wieder ist einer der ältesten Mariannhiller heimgegangen und zwar am Lieb-Frauentage Maria Heimsuchung, 2. Juli 1935: P. Robert Dünzenhofer. Der 76jährige Missionspionier hatte vor 54 Jahren noch die Tage von Dunbrody gesehen und verbrachte sodann mehrere Jahre im Trappistenkloster Mariawald. Nach Afrika zurückgekehrt, wirkte Pater Robert auf verschiedenen Missionsplätzen in Natal, Ost-Griqualand und Rhodesia. In den neunziger Jahren versah er namentlich das im Werden begriffene Ntimbankulu, eine bedeutende Filiale von Ottting, das heute zu einer Hauptmission entwickelte Maria-Trost. Hier machte sein Dienstleifer die Strapazen der Neugründung mit und seine kraftvolle Natur fand ein entsprechendes Betätigungsfeld.

Nach Ottting und Maria-Trost übernahm Pater Robert die Station Citeaux bei Hiltop und Pionierarbeiten in Süd-Rhodesia. Sodann wiederholt arbeitsreiche Hilfsposten in Griqualand, namentlich Lourdes. Dort brachte er viele Jahre zu, bis Alter und Krankheit ihn nötigten, von der aktiven Missionstätigkeit zurückzutreten. In den 40 Dienstjahren konnte der Heimgegangene an mehr als 20 Plätzen, Kirchen, Kapellen und Schulen tätig sein. Im Predigtamt kam ihm seine außerordentlich kraftvolle Stimme sehr zu statten. Sie konnte einen soliden Lautsprecher in Deutsch, Englisch, Französisch, Zulu und Xosa ersetzen. Leider beeinträchtigte ein Herzfehler fast lebenslang den äußeren Tätigkeitsdrang. Das Bergsteigen zumal bedeutete für Pater Robert eine schwere Anstrengung. Im April 1912 schon hätte es ihm beinahe das Leben gekostet. Damals war auf einer Filiale der Station Reichenau ein Missions-Bergfest, die feierliche Einweihung eines mächtigen Kreuzes auf dem Gipfel des Fulumane. Am Fuße des Kreuzes fand ein levitiertes Hochamt statt und Pater Robert war vom benachbarten Lourdes als Diacon geladen. Als Celebrant fungierte der Mariannhiller „Erz-Senior“ Pater Joseph Biegner. Die Missionare und zahlreiches Volk waren bereits auf dem Berge versammelt, nur der herzleidende Diacon fehlte. Nach zweistündigem Aufstieg langte er fast ohnmächtig auf der Höhe an und konnte erst nach längerer Pause mit äußerster Mühe den Dienst versehen.

Umso gewaltiger erscholl seine Stimme bei Feiern im ebenen Tal. Die gesungenen Hochämter des Pater Robert werden noch lange Zeit im Gedächtnisse der Bevohner haften. Nach dem 60ten Lebensjahr versagte allmählich auch dieser sonore Lautsprecher und wie die Hände begann auch die Sprache zu zittern. Der sonst so mobile Missionar vermochte sich auch nicht mehr in den Sattel zu schwingen. Nach abermals fünf Jahren mußte er die Fortsetzung der Arbeiten einer jüngeren Kraft überlassen. Überdies zwang ihn ein hartnäckiges Blasenleiden zum Rückzug ins Mariannhiller Spital. Hier begann eine längere zeitweilig sehr schmerzvolle Krankheitsperiode. Gleichwohl übte Pater Robert immer noch priesterliche Funktionen aus. Nicht sehr lange vorher hatte er bereits sein Priester-Jubiläum gefeiert in der Mission, die nun für ihn sich zum Ende neigte.

Im Oktober 1934 mußte sich der Kranke einer gefährlichen Blasenoperation unterziehen. Später ein zweitesmal mit leidlich gutem Erfolg. Das Leben war noch für einige Zeit gerettet, aber zu einer Spanne von

Mühsal und Schmerz geworden. Der Leidende und seine Wärter hatten Monate lang Schiveres durchzumachen. Im Juni 1935 schien eine Besserung des peinvollen Zustandes einzutreten; leider von kurzer Dauer. Alte Verschlimmerung setzte ein, wovon ihn der Tod am schönen Marien-
tag der Heimsuchung erlöste. Möge die huldvolle Mutter der Gnaden seine Seele zum ewigen Frieden einführen nach mehr als 50 Jahren Ordens- und Missionsleben unter dem Kreuz des Südens!



Mariannhill Missionare. † P. Robert Dünzenhofer (X)

Nun ruht der greise Pionier ebenfalls auf dem Mariannhill Missionare Friedhof, in der Reihe der Priester als der 36 te unserer Kongregation, auf ihrer allgemeinen Totenliste aber als der 238 te aller bisher Verschiedenen.

Der Herr gebe seinem Diener die ewige Ruhe, das Licht der Glorie leuchte ihm! Herr lasse ihn ruhen in Frieden! Amen. O.

Die heilige Kirche bringt ihren Glauben an das Miterlösen durch Maria dadurch zum Ausdruck, daß sie dem großen Leidensfreitag des Herrn den Schmerzensfreitag der Passionswoche vorangehen läßt. Durch diese Mittätigkeit an der Erlösung hat Maria nach Gott das heiligste und umfassendste Antrecht auf die Seelen der Heiden, sie ist ihre Königin und Mutter. Daß das kein leerer Titel ist, hat Maria durch die Tat bewiesen.

Die ganze Menschheit ist auf Gedieß und Verderb aneinander gefetzt. Da gibt es nur eine Rettung vor dem drohenden Untergang: Christus und seine Kirche. Soll die Menschheit gedeihen, muß die ganze Erde ein Missionsfeld der Kirche werden.

Der Sohn des Freimaurers

Von Anna Kahser

(Fortsetzung)

„Da werde ich meine Reise nach Starnberg aufschieben und meinen Kollegen schicken. Mein Mütterchen ist mir denn doch wichtiger als wissenschaftliche Tungen und Kommerse. Ich bleibe hier!“

„Du bleibst nicht hier! Du gehst nach Starnberg, daß du mal wieder andern Wind um die Nase kriegst! Nun mach nicht so ein knitterig Gesicht und sei gehorsam!“

Der alte gute Schalk kribbelte ihr um die Mundwinkel.

„Hu, regelrechte Diktatur, gestrenge Frau Mama? Ich armer Kerl! Da soll ich nun gehorsam nach Starnberg reisen, und du rückst mir derweilen nach St. Petrus ab! Dann sage ihm aber, daß der Hans unschuldig ist.“

„Wer's ausrichten. Nun mach', daß du fort kommst, ehe ich die erste Ohnmacht bekomme.“

Sie wollte ihn zur Tür hinausschieben. Er aber stellte den Fuß zwischen Tür und Angel, setzte seine starrste Amtsmiene auf und zog den Rezeptblock aus der Tasche und begann zu schreiben.

„Geh, dummer Bub,“ wehrte sie lachend. „Wofür hat unsere Theres Fließertee und Taufendgüldefrau, fünf Jahr gänge? Ich will mir ein Läufchen aufschütten lassen. Das macht ihr für drei Wochen Spaß. Nun geh, geh!“

„Wenn ich dir denn so zu wider bin, dann in Sankt Peters Namen! Gehab' dich wohl! Wenn's geht, komme ich aus der Klinik noch vorbei. Der Zug fährt ja erst um halb drei! Sonst bis morgen!“

„Ja, ja, sorge dich nur nicht. Ich werde nicht allein sein.“

Er ging, fehrte aber noch einmal zurück und gab ihr einige praktische Ratschläge. In seinem Gesicht war Sorge. Seine Mutter war noch nie frank gewesen.

Endlich ging er, sah aber in der Tür noch einmal um und schlug, als sie ihm mit dem Finger drohte, die Haustür hinter sich zu.

Kaum war er zur Tür hinaus, da schickte Frau Reinert ihre alte Theres mit einer Botschaft zur blauen Villa, daß Fräulein Morlano zu ihr kommen möge, da sie bis morgen allein sei und sich nicht wohl fühle.

Nach einer halben Stunde war Melitta bei ihr.

„So, Kindchen, nun machen wir uns einen gemütlichen Tag,“ empfing sie den lieben Besuch erfreut. „Gut, daß ich meinen Jungen weggekriegt habe. So ein

munterer Abend bei seinen Kollegen wird ihm guttun. Er ist mir viel zu sehr Phili ster, Pflichtmensch geworden. Meinen Sie nicht auch?“

Melitta nickte nur und streifte flüchtig ein Pastellbild, das den jungen Prima nere Hans Reinert mit seinen beiden Schwestern Inge und Marlies zeigte.

„Aber, Kind, Sie sind auch so ernst. Ich sehe doch so gerne Ihre niedlichen Grübchen.“ Mütterlich faßte die alte Dame das erötzende Mädchengeicht zwischen ihre beiden Hände und sah es forschend an.

„Das mag die Pflege tun. Unsere Hanna war sehr frank. Aber sie ist wieder auf den Beinen, längst schon,“ beschwichtigte sie, als sie die Sorge in Frau Reinerts Augen sah.

„Und ich alte Egoistin hole Sie der guten Seele weg!“ schüttelte sie den weißen Kopf. „Im übrigen hätten Sie eine Schwester zur Pflege nehmen sollen. Sie sind zu jung für viel Nachtwachen.“

Melitta wehrte ab: „Nein, nein, als ich vor zwei Jahren Scharlach hatte, ist Hanna nicht von meinem Bett gewichen, ob schen Schwester Meletis gerne bei uns geblieben wäre. Ich freute mich, daß ich ihr ihre Alkopferung ein klein wenig ver gelten konnte.“

„Sie liebes Seelchen! Aber nun wollen wir einmal wieder ein wenig Musik hören, gelt? Sie tun's mir alter Frau zuliebe. Aber erst wollen wir uns noch ein bisschen erzählen. Von sich sollen Sie mir plaudern, kleine Einsiedlerin.“

Melitta trock ein unerklärliches Bangen ans Herz. Was möchte es mit Frau Reinert sein? Sie kam ihr verändert vor. Sie sprach hastig, sprunghaft. Ihre Hände, die auf der Sofalehne lagen, zitterten kaum merklich. In ihren sonst so ruhigen Augen war eine Unruhe, die sie sonst nicht an der immer Ausgeglichenen kannte.

Melitta erzählte in ihrer südlischen Lebhaftigkeit von dem kleinen Geschehen und Tun ihres stillen Alltags. Und spielte dann der alten Dame, die merkwürdig still geworden war, ihre Lieblingsstücke von Wagner.

Als es anfing zu dämmern, stand sie auf und trat zu ihr an den Sessel.

„So, nun müssen Sie aber ein wenig ruhen. Ich mache Ihnen unterdessen Ihren Tee fertig und was Sie sonst noch gerne haben. Kommen Sie, hier ruhen Sie besser.“

Sie nahm die schon halb Schlummernde um die Schultern und nötigte sie auf die Chaiselongue, legte ihr einen warmen Schal um die Schultern, eine Decke über die Füße und wandte sich zur Küche, wo Theres am Abendbrotrichten war.

Da fühlte sie wieder die vorige Unruhe. Frau Reinert war so merkwürdig still gewesen. Sie fehrte um und beugte sich über sie.

„Wie ist Ihnen jetzt, Frau Reinert?“ fragte sie leise und griff nach ihrer Hand. Wie müde der Puls hinkroch! „Wollen Sie lieber ein wenig schlafen? Dann gehe ich so lange zu Theres in die Küche. Oder ich setze mich mäuschenstill zu Ihnen.“

Frau Reinert griff zu Melittas Hand und preßte sie krampfhaft.

„Bleib hier, — Marlies! — Ich bin so müde ... müde ... müde ...“

Melitta fühlte sich blaß werden. Marlies —? Wer war das? Redete die alte Dame irre, oder träumte sie? Guter Gott, sie würde doch nicht — sehr stark sein. Sie hatte bei dem letzten Bergstieg über Herzschmerzen und dumpfen Kopf geflagt, dieses aber ihrem Sohne tapfer verschwiegen.

Sie legte das Ohr auf ihre Brust und lauschte angestrengt dem Herzschlag. Er war kaum vernehmbar.

In jäher Angst lief sie zur Küche und holte die alte Therese.

Die schlug die Hände zusammen. „Ach, Herrjeh! Das ist wieder wie am Johannistag. Da hat sie's auch gehabt. Und auch sonst schon manchmal. Aber ich durfte ja dem Herrn nichts sagen. Heilige Notburg, wenn ich nur den Weißdornte so fix finde!“

„Bleiben Sie nur so lange hier, ganz ruhig. Ich bin sofort wieder hier.“ Melitta eilte in die Küche und holte Wasser und ein Tuch für Auffällige. Als sie wieder hereinkam, wäre ihr beinahe die Schüssel entfallen. Sie sah, wie Frau Reinert blaß wurde und aufspringen wollte, eine suchende Unruft in den Augen.

Sie stellte alles hin und eilte zu ihr. Eine heiße Angstwelle stieg ihr bis zum Halse. Gott im Himmel, wenn das ... So hatte es ihr Ruth jüngst von der alten Mutter einer Lehrerin erzählt, die vom Brotdacken in die Ewigkeit gegangen war.

Sie hörte die alte Dame abgebrochen murmeln von Inge und Beate — es mochten ihre Töchter oder Schwiegertöchter sein. Und — von ihrem Hans, dessen Namen sie immer wieder zärtlich flüsterte. Und — Melitta fühlte ihr Herz erzittern. Immer flüsterte sie auch mit halben Lauten ihren, Melittas, Namen — in Verbindung mit dem ihres Sohnes.

„Ich bin so allein — hab' sie so lieb. — Ja, ja, — sie ist gut — gut — wie Ruth!“

Die Kranke schlug die Augen auf und sah Melitta an, aber ihr Blick war fremd.

„Wo ist Hans?“ fragte sie matt. „Inge, Hans soll kommen. — Ich muß es — ihm sagen.“

Sie schloß todmüde die Augen, strebte aber bald wieder auf. Der Blick, mit dem sie Melitta ansah war wie gebrochen. Im Aufwallen heftigen Schmerzes schlängelte junges Mädchen die Arme um ihren Hals und schluchzte angstvoll.

„Mutter, bleib bei mir! — Ich hab ja keinen Menschen mehr — auf der Welt! — Mutter!“

Erschrocken vor ihrer eigenen Stimme sah sie sich scheu um, ob keiner den Ausbruch ihres Wehs gehört hätte, — und fühlte schwindelnd alles Blut zum Herzen jagen. Hinter ihr stand Dr. Reinert. Er mochte, von Therese herbeigeholt, eben hereingekommen sein und hatte sicher alles gehört.

In ihrer hilflosen Scham wußte sie nicht, was anfangen. Da trat er zu ihr, nahm ihr die Mutter, die wieder ganz ruhig geworden war, aus den Armen und legte sie in die Kissen. Dann griff er das weinende Mädchen bei der Hand und führte es stützend zu einem Sessel.

„Ruhig, ruhig, liebes Kind! Das wird alles wieder gut!“ sprach er mit weicher, beruhigender Stimme. Dann ging er zu seiner Mutter.

Melitta legte das heiße Gesicht auf die Sessellehne und weinte ihr Leid in sich hinein. Da starb nun diese Frau, die so muttergut zu ihr gewesen war. Der Gedanke krallte sich voll Weh in ihre Seele.

Aber er — er hatte gesagt: „Liebes Kind!“

Klopfsenden Herzschlag lauschte Melitta auf jeden Laut vom Krankenlager. Reinert war ganz Arzt. Seinen und seines Kollegen Bemühungen gelang es nach einer Weile, die Kranke zu beruhigen und das Schlimmste abzuwenden.

Reinert war länger, als er gedacht, in der Klinik aufgehalten worden. Die Fahrt zum Arzteabend nach Starnberg hatte er aufgegeben, weil er die Unruhe um die Mutter nicht loswerden konnte. Aber dieses hatte er nicht geahnt.

Wider alles Erwarten erholte sich Frau Reinert nach einiger Zeit. Der Herzschlag wurde wieder kräftiger. Nach und nach kehrte auch in ihr Gesicht etwas Leben und Farbe zurück. Gegen neun Uhr blickte sie klar um sich und mühte sich, sich auf das Geschehene zu befreien.

Da sah sie Melitta, die immer noch still und blaß in ihrem Sessel saß.

Mit einer matten Bewegung winterte sie das junge Mädchen zu sich. Reinert trat ein wenig beiseite, als Melitta ans Lager trat und sich über die Kranke beugte.

Leise streichelte sie Melittas Hand „Kind, wenn ich dich nicht gehabt hätte!“

Melitta wurde verwirrt, da Frau Reinert, wohl unbewußt, das trauliche „Du“ gebrauchte. Vielleicht dachte sie auch immer noch, daß sie Inge oder Marlies wäre.

„Ist es denn nun wieder besser? Wir hatten große Sorge um Sie,“ sagte Melitta leise.

„Mir ist wohl. Ich dachte, — ich wäre gestorben.“ Es klang sehr müde, und die Augen fielen ihr wieder zu.

Da verlangte Melitta heim.

„Warten Sie noch eine Viertelstunde, Fräulein Morlano. Um neun Uhr will

strömte, ließ sie kein Wort herausbringen. Er sah ihre Verwirrung und bemerkte zum ersten Male, wie rührend schön sie war, besonders jetzt, wo noch die Spuren der ausgestandenen Angst auf ihrem Gesichtchen lagen.

Er bot ihr den Arm, als er mit ihr der blauen Villa zog. Melitta fühlte einen Strom seliger Geborgenheit ihr ganzes Sein durchfluten. Sie schloß dann und wann die Augen und überließ sich ganz seiner Führung. Sie sprachen wenig unterwegs. Als er sich am Gartentor verabschiedete, drückte er noch einmal ihre Hand.

„Werden wir Sie nun öfter bei uns sehen? Sie machen mir und meiner Mut-



Vier Matronen, zusammen wohl über 300 Jahre alt. Es war keine leichte Sache, diese in ihrem hohen Alter zu unterrichten. Alle vier wurden von Hochw. P. Grüter getauft. Jene, die gerade eine Prise nimmt, war früher eine Zauberin

Schwester Melitis hier sein. Sie wird im Augenblick kommen. Dann begleite ich sie heim, wenn Sie nicht vorziehen, heute nacht hier zu bleiben.“

„Danke, aber ich muß fort, Hanna würde sich Sorge machen.“

„Nun, dann, wie Sie wollen. Und, Fräulein Melitta, was Sie meiner Mutter heute getan haben, kann ich Ihnen niemals vergelten. Da muß es schon der Herrgott tun.“

Er hielt ihre Hand so lange und so fest in der seinen, als habe er erst jetzt entdeckt, daß die kleine Melitta Morlano auch ein ganzer, geltender Mensch sei. Sie ließ ihm ihre Hand, das jähre Glücksgefühl aber, das ihr durch die Aldern

ter wirklich eine Freude und nehmen mir dazu die große Sorge ab um Mutters einsame Stunden.“

Er hielt ihre Hand fest und wartete auf eine Antwort.

Aber es kam keine. Reinert fühlte die weichen Finger in den seinen bebten.

„Fräulein Melitta, ich möchte eine Antwort. Werden Sie kommen?“

Fast tageshell lag das weiße Mondlicht auf dem stillen See. In schivermüttiger Größe hob sich die Silhouette der alten Burgruine oberhalb der blauen Villa gegen den klaren Himmel ab. Im weißen Licht sah Reinert das blaße Mädchengesicht sich scheu zu ihm heben, aber gleich wieder senken. Er fühlte ein Drän-

gen, diesem hilflosen Menschenfinde Halt und Schutz zu sein, dieses zage, verschüchterte Seelchen zum vollen Leben zu wecken, — auch um seiner Mutter willen.

Ihm war, als hörte er wieder ihre halb bewußte Klage: „Ich bin so allein! — Sie ist so gut! — So gut wie Ruth!“

Immer noch hielt er fest die kleine, bebende Hand. In plötzlichem Impuls sprach er weich:

„Melitta!“

Ein Schauer ging ihr durch Herz und Blut. „Melitta“ hatte er gesagt. Mit einem Ruck aber entzog sie ihm ihre Hand.

„Warum quälen Sie mich so, Herr Doktor, wo Sie doch wissen, daß ich nicht kommen kann?“ stieß sie heraus.

„Und warum nicht?“ quälte er sie bis zum äußersten.

Da sah er es um ihren Mund zucken. Er mußte an sich halten, um das junge Kind mit seiner ganzen heillosen Verwirrung nicht in seine starken Arme zu nehmen und zu seiner Mutter heimzutragen. Er wußte, die würde an dieser Freude gesunden.

Melitta spürte kaum mehr Boden unter den Füßen. Sie fühlte ihre Selbstbeherrschung schwinden. Wenn er nicht bald erbarmen mit ihr hatte, dann mußte sie hart werden — — oder ihm ihre Schwäche verraten. Sie rief all ihren Stolz zu Hilfe und sagte unsicher: „Unsere Hanna ist noch schwach von der Krankheit. Ich lasse sie nicht gerne allein. — Vielleicht geht es Ihrer Frau Mutter auch bald wieder besser.“

Ein Lächeln wetterleuchtete über sein Gesicht, und wie ein Blitz fuhr der Gedanke durch seinen Sinn: „Warum habe ich Ruth Heltorf kennen müssen? —?“

„Nun, dann müssen wir eben zu Ihnen kommen. Darf meine Mutter ihren Sohn einmal mitbringen? Melitta, darf sie?“

In dem leuchtenden Blicke, der ihn traf lag tausendfache Gewährung.

„Grüßen Sie noch einmal Ihr Mütterchen!“ sagte sie leise. Und war weg, im Portal verschwunden.

Er ging nachdenklich heim und setzte sich ans Lager der Mutter. Schwester Melitis, die schon zwei Nächte kaum zur Ruhe gekommen war, schickte er schlafen und übernahm die Wache selbst.

Um Mitternacht erwachte die Kranke aus ruhigem Schlummer. Sie suchte seine Hand und streichelte sie. Sah ihn an und lächelte: „Mein lieber Junge!“ So tat sie immer, wenn sie mit ihm zufrieden war. —

— — — — —
An den Ecken der blauen Villa blühte die Klematis in letzter, todgeweihter Schönheit. Es war bereits Mitte November,

aber, und noch hatte der Natur kein Rauhreif das letzte Lächeln vom Antlitz genommen. Sogar die späten Rosen waren unter dem glutvollen Drängen der Sonne noch zu leuchtendem Blühen erwacht.

Dr. Reinert fuhr mit seiner fast genesenen Mutter und dem Wernerschen Paare den See entlang zur „Villa Melitta“, wie der Justizrat die blaue Villa umgetauft hatte.

Ruth hatte nicht mitgekonnt, da ein mehrtägiger Arrest sie aus Haus bannte. Von einem Ausfluge, den sie mit den kleinen Insassen der Kinderbewahrungsanstalt mache, war sie als Patientin heimgekommen.

Der „Literstoffer“, ein bodenlos verlorenes Subjekt, hatte die „bisher ungerägte Schmach und Unterdrückung seiner Kunst“ endlich an dem „hochnäsigem Faulenzerpad“ austragen zu müssen geglaubt. Als ihm der Wernersche Wagen an einer Waldbiegung begegnete, hielt er seine große Stunde für gekommen, zog seine alte Wildererbüchse und gab blindlings ein paar Schüsse ab, die Ruths Schulter streiften und den nach seiner Heldenat an allen Gliedern schlitternden Stoffen für eine schöne Zeit in Nummer Sicher brachten.

Der Schuß war ungefährlich. Er hatte Ruths Herzen weher getan als der Schüter. Stoffers Frau, eine arme, mißhandelte Dulderin, war ihr Sorgenkind gewesen, jahrelang, ehe sie der Herrgott aus ihrem idischen Fegefeuer erlöste. Kein Tag, daß Ruth der Ärmsten und ihrem Kinde, einem halblosen zehnjährigen Nichtsnutz, nicht irgend etwas Gutes getan hatte. Und nun dieses! Das tat weh.

Dr. Reinert, den Justizrat Werner ohne Ruths Wissen eilig herbeigerufen, betrat nach langer Zeit zum ersten Male das Wernersche Haus wieder. Einen Verband hatte Schwester Melitis schon angelegt, und die medizinische Autorität hatte nichts zu tun als mit Amtsmiene einige Tage Arrest und durchgängige Einschränkung „Ihrer selbstmörderischen Tätigkeit“ zu diffieren.

„Das letzte muß mir der gestrengste Herr Diktator aber selbst zuerst vormachen,“ wehrte lächelnd die Patientin. Wer war das wohl, der gestern und vorgestern und an weiß Gott wie vielen Herrgottstagen seiner Frau Mama das leidre Mittagessen stehen ließ, der in der Diphtheriezeit tagelang nicht aus den Kleidern kam, der gestern noch zur Geisterstunde der alten Krämerdore Stredverband anlegte usw.?

Er lachte „Allgegenwärtig und allwissend! Sie grausame Gewissenserforscherin! Also acht Tage! Und dann dürfen Sie wieder den ersten Spaziergang machen. Zur blauen Villa ist's nicht weit. Scha-

de, daß Sie heute nicht mitkommen. Meine Mutter macht ihren ersten Ausfall."

"Allein?"

Ein atemloses Fragen war in Ruths Augen. Er sah sie fest an und sprach zögernd: "Die medizinische Obacht muß natürlich mit dabei sein. Ich werde Mutter in Zukunft nicht mehr allein weglassen dürfen. Die Verkalkung ist weiter fortgeschritten, als ich ahnte. Eine Gehirnaffektion ist in Kürze oder Länge nicht ausgeschlossen. Und deshalb . . ."

Er wandte sich weg. Es war eine Rauheit in seiner Stimme, die Ruth belemmtte. Melittas Gestalt in ihrem ganzen Jugendliebreiz tauchte vor ihr auf, daneben ihr eigenes ernstes Profil im gegenüberliegenden Spiegel. Sie konnte ihn nicht begreifen. Oder — vielleicht doch . . .

"Gott segne Sie, lieber Freund! Grüßen Sie die blaue Villa und ihre liebe kleine Herrin!"

Herzlicher als je erwiderte sie seinen Händedruck. Dann ging er. —

Melitta stand am Turmfenster und spähte in zitternder Unruhe nach dem erwarteten Besuch. Endlich tauchte der Wernersehe Wagen auf. Sie eilte geflügelten Schrittes hinab, und als der Wagen am Portal vorfuhr, kam sie leichtfüßig die Außenstiege herab, um Mutter Reinert zu stützen.

"Wie ein eben erwachtes Dornröschen!" sagte Justizrat Werner und schaute zu Reinert hin, der seiner Mutter rechten Arm nahm, sie dann aber, als er ihre Schwäche bemerkte, kurzerhand auf seine Arme hob und hinauftrug. Melitta folgte ihm leuchtenden Auges. Da die Herbstsonne außergewöhnlich warm schien, blieben sie auf der Alstane.

"So, Kindchen, heute will ich Ihnen aber keine Dummheiten machen. Sind Sie mir noch böse drum?" sprach Frau Reinert zärtlich zu Melitta, die sich ihm Herbeischleppen von Kissen und Decken nicht genug tun konnte.

"Heute haben wir wenigstens die ärztliche Hilfe gleich zur Stelle," lachte sie erötend zu Reinert hinüber, der mit dem Justizrat an der Brüstung stand und die herrliche Aussicht genoß.

"Mittnachten!" wandte Werner ein. "Heute ist Freund Reinert nur Mensch, einfach Publikum wie wir. Den Doktor hat er daheim im Laboratorium gelassen."

"Mir recht. Die Pflicht kann zuzeiten zum Polypen werden. Das fühlt man, wenn man ihrer Umklammerung mal für Stunden entrinnt," gab Reinert zu, warf sich behaglich in einen Schaukelstuhl und dehnte im kostlichen Freigefühl die Glieder. Nachdenklich folgte er Melittas Fürsorgen, ihren leichten Bewegungen, wie sie ab und zu ging, die letzte Hand

an den Kaffeetisch legte und ihn mit Hilfe des Haushäschens an Mutter Reinerts Gesell zog. Er hätte sich selbst einen Toren schelten mögen, daß er nicht aufhören konnte, dem unerreichbaren Edelweiß der Alp nachzutrauern, wo diese liebreizende Rose einzig ihm blühte.

Melitta sah wieder den alten grüblerischen Ernst über sein Gesicht ziehen und schaute bang zu ihm hinüber, wie sein Blick zu ferner Alpenwelt schweifte. Diesen Bug kannte sie an ihm, fürchtete ihn.

Mit zager Stimme bat sie zum Kaffee. Da wandte er sich ihr zu, und sie sah mit Beklemmung das Fremde in seinem Blick. Nach und nach aber atmete sie auf, als sie merkte, wie er immer aufgeräumter wurde und mit seinem geistreichen Humor die kleine Gesellschaft erheiterte. Er schien wie einer, der ein letztes Beugen und Bedenken endlich abgeschüttelt hat und zu einem festen Entschluß gekommen ist.

"Fräulein Melitta, Sie wollten uns ja auch Ihre Rosenkultur zeigen, die neuimportierte," wandet Frau Reinert sich zu der jungen Hausherrin, "Sie wissen, Rosen sind eine der Passionen meines Jungen. Hans, siehst du jie leuchten drüben neben dem Gewächshause?"

"Ah, königlich!" rief er entzückt. "Ich hatte bis jetzt nur eine bemerkt." Melitta erglühete unter seinem Blick.

"So seht euch die Herrlichkeit doch mal in der Nähe an. Wir Alten räumen unterdessen noch etwas in Rosinenstollen und Schlagsahne auf," rief Frau Reinert und rührte unterm Tisch an Frau Werners Fußspitze.

Die Alten blieben zurück, die Jungen stiegen langsam die Treppe hinab. Gingen um den Palmengarten, den die junge Hausherrin mit den Gewächsen ihrer sonnigen Heimat bepflanzt hatte.

"Haben Sie die Rosen wirklich so gern?" fragte Melitta, als sie vor den Beeten standen, deren Blüten in letzter Herbstglut leuchteten.

"Schon als Junge wurde ich mit dieser Liebhaberei geneckt. Inge, meine ältere Schwester, hatte eine Reinkultur in Nelken. Marlies hatte alle Blumen gern. Sie war ein Sonnenkind, im Gegensatz zur ernsten Inge. Nahe unserer alten Apotheke lagen die Ruinen einer alten Kapelle. Da hatte ich meine Rosenkultur, die inmitten üppigen Gestrüps prächtig ausschaupte. Ich muß sagen, ich habe manche Jungenfreude an Kirmes- oder anderen Festtagen für ein neu entdecktes Rosenexemplar geopfert, und der alte, taube Gärtner daheim in unserer Nachbarschaft ist mir noch heute ein guter Freund und trotz seines Methusalemge-

sichtes für mich ein blühendes Stück Heimat."

Er hatte sich vergessen im Grinnern. Sie sah ihn leuchtend an. Das war eine neue liebe Seite, die sie da an ihm entdeckte, die sie entzückte, sie, das Kind des südlichen Blumenlandes.

Sie betrachteten zusammen die einzelnen Sorten, die noch hier und da auf hohen Stämmen blühten. Melitta wußte sie alle mit Namen. Sie brach von jedem Stamm die schönste für die beiden Damen.

Er sah ihr zu. Aber dann wurde er ernst.

von einer Teeroze pflückte, bebte. Er war ergriffen von der Scheu, mit der sie ihr feuchtes Fühlen vor ihm verschließen wollte.

„Ich hab' sie doch auch lieb, unsere Alpenblume," flüsterte sie, als sein Auge eine Antwort erzwang.

„Ich weiß es. Aber das versichere ich Ihnen: Kein Begehrn geht mehr zur Alp. Das Edelweiß soll bleiben, wo es einsam und glücklich ist. Glauben Sie es mir?"

Sie nickte nur, und ein Blick kindlichen Vertrauens traf ihn.

„Darf ich dann der Rosen herrlichste



Hochzeitszug im Matabele-Land

„Fräulein Melitta!"

Alles Blut stürmte ihr zum Herzen. Unsicher sah sie ihn an und barg ihr errötes Gesicht in den Rosen in ihrer Hand.

„Wollen wir ein wenig durch die Wege gehen? Ich möchte Sie etwas fragen," begann er wieder.

Sie nestelte an ihrem Rosenstrauß und ging gesenkten Hauptes neben ihm her.

„Sehen Sie, Fräulein Melitta, wir haben beide die Rosen lieb. Ich habe aber auch einmal das Edelweiß gerne gehabt, — habe es noch. Vielleicht wissen Sie es. Werde ich um eine Rose, die mir teuer ist, ganz das Edelweiß vergessen müssen? Oder um die ernste Alpenblume die lieblichste der Rosen nicht besitzen dürfen? Melitta, sehen Sie mich an und sagen Sie mir die Wahrheit!"

Sie konnte ihn nicht ansehen. Er sah, wie die kleine Hand, die Blatt für Blatt

liebhaben — und besitzen? Melitta, darf ich?"

Er sah sie erwartungsvoll an und zog sie sanft näher.

Da verbarg sie das Gesicht an seiner Brust und weinte leise.

„Melitta, nun sag's mir doch!"

„Warum fragen Sie ... fragt du noch?

Weißt's doch schon so lange."

Sie fürchtete durch jeden Laut den süßen Zauber zu zerstören.

„Darf ich das denn — Hans? Weiß ich denn, daß ..."

„... daß du mich liebst, wolltest du sagen, gelt?"

Er ließ sie los und schob ihren Arm durch den seinen.

„Komm, Melitta, laß uns einmal ernst über alles reden. Du weißt, daß ich Ruth Heltorf liebte. Es war lange, ehe ich dich kannte. Kannst du es begreifen, was es heißt für einen Mann, eine Ruth Heltorf

lieben — und entsagen müssen? Ich habe ihre Seele, diese seltene Seele, in ihrem kostlichen Wert nicht vergessen können. Ich sage es dir offen: kann es noch nicht. Es mag bitter sein, in diesem Augenblicke von der Liebe zu einer anderen zu sprechen, bitter für dich und auch für mich. Aber, Melitta, wenn du mich ein klein wenig liebst, soll dann der leise Schatten einer Unwahrheit zwischen uns stehen? Und darum: die, die wir beide lieben, sie wird mir immer teuer bleiben. Aber, Gott sieht und hört mich, dich habe ich lieb, so wie ein ernster, lebensreifer Mann seine Frau liebhat, mit der er in treuer Gemeinschaft den Weg seines Lebens wandern möchte. Und nun sag es mir, ob du der gute Engel meines Lebens, — ob du mein Weib sein willst."

"Warum fragst du noch? Weißt doch, daß du längst alles auf der Welt für die kleine Melitta bist," sagte sie leise und lehnte ihr Köpfchen an seine Schulter. Sie hatte sich gefaßt, und er staunte über den Ernst, der auf ihrem Gesichtchen lag.

"Und du bist mir nicht böse?"

"Wie sollte ich? Unsere liebe, Ruth! Aber Hans, bedenk', Melitta Morlano ist keine Ruth Heltorf. — An deinem Mütterchen aber will ich's gut machen."

"Was denn?"

"Dass du mich ein klein wenig liebst. O, ich hatte es ja gar nicht erhofft!"

"Liebes Seelchen!"

Er hatte das Gefühl, als ob der Schatten, der so lange auf seinem Wege gelegen, langsam verglitte und, wenn auch nicht einer vollen Sonne, so doch einem schönen Leuchten wiche. Er zog Melitta wieder in seine Arme und küßte sie.

Langsam gingen sie zum Hause zurück. Die drei auf der Altane sahen, in der kurzen Viertelstunde hatte sich ein Lebensgeschick entschieden.

Als es dann dunkel wurde und drinnen im blauen Salon die Lampen aufflammten, da verkündete Dr. Reinert im kleinen Kreise, daß es — am selben Abend noch Champagner geben sollte.

Frau Reinert weinte wie ein Kind. Inninger fast als einst ihre Inge und Marlies drückte sie dies ihr Löchterchen in spe ans Herz. Auch Werners waren sehr glücklich über die endliche Lösung von Melittas Geschick, das ihnen viel Sorge bereitet hatte.

Es war bereits Mitternacht, als man sich trennte. Frau Reinert blieb die Nacht über in der blauen Villa. Werners fuhren bei weitem Mondlicht heim, ihrer Ruth die schöne Botschaft zu bringen.

— Ein halbes Jahr später gab es in der blauen Villa eine stille Hochzeit — Dr. Reinert und Melitta Morlano. Es war

ein schönes Paar, der große, stattliche Mann mit dem ernsten Gesicht, in dem nichts verriet, ob er glücklich sei oder nicht, und die elsenhafte zarte Braut, die ihr großes Glück kaum zu fassen wußte.

Ruth war bei Melitta am Hochzeitmorgen, half ihr das Brautgewand anlegen. Ihre Hand bebte leise, als sie ihr die grüne blühende Myrte ums dunkle Haar wand. Ein Gebet ging durch ihre Seele für dieser beiden Menschen Glück. Immer war noch ein Bangen in ihr um den Freund. Gestern noch hatte sie seinen Blick dunkel, grosslend fast, auf sich ruhen gefühlt. Ob er ihr zürnte, daß sie ihm so lange im Wege gestanden? Oder ob er doch nicht glücklich war?

Sie sah den Liebreiz, die süße Unmut, die um diese holde Südländsblume wob, und sagte sich mit Beruhigung, ein Wesen wie Melitta, das seine Liebe dem Manne seines Herzens täglich neu zu führen legt, läßt auch einen Mann wie Reinert nicht lange kalt. Und das wäre gut für ihn, für sie und für dieses junge vertrauende Kind.

Weinend fiel ihr Melitta in ihrer bräutlichen Schönheit um den Hals.

Ruth strich ihr sanft übers Gesichtchen.

"Nicht weinen, Melitta! Dass du mir nur recht, recht glücklich wirst!"

"Du bist so gut und edel, Ruth, und so selbstlos. — Dir danke ich ja mein Glück. Ich hätte nie einen anderen liebhaben können." Ihre Stimme sank zum Flüstern. "Ruth, — glaubst du, — daß er mich liebhaben wird?"

"Ganz sicher, Liebling. Man muß dich ja liebhaben, du kleine holde Fee."

Es flopste. Die Brautjungfern kamen, Melitta dem Bräutigam zuzuführen.

Dr. Reinert war selbst überrascht von ihrer Holdseligkeit und drückte warm die kleine Hand.

"Bin ich dir so recht?" fragte sie lieblich erröten.

"Wie dem Nixenteich entstiegen, meine kleine Herrin," scherzte er und küßte ihre Stirn.

Dann reichte er Ruth die Hand, sah sie aber nicht an.

"Werden Sie glücklich, mein Freund!" sagte sie bewegt.

Er nickte dankend und reichte seiner Braut den Arm und schritt mit ihr zum Wagen.

Sinnend schaute Ruth ihnen nach. "Nun sind sie alle geborgen. Auch ich — in deinen Armen, o Karitas!"

Das junge Paar wurde in der Kirche der Franziskaner getraut. Die Familien, ungefähr zwanzig, die die Villen am bewaldeten Seeufer bewohnten, waren der Seelsorge des Klosters unterstellt, da die

zuständigen Stadtpfarrgeistlichen nach allen Seiten hin überliefert waren.

Ruth fuhr nicht mit zur kirchlichen Trauungsfeier. Sie hatte währenddessen alle Hände voll zu tun, um alles für die Tafel und den Empfang der Neubarmahlsten zu richten.

Bald schlugen die Glocken an zu kurzem feierlichen Läuten, und zwei Böller-schüsse tönten herüber in dem Augenblick, wo drunter im Kirchlein vor Gottes Angesicht zwei inhaltschwere Worte zwei Menschenkinder unlösbar verbanden fürs ganze Leben.

Ruth hielt ein wenig inne, fasste die Hände und sprach ein Gebet.

Nach einer halben Stunde kamen sie zurück. Der junge Gatte ernster noch als vorher. Er lächelte auch nicht, als Ruth ihm in stummem Glückwünschen die Hand drückte. Keiner, auch nicht die Nächsten hätten in diesem ernsten Männergesicht erforschen können, was der empfand, dem die lieblichste Mädchenblume, die je am See erblüht war, zu eigen geworden war. Aber Ruth war ruhig um den Freund. Sie wußte, hob ein himmelhohes Glück ihn auch heute nicht in die Wolken, so war er doch zufrieden. Der Blick, mit dem er das bräutlich holde Wesen an seiner Seite betrachtete, sagte es ihr.

Die junge Braut hatte geweint. Ruth sah es ihr an. Auch als sie Ruths Händedruck erwiderte, hingen wieder Tränen an den dunklen Wimpern. Aber in ihrem Tränenlächeln war ein ganzer Himmel voll Glück.

Die Festtafel war vorüber. Ruth stand unbemerkt auf, um in der Küche einmal nach dem Rechten zu sehen. Da zupfte der alte Friedrich sie in dem schmalen Gange, der zum Wintergarten führte, am Kleide.

„Gnädiges Fräulein, verzeihen Sie, daß ich heute ... Aber was soll ich tun? Schon dreimal war die Frau da ...“

„Welche Frau?“

„Die aus dem Häuschen am Feldkreuz, die Mutter von dem schlimmen Ding, der Tanzursel. Nun ist das Mädel aus der Stadt wieder heimgekommen, ganz verludert und verschandelt. Und ganz daneben. Gestern hat's ins Wasser gewollt. Kein Pfarrer und kein Vater kann was anfangen mit ihr. Von seinem Herrgott und Sakrament will's was wissen. Aber immer ruft's nach dem Fräulein von Werners.“

Der Alte war ganz hinter den Atem geraten von der langen Rede. Er sah das junge Mädchen, das im schmucklosen weißen Kleide so vornehm und hoheitsvoll vor ihm stand, zag an und murmelte scheu:

„Hätte ich doch lieber den Mund gehalten! Hat ja doch kein Bived.“

„Warum denn nicht, Friedrich? Du hättest es mir nur gleich sagen sollen, als die Frau zum erstenmal hier war.“

„Aber es ist doch — Hochzeit.“

Ruth lächelte schalkig. „Doch nicht die meine, Alterchen. Und auch nicht die deine.“

„Gnädiges Fräulein wollen wirklich —? Es ist aber ein gut Stück Wegs. Und ein Haus wie ein Stall. Und richtig soll's da auch nicht sein. Die Alte ist ein Gewächs, wie dem Teufel aus der Kiepe geflüchtet. Bigeunerart. Von ihr hat's die Jungs.“

Ruth drohte ihm mit dem Finger. „Alterchen, Alterchen! Seit wann geht denn der Teufel mit der Kiepe? Und der Friedrich mit der gesalzenen Bunge? Wer weiß, wie wir beide wären, stecken wir in solch einer Haut!“

Es klang scherhaft, machte den Alten aber ganz ratlos.

„Um Verlaub, gnädiges Fräulein sind so gut, — so ganz anders als all die Leute. Wo sie doch alle auf die vom Feldkreuz schimpfen — und kein Hund ein Stück von der alten Hex nimmt.“

„Die Armen!“

Ruth sagte es in tiefem Erbarmen und griff schon nach der Teerose, die sie auf Melittas Drängen ins Haar gesteckt hatte.

„Sag der Frau, ich wäre in einer Viertelstunde da!“

„Eine Viertelstunde ist's bis zum Feldkreuz.“

„Nun, dann in einer halben Stunde.“

Ungesehen gelangte sie auf ihr Zimmer, warf das weiße Kleid ab und zog ein einfaches dunkles an. Mit ein paar Worten weihte sie die alte Hanna ein und ließ sich von ihr ein Körbchen mit kräftigen Speisen und Wein aus der Küche besorgen. Auf Umwegen kam sie zum See und ruderte sich selbst hinüber. An der anderen Seite ließ sie sich von einem holzlesenden Knaben den Weg zeigen.

Der Junge sah sie ungläubig an, als er hörte, wohin sie wolle. Er betreuzte sich, schief und hastig.

„Ins Bigeunerhaus wollen S'? Da bleiben S' nur mal weg. Lieber geradwegs zur Hölle als zur alten Stehltröfe. Gelb und schwarz ist die, wie'n Bigeunerweib. Kinder beherrt sie, Katzen und Ratten frisst sie. Alles stiehlt sie ...“

„Hast du das alles gesehen?“

„Na, das nit. Aber alle sagen's.“

„Haben alle es denn gesehen?“

„Weiß ich nit.“

„Haben denn dir die Leute was zuleide getan?“

„Wüßt ich nit. Warum denn auch?“

„Und doch sprichst du so von ihnen?“
„Das tun doch alle Leute.“
„Warst du schon mal in dem Häuschen?“

„Na, — ja. Das heißt, —“ der Junge wurde rot, — „es darf keiner wissen. Meine Mutter schlägt mich halbtot. Ich — ich war nämlich neugierig. In der Schule sagten sie, am Johannabend, dann käme“ — der Junge betkreuzte sich wieder, — „dann käme der Leibhaftige zur Rieke, und dann tät sie mit ihm zusammen Blei aufgießen und tanzen. Und zuletzt ritte sie mit ihm auf einem Besen zum Schornstein naus. Das wollten wir einmal jehen, der Gruber-Toni und ich. Und sind ganz heimlich hingegangen. Gegruselt hat's uns, oh!“

Der Knabe stockte.

„Und was habt ihr gesehen?“

„O — nichts. — Nichts Besonderes.“

„Auch nicht die alte Frau?“

„Ja! — Aber da war uns nichts dran gelegen, — wie sie sich anstellte. Sie sollte da wohl gerade keine Hexe sein!“

„Was tat sie denn?“

„Sie flennte. Ganz unweis hat sie geflennt.“

„Sie hat geweint?“

„Ganz schrecklich. Den Kopf hatte sie auf dem Tisch liegen. So schrecklich geheult hat sie, daß der Toni auch angefangen hat. Da hat sie uns gesehen. Ist aber gar nit wild geworden, wie sonst, wenn wir „Hexe“ rufen. Wir sollten zu ihr reinkommen, sagte sie, weil sie so allein sei — und so schlecht dran, hat sie gesagt, wär sie. Wir waren aber bange und dachten, sie wollt' uns behexen, und sind weggegangen. Das müssen Sie aber keinem sagen, daß wir da waren, sonst passiert uns was. Jetzt muß ich Holz häufeln.“

Ruth hielt die Hand des Knaben ein paar Augenblicke fest.

„Ich danke dir für deine Auskunft. Aber mußt du mir versprechen, daß du nie wieder so wie vorhin über unglückliche Menschen redest. Und die arme Frau vom Feldkreuz artig grüßest, wenn du ihr begegnest. Sag es auch den andern.“

Der Knabe wurde rot. Er schämte sich, versprach aber alles. Er stand noch eine ganze Weile auf demselben Fleck und sah Ruth nach wie einer merkwürdigen Erscheinung.

„Und da sagen sie immer, die Herrenleut sei'n so hochnasig. Is schwer gelogen. Dann ist auch sicher von der Stehlücke alles gelogen. Ich werd's dem Vater erzählen, der auch immer auf die Hochstelzigen wettert, daß das Fräulein ins Hexenhaus gegangen ist. Und all den andern sag ich's.“

Ruth war im Waldpfad verschwunden, und der Junge machte kehrt.

Eilig schritt Ruth aus. Sie hatte Hochzeit, Brautpaar und Tafel vergessen. Was sie vom alten Friedrich und dem Knaßen gehört hatte, hatte sie tief ergriffen. Sie hatte sie und da von den Leuten am Feldkreuz gehört, hatte die Frau aber noch nie gesehen. Sie wußte, jenes Haus des Glends und Unglücks durfte sie nur mit einem tiefen Verstehen und barmherzigen Einfühlen betreten.

Als sie aus dem Walde trat, sah sie die alte Frau vor sich herhumpeln. Sie mochte einen andern Weg, den über die Fahrbrücke, genommen haben. In der Nähe des halbzerfallenen Häuschens holte sie ein.

Die Alte wurde verlegen, nestelte immerfort an Schürze und Halstuch.

Ruth reichte ihr die Hand.

„Wie geht es Ihnen?“

„Mir schon halb und halb. Aber ein Unglück ist's mit der Dirn — und 'ne Schand! Wär' sie nur in der Stadt drauß' geblieben, da braucht' sie nit hier ins Wasser zu gehen. — Und daß wir Sie nun herholen, so ein feines Herrenmensch! Mich tut's in den Tod wundern, daß Sie gekommen sind ins Haus der Rieke.“

Lauernd sah die Alte unter ihrem roten Kopftuch hervor und heftete die grauen Augen durchdringend auf Ruth. Der Blick, der ihr begegnete, veränderte ihr Wesen völlig.

„Laßt das, gute Frau, und sagt mir, wie es Eurer Tochter geht,“ sagte Ruth freundlich.

„Das ist ja das Kreuz, das große Kreuz! Von keinem Menschen will s' was wissen, nur nach dem Fräulein ruft s' Tag und Nacht. Warum, weiß ich nit. Sind so schlimm, die andere Leut, so arg schlimm.“

(Fortsetzung folgt).

Photo:

Bild Seite 323: Bernberg-Billach
Bild Seite 325, 328, 329, 332, 334, 335, 343, 346, 349: Mariannhiller Mission
Bild Seite 336: R. Röbel, Lauf
Bild Seite 339, 340, 341: M. Bechtiger, Altdorf

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Übereinkunft gerne gestattet.
Verantwortlicher Schriftleiter P. G. A. Rottmann; Missionshaus St. Joseph, Reimlingen
Druck der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bahr.-Schwaben

Beregíßmeinních!



Illustrierte Zeitschrift der
Mariannhiller Mission



Nummer 12

Dezember 1935

53. Jahrgang

Advent

Willst du noch länger draußen steh'n,
Gesegneter des Herrn?
Ich fühle deinen Atem weh'n
Und weiß, du bist nicht fern.

Die Pforten sind weit aufgetan
Für dich, du werter Gast.
Sieh meine Niedrigkeit nicht an
Und halte bei mir Rast!

Mein brennend Herz verlangt nach dir,
Um ganz sich dir zu weih'n.
Herr Jesu, komm, kehr' ein bei mir,
Wohn' in mir du allein!

Schließ aus die Welt, schließ alles aus,
Was mich von dir noch trennt,
Und mach mein Herz zum Gotteshaus
Bis an mein selig End'!

Advent

Ein Wort trostreichen Sehnens: „Advent!“ Eine Stimme erwachender Freude. Advent! Ankunft Christi, des allen ersehnten Retters. Ankunft kündet sie uns, die Adventszeit. Schüchtern zuerst, dann immer lauter und feierlicher! So bricht auch das Morgenlicht an . . . nach langer, drückender Nacht, das Aufblitzen des Tages läßt neue Hoffnungen keimen.

Sei willkommen Heiland in der Adventszeit! Dich grüßen alle Schuldbeladenen, Leidgedrückten aus den Albgründen irdischen Elends.

In der Ferne, über Jahrhunderte hin, eilen dankbare Wünsche zum Weihnachtskind im Schoße der Jungfrau!

Und von Bethlehem fliegt der Sehnsuchtsgruß zum verborgenen Gott des Tabernakels, der noch heute Christi Ankunft erneuert und auch in den Stürmen der Gegenwart Weihnachtsfrieden und Seelenglück den Herzen zu geben vermag.

Eucharistischer Jesus, Dir gilt mein Adventsruf, Dir huldige meine Adventsarbeit!

Einst, am Ende der Tage, kommt der Weltenrichter; das Gotteslammchen, der sakramentale Pelikan, wird zum „Löwen vom Stämme Juda.“ (Geh. Offb. 5, 5.)

Bergänglichkeit, Armseligkeit sollen hinweggenommen werden, der letzte Tag der „Erlösung“ naht sich unserer Erde. Auch dich, gerechter Lenker aller Geschicke rufe ich, und mit den Worten, die Johannes am Schluß der hl. Schriften geschrieben hat, rufe ich nach Dir: „O komm, Herr Jesus, komm!“ (Geh. Offb. 22, 20.) —

Alles Erdenhafte liegt in Adventsstimmung . . . Aus den Bränden des Wahns und der Beschränkung ringt sich millionenmal der Schrei nach einer besseren Zukunft.



Weihnachten

Diese Nacht wollte Christus „durch seine Ankunft weihen.“ (Röm. Martyrologium vom 24. Dez.) Dieser Tag ist hochgeweiht; denn es ist der erste, den das neugeborene Gotteskind unter uns Menschen lebte.

Weihvolle Stunden an der armen Stätte der ersten Weihnachtsfreude, wo die Engel Licht und Lieder brachten! — Andachtvolle Christfeier an den Altären des eucharistischen Heilands. Kerzenglanz und Orgelklang, freudiger Schmuck und frohes Singen hallen zusammen, um den wahren Emmanuel in seliger Nähe zu grüßen! —

Weihnacht mahnt alle Christen, sich selbst dem Erlöser zu weihen, die Erlösung anzunehmen, aus der Gottesweihe über das Menschengeschlecht gegeben wird. Nichts nützt uns, daß der Heiland geboren, wenn unser Leben nicht die Christnachtsweihe versteht.

Du Freund des göttlichen Kindes, du Gast am hl. Mahle, laß wahre Weihesstimmung wie Weihrauch im Herzen brennen! Laß sie glühen und den Duft christlicher Tugend verbreiten, wenn auch längst schon die friedvolle Weihnachtszeit mit den trauten Krippenbildern wieder vorüber ist!



Weihnachtsfeier inmitten der Schwarzen

Weihnachten — eine Freudenzeit auch für unsere Negerchristen — ja selbst für die Heiden. Reges Leben macht sich auf der ganzen Missionsstation bemerkbar. Die in der Ferne wohnenden Katechisten stellen sich vollzählig mit ihren Schülern am heiligen Abend ein, und jauchzend gesellt sich die muntere Schar zu den andern. Die Schullokale sind überfüllt. Kein Auge will sich schließen vor Mitternacht. Nach dem Abendessen ist die Bescherung der Missionszöglings, und manches schüchterne Heidenkind steht sehnfütig in der Ecke und möchte nun auch gerne ein Christenkind sein. — Im Schulzimmer steht ein Riesenchristbaum; Lehrer und Schüler, darunter graubärtige Männer und runzelige Mütterchen, haben natürlich den Vorzug. Die Schwestern setzt sich ans Harmonium und bald schallt aus allen Kehlen und in den Zungen aller anwesenden Stämme ein feierliches: „Stille Nacht, heilige Nacht“; ihm folgen verschiedene Weihnachtslieder. Um 11 Uhr fallen Böllerenschüsse, um die hehre Weihnachtsfeier einzuleiten. Nun kennt das Rufen und Jubeln der Schwarzen kein Ende. Ihre Begeisterung ist geradezu röhrend. Alles stürmt in die Kirche. Männer und Frauen kommen mit der ganzen Nachkommenschaft. Die Kleinsten oft zu zweien am Rücken der Mutter, die Großen unter Aufsicht des Vaters. Alles ist neu gekleidet; denn am Christfest muß jedes nach innen und außen ein anderer Mensch sein. Selbst ganz laue Christen, die 2—3 Tage weit entfernt zwischen den Heiden wohnen, kommen zu Weihnachten neu ausstaffiert zur Christmette. Im heiligen Buzzaifikament reinigen sie ihre Herzen; die Beichtstühle sind belagert und — nebenbei gesagt — kommen die Mütter auch dahin mit ihren kleinen Trabanten auf den Schultern. Doch vor der heiligen Kommunion werden diese abgenommen. Da bringen oft mehrere Mütter auf einmal der Schwestern alle ihre Kinder und sie dürfte wohl dreißig Arme haben, sie zu empfangen. Einige Minuten nach der heiligen Kommunion nehmen sie dann ihre Sprößlinge wieder auf die Schulter. Nach der heiligen Messe bleiben noch viele fast bis zum Morgengrauen in der Kirche. Nach dem Gottesdienst geht es zur Krippe. Die Schwestern haben geschenkte Wachsfiguren gekleidet und von Papier den Stall von Bethlehem und Felsen und Wege gemacht. Das müssen alle aus der Umgebung sehen. „O Mama, mache es schön, das Haus unseres Großen!“ rufen die Schwarzen, die mit Bier ankamen, das sie in Töpfen und Kürbisflaschen trugen, um es den Missionskindern zu Weihnachten zu schenken.

Um 9 Uhr ist Hochamt und da versammelt sich wieder die ganze Christengemeinde, Männer und Frauen abgesondert. Nach der kirchlichen Feier wird Fleisch verteilt. Manche legen in heiliger Einfalt ihre Gaben auf den Altar. Dann gehen vorerst die Frauen heim, um das Essen zu bereiten. Die Männer lassen noch Lieder erschallen; denn sie erweisen sich mit Vorliebe musikalisch, in der Weihnachtszeit jedoch mehr als sonst. Gegen 12 Uhr mittags ist wieder alles still auf der Station. Die Schwestern beschäftigen sich nun mit den eigenen Hauskindern. Da finden sie die schönsten Mußestunden in bunter Abwechslung von Weihnachtsspielen und Klufführungen, wobei die Schwarzen ein eigenes Talent an den Tag legen.

Das sind Tabor-Stunden für Missionare und Missionarinnen, in denen sie in Kirche und Haus im christlichen Negerdorf fern von der Heimat empfinden, wie wahr das Wort der Engel auf Bethlehems Fluren war: „Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind.“

Rorate-Lied

Nieder, Herr, die Himmel neige,
Beuge sie mit starker Hand,
Und zu uns hernieder steige
In dies trübe Erdenland.
Komme, komme,
Heil'ger Christ, o komme!

Aus dem Dunkel wir uns sehnen
Nach dem neuen Morgenschein,
Und in Trauer und in Tränen
Harren wir, o Heiland, dein.
Komme, komme,
Heil'ger Christ, o komme!

Zeige dich am Himmelsbogen,
Schöner Stern aus Jakobs Haus!
Wolken, kommt heraufgezogen,
Regnet uns den Tröster aus.
Komme, komme,
Heil'ger Christ, o komme!

Und du, Erde, laß sich's regen
In des Jesse altem Stamm!
Vater, send' den alten Segen,
Send' das königliche Lamm!
Komme, komme,
Heil'ger Christ, o komme!

Komm, Ersehnter, Auserkorner,
Komm, du starker Davidssohn,
Du vor Engeln Erstgeborener,
Steig auf deiner Väter Thron.
Komme, komme,
Heil'ger Christ, o komme!

Komm zu trösten, komm zu retten,
Schlag das schwere Joch entzwei,
Lös die Bande, brich die Ketten,
Daß Gott wieder bei uns sei.
Komme, komme,
Heil'ger Christ, o komme!



H. Kocher

Gang zum Norate-Almt

Mariannhiller Rundfunk: Neueste Missions-nachrichten

Am Mikrophon: P. Otto Heberling RMM.

Schweres Unwetter in Natal: Südafrika hatte auch dieses Jahr wieder sehr unter der Ungunst der Witterung zu leiden. Als nach der langen regenlosen Zeit am 11. Juni gegen Abend endlich ein leichter Regen einsetzte, freute man sich allgemein und dankte Gott dafür. Doch allmählich wurden die Regentropfen immer größer, strömten die Wassermassen immer dichter vom wolken schweren Himmel, der seine Schleusen weit geöffnet hatte. Eingeborenen und Europäern wurde es ganz unheimlich zumute. Fast 3 Tage hielt der wolkenbruchartige Regen an. Der Schaden war sehr groß. Die südafrikanischen Tageszeitungen brachten spaltenlange Berichte über das ungewöhnliche Ereignis. — Bei Bellair, unweit von Mariannhill, war ein Personenzug, der nach Maritzburg fahren wollte, die Böschung hinabgestürzt. Die Wassermassen hatten die Erde aufgeweicht und die Geleise unterwühlt. Bei diesem Unglück fanden 20 Reisende den Tod. Außerdem gab es viele Schwer- und Leichtverwundete. — Bei Durban, wo der Umgeni-Fluß in den indischen Ozean einmündet, wurden viele Hütten von indischen Kulis hinweggeschwemmt und dadurch 2000 Menschen obdachlos. Eine Hütte wurde mitsamt den Bewohnern, einem Mann, einer Frau und einem dreijährigem Kinde von den Fluten weggetragen. Alle drei ertranken. — Auch sehr viele Eingeborene kamen im Hochwasser um. Ebenso wurde eine große Menge Groß- und Kleinvieh von den wilden Wassern fortgerissen und ertrank elendiglich. — Viele Hügelabhänge, auf denen die Eingeborenen ihre Felder angelegt hatten, wurden vollständig abgewaschen. Der bearbeitete gute Ackerboden wurde weggeschwemmt, die nackten Felsen, auf denen kein Grashälmchen wächst, blieben zurück. Der ganze Verkehr war lahmgelegt. Die empöierten Wogen hatten mehrere Brücken fortgerissen. Der Sturm hatte ganze Reihen Telegraphenstangen umgelegt. Bei Escombe, das an der Bahnstrecke Pinetown—Durban liegt, hing das Bahngeleise an einer Stelle 25 Meter förmlich in der Luft. Der Bahndamm war einfach spurlos verschwunden. Der „Natal Mercury“ schrieb, daß das ganze Bahngeleise Natahs einem Chaos glich. Erst nach einer Woche angestrengtester Arbeit konnten die notwendigsten Hauptverkehrsstrecken wieder für den Verkehr frei gegeben werden. Selbst der Flugverkehr war einige Tage unterbunden, weil der Flughafen bei Durban unter Wasser stand. Die ganze Stadt blieb fast zwei Tage von der Umwelt abgeschlossen. Auf dem Markt dieser großen Hafenstadt stiegen die Preise für frisches Gemüse und Eier gleich um 100 %. Die Nachwehen des Unwetters werden noch lange fühlbar sein, wurden doch unzählige Gemüsegärten der fleißigen indischen Kulis vollständig ruiniert. Auch einige Hotels an der Küste erlitten schweren Schaden. Bei Isipingo, einer Bahnstation südlich von Durban, stand das Hotel „Island“ ganz im Wasser. Ein Boot holte nachmittags die Gäste aufs feste Land. Dabei fuhr es im Hotel zur Hintertür hinein und ging im Speisesaal vor Anker. Die Hotelverwaltung hatte für 250 englische Pfund (ungefähr 5000 RM) Bauholz gekauft. Dieses wurde restlos in den indischen Ozean hineingespült. — Den Bewohnern Natahs, Eingeborenen, Europäern und Indiern, wird dieses Unwetter mit seinen verheerenden Folgen noch lange in Erinnerung bleiben. —

Die Missionsstation Kewelaer erhält ein „Gnadenbild“: Wie im Mariannhiller Rundfunk schon früher berichtet wurde, soll die Missionsstation Kewelaer im apostolischen Vikariate Mariannhill eine neue, größere Kirche erhalten. Schritte zum Bau der Kirche sind eingeleitet. Dem Hochw. P. Vitalis Zur RMM., einem Schweizer Mariannhiller und früheren Rektor und Missionar von Kewelaer, ist es nach eifrigeren Bemühungen nun gelungen, das Schwesternbild, also ein vollständiges Gleichbild des Gnadenbildes von Kewelaer zu erlangen. Dieses ist das zweite Bild, das damals mit dem jetzigen Gnadenbild von Kewelaer aus Luxemburg nach



Ein Feiertag auf einem Missions-Außenposten
Photo: Mariannhiller Mission

Deutschland kam und sich bisher, hoch in Ehren gehalten, in Privatbesitz befand. Die großherzigen Besitzer ließen sich durch die Bitten des oben-nannten Missionars bewegen, das Bild der Missionsstation Kewelaer in der Mariannhiller Mission zu überlassen. Eine edle Wohltäterin der Mariannhiller Mission ließ dann das Bild genau nach dem Gnadenbild in Kewelaer kunstvoll fassen, damit auch das afrikanische Kewelaer sein „Gnadenbild“ erhalte. — Möge diesem Bilde und der „Trösterin der Betrübten“ auch in Südafrika eine so große Liebe und Verehrung entgegengebracht werden, wie dem Gnadenbild und der Himmelsmutter in Kewelaer in Deutschland. Und möge die „Trösterin der Betrübten“ auf ihre treuen Verehrer im fernen Südafrika mit derselben Liebe und Huld herabblicken wie an der weltberühmten, vielbesuchten Gnadenstätte am Niederrhein!



Zeige uns dein Reich!

24.

Das große Diesseits- und Jenseitsziel liegt also offen vor unsren Augen. Gott und sein Reich immer klarer erkennen, unwandelbar und treu lieben! Gott und seinem Reiche lebenslänglich dienen und als ewiger Lohn Gott und sein ganzes Reich für immer besitzen und vollkommen genießen!

Würde der Einzelne und die Gesellschaft diese einfache Wahrheit im Auge behalten und folgerichtig darnach leben und handeln, so wäre die Lösung der verwickelten Gegenwartsfragen bereits gesunden. Mensch und Volk hätte eine ehrenvolle, allseitsbefriedigende Aufgabe. Keiner könnte den andern hindern, verdrängen, beneiden, angreifen. Alle reichten sich die Hand zu dem einen, gleichen, gemeinsamen Zweck und Werk! Jeder trüge willig und freudig seinen Teil zum Ganzen bei. Eine wunderbare Interessengemeinschaft wäre geschaffen für alle Stände und Völker.

Indem der Mensch und die Gesellschaft nicht bloß für das kurze, enge Diesseits, sondern vor allem für das endlose, unermessliche Jenseits geschaffen und bestimmt ist, müssen sie notwendig und an erster Stelle damit rechnen, darnach ihre Pläne, Wege, Entschlüsse und Handlungen einzurichten. Tun sie es nicht, so stören sie nicht bloß die Harmonie, sondern sie machen das Wohl und Gedeihen des Einzelnen und der Masse einfach unmöglich. Sie stürzen die Ordnung, versieren den Boden unter den Füßen und die Sterne über dem Haupt. Die allgemeine Unordnung hat allgemeinen Zerfall, immerwährende Gegnerschaft, ewigen Unfrieden und Krieg zur Folge.

Die Weltgeschichte ist seit Kain und Abel der Beweise übervoll. Heilung und Rettung gibt es nur in der Befolgung der eben angedeuteten neunten und zehnten Katechismusantwort des Einen Reiches für Alle. In dem allgemeinen Anschluß an die eine Herde und den einen Hirten! Wenn diese große Erwartung einmal annähernd erfüllt wird und die Völker auf den gottgeschenkten gemeinsamen Vater hören, dann ist alles gewonnen. Das Gloria in Excelsis Deo vollendet den Frieden des guten Willens!

„Alles, was da ist und lebt — hat der Geist des Herrn verwebt
Ins eine, große Reich der Liebe, — daß Gott in allem alles bliebe!“

Der Reich-Christi-Lehrmeister St. Paulus.



Weihnachtsstimmung im Symbol des Lichtes

Von H. A. Kirsch, Berlin

Über das Dunkel der Tage und die Not des Lebens hinweg trägt der in seinem Schaffen und Wirken oft nur allzu sehr befangene Mensch doch immer die Sehnsucht nach jener seelischen Ruhe und jenem innerlichen Frieden mit sich, durch die unser Blick unwillkürlich himmelwärts gelenkt wird. Myriaden von aufgesteckten Sternenlichtern strahlen uns vom nächt-



Elektrische Girlanden mit schwappenden Lichtkreuzen geben dem Straßenbild in den Städten Dänemarks ein echt weihnachtliches Gepräge

Photo: H. A. Kirsch, Berlin

lichen Firmament entgegen. In diesem überwältigenden Anblick nehmen wir kindergläubig das eindrucksvolle Bild der Schöpfung auf, aus dem die Allmacht eines gütigen Gottes spricht.

Aber auch sonst überlassen wir uns gerne dem geheimnisvollen Zauber des Lichtes, das in seinen tausendfältigen Formen eine eigenartige Entspannung und zuversichtlichere Stimmung in die rauhe Wirklichkeit des Lebens bringt. Dieses Gefühl wird umso lebendiger, wenn im Laufe des Jahres jene hohen und höchsten Feste in absehbare Nähe rücken, deren ursprünglichster Sinn nicht nur an eine tiefere Beschaulichkeit erinnert, sondern ebenso hoffnungsfreudige Empfindungen in uns auslöst.

Auch dabei ist es wiederum das Licht, das durch seine symbolische Bedeutung die schönsten Geheimnisse unserer Glaubenswahrheiten zum Bewußtsein bringt. Das kommt nirgends überzeugender zum Ausdruck, als in den Tagen der heiligen Weihnachtszeit, in denen sich alles darauf vorbereitet, um dieses eigentliche „Fest des Lichtes und des Friedens“

würdig zu begehen. Wenn wir je von einem Lichtwunder sprechen wollten, dann brauchen wir nur in die verklärten Kinderaugen sehen, die uns unter dem Lichterglanz des Christbaumes in die glückliche Unschuldswelt der eigenen Kindheit versetzen.

Der Weihnachtsbaum behielt als Symbol des wiederkehrenden Lichtes seine tieferste Bedeutung für jeden gläubigen Christenmenschen, dem die vor zwei Jahrtausenden über Bethlehems Fluren verkündete Friedensbotschaft von der Menschwerbung des göttlichen Heilandes immer wieder zum seelischen Erlebnis wird. Die Weihnachtsfeier unter dem lichtergeschmückten Tannenbaum ist in den letzten Jahrhunderten durch heilig gehaltene Überlieferung zum Kulturgut für jede deutsche Familie geworden. Der Gedanke einer wahren Volksgemeinschaft erhält damit im christlichen Sinne seine wertvollste Note; denn das Weihnachtsfest ist auf alle germanischen Länder übergegangen und bringt uns selbst in engste Verbundenheit mit den vielen Millionen von Auslandsdeutschen, die sich in aller Welt auch zu den christlich geheiligten Bräuchen ihrer Heimat befreien und mit dem symbolhaften Lichterbaum die schönsten, unvergesslichsten Erinnerungen aufleben lassen.

„Lichtblüte“ sind uns im eigentlichen, wie im übertragenen Sinne zum Bedürfnis geworden. Die magische Anziehungs Kraft des natürlichen oder künstlichen Lichtes zieht jeden empfänglichen Menschen in ihren Bann; sie lässt unserer Umwelt so manches Gute und Schöne abgewinnen, wenn wir diese erst „im richtigen Licht“ sehen und betrachten.

Das gilt ganz besonders im verständnisvollen Miterleben der fröhlichen, seligen Weihnachtszeit. Schon während des Advents sind es die aus Tannenzweigen geflochtenen Adventskränze, die mit ihren vier Lichtern wohl als ursprüngliche Vorläufer des Christbaumes zu gelten haben und überall, wo dieser schöne Brauch heute noch geübt wird, eine unverkennbare weihnachtliche Vorfreude in den Alltag bringen.

Festliches Leuchten dringt um diese Zeit aus unseren Gotteshäusern, in denen sehnstsvolle Lieder aus Kindermund zum Himmel emporsteigen, bis mit dem Einläuten der heiligen Weihnacht durch tausende von Glockenstimmen, die Altäre und Kirchenschiffe in feierlichster Illumination erstrahlen.

Wie der lichtergeschmückte Tannenbaum im Kreise der Familie bei jung und alt eine echte Weihnachtsstimmung auslöst, so hält hier die überwältigende Lichtflut Herz und Sinn der in Andacht versammelten Gläubigen gefangen, um das große Geschehen der Welterlösung in der heiligen Handlung des Priesters mitzuerleben.

Symbolhaft leuchtet der Stern von Bethlehem über uns Erdenpilgern an diesem Feste des Lichtes für alle, die sich ein Kindesherz bewahrt haben und die Sitten und Bräuche der Weihnachtszeit mit tief religiösem Empfinden zu deuten wissen.



Werb für das Vergissmeinnicht!





Auch die von der deutschen Reichsbahn auf den Bahnsteigen aufgestellten
Christbäume erwecken bei den Fahrgästen das Gefühl weihnachtlicher Vorfreude

Photo: H. A. Kirsch, Berlin



Begegnungen mit Afrikanern

Von P. Otto Heberling RMM.

V.

Noch immer trug uns die „Ussaramo“ an der Westküste Afrikas entlang. Es ging weiter südwärts; dem Kap der guten Hoffnung entgegen. Am 11. Januar näherten wir uns in aller Frühe der Walfischbay. Der dumpfe, schaurige Ton des „Nebelhorns“ hatte schon einige Stunden vor dem Einlaufen des Dampfers in die Bay alle Reisenden aus dem Schlafe aufgeschreckt. Die langgezogenen Warnungsrufe hallten dräuend über die nebelbeschwerteten Meerestwogen. Das fortgesetzte: Hu — u — u — uh! Hu — u — u — uh! hallte wie verhaltes Weherufen von der Küste der ehemaligen deutschen Kolonie Südwestafrika wider. Noch konnte man das Land nicht sehen. Auch Swakopmund blieb noch unsichtbar. Der dichte Nebel verhüllte alles. Es war so, als ob dieses Deutschland geraubte Land vor den vorüberziehenden Söhnen und Töchtern in Trauer und Weh sein Antlitz verhüllen müßte. —

Unsere „Ussaramo“ ging, da am Anlegedamm noch gearbeitet wurde, mitten in der Bay vor Anker. Bald kamen die üblichen Boote mit dem Hafenarzt, den verschiedenen Beamten, Agenten und Hafenarbeitern herbeigefahren. Die Europäer interessierten mich aber nicht allzu viel. Ich beobachtete in erster Linie die schwarzen Arbeiter mit scharfen Augen. — Das waren also echte Südwestafrikaner! Lauter stramme, lebhafte, fleißige Burschen! Lachend, singend und plaudernd verrichteten sie ihre nicht leichte Arbeit. Einer der Männer sprach fließend deutsch. Andere konnten sich ganz gut in der deutschen Sprache verständlich machen. Es war höchst interessant sich mit diesen Südwestafrikanern ein wenig zu unterhalten. Unter anderem fragten sie uns, wenn die Deutschen wieder nach Südwest zurückkehren würden. Leider konnten wir den Fragestellern keine befriedigende Antwort geben. Hätten wir doch wenigstens sagen können: Bald! — Aber — — Doch, vielleicht kommt einmal die Zeit und der Tag, wo deutsche Missionare den fragenden Eingeborenen von Südwestafrika das „Bald“, das wir schon gerne gesprochen hätten, zurufen können. —

Im Verlaufe unseres zweitägigen Aufenthaltes in Walfischbay kamen auch viele deutsche Südwesten auf die „Ussaramo“. Die einen holten Verwandte oder Bekannte ab, die andern hatte die Sehnsucht nach einem Glas guten deutschen Bieres auf unser Schiff gelockt. Auch ein deutscher Oblaten-Pater, der als Missionar in Walfischbay tätig ist und ein deutscher Missionsbruder fanden sich als Besucher ein. Sie wollten sehen, ob deutsche Missionare an Bord seien. Als sie gleich so viele Landsleute vorhanden, war die Freude überaus groß. Der Pater erzählte uns in louniger Art und Weise von seinen Erlebnissen, berichtete über seine Erfolge und Enttäuschungen. Wir überbrachten den beiden Missionaren die Grüße der deutschen Heimat und erzählten ihnen von den neuesten Ereignissen in unserem Vaterlande. Nur allzu schnell verflog da die Zeit. Es mußte wieder geschieden sein. — Zwei Stunden bevor die „Ussaramo“ erneut in See stach, stiegen noch einmal neue Reisende zu. Darunter befanden sich über 30 Schwarze. Es waren meist Männer und Burschen. Doch auch vier Frauen mit je einem Kind befanden sich darunter. Kaum hatten die

schwarzen Frauen, die auf dem Schiffe weilenden Missionsschwestern erblickt, da gingen sie auch schon freudig auf dieselben zu und begrüßten sie herzlich und zutraulich. Diese christlichen Eingeborenen-Frauen, denn solche waren es, sauber und einfach gekleidet, benahmen sich tatsächlich anständiger als sich im Verlaufe der Seereise einige europäische „Damen“ aus der großen Welt benommen hatten. — Die neuen Fahrgäste waren zum größten Teile aus dem Innern Südwestafrikas gekommen. Eine europäische Gesellschaft hatte sie zur Arbeit auf den Diamantenfeldern bei Lüderitzbucht angeworben.



Innernes eines Missionskirchleins
Photo: Mariannhiller Mission

Nach sechs Uhr abends lief die „Usaramo“ aus der Walfischbahn. Für die Schwarzen wurde auf dem Vorderdeck ein Zelt aufgeschlagen; denn es wurde auf hoher See empfindlich kühl. Die Leute zitterten wie Espenlaub. Und seefest waren die meisten auch nicht. Ich bedauerte sie sehr. —

Kurz vor der Einfahrt in die Lüderitzbucht setzte uns eine kräftige Brise ziemlich zu. Doch die Situation wurde bei weitem nicht so kritisch, wie im Golf von Biskaya und an der spanischen Küste entlang, wo es ganz schlimm gewesen war. Gegen sechs Uhr abends hatte sich die seetüchtige „Usaramo“ glücklich bis in die schützende Bucht durchgefämpft und ging neben einem Schwesternschiff der Woermann-Linie, der stolzen „Tanganjika“, die sich auf der Heimreise befand, vor Anker. Das war in der Tat ein herrlicher Anblick in der schönen, felsenumsäumten Bucht zwei so große deutsche Schiffe nebeneinander liegen zu sehen. — Am nächsten Morgen und auch noch am übernächsten Tage wurde das Städtchen Lüderitzbucht besichtigt. Überall stießen wir noch auf Marksteine und Wahrzeichen der deutschen Vergangenheit. Im Rathaus hingen sogar noch im größten Saale wie einst, da noch der deutsche klar über Südwest-Afrika

kreiste, das Bild eines Lüderitz, des Gründers von Deutsch-Südwest und die Bilder der Kaiser Wilhelm I., Friedrich III. und Wilhelm II. Wir sahen es und staunten über die Weitherzigkeit der südafrikanischen Mandatsregierung. — Drei volle Tage wähnte unser Aufenthalt in der ehemals deutschen Lüderitzbucht. Da hatten wir Zeit, unseren Gedanken freien Lauf zu lassen und Erwägungen über das Kolonialproblem anzustellen. Sturm-erprobte Möven, die in den die Bucht umsäumenden Felsenriffen zu lausenden nisteten, umflogen schreiend die „Ussaramo“. Mir fiel der Kyffhäuser und seine Sage ein und mein Herz erfüllte die frohe Hoffnung, daß die Möven von Lüderitzbucht dort einmal wieder um den deutschen Flaggenmast kreisen und mit der Nationalflagge des Reiches freudig im Winde flattern werden. — Das Ausladen in Lüderitzbucht ging nur sehr langsam vonstatten. Die Schwarzen, so sagte man uns, arbeiten dort viel lieber auf den Diamantefeldern als am Hafen, weil sie als Diamantensucher mehr verdienten. Dazu hatte die „Ussaramo“ für Lüderitzbucht noch die meiste Fracht. Überdies mußte auch noch ein Anker ausgewechselt werden. Es fehlte also keineswegs an Gelegenheit, Geduld und nochmals Geduld zu üben. Einem Schiffsoffizier, der die Verladearbeiten zu überwachen hatte, ging die ganze Sache auch zu langsam voran. Plötzlich fing er in energischem Soldatenton auf die Schwarzen zu schimpfen an. Sie sollten kräftiger zugreifen und sich beeilen, meinte er. Da war der Offizier aber an die falsche Adresse geraten. Der schwarze Vorarbeiter, der auch fließend deutsch sprach, war nicht auf den Mund gefallen. Nein, er öffnete ihn zur Gegenrede und sprach: „Den schwarzen Arbeitern hat hier niemand etwas zu sagen oder zu befehlen, als nur ich allein!“ — Klugerweise schwieg der Schiffsoffizier; denn sonst hätte das Ausladen wahrscheinlich noch viel länger gedauert. Die Eingeborenen-Arbeiter waren etwas erbost darüber, weil sie am Abend zuvor mehrere Stunden über die übliche Zeit hatten arbeiten müssen. Das Abendessen hätten sie auf dem Schiff bekommen sollen. Sie erhielten es ja auch, aber für einen Afrikaner-Magen viel zu wenig. Denn etwas Brieback mit Tee war den Schwarzarbeitern einfach zu leicht und zu wenig hungerstillend. Aus diesem Grunde mußten sie sich einfach etwas schonen. Wahrscheinlich hätten in diesem Falle manche andere Menschen ebenso gehandelt wie die „faulen“ Afrikaner in Lüderitzbucht. — Ja, Wilhelm Weber hatte tatsächlich recht, als er schrieb:

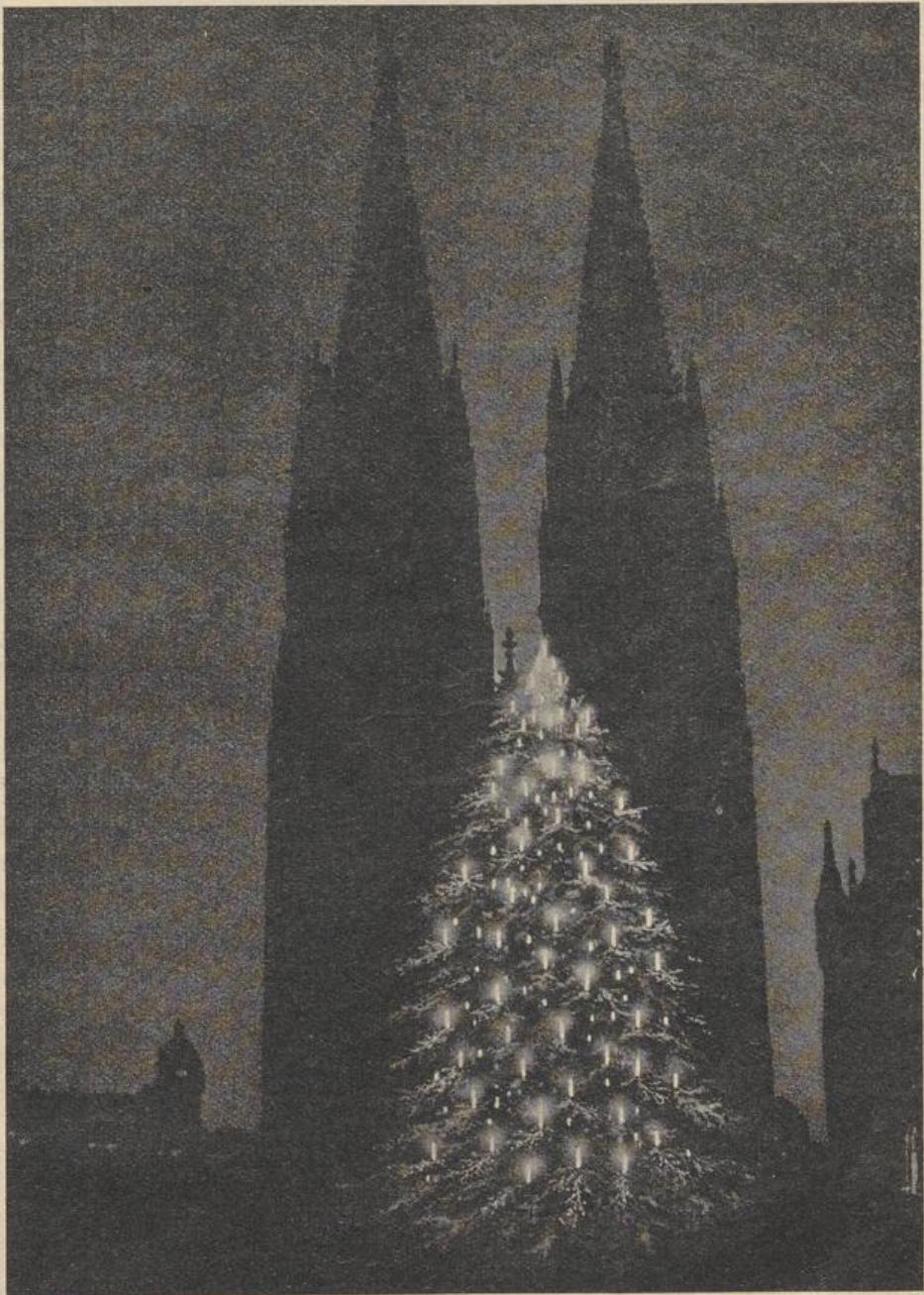
Menschen sind die Menschenkinder
Aller Seiten, aller Zonen,
Ob sie unter Birkenbüschchen,
Ob sie unter Palmen wohnen.

(Fortsetzung folgt.)



Das Christentum ist eine Religion, die nach dem Willen ihres göttlichen Stifters für alle Menschen verkündet ist und die daher auch allen Menschen verkündet werden muß. Das Christentum ist die göttliche Offenbarungsreligion und die Missionsreligion.





Der symbolhafte Christbaum vor der im Hintergrund
aufragenden Riesenhouette des Kölner Doms

Photo: H. A. Kirsch, Berlin



Altes Weihnachtslied

Gelobet seist du, Jesus Christ,
Dass du Mensch geworden bist
Von einer Jungfrau rein und klar,
Des freuet sich der Engel Schar.

Des ewigen Vaters einig' Kind
Zeigt man in der Krippen find',
In unser armes Fleisch und Blut
Verkleidet sich das ewig' Gut.

Den aller Welt Kreis nie beschloß,
Der liegt Marien in dem Schoß;
Er ist ein Kindlein worden klein,
Der alle Ding' erhält allein.

Auf Erden ist er kommen arm,
Damit er unser sich erbarm,
Und in dem Himmel macht reich
Und seinen lieben Engeln gleich.

Gelobet sei der Engel Schar,
Die auch bei der Geburte war
Und sang dem kleinen Kinde Lob
Auf Erden und im Himmel drob.

Nun bitten wir gar herziglich,
Dass du uns wollest gnädiglich
An Leib und Seel' gar wohl bewahren,
Wann wir aus diesem Elend fahren.

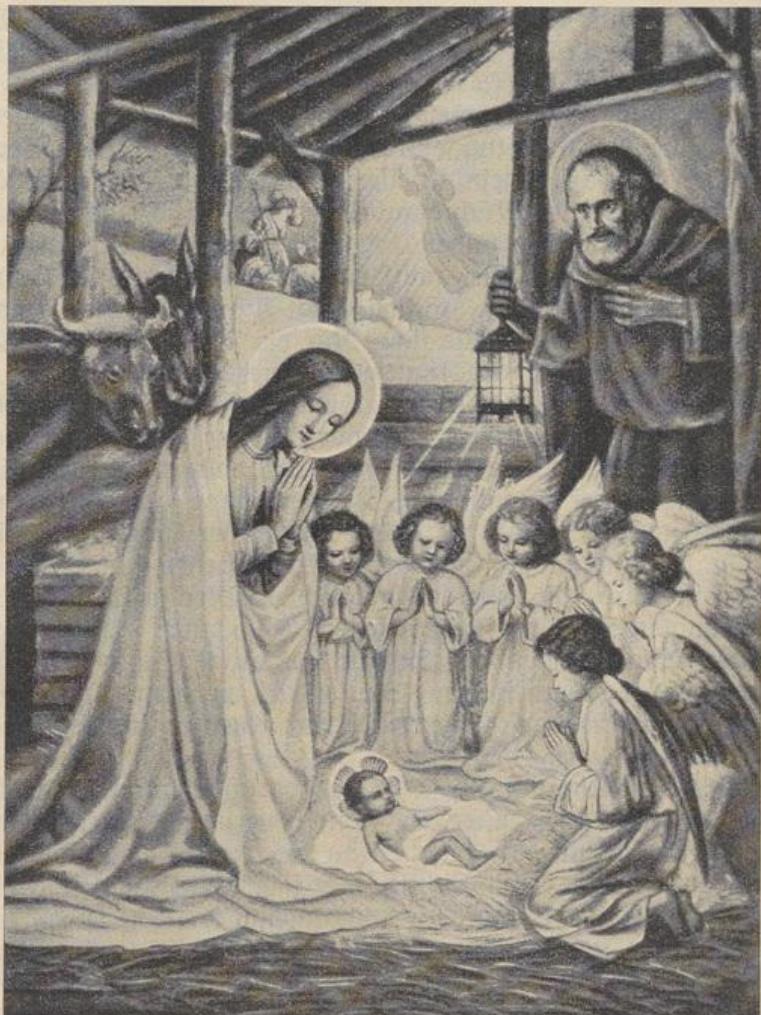


Photo: Kühlen, M. Gladbach

O du fröhliche,
o du selige,
gnadenbringende
Weihnachtszeit!

St. Peter in Afrika

Gegen Mittag kommen wir an den Rand des Gebirgsvalles. Alles wird abgeladen, ein kleiner Umbiß genommen und die Wagen fahren sogleich wieder zurück. Ich stehe mit zwei kleinen Zulus an der Böschung und warte auf die Träger aus den in den Bergen zerstreut liegenden Kraals. Dort unten in der Ferne bezeichnen Strohhaufen den Bauplatz. Dort wird für einige Wochen meine Arbeitsstätte sein. Die Eingeborenenhütten sind eine halbe Stunde und mehr entfernt. Die Verhältnisse sind darin derart, daß es ein Weißer kaum eine Nacht aushält. Hier werde ich aber an die 30 Nächte zubringen müssen. Heute noch will und muß ich mir eine Nothütte bauen . . . Endlich erscheinen einige der vielen versprochenen Träger. Sie müssen Türen, Fenster und Proviant an den Bestimmungsort schaffen. Schon neigt sich die Sonne zum Untergange bis wir an Ort und Stelle sind. Nur ein Boy steht mir zu Diensten. Eilends stelle ich neben der künftigen Peterskirche eine der fertigen Türen mit Rahmen auf. Es ist der Eingang zu meiner Bauhütte und Wohnung. Der Tür gegenüber auf zwei Meter Raum die verpackten Fenster aufgeschichtet, schnell mit Stecken verbunden und mit Stroh bekleidet stellten die drei Wände meiner Behausung dar. Diese misst also nur ein Meter in der Breite und zwei Meter in der Länge. Die Höhe wird von der Tür bestimmt, sodaß ich eben aufrecht stehen kann. Der Heinzmännchenpalast wird mit einer mitgebrachten Blechtafel gedeckt und — nach Sonnenuntergang kann ich einziehen! Daß durch die dünnen Strohwände kalter Wind, Eidechsen, Frösche und auch Schlangen eindringen können, muß ich eben mit in den Baukontrakt nehmen. Darin steht noch vieles, was zur Missionsgeschichte gehört und einen ergrauten Südafrikaner nicht mehr stört. —

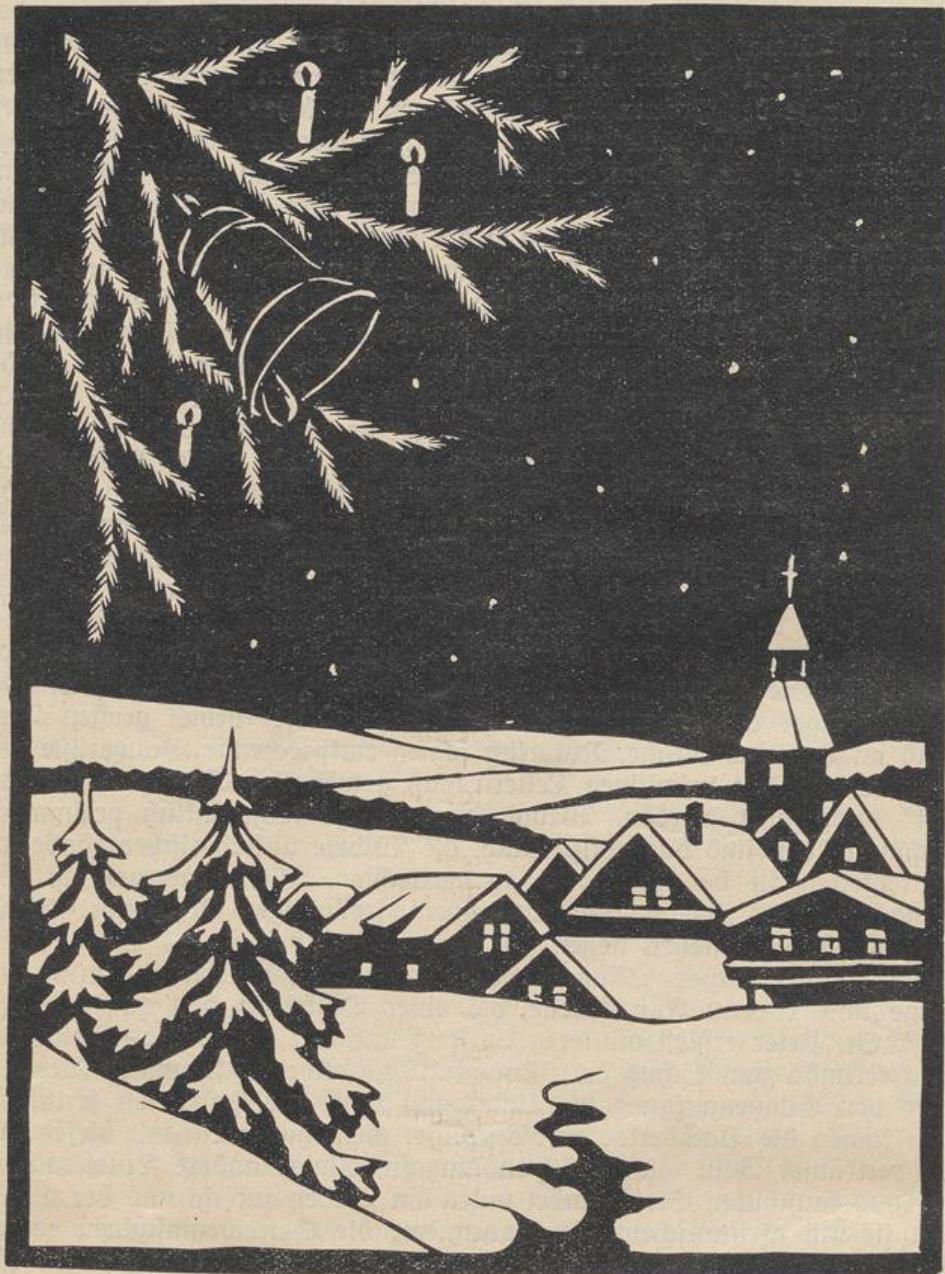
Sankt Peter in Miniatur hat also eine verschließbare Türe aber keine Glasscheibe trotz der 12 Fenster, die ja noch verpackt übereinander lagern. Bei Nacht stecke ich mir ein Kerzchen an bis der Wind es ausbläst. Bei Tag muß eben die offene Tür Lichtspender sein. Im Raum sind die Werkzeuge, Proviant, einige Schlafdecken und meine Kleider. Wenn ich dabei bin, ist St. Peter voll besetzt. Welch ein Fortschritt am ersten Abend schon! Aber jetzt hat man Hunger und Durst, doch weder Küche noch Wurst sind da. Mein Boy holt aus der 5 Minuten entfernten Quelle bestes Kneipp-Element. Ich packe Brot, Käse und Butter nebst einigen Früchten aus. Das ist unser kaltes Supper in der empfindlich kühlen Abendluft und mein tägliches Dinner. Dann sucht mein Zulugehilfe den nächsten Kraal als Nachtherberge auf. Ich bin auf einem Bündel Stroh bald der schlafende Wächter des Hauses, nachdem ich als Abendandacht die ersten Gebete der künftigen Missionsstation verrichtet hatte. Es waren wohl seit der Erschaffung der Welt die allerersten Paternoster und Ave Maria an dieser so einsamen Stelle.

Ein Oktobermorgen im südafrikanischen Frühling! Lange vor Tagesanbruch weckte mich das ungewohnte Strohbündel aus dem oft unterbrochenen Schlummer. Heute wird es Ernst mit dem Anfang: Abgrenzung des Platzes und Abstecken der Missionskapelle. Noch in dunklen Nebelschleiern suche ich den künftigen Standort des Altars auf. Er soll durch ein kräftiges Morgengebet eingeweiht werden. Ora et labora sind des Missionars Lebensaufgabe. Mit Gott fang an, — so ist alles wohlgetan. St. Petrus wird das Seinige folgen lassen. . . .

Nach diesen Vorbereitungen erscheint mit Sonnenaufgang mein Boy aus der Krahnachbarschaft. Das Frühstück ist bald erledigt: Brot mit einigen kalten Butaten und frisches Quellwasser. Nun voran mit Schnur und Bandmaß, Winkel und Zollstab! Die Linien von St. Peter werden festgelegt. Allmählich wird es lebendig auf dem stillen Bauplatz. Die Schwarzen sollen ja das viele Holz von der fernen Höhe herbeitragen. Das ist Sache der Frauen und erwachsenen Mädchen, die schwere Kopflasten gewohnt sind. Männer und Burschen werden am Bau benötigt. Kinder bringen die leichten Stecken zur Stelle. Wenn alles klappert, kann in einigen Tagen alles da sein. Leider kommen nicht die Hälfte der erwarteten Leute. Eifrige Christen leben in der Gegend erst wenige und alle anderen nehmen sich gemütlich Zeit. Beim Schwarzen eilt es nie und ohne Bezahlung will selten einer die Hand anlegen. So verging hier weit über eine Woche, bis das Baumaterial am Orte war. Inzwischen gehe ich selbst mit meinem Boy und einem einzigen freiwilligen Helfer an die „Fundamente“ des Hauses. In das ziemlich harte Gestein müssen 20—30 Zoll tiefe Löcher gehauen und gemeißelt werden für jede der vielen Säulen, die ca. 10 Fuß lang und 6—9 Zoll dick sind. Diese Arbeit allein nimmt uns drei Mann eine volle Woche in Anspruch. Dann werden die Säulen nach Schnur und Wasserivage eingesetzt und festgerammt. Für die Türen und Fenster müssen planmäßig genaue Zwischenmaße eingehalten werden. Auf die feststehenden runden Säulen kommt die Rundholzpfette zu liegen. Jedes Stück muß eigens angepaßt, eingelassen und festgenagelt, bezw. geschraubt werden. Ähnlich das Dachwerk, alles von Rundholz. Die Wattelstämme und Stangen hiesiger Gegend sind aber nichts weniger als kerzengerade. So bedeutet diese Arbeit großen Aufwand an Zeit und Mühe. Natürlich fehlen entsprechende Baugerüste und Mittel dazu. Mit primitiven Leitern muß gewöhnlich die Arbeit „in der Luft“ ausgeführt werden. Wenn der ungefähr rechtwinklich gezimmerte Dachstuhl steht, sind das ganze Dach, die Wände und Zwischenwände mit Wattelstecken zu benageln oder zu verflechten. Alles das geschah hier eigenhändig mit einem Boy und einem freiwilligen Nothelfer. Einzig zum Dachstuhl-aufstellen ließen sich einige Leute herbei.

Die Größe solcher „Außenkapellen“ variiert zwischen 30—100 Fuß Länge und 18—30 Fuß Breite, bei einer Dachhöhe von 15—25 Fuß. Unser St. Peter erhielt mittleren Umfang und auf der Eingangsseite eine Blechveranda zum Schutz der Mauern. Nach etwa 15 strammen Arbeitstagen von Sonnenaufgang bis Untergang stand das Holzgerüst fertig da. Nun kamen die Dachdecker an die Reihe. Gewöhnlich ein mit dieser Arbeit vertrauter Bulu mit zwei Handlangern. Einige andere Leute machen die 1000 faulsticken Strohbündel unten am Boden zurecht und der Decker näht sie mit afrikanischem Bindegarn, wie die Getreidemaschinen es gebrauchen, möglichst wasserdicht fest. Manche Eingeborene verstehen sich meisterhaft auf diese Arbeit um entsprechend guten Lohn. Die Strohschicht wird 6—9 Zoll dick und sauber „gestriegelt“ und abgefämmt. So ein neues Dach sieht wirklich ganz nett aus und hält Jahrzehnte jedem Wetter stand. Vor den Blechdächern hat es den großen Vorzug angenehmer Kühle im Sommer und Wärme im Winter. Regen und Hagel macht kein störendes Geräusch in der Kirche und Schule.

Haben Männer und Burschen das Strohdach fertig, dann fängt die Lehmarbeit der Weiber und Kinder an. Lehmbrocken und leichtere Erde wird auf einem Haufen mit Wasser übergossen und schmierfertig geknetet. Es be-



H. Kocher

Um Weihnachtsabend



ginnt das „Bombardieren“ der Wände, woran auch Männervölk zuweilen gern teilnimmt. In diesem Falle muß aber der Bauherr für große innere Anfeuchtung sorgen. Je mehr gefüllte Utshivala-Pots, desto eifriger wird das ganze Haus beworfen. Einige Tage nach dem ersten Anwurf folgt der zweite. Ist auch dieser trocken, kommt die glättende „Handpolitur“. Die Makosifazi (Hausfrauen) streicheln die Lehmwände so lange, bis der feine frische Überzug alle Risse deckt. Auf grade Linien kommt es ihnen aber keineswegs an. Wo Termiten in der Nähe ihre Hügel aufgetürmt haben, läßt sich für die Außenwände ein ausgezeichneter, kittartiger Überzug herstellen, der auch starken Regengüssen lange standhält. Weiße, rote oder braune Erdarten vollenden dann oft mit verschiedenen Linien und kleinen Malereien die Wände von Innen und Außen.

Bis St. Peter so weit kam, verging aber sehr lange Zeit.

Zu den genannten sieben Bauhindernissen kam noch ganz unerwartet ein sehr großer Hemmschuh. Der halbfertige Bau mußte fast zwei Jahre auf Vollendung warten und stille stehen. Inzwischen fiel im Winter so viel Schnee auf das etwas zu schwache Stangendach, daß es sich stark senkte. Eine doppelte Säulenreihe mußte sodann unterstellt werden, um den Bau für die Zukunft zu sichern. Von der Regierung und dem englischen Reverend kam endlich definitive Freigabe des Platzes.

Wir setzten die Türen und Fenster ein, bereiteten einen würdigen Raum für den Altar. Hinter demselben je ein Zimmerchen für den Missionar und den Lehrer. Auf die Zinnen des Daches befestigte ich ein weißgestrichenes Kreuz. Nun konnte St. Petrus in sein neuestes Missionskirchlein einziehen — just drei Jahre nach Beginn des Baues. Das Innere und Außen wurde mit frischem Grün und einigen Bildern und Fahnen geschmückt. Auf dem einfachen Notaltar stand ein schönes Altarkreuz und im Hintergrund die etwa meterhohe Statue des Kirchenpatrons, das Geschenk von Wohltätern. Es gab ein Fest wie diese einsame Gegend es noch nie gesehen. Von der Hauptstation kamen die beiden Missionare, mehrere Brüder und Missionsschwestern und die Lehrer mit ihrem munteren Scharen und vieles Volk. Aus der Location von drei Seiten heran von allen Bergen ringsum die Heiden, Evangelischen, Katechumenen und Neuchristen des Missionsbezirkes der Königin der Apostel. Zu festlichen Zusammenkünften hat das Bantuvölk immer Lust und Zeit, besonders, wenn einige Bissen inhama (Fleisch) und volle Utshivalakrüge in Aussicht stehen. Die Nichtchristen kommen natürlich auch aus Neugierde, um den Umgang der Almaroma (Missionar der römischen Katholiken) und ihren Gottesdienst zu sehen. Heute sahen alle zumal eine wirklich schöne Feier: Die Einweihung der St. Peterskirche, darin die erste hl. Messe mit Harmoniumspiel und Gesang, die Auseilung des weißen Brotes an die schwarzen Kommunikanten. Der letztere Anblick ergreift auch die Heiden gewöhnlich am meisten, indem sie sehen, daß auch ihre geringsten Stammmesgenossen aus der Hand des festlich gefleideten weißen Priesters das gleiche hl. Brot erhalten.

Das Ganze ist für sie ein neues Schauspiel und der mächtige Eindruck wird für so manche zum Keime ihrer späteren Befehlung und Weg zur Taufe. Der sichtbaren Predigt folgt nun auch die hörbare in ihrer Bulusprache. Bei solchen Gelegenheiten bietet der Prediger sein Bestes auf die Herzen und Seelen der seltenen Versammlung einzuwirken. Wenn das Wetter es erlaubt, findet die Predigt im Freien statt. Hier geschah es auf dem „St. Petersplatz“ im prachtvollen Rahmen der Berge.

Nach der kirchlichen Feier kam auch der natürliche Mensch zu seinem Rechte durch leibliche Erquickung, Unterhaltung, Spiel und Gesang. Mit der sinkenden Sonne zog alles wieder der Heimat zu. In St. Peter aber fand von der Kirchweihe an jeden Monat hl. Messe mit Predigt und Katechese statt und mit den Jahren gehen viele durch diese Peterspforte zur wahren Kirche ein. — Das nächste Jahr baute ich unter etwas erleichterten Umständen unweit der Kapelle ein Schulhaus. Man pflanzte eine Hecke, legte ein Gärtchen und einen Friedhof an. Die St. Petrus Claversodalität schenkte ein Glöckchen, Paramente, Bücher und Bilder und die Leute ringsum gewannen das Städtchen recht lieb. Wenn das Ganze vollendet dasteht und der Himmel sichtlichen Segen dazu spendet, fühlen sich die Erbauer für alle Opfer, Mühen und Arbeiten reichlich belohnt. Die 30—40 Tage und Nächte unter den geschilderten Verhältnissen leben, kämpfen und bauen zu müssen, ist gar nicht so leicht, als es niedergeschrieben und gelesen wird. Wochenlang kein Feuer sehen und auch bei rauhem Wetter kalte Kost genießen, eine harte, zugige und finstere Lagerstätte, keine Unterhaltung, hingegen schwere und rauhe Arbeit mit ungeübten oder gar keinen Gehilfen, deren Sprache für Handwerksbegriffe keine Worte hat: das alles muß man selbst erfahren und mitgemacht haben mitten im unzivilisierten Lande der Heiden.

Für den Ordensmann kommt die monatelange Entbehrung der hl. Messe und Kommunion und jeder religiösen Aufrischung hinzu. Freilich ersetzt die Gnade Gottes diese geistigen Entbehrungen gar oft in anderer trostreicher Weise, weil jene Opfer im reinen Gehorsam und im Dienste der Mission gebracht werden. Die Miterbauer von Kirchen, Kapellen und Schulen haben überdies besonderen Anteil an allem Guten, was im Laufe der Jahre in den Missionsräumen geschieht. Nicht selten sind die Außenplätze der Anfang einer späteren großen Missionsstation und ihre Früchte und Segensfolgen können fort dauern bis ans Weltende. Möge St. Petrus alle seine weißen und schwarzen Schutzbefohlenen in besondere Hut nehmen, damit er ihnen allen einmal die Himmelstür auffschließen kann.

o.



Marienlied aus fernem Süd

VIII.

Jedes wahre Kind Mariens
Grüßt den Tag des Vollerblühens
Seiner Mutter Herrlichkeit!

Jedem Diener des Gefreuzigten,
Allen Scharen der Verlöhnten
Wird ihr Sieg zur Seligkeit.

Der Tag des Vollerblühens der Herrlichkeiten der hehren Gottesmutter Maria ist mit dem marianischen Zeitalter angebrochen. Manche verlegen den Anbruch dieses glorreichen Zeitalters auf die Jahre der Verkündigung des Dogmas der unbefleckten Empfängnis und der Erscheinungen in Lourdes. Neuere Meinungen halten die dort eingeleitete Periode für eine

Vorbereitung auf das eigentliche Marienzeitalter, welches mit dem Jubiläumsjahr der Welterlösung begonnen habe. Dedenfalls mehren sich seit diesem Ereignisse die besonderen Kundgebungen der Mittlerin aller Gnaden an vielen Orten der Erde. Wenn die Not am größten wird, zeigt Maria, daß sie Mutter ist! Nächst Europa und Amerika erfreut sich auch Afrika zunehmender Hilfe. Die Berichte der Missionare aus vielen Teilen des Kontinentes melden hohe Zahlen von Eingeborenen und ganzen Stammesgruppen, die sich zum Eintritt in die wahre Kirche bereiten. Bei jeder einzelnen Seele, die den Weg vom Hesidentum zum Christentum findet, ist Maria am Werke, wie erstaunliche Tatsachen bezeugen.

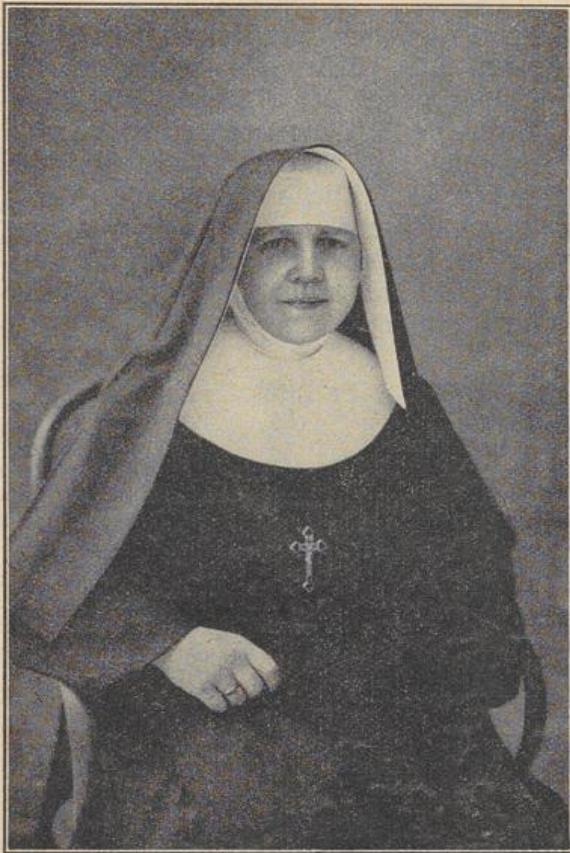


Missionsschwestern vom kostbaren Blut feierten dieses Jahr ihr 50 jähriges Bestehen. Gegründet wurden sie von Abt Franz Pfanner, dem Stifter der Mariannhilller

Photo: Mariannhilller Mission

Es kommen auch ihre Festtage zu Ehren. Der 15. August ist seit einigen Jahren in ganz Südafrika kirchlich gebotener Feiertag der Aufnahme der Gottesmutter in den Himmel. Der 8. Dezember wird an vielen Orten feierlich begangen, namentlich in den der Unbefleckten Empfängnis geweihten Pro-Kathedralen und Missionskirchen. Eine große Zahl von Lourdesgrotten entstanden im Gebiete der südafrikanischen Union. Darunter manche von einzigartiger Schönheit im Schmuck tropischer Flora unter Palmen und Blütenfülle. Diese Grotten bilden dann alljährlich am 8. Dezember den Mittelpunkt besonderer Feierlichkeiten zu Ehren der Makellosen. Trifft doch der Festtag in den Hochfrühling des Südens, wie Weihnachten in den Anfang des Sommers.

Unsere Missionsstation Lourdes im Griqualande besitzt ebenfalls eine stimmungsvolle Lourdesgrotte und zwar gerade an dem Platze, wo vor über 40 Jahren die ersten Mariannhilller Missionare ihre primitiven Notwohnungen aufschlugen. Unweit der 1895 eröffneten würdigen Missions-



Mutter M. Ebba Tirpitz, Generaloberin
der Missionsschwestern vom kostbaren Blut
Photo: Mariannhiller Mission

der, Schwestern und der schwarzen Christengemeinde unserer Almabaca schritt zur allgemeinen Freude auch noch der greise Abt Gerard Wolpert. Vor bald 50 Jahren hatte er als Erster diese Gegend besucht und den Anfang der Station mitbegründet und in den Notbaraken auf dem jetzigen Grottenplatze gewohnt. Nun konnte er als Achtzigjähriger abermals das Patroziniumsfest des südafrikanischen Lourdes mitbegehen.

Der 8. Dezember 1934 war für das Mariannhiller Eingeborenen-Priesterseminar Maria, Sitz der Weisheit, bei Mariathal, Tropo, ebenfalls ein besonderer Gnadentag als Abschluß der zum erstenmal gespendeten niederen hl. Weihe an vier unserer künftigen Bulu-Priester. Auf vielen Missionsstationen Südafrikas traten auch neue Mitglieder in unsere marianischen Jugendkongregationen ein. Der Apostolische Vikar von Salisbury nahm eine Schar Postulantinnen in die von ihm gegründete eingeb. Genossenschaft der „Kleinen Kinder Mariä“ auf, die schon eine Reihe von Professschwestern zählt.

Je mehr die hl. Religion unterdrückt und verfolgt wird, desto tröstlicher ist der Zuwachs des Guten in den Missionen. Was ehemals christliche Völkerschaften treulos hinwegwerfen, wird den Geringsten Afrikas und Afrikas geschenkt und sie stimmen ein in das feierliche Magnifikat der Magd des Herrn am Tage des Vollerblühens ihrer Herrlichkeit: „Von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter!“

o. o.

kirche U. Lb. Frau von Lourdes liegt das erwählte, reizende Plätzchen inmitten von dichtem Gebüsch und schattenreichen Pinien. Einer unserer Brüder baute mit den Eingeborenen die geräumige Grotte und schuf in mühsamer Arbeit den weiten Vorplatz derselben. Eine lebensgroße Statue der Unbefleckten steht unter dem Natursteingewölbe, von Schlingpflanzen und Blumenflor umgeben. Zu Füßen der Erscheinung kniet außerhalb der Grotte auf dem ansteigenden moosbedeckten Hügel die hl. Bernadette, eine wohlgelungene Steinfigur. Der vorjährige Festtag fiel auf den Samstag und wurde also als doppelter Marienfesttag begangen. Nach dem feierlichen Gottesdienst zog eine endlose Prozession aus dem Gotteshause zur Grotte der heilren Patronin der Mission. Inmitten der Missionare, Missionsbrüder,



Allen lieben Missions-Freunden und
Förderern wünscht

Christkinds reichsten
Gnadensegen zum hohen
Weihnachtsfeste

und ein

glückseliges Neues Jahr

die Mariannhiller Mission, sowie Schriftleitung und Verlag



Der Sohn des Freimaurers

Von Anna Kahser

(Fortsetzung)

Dann stand Ruth in der Kammer. Sie war erschüttert. Da lag im armeligen Bette in zerwühlten Kissen ein junges Menschenkind, dunkelrot und heiß von Fieber und von Scham. Die schwarzen Haare hingen ihr wirr in die Stirn. Die Hände waren an die Augen gepreßt.

„Urschel, da ist das Fräulein!“ rief ihr die Mutter mit rauher Stimme zu. „Mitten aus'm Hochzeiten is's kommen. Nu laß auch das Gleinnen!“

Ruth gab der Frau einen Wint, sie mit dem Mädchen allein zu lassen. Sie zog einen wackeligen Stuhl herbei, setzte sich und neigte sich zu der Kranken.

„Wollen Sie mir nicht die Hand geben Kind? Ich bin gerne zu Ihnen gekommen.“

Da fuhr das Mädchen auf und sah Ruth ungläubig an.

„Kind, sagen Sie? Und gern wären Sie gekommen? Zu mir — —?“

„Aber gewiß. Und ich möchte Ihnen helfen.“

„Helfen — kann mir keiner mehr.“ Sam's dunkel aus den Kissen. „Hätten sie

mich nur — im Wasser gelassen, — jetzt wär's vorbei.“

Sie schlug die Hände wieder vor's Gesicht. Ruth zog ihr die Rechte herunter und hielt sie in der ihren fest.

„Warum denn verzweifeln? Sie sind doch noch so jung. Was nicht mehr gut ist, kann doch wieder gut werden. Ich helfe Ihnen gern. Sehen Sie mich einmal an.“

Auf wiederholtes Bitten wandte das Mädchen ihr den dunklen Blick scheu zu, schlug ihn aber gleich wieder nieder. Ruth war erschüttert von der Summe von Dual und Not und Schuld und Verzweiflung die wie eine Lohne aus diesen Augen flammtten. Ruth strich liebevoll über die heiße Hand des Mädchens.

„Armes Kind!“

Da zuckte es wieder in dem jungen Gesichte, ein Stoßen ging durch den Körper und ein so verzweifeltes Weinen, wie es Ruth, in den Jahren ihres Samarterlebens noch nie gehört hatte. Sie ließ sie still gewähren. Sie wußte, solch eine Flut löst manches Erstarrete, spült über aufgewühlte Schollen wie der warme Regen nach Wetterschlägen.

Ja, zertreten, gebrochen, gestrandet zufte hier in Verzweiflung ein Menschenherz, das unglückliche Kind einer unglücklichen Mutter.

Langsam wurde Ursel ruhiger. Nur dann und wann noch ein stoßendes Schlucken. Ruth strich ihr die Haare aus dem heißen Gesicht und legte ihre kühle Hand auf die fiebrige Stirn. Dann holte sie Wasser, bot ihr zu trinken und legte ihr einen erquidenden Aufschlag auf die Stirn.

„So, Kind, das hat wohlgetan. Nun erzählen Sie mir einmal von sich. Ich spreche zu keinem Menschen darüber.“

„Das hat der Pfarrer auch gesagt und auch der Pater. — Und ich hab' doch nichts sagen können. Nachher hätten sie mich doch verdammt, wie die andern alle. Und ich hab' mich auch — so entsetzlich geschämt. In die Erde hätte ich sinken mögen vor so einem Priester ... Aber eh ich wieder — ins Wasser geh', wollt' ich — Sie ein einzigmals sehen.“

„Warum denn mich?“

„Weil Sie — so gut sind — und — so rein. O—oh!“

„Wir sind alle nicht rein vor dem lieben Gott. Auch ich nicht. Woher kannten Sie mich?“

„Ich kenne Sie schon lange. Als ich noch auf der Alm war — o auf der Herrgottsalm —, da sah ich Sie einmal dem Edelweiß nachklettern. Da hatten Sie schon so gute Augen. Da, — da war ich auch — noch gut.“

Ein wehes Schluchzen stieß ihr wieder aus der Brust.

„Auf der Alm waren Sie?“

„Immer, als kleines Mädchen schon.“

„In den dunklen Augen brannte ein heißes Heimweh auf. „Wäre ich da oben geblieben, ich wäre nicht, was ich bin!“

„Waren Sie Sennnerin?“

„Ja, ja, Sennnerin. O meine Alm!“

Ursel weinte wild, sie wollte auf. Ruth hielt sie sanft zurück und nahm wieder ihre Hand.

„Kind, nun erzählen Sie mir einmal ganz ruhig, wie alles gekommen ist. Es soll schon alles wieder gut werden.“

Ruth erkannte für gewiß, hier mochten tragische Verhältnisse, düsteres Geschick und Gewalt, vielleicht auch fremdes Mittun ein Schuldkleid für ein Menschenkind gewoben haben, das vom ewigen, wissenden, begreifenden Allerbarmer schon zerrissen war, als die Menschen erst anfangen zu richten. Sie erinnerte sich einer alten Geschichte, die sie vor Jahren über die Leute vom Feldkreuz gehört hatte. Dunkel von Schuld war diese Geschichte, aber die alte Frau, die sie jetzt draußen in der armseligen Küche murmeln hörte, sie war nicht Schuldige, sie war das Opfer.

Obgleich ihr Erinnern an jene Begebnisse nur un klar war, wurde ihr Erbarmen mit den armen Verfemten tiefer.

Ursel war ruhiger geworden. Stockend begann sie zu flüstern:

„Meine Mutter war nicht immer, wie sie jetzt ist. Als ich ein Kind war und Großvater noch bei uns war, da war's schön. Aber als ich zur Schule mußte, da — da wollte kein Kind mit mir zu tun haben, keines bei mir sitzen, keines mich an der Hand fassen. Einmal, als die andern so schön spielten und ich ganz allein an der Mauer stand, da wurde mir ganz wild hier drinnen. Ich hätte sie alle — und hätte alle totmachen mögen. Am vorigen Tage war nämlich die kleine Liesel vom Brunnhofe gestorben. Die hatte wohl mal „liebe Ursel“ zu mir gesagt und mich mit in den Spielfreis genommen. Die war nun tot. Da durfte ich nicht mehr mitspielen, weil die Liesel vom Lorenzenhof es nicht wollte. All die andern waren bange vor ihr. Das hat dann die Mutter von der toten Liesel von ihrem Stubenfenster aus alles gesehen, wie sie zu mir waren, und da hat sie mich nach der Schulstunde geholt und mich an Liesels Platz gesetzt. Dann ist sie zum Lehrer gegangen und ist lange bei ihm geblieben. Am andern Tage durfte ich mitspielen. Aber nachher kam die Liesel hinter mir her und sah mich böse an und ... Ich mag's nit sagen.“

Das Mädchen legte wieder die Hand über die Augen, und in ihre Stirn stieg dunkle Röte. Ruth drängte sie nicht. Geduldig wartete sie.

Ursel atmete ein paarmal schwer und stieß heraus: „Soll ich meine Mutter anklagen? Und andere? Aber es weiß ja doch alle Welt. — „Du, deine Mutter ist eine Schlechte,“ sagte die Liesel, sagte es so böse. „Ich hab' gehört, daß unser Tonnerl zum Schäferjost gesagt hat, es wär' eine Schand mit euch. Solchen Dingern wie dir sollten sie den Hals umdrehen, die gehörten nicht zu ehrlichen Menschen. So, nun wirst' die Nase voll haben.“

„Armes Menschenkind,“ sagte Ruth leise und drückte die zuckende Hand in der ihren. „Schon die Kindheit vergiftet.“

„Ich bekam's gut bei der Brunnferin, aber das Schreckliche hab' ich niemals vergessen können,“ fuhr Ursel fort. „Dann kam ich auf die Alm. O, jetzt, wo ich die Hölle in mir hab', jetzt weiß ich, damals bin ich dem Himmel nahe gewesen und dem lieben Gott. Ich hab' das Edelweiß liebgehabt, mein Leben hab' ich gewagt um ein Sträuschen. Hab' mir immer gedacht, so wie Edelweiß will ich auch immer da oben bleiben, weit, weit von den Menschen. Die Luft war so frisch und die Alpenbrünlein so klar. Aber

manchmal, wenn ich den Bergbach rauschen hörte und ihn zur Tiefe stürzen sah, fühlte ich auch so was Fremdes, Wildes in mir. Dann hätte ich ihm nach mögen. Dann war ein Sieben in mir, und ich hab' geschrägt und gezaucht und gejodelt, bin mit den Geißen um die Wette über die Felsen geklettert, je gefährlicher, desto lieber. Und hab' getanzt und unweisen Spuk getrieben um die Hütten, bis ich mir selbst unheimlich war. Und Thomerl, der alte Senn, geknurrt hat, ich hätt' so gut den Teufel im Leib wie meine Alte. Dann hab' ich mich ins Allmras gelegt und hab' geweint, ganze Stunden ...“

„Und dann?“

„Dann hab' ich's nicht mehr ertragen. Ich hab' runter müssen von der Allm. Bin eine Nacht in dieser Hütte geblieben und dann in die große Stadt gegangen. Und dann ...“

Das Mädchen kehrte das Gesicht zur Wand und schwieg eine Weile. Schließlich aber fuhr es leise fort: „Raus muß es ja doch. Ich erstickte sonst dran. Dann — bin ich schlecht geworden. „Tanzursel“ nannten sie mich bald. Aber wär' schlummer nichts gewesen! Denken Sie an den Wildbach, der zur Tiefe muß, ob er will oder nicht. Ich hab' auch müssen, hab' in den Grund müssen. Und hätt' doch — hätt' doch — so gerne gut sein mögen.“

Das letzte schrie sie fast, aus einer Quäl heraus, die sie erwidigen wollte. Ruth legte ergriffen den Arm um den Hals des Mädchens. „Still, Ursel, es ist ja gar nicht mehr arg. Bist doch nicht schlummer wie Magdalena, die nachher doch wieder so gut wurde.“

Das Mitleid hatte ihr das „Du“ auf die Lippen gedrängt. Sie sah in diesem verzweifelnden Menschenlinde nur mehr die zerrissene, von einer dunkeln Gewalt in einen Abgrund getriebene Menschenseele. Mit heiligem Schauer erfüllte sie die Erkenntnis, daß auch in Schmutz und Schlamm doch das Heimweh nach Gott, der Schrei nach Reinheit immer wieder in der Seele durchbricht.

„Kind, warum hastest du nicht einmal Vertrauen zu einem Priester?“

Er ist doch ein Mensch wie auch wir. Hat denn der Heiland die Sünder verdammt? Ein Priester hätte das Erbarmen mit deiner Not gehabt und dir geholfen. Du hast nicht gut getan, daß du so starke Hilfe nicht suchtest.“

„Die Frau, zu der ich in Dienst kam, war doch auch so fromm — und wies mich doch so hart auf die Straße, als ihr — das Schlimme bekannt wurde. Ach, Sie wissen ja noch gar nicht, wie schlecht ich war.“

Sie neigte sich Ruth zu und sprach eine

Weile flüsternd, wirr durcheinander. Immer wieder ließ die Scham sie stocken, aber immer wieder erzwang das geprägte Herz sich Luft.

Ruth schaute in Abgründe. Wie tief doch die arme Menschennatur sich in das Labyrinth der Schuld verirren kann, wenn einmal das Kleid der Gottzugehörigkeit abstreift ist und der Feind die Seele als vogelfrei in seinen Jagdgründen findet. Fesseln, die der Teufel schmiedet, sind fest. Aber hier hatte ein erbarmender Gott den Hebel angelegt zur Erlösung, in dem Augenblicke, da der Feind zum letzten Griff ansetzte. Das erkannte Ruth in ernster Freude.

„Warst du denn ganz allein in der großen Stadt?“ fragte sie weiter.

„Ganz, ganz allein. Hätte ich nur ein einzigmal ein kleines Plätzchen gehabt in einer warmen Familienstube, unter einer Lampe, unter der ein Vater und eine Mutter sitzen, o, ich hätte nichts nach Kino und Tanz gefragt. Ich habe einmal durch ein Fenster in solch eine Stube hineingesehen. Ich hätte aufschreien mögen. Da tat hier drinnen alles so weh. Da hab' ich sterben wollen. O Fräulein, wo ist es wohl so entsetzlich einsam wie in einer großen Stadt!“

Ruth seufzte. „Und zuletzt?“

„Vor einem Vierteljahr war's. Da sah ich in einem Schaufenster ein Bild ausgestellt „Abendleuchten auf der Allm.“ Da habe ich geheint vor Sehnsucht nach einem Edelweiß und nach den blauen Alpenbrümlein. Aber ich hätte Edelweiß ja nicht anführen dürfen, hätte ich auch Tag und Nacht wandern mögen. Das dürfen nur reine Hände. Ihre. Da habe ich in einem Kirchenportal die Nacht zugebracht. Den Stein hab' ich naßgeweint. Am andern Morgen kamen die Schwestern durch das Portal. Das wußte ich. Da habe ich mich an den Pfeiler gestellt und hab' gewartet. Ich wollte mal wieder guten Menschen in die Augen sehen. Dann ist mir schlecht geworden. Und eine von den guten Schwestern hat mich im Arm gehalten. Und hat mich nachher in ihr Kloster genommen. Dann hat sie mir eine Stelle bei einer frommen Dame verschafft. Da waren Kinder dort. O, als ich bei Kindern hab' sein dürfen, Kinder lachen hörte, da — da habe ich es mir geschworen, jetzt wollte ich gut werden. Ich weiß nicht, woher mir der Mut kam. Aber nie hatte ich so ernst gewollt. Ich freute mich, daß ich den Kindern und der frommen Dame dienen durfte. Ich war so ruhig geworden, und das Wilde, Unheimliche fühlte ich nicht mehr so schlimm.“

(Fortsetzung folgt.)

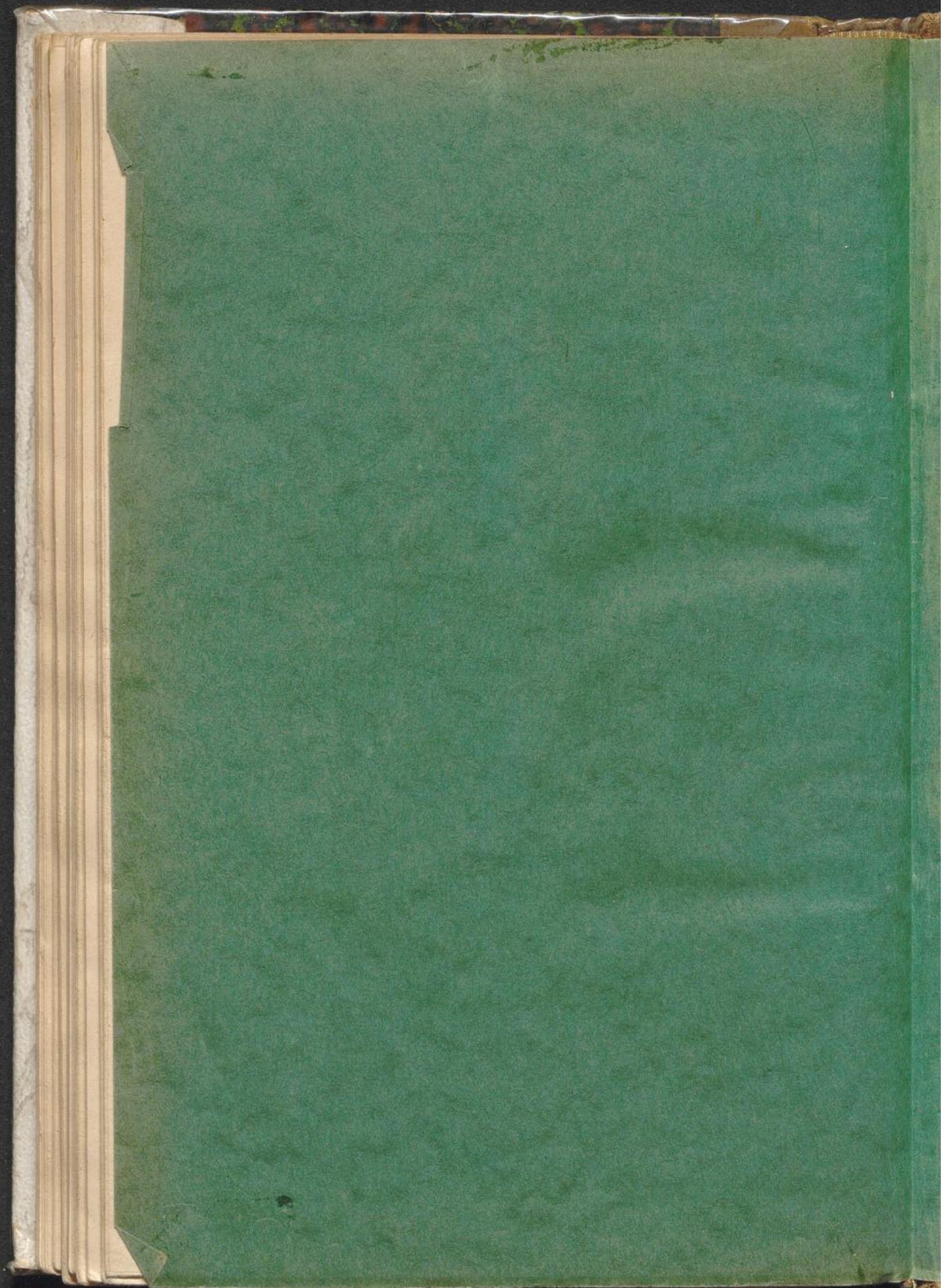
Zum Jahresschluß!

Brachtet ihr dem alten Jahr,
Was ihr bringen solltet, dar?
Ernstes Wollen, reine Glut,
Göttergebnen Sinn und Mut?
Herzen ohne Falsch und Neid,
Menschen dieser wirren Zeit?
Nächstenliebe, Nächstenhuld? —
Trugt in Demut eigne Schuld? —
Seiner Sünde Leid und Lohn
Sät sich selbst der Erdensohn.
Seht, dort steigt aus gold'nem Flor
Licht ein neues Jahr empor! —
Wollt sein Erdenwerk ihr krönen,
Bringt ihm treustes Wollen dar:
Und an Menschenwürd'gem, Schönem,
Blüht der Welt ein Freudenjahr.

Julius Lohmeyer.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Übereinkunft gerne gestattet.
Verantwortlicher Schriftleiter P. G. A. Rottmann; Missionshaus St. Joseph, Reimlingen
Druck der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bahr.-Schwaben







•
Mariannhäuser Vergissmeinnicht

1935